Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXXVIII.

(Januar — Februar — März 1899.)

45931
99

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
(Elwin Paetel.)

rdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, C. Beck. — Basel, Akademische Buchhandlung
Lendorff. — Boston, Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung.
. Kilian's königl. Universitäts-Buchhandlung. — Buenos-Aires, Jacobsen Libreria. — Bukarest,
ek & Co. — Chicago, Koelling & Klappenbach. — Christiania, Cammermeyers boghandel. — Cincinnati,
. E. Wilde Co. — Dorpat, E. J. Karow's Univ.-Buchh. — Kapstadt, Herm. Michaelis. — Konstantinopel,
Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Høest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — Liverpool,
es Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co.,
d. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand,
Hoepli, Hofbuchhandlung. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner, Industrie-
Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken &
ll, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Wester-
& Co. S. Zickel. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert.
Soudier. — Petersburg, Aug. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Carl Ricker. —
delphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli's Filiale. — Porto-Alegre, A. Mazeron. —
l, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. —
de Janeiro, Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchh. — Rotterdam, W. J. van Hengel. —
Francisco, Fr. Wilhelm Barkhaus. — Santiago, Carlos Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. —
nda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm Wwe. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. —
chau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- u. Univ.-Buchh. Wilh. Frick,
chh. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — Yokohama, Winkler & Co. — Zürich, C. H
bell. Meyer & Zeller. Albert Müller, Nachfolger von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Fr. Schultheß.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.98

Inhalts-Verzeichniß

zum

Achtundneunzigsten Bande (Januar — März 1899).

		Seite
I.	Adam und Eva. Roman von **Helene Böhlau al Raschid Bey.** VI./VIII.	1
II.	Die menschliche Gesellschaft als philosophisches Problem. Von **Ludwig Stein** (Bern)	21
III.	Die Rembrandt-Ausstellung in Amsterdam. Von **Otto Seeck.** III./IV. (Schluß)	41
IV.	Panislamismus und islamitische Mission. Von **J. T. von Eckardt**	61
V.	Johannisnacht. Von **Paul Heyse**	82
VI.	Die Dauer des Lebens. Von **Eduard Strasburger.** VII./XIV. (Schluß)	90
VII.	Tante Fritzchen. Skizzen von **Hans Hoffmann.** I. Die unversicherte Brigg	119
VIII.	Conrad Ferdinand Meyer zum Gedächtniß	134
IX.	Zum Aveſta. Von **Albrecht Weber**	139
X.	Politische Rundschau	143
XI.	Beiträge zur Culturgeschichte des Rheinlandes. Von **P. D. Fischer**	149
XII.	Gedichte von Otto Braun	152
XIII.	Was iſt die Kunſt? Von **Willy Pastor**	154
XIV.	„Aus der preußischen Hofgesellschaft"	156
XV.	Literarische Notizen	157
XVI.	Literarische Neuigkeiten	158
XVII.	Adam und Eva. Roman von **Helene Böhlau al Raschid Bey.** IX./XIII. (Fortsetzung und Schluß)	161
XVIII.	Tsze-Hsi, Kaiserin-Regentin von China, und der Staatsstreich in Peking. Von **M. von Brandt**	194
XIX.	Studien zur Romantischen Schule. Von **Ricarda Huch.** I. Karoline	207

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XX.	Land und Leute in Corsica. Von **Theobald Fischer**	217
XXI.	Die Popularisirung des Hochschulunterrichts und verwandte Bestrebungen. Von **H. Albrecht** (Groß Lichterfelde)	232
XXII.	Alfred Lord Tennyson. Von **Lady Blennerhassett**	257
XXIII.	Tante Fritzchen. Skizzen von **Hans Hoffmann.** II. Der Landstreicher	291
XXIV.	Jakob Burckhardt über die Cultur der Griechen. Von **Friedr. M. Fels**	300
XXV.	Politische Rundschau	307
XXVI.	An der Neige des Jahrhunderts. Von **Adolf Hausrath**	313
XXVII.	Kerner von Marilaun's Pflanzenleben. Von **Wilhelm Bölsche**	315
XXVIII.	Literarische Notizen	317
XXIX.	Literarische Neuigkeiten	320
XXX.	Nachbars Werner. Erzählung von **Isolde Kurz**	321
XXXI.	Aus Conrad Ferdinand Meyer's Leben. Von **Adolf Frey.** I. Die Vorfahren	345
XXXII.	Ein Wort zur Ehrenrettung der Moral. Von **Rudolf Eucken**	361
XXXIII.	Volkslieder und Volksglauben der Finnen. Von **Alfred Gercke** in Greifswald	373
XXXIV.	Carl Schurz. Von **Marie Jüssen**	387
XXXV.	Studien zur Romantischen Schule. Von **Ricarda Huch.** II. Die Gebrüder Schlegel	400
XXXVI.	Die englischen Landarbeiter	415
XXXVII.	Friedrich Spielhagen. Von **Eugen Zabel**	429
XXXVIII.	Tante Fritzchen. Skizzen von **Hans Hoffmann.** III. Der Kahnschiffer	438
	IV. Das Tauende	443
XXXIX.	Der neue Stil. Von **Willy Pastor**	451
XL.	In Memoriam. J. von Döllinger. 28. Februar 1799 — 10. Januar 1890. Von **Lady Blennerhassett**	459
XLI.	Zur deutschen Biographik. Von **O. Hartwig**	464
XLII.	Politische Rundschau	469
XLIII.	Die Rechte und Pflichten der Kritik. Von **O. Külpe**	475
LXIV.	Noch einmal Zarathustra. Von **H. Oldenberg**	476
XLV.	Literarische Notizen	477
XLVI.	Literarische Neuigkeiten	479

Adam und Eva.

Roman

von

Helene Böhlau al Raschid Bey.

[Nachdruck untersagt.]

VI.

Ein uraltes Märchen gibt es: eine reine Jungfrau wollte sich für ihren Herrn opfern, auf daß er von der Miselsucht genesen sollte. Lebend wollte sie sich für ihn das Herz aus der Brust schneiden lassen.

Und als er durch die Thürspalte blickte, da sah er sie bloß, wie sie zur Welt geboren war, nackt, in ihrer großen Schönheit, wie sie geduldig dem Arzt die Brust bot, damit er schneiden sollte und ihren Herrn retten.

Da erbarmte sich seine Seele.

In dem stillen, hohen Raume stand sie, die im uralten Märchen ihren Herrn retten und sich für ihn das Herz lebend aus der Brust schneiden lassen wollte, da stand sie, nackt, wie sie zur Welt geboren war, in ihrer großen Schönheit.

Sie hatte ihrem Herrn versprochen, ihm einen Wunsch zu erfüllen.

Henry Mengersen saß ganz versunken und entrückt über seiner Zeichnung.

Große Stille im Raum.

Draußen Juliwärme, Julisonne, ungeheure Laubmassen, schneeweiß leuchtende ziehende Wolken auf tiefblauer Himmelsbahn.

Sommerliches Treiben, Sommerlaute, Sommerdüfte, Sommerblumen, der Glanz von einem weiten, ruhigen Wasserspiegel, heiliger, warmer Sommerzauber.

Drinnen in dem stillen Raum der ganz in seine Arbeit versunkene Mann, arbeitend wie an einer Offenbarung.

Etwas Ersehntes, etwas Nothwendiges war es, was ihm da geschah. Keine Minute, keine Secunde verlieren!

Wie eine hell leuchtende Blume steht sie regungslos und todtenbleich.

Er hat hin und wieder auf den Lippen, zu sagen, sie solle ruhen.

Er will sie aus ihrer Stellung erlösen — aber er wagt nicht.

Was dann? — Was kann die nächste Minute bringen?

War er seiner sicher?

War er ihrer sicher?

Er arbeitet ohne Zeitmaß — hastig, widerstandslos.

Ungespaltenen Willen für seine Arbeit! Die wundervollen Formen ohne Nebeneindrücke!

Er stellt sich kühl vor, daß sie ein bezahltes Modell sei — und es gelingt ihm.

Jetzt erst kann er ganz in sich selbst versinken.

Wie einfach ist Alles zugegangen!

Ihr leises Kommen — ein so rührendes Anschmiegen.

Er hat sie auf die Stirn geküßt.

Vorsichtig war er gewesen vom ersten Augenblick an.

Dann hat sie still und ernst die Kleider abgelegt.

Ja, und da war ihm das aus dem Märchen vom armen Heinrich gekommen.

Märchenhaft, weltfremd, jede Bewegung von ihr wie tief träumend, und der große, reine Ernst wie bei einem heiligen Opfer.

Wundervolle Rosen standen in einem weiten Korb, die hatte er vor ihr ausschütten wollen.

Er wagte es aber nicht. Den Kopf nicht verlieren!

Von vollendeter junger Schönheit war ihr Körper. Ein Geschenk, eine herrliche Erfahrung.

„Dem Schöpfer Dank, daß das Mädchen so leichtsinnig war, daß sie ihrer großen Schönheit froh werden, und daß sie ihn gewinnen wollte — Alles bei Seite werfend. Unerhört raffinirt ist ein kluges Weib, das auf Beute ausgeht. Diese rührende Gestalt, dieser Ausdruck des völlig bleichen Gesichts!" Als Künstler nahm er das Eigenthümliche ihres Wesens bereitwillig auf, als Mensch fühlte er sich davon fast abgestoßen, — — er sah als Mensch tiefer. Er empfand das Märchenhafte.

Aber welchen Werth hatte das?

Kann ein Weib, das so rücksichtslos wirbt und auf sein Ziel losgeht, wahr sein? Wie steht das im Einklang mit solcher Reinheit der Bewegung, solcher Unantastbarkeit? . . .

Er blickte über alles Aeußere hinweg, in die eitle, beutegierige Weibesseele hinein.

Im alten Märchen heißt es: „Es erbarmte sich seine Seele!"

Henry Mengersen war ein kluger Mensch. Was die Natur etwa versäumt hatte, in seinem Charakter praktisch einzurichten, dem hatte er nachgeholfen.

Sein Empfinden als Mensch ist vortrefflich geschieden von seinem Künstlerempfinden. Seine große Kühle und Vorsicht ist ganz etwas für sich. Als

Künstler kann er leidenschaftlich, warm, groß sein. Er ist sich dessen auch vollkommen bewußt. Er hat sehr viel über sich selbst nachgedacht, beurtheilt und behandelt sich gewissermaßen wie ein Kunstwerk.

Er hat sich zur Kunst trainirt, wie Andere es zu irgend einem Sport thun, genau so kühl und berechnend. Er will sich seine Kunst intact halten, seine Person, seine Toilette. Alle diese Dinge behandelt er auf das Sorgfältigste. Und wer im geringsten auf eins dieser Dinge störend einwirkt, den belehrt er. Er hat gefunden, daß die kühle Belehrung eine ganz außerordentliche Waffe sei — eine erstaunliche Waffe. Es gibt für den Anderen in gewissen Momenten nichts Beschämenderes.

Ja, und während der Arbeit, als er nicht wußte, wie jetzt enden, wie ein ruhiges Ausklingen des sonderbaren Abenteuers möglich sei, so daß er sich nicht den geringsten Vorwurf zu machen hätte, sonderte sich in ihm schon der Belehrungsstoff ab — wie das Gift in einem Giftzahn. Der tödtliche Biß aber erfolgte nicht.

Er war nicht nöthig. Unauffällig, still, ernst, wie sie gekommen, ging sie wieder.

Er wollte sprechen, war verwirrt, etwas verlegen, ja, er war dabei, aus Verlegenheit zärtlich zu werden.

Er sprach etwas ungeschickt von Dank. Da sah er, wie sie den Finger auf ihren Mund legte und ihn dabei anblickte.

Dann sah er die Gestalt in dem weißen Kleid durch den Garten gehen, ruhig und langsam, nicht scheu und eilig.

Nicht ein Wort hatte sie bei ihm gesprochen, stumm war sie gekommen, stumm gegangen.

Als er an diesem Abend zu Mrs. Wendland kam, war Isolde nach München abgereist.

Mama hielt sich noch bei dem schwer erkrankten Bruder in Berlin auf, und Isolde fand die Schwester ganz allein daheim. Der Vater hatte seinen Kegelabend.

„Wo kommst denn Du her?“ sagte Marie ganz erstaunt, als sie ihrer Schwester öffnete.

In dem dunkeln Corridor war es beklommen. Nach der herrlichen, weichen Seeluft drängt es sich hier wie erstickend in die Lungen.

„Ist was geschehen?“ fragte Marie, „was fällt Dir denn ein? Jesus, statt froh zu sein, kommt die Suse hier an! Willst Du was?“

„Ich will hinein,“ sagte Isolde.

„Bist Du triste?“ fragte Marie weich.

Da schlang Isolde ihre Arme um die blonde Schwester und gab sich wie ein krankes, abgemattetes Kind.

Marie war so lieb zu ihr, goß ihr Thee auf, deckte den Tisch zum Abendessen.

Isolde ging bei Allem, was Marie that, ihr nach wie ein Kind seiner Mutter.

„Ist Dir doch was?“ wiederholte Marie hin und wieder ihre Frage.

Zu ihrer Schwester sammtner Weichheit war Isolde von Kindheit an geflüchtet, wenn sie seelisch fror, wie in einen Sonnenstrahl hinein. Marie war es so gewöhnt, Isoldens unruhiges, flackerndes Gemüth in ihre stille Natur aufzunehmen. Sie machten beide nicht viel Worte, aber das Zueinanderschlüpfen der jungen Geschöpfe, die gegenseitige Wärme — das war so gut.

Marie wollte ihr Bettzeug holen, um bei Isolde zu schlafen. Sie hatte ihr Lager in einem anderen Zimmer aufgeschlagen, des Schädels wegen. Von seinem Postament hatte sie ihn nicht nehmen wollen und hätte auch nicht gewußt, wohin damit. Und allein mit ihm im selben Zimmer — nicht um die Welt!

„Geh', bleib nur, wo Du bist,“ sagte Isolde, dann ging sie schlafen.

Sie legte sich mit großen Augen nieder, ließ das Licht brennen und starrte vor sich hin.

Was für ein Weh stieg in ihrer Brust auf — so fremd, so nagend? Sie verstand es nicht.

War es Reue? War das entsetzlich, was sie gethan? Es nagte — nagte — nagte.

Aber weshalb sie so fremd, so geheimnißvoll litt, verstand sie doch nicht. Ein Erstarren ging durch ihre Glieder und ihre Seele — ein schreckliches, tödtliches Erstarren.

War das Zweifel? War das . . .

Sie fand keine Worte, keine Gedanken — aber sie litt. Sie fühlte, als grübe ein Messer in ihrer Brust und suchte nach ihrem Herzen.

„Du Mensch aller Menschen hast es verlangt!“ Und wie damals legte sie die Hände wie im Gebet zusammen und blickte auf den Schädel. „Du hast es verlangt, weil ich dein bin, weil du mein bist und weil ich dir helfen soll.“ Sie flüsterte wie in großer Schmerzensnoth. „Du wirst kommen — und du wirst mich nicht wieder verlassen!“

„Also doch ein wohl berechneter Heirathsplan, sehr — sehr schlau,“ würde der Schädel denken, hätte er das Glück, Henry Mengersen's Hirn in seiner Höhle zu haben.

Eine ungeheure Sehnsucht erfüllte sie.

„Hätte er mich doch geküßt — geküßt!“ ein tiefer Seufzer wie ein Schrei. Sie erzitterte durch alle Nerven. Dann ein Aufschluchzen.

„Nun weiß ich, wie ich bin! Er ist besser. Alles hat er — Alles kann er. Was für ein Mensch ist er! — und auch besser als ich!“

Ein zorniges, empörtes Gefühl. — Stunden lang tobte es in ihr auf und nieder. Ruhlos, friedlos — und so unsagbar weh!

Dann kam ein dumpfer Schlaf und dumpfe, tiefe Träume.

Sie stand auf einer Bühne und sollte singen und wußte nichts von dem, was sie singen sollte, und hatte nie ein Wort davon gehört.

Im Hemd stand sie vor allen Leuten, als müßte es so sein — und doch war etwas Verstecktes, dumpf Schmachvolles dabei — als müßte es doch wieder nicht so sein. Und Henry Mengersen ging an ihr vorüber in seinem weißen Flanellanzug, so unantastbar vollendet gekleidet — und lächelte nachsichtig — da wachte sie auf.

Ihr Herz schlug — und es war ihr, als hätte das Lächeln sie gebrandmarkt, ja, als hätte er in Wirklichkeit so gelächelt.

Sie hob die Hände zum Schädel auf. „Du liebst mich — ich bin dir das Liebste auf der Welt — wie du mir. Dann ist Alles gut. Du hättest ja sonst auch nicht darum bitten können."

Das fremde, geheimnißvolle Weh lag dennoch auf ihrer Seele und über ihrem Körper wie etwas, das sie ersticken wollte.

Am Morgen trat Marie ein mit einem weiten Korb voll der herrlichsten Rosen.

Das war genau so ein Korb, wie er bei ihm gestanden hatte.

„Du, das ist für Dich gekommen," sagte Marie. „Von wem wohl?"

Isolde saß auf ihrem Bettrand, bleich, mit selig gespannten Zügen. Und ihr war, als flöge ein mächtiger grauer, weicher Vogel, der sich mit ausgebreiteten Flügeln an sie angedrängt hatte, von ihr ab. Sie konnte nicht sprechen. Sie blickte nur mit großen, weit geöffneten Augen.

„Ein Briefel ist nicht dabei, gar nichts — ich hab' schon geschaut. Der Dienstmann hat's für Fräulein ‚Isolde Frey' gebracht. ‚Isolde' hat er gesagt. — Für Dich. — Von wem nur?"

Jetzt hatte Isolde den Korb auf dem Schoß, ihre beiden Hände lagen wie zitternd liebkosend über den Rosen. Sie saß regungslos. „Rosen," sagte sie langsam, „Rosen!"

„Das sind mindestens für fünfzig Mark welche," meinte Marie, „so ein Haufen! Herr Gott, Isolde, von wem nur? Du weißt's? "

Isolde schüttelte wie geistesabwesend den Kopf.

Wie ein weicher, warmer Wind zog Frieden über sie hin. „Nun ist Alles gut."

Aus den thaufrischen Rosen stieg Seligkeit auf und Hoffnung, und ihr eigenes Selbst ganz rein gebadet, schön und ohne jede Schmach — und gut.

Den ganzen Vormittag machte Isolde sich mit den Rosen zu thun. Gläser und Vasen füllte sie damit und stellte sie so und so, und schaute sie an und nahm diese und steckte sie zu jener und sagte: „Wenn sie doch nicht welken würden. Weißt Du, Marie, wenn die immer blieben, Winter und Sommer, dann säh unser Zimmer wie ein Garten aus."

Die Rosen hatten alle Qual von ihr genommen.

Dieser Morgen, der Isolden die Rosen gab, brachte der Familie Frey einen höchst merkwürdigen Tag. Kein Familienglied vergaß ihn je.

Um halb zwei Uhr saßen Dr. Frey, Karl, Marie und Isolde bei Tisch.

Das Mädchen brachte die Zweiuhr-Post: die Probenummer einer neuen Zeitschrift, einen Geschäftsbrief, eine Rechnung, die Ankündigung eines neuen Tabaksladens in der Nachbarschaft und einen Brief von Frau Dr. Frey.

Dieser Brief war es, den der Doctor vor Allem zuerst ergriff.

Marie hatte in diesen Tagen im Stillen die Bemerkung gemacht, daß kein Bräutigam auf die Briefe seiner Braut so erpicht sein konnte wie der Vater auf Mamas Briefe.

Zu jeder Tageszeit, wenn er heim kam, das Erste: „Ist Nachricht von Mama da?"

„Das, wenn die Mutter wüßt'," dachte Marie manchmal.

Und wenn er einen solchen Brief öffnete, mit welcher Hast!

Und heute? Was war denn das? Kaum, daß er in den Brief gesehen, lief Dr. Frey ganz blauroth an. Ein Stöhnen folgte.

Isolde bemerkte es zuerst und fuhr entsetzt auf: „Vater!"

Die Augen waren ihm aus den Höhlen getreten. Er sah mit einem Mal erdrückend groß und schwer aus.

Die drei Kinder hatten mit dem Suppenlöffeln inne gehalten und starrten auf ihn.

Er stöhnte wieder und wieder, als könne er keine Luft bekommen. Seine Farbe wurde beängstigend.

Mit einem Male erhob er sich und ging schwerfällig im Zimmer auf und nieder, griff nach seinem Taschentuch und fuhr sich über die Stirn.

„Vater?" fragte Marie ängstlich.

Da stellte er sich vor sie hin. Sein Blick war immer noch starr.

„Schwä—r reich!" kam es undeutlich, heiser heraus. Seine Kehle war ihm zugeschnürt.

So sieht das Glück aus!

Die Kinder starrten.

Sie wußten nicht mehr, was sie sagen und denken sollten. Seine Seele und sein Körper waren wie von einem Krampf gepackt. Er war wie ein Thier, das in ein Riesenfaß Wein oder Syrup gestürzt ist. Es muß im Ueberfluß mit dem Erstickungstod kämpfen.

„Ist denn der Onkel todt?" fragte Isolde.

„Mausetodt," sagte Dr. Frey.

Da kam es wie ein Luftstrom über ihn, und er konnte wieder athmen. Er wurde wieder er selbst.

Der tödtliche Geldblutdurst, der wie ein häßlicher Krampf ihn überfallen hatte, ließ einen freien Augenblick jetzt wieder in ihm aufkommen.

„Ja, da bin ich nun ein schwerreicher Mann!" sagte er mit der bekannten und berühmten Dr. Frey'schen Prophetenstimme. — „Mama hat geerbt."

„Na, Alte, nun hast Du einen reichen Mann!"

So empfing Dr. Frey scherzend seine Gattin, als sie nach dem Begräbniß ihres Bruders nach München zurückkehrte. Er trug eine Trauerbinde.

Die Mädchen hatte er ins allererste Confectionsgeschäft geschickt und ihnen Trauerkleider machen lassen, aus dem „ff", wie er sagte.

Und wie die beiden im Zimmer geschäftig hin und wieder gingen, um für Mama den Kaffeetisch zu richten, war in dem einfachen Raum mit seinen altmodischen, verbrauchten Möbeln ein zartes Rauschen und Knistern, so eine intime, flüsternde Harmonie zu spüren, die die Bewegung der beiden jungen Geschöpfe umgab.

Dr. Frey wanderte im Zimmer auf und ab und lauschte andächtig auf das süße, seidige, zarte Schürfen, das von den beiden Bamsen ausging.

„Frou-frou," sagte er.

Wie geschmeidig sahen die jungen Körper in den stumpfen, seidenunterfütterten schwarzen Kleidern aus! Donnerstag! das war was Anderes, als was die Alte mit der „Störminna" fertig bekam! Er fühlte sich gehoben und war stolz auf seine Vaterschaft. Zwei gute Partien im Haus!

„Ja, Bamsen," sagte er, „heute seid Ihr eigentlich erst geboren. Ein guter Schneider ist halt doch mehr werth als die beste Mutter."

Er sprach im Prophetenton und schien großartiger Laune zu sein, dampfte und schnob Lebensfreudigkeit von sich wie eine Locomotive. Etwas Mächtiges war in ihm; der Raum, in dem er sich befand, schien unbedingt zu eng für ihn und seine kraftvolle Freudigkeit zu sein.

„Na, Alte, nun hat die Sache ein anderes Gesicht bekommen!" Triumphirend, wie ein Eroberer, schaute er auf seine Frau, die, ermüdet von der Reise, still auf ihrem gewohnten Platz saß.

Ihr Trauerkleid war in keinem ersten Geschäft gemacht. Es war ihr etwas hergerichtetes altes schwarzes Sonntagskleid, und ein geschmackloser Trauerhut mit steifem, grauschwarzem Schleier, der sicher aus einem Ausverkauf stammte, lag neben ihr auf dem Sopha.

Dr. Frey befühlte den stark geleimten schwarzen Krepp. „Daß i net lach!" sagte er.

Zum Begräbniß seines Schwagers war der Dichter nicht nach Berlin gereist. Darin hatte er etwas Goethe'sches. Durch und durch Optimist, ließ er, wenn es irgend anging, nichts, was diesen Optimismus unangenehm berühren oder in Frage stellen konnte, an sich heran; denn nichts auf der Welt muß so vorsichtig behandelt werden wie ein guter Optimismus.

Mama sprach im wehleidigen Ton vom Hinscheiden ihres Bruders. „Die Sterbesacramente hat er empfangen, Gott sei gelobt, mehrmals sogar."

Sie sprach in dem leierigen Ton, den manche Weiber annehmen, sobald von einem Sterbefall die Rede ist. „Sonst ist er recht ergeben hingegangen. Ganz dem seligen Vater glich er im Tode — du mein Gott, wie die Zeit vergeht! Und ausgestanden hat er ganz erschrecklich."

„Verschon' uns, Alte," sagte Dr. Frey und klopfte ihr auf die Schulter. Er war sehr gnädiger Stimmung und schenkte seiner Frau eigenhändig, zum größten Erstaunen der Kinder, die zweite Tasse Kaffee ein, stellte sich aber so ungeschickt an, daß er den meisten Kaffee auf das Tischtuch brachte.

Marie wollte etwas des großen Fleckes halber thun. Die Mutter wehrte ihr aber ab.

Es war, als ob ihr dieser Fleck wohl thäte, als ob sie ihn gern sähe, als sollte Alles so bleiben, wie es war, wie er es zu thun für gut befunden hatte.

In Mamas Benehmen lag etwas verschämt Verlegenes. Tausendmal getreten und einmal dann in die Wange gekniffen — ihr war das Weinen nahe.

„Ja — so viel Geld!“ sagte sie gedankenlos — „so viel Geld! — Und was in den Häusern steckt!“ Da kam sie wieder zu sich.

Später, als sie mit ihrem Mann allein im Zimmer war, nahm sie ihn bei Seite und faßte ihn zaghaft am Aermel seines Flausrockes, um ihm etwas zu sagen.

Es wurde ihr, so schien es, nicht leicht, sich zusammen zu fassen.

„Ein komischer Mensch,“ sagte sie.

„Wer denn?“

„Der selige Bruder. — Weißt Du, was er sagte? Daß er Marie und Isolde extra bedacht hat? ‚Deine Mädel sollen gute Partien werden, die sind viel zu schön, um arm zu sein.‘ Na ja, das ist ja zu verstehen. Dann aber sagte er, was ich sehr sonderbar fand bei einem so ordentlichen Menschen, wie mein seliger Bruder war: ‚Ich hab' das Weib so oft in seiner Erniedrigung gesehen, daß mir's wohl thut, wenn ich zwei schöne Madel sicher auf die Füß' stellen kann'.“

„Na, da wird er wohl so arg ordentlich net gewesen sein,“ sagte Dr. Frey ungeduldig.

„So ein Ausdruck von einem ordentlichen Menschen!“ meinte Mama. „Wie so denn erniedrigt? Was wird er denn gethan haben, Anderes als andere Männer? — Da müßten ja Alle . . .“ Mama hatte sich unbedingt in ihrem Gedankengang verwirrt. „Ich meine,“ sagte sie, „es ist doch Alles ganz gesetzlich und in Ordnung, wie es ist. Gott verzeih' mir — ein Verbrecher wird er doch nicht gewesen sein?“

„I bewahre, mach' Dir deshalb keine Sorge.“

„Ich hab's eben nicht verstanden. Ich weiß schon, es gibt etwas wie liederliche Mädchen,“ sie erröthete; „aber das ist gesetzlich, nicht wahr, das muß doch sein? Weißt Du, Dir kann ich's ja sagen, daß ich davon überhaupt etwas weiß.“

„Ungenirt,“ sagte Dr. Frey lachend.

„Meint er denn die?“ fragte Mama.

„Wie gesagt, mach' Dir deshalb keine Gedanken. In seinen alten Tagen wird er etwas bedenklicher Natur geworden sein — ein Schwärmer, so etwas. Sancta Simplicitas! Sucht das Weib in seiner Erniedrigung und kann's net finden. Na, hoch entwickelte deutsche Hausfrau, mach' Dir halt keine Sorgen.“

„Der selige Bruder wird sich eben reichlich seine Gedanken gemacht haben, als es zu Ende ging. Ein reputirlicher Mensch ist er ja sicher gewesen, wie sie es von jeher in der Familie waren, und was soll er denn groß Anderes gethan haben als andere anständige Männer? Wenn's auf den Tod hinausgeht, werden die Leut' halt ängstlich.“

VII.

Dr. Frey reiste Tags darauf mit Isolden, seinem Liebling, nach Berlin ab, um in Mamas Namen Manches zu erledigen.

Isolde war schweren Herzens gegangen. Ihre Rosen blühten noch in den Gläsern.

Mittlerweile geschahen Wunder und Zeichen in der Frey'schen Wohnung.

Mama hatte im Coupé wahrhaft kühne Pläne geschmiedet; auch Mama waren die Flügel gewachsen. Mama, die in ihrer langen Ehe nie aus der Bedrängniß gekommen war, aus Bedrängnissen, die von Kind zu Kind, von Jahr zu Jahr gewachsen waren, Mama wollte jetzt ihres Glückes froh werden.

Es war ihr Geld — ja — das war es doch? Der Bruder hatte es doch ihr vermacht — doch ihr?

Nun konnte sie einmal Alles nach eigenem Gutdünken thun. Wie gut, daß er jetzt nicht daheim war.

In ihrem Hirn hatten sich, so lang sie dachte, die schwierigsten Probleme gewälzt: „Fett oder Schmalz? Was gibt mehr aus? Wie dehn' ich's am besten? Heut' nehm' ich um ein Bröckel weniger, dann reicht der Rest morgen noch halbwegs — und übermorgen — da schöpf' ich's von der Suppe. Und die unheimlichen Kunststücke mit Fleisch und Butter, daß Alles ausreiche. — Und das Hangen und Bangen in den letzten Tagen des Monats, wenn das Geld trotz alles Quälens und Marterns nirgends mehr langte; — und die ewige Unzufriedenheit, daß nichts gut genug war — und das Schuldbewußtsein, die Angst, wenn sie antreten mußte, um das Wirthschaftsgeld zu erbitten — auch wenn es pünktlich um die vorgesetzte Stunde war — er war doch immer entrüstet; wie eine Verbrecherin, eine Geldfortschlepperin hatte sie vor ihm stehen müssen — einmal wie das andre Mal.

Da konnte sie sich bis aufs Blut gepeinigt haben und wie ein Raubthier hinter Allem drein gewesen sein. Das war Alles gleich — immer dieselbe Operation.

Ach, wie sie alles dessen müde geworden war — schon längst — längst müde, wie ausgesogen.

Als junges Mädchen hatte sie recht gern gelesen, hatte sich Gedichte abgeschrieben und schöne Aussprüche. Davon war nie mehr die Rede gewesen.

Nach jeder Wäsche Gebirge morschen Leinenzeugs und von früh Morgens an das Sinnen und Kämpfen, daß es zum Mittagsessen lange und daß mit den lächerlichsten Mitteln etwas Anständiges auf den Tisch komme.

Kaum war gegessen, hieß es: „Und was zum Abendessen für all' die Leut'?"

Und wie das Geld unter den Fingern fortglitt! — Immer derselbe Schreck — immer dieselbe Aufregung. Plötzlich waren von allen Seiten die Rechnungen wie losgelassen. Das Mädchen brachte sie kühl mit heim, vom Bäcker, vom Metzger, von Gott weiß wem. Der Mama gab eine jede solche Rechnung einen Stoß in die Nerven. Woher nehmen? — Wie kann denn das wieder zusammenkommen! Und dann die Jahre, als die Kinder kamen. Welche Sorgen! Und dann jedesmal die ungeheure Arbeitsanhäufung, der sie widerstandslos matt in größter Schwäche gegenüberstand!

Wie oft hatte sie sich gewunden vor aufgeregter, entsetzlicher Uebermüdung, in Verzweiflung sich in die Finger gebissen, vor Rathlosigkeit geweint! — Und das Alles Tag für Tag — nie ein Aufathmen, nie, daß die Seele sich ihrer einmal bewußt geworden wäre — nie eine Erholung — nie eine Anerkennung. Geistig wie todt und körperlich zerschunden. Und so Jahre lang, Jahre lang . . .

Drei Kinder waren ihr gestorben nach langer Krankheit. Alle Qual umsonst. Für den Tod hatte sie sie geboren. Wie gut war es ihr, als sich so eine schwere Dumpfheit über sie gelegt hatte — wie gut war das, als ihr fast nichts mehr weh that!

Die ersten Jahre hatte sie nach Anerkennung gedürstet wie ein verschmachtetes Thier; dann war es ihr gleichgültig geworden. Um aber diese Gleichgültigkeit zu kaufen, hatte sie Alles hergeben müssen, was leben heißt, was denken heißt, was Mensch sein heißt.

Jetzt aber gedachte sie es sich wohl sein zu lassen.

Ja, und sie begann mit Trotz, der halb mit bösem Gewissen versetzt war, dieses Sich-Wohlseinlassen.

„Und ich thu' es eben! — Ich thu' es!"

Sie that es.

Ihre Speisekammer ließ sie weißen und ging in den Consumverein mit ihrem alten, etwas fettigen Büchlein, um sich Vorräthe zu kaufen. — Vorräthe!

Ihr Herz, ihre Nerven erzitterten vor Erregung.

Sie wählte und wählte, von Diesem und Jenem — vom Besten — und sann wie ein Kind: „Was noch? Was noch?"

Und dann kam eine ganze Ladung ins Haus, als wollte sie ein Wirthshaus eröffnen.

Ganz allein saß sie lange Zeit mitten unter ihren Schätzen, und ein Friede kam über sie, wie aus einer andern Welt; oder als wäre sie nach schwerer, langer Wanderung endlich in ein Obdach gekommen. Ganz erschöpft, so im Gefühl der Sicherheit, sitzt sie und hört den schweren, stechenden, klatschenden Regen, dem sie so lange ausgesetzt war. Sie hört ihn — und hört ihn — und denkt wie es gewesen, und fühlt ihre schwere Mattigkeit und daß sie nun . . .

Und jetzt nimmt das müde, arme, kindliche Weib ihr Büchel vom Consumverein und berechnet, wie viel das, was sie geholt hat, zu Neujahr an Zinsen (Steuern nennt sie's) geben wird.

Und da ergibt es fast zwanzig Mark.

„Das hat einmal ausgegeben!" Da lächelt sie — lächelt — lächelt.

Ja, und die Geschichte mit dem Consumverein macht ihr mehr Eindruck als die ganze Erbschaft und das ganze Erträgniß der fabelhaften Berliner Häuser.

Hier ist es ihr nah' getreten, hier ist ihr Glück ihr begreiflich geworden.

Und sie sitzt und träumt sich in ihre eignen Gefühle hinein — und wundert sich.

Ja, da hat sie doch eigentlich recht schwer und unglücklich gelebt — recht unglücklich! War ihr denn das nie recht ins Bewußtsein gekommen? Sehr deutlich nie.

Alles dumpf, ganz dumpf.

Aber eben das Dumpfe, das ist das Schreckliche, das Menschabgewandte.

So einsam wie in ihrer seelenertödtenden langen Ehe, so ohne jedes Verständniß, ohne jeden mitempfindenden Blick auf ihre große Weibesqual und Arbeit und Mühseligkeit — so einsam war sie auch jetzt in ihrer Befriedigung.

Einsam, ganz für sich — in sich selbst verkrochen — eine kleine, bange, dumpfe, unendlich schmerzvolle Welt für sich.

Isolde hatte damals das Nachtthierhafte in ihrer Mutter gespürt, das Nachtthier, dessen Dasein Allen ein Räthsel ist, dessen Dasein Niemand kennt, und das selbst die Tageswelt nicht kennt.

Von einem fieberhaften Eifer war Mama jetzt besessen, das zu thun, was sie thun wollte.

Es mußte durchaus geschehen sein, ehe er zurückkam.

Die alten, abgewetzten Küchenmöbel ließ sie himmelblau streichen, die ganze Küche rosig tünchen.

All' ihre innersten, tiefsten Herzenswünsche erhoben froh ihre Häupter.

Die Flickwäsche gab sie aus dem Haus und handelte um jedes Stück mit der Flickerin auf Tod und Leben.

Den Salon ließ sie mit einer weiß und goldigen Tapete neu herrichten.

Die Thüren wurden auch in Weiß und Gold gestrichen.

Die Leute sollten Augen machen!

An die alten Vorhänge setzte sie neue Spitzen. Bis tief in die Nacht hinein arbeitete sie daran mit ihrer Maschine. Ihre Pulse flogen bei dieser Arbeit, und sie war vor Anstrengung ganz außer sich.

Am andern Morgen wurden die Vorhänge aufgemacht, nicht vom Tapezier. Sie selbst stand auf der Leiter.

Auf den Gedanken, einen Tapezier zu holen, wäre das an Plage gewöhnte Weib nie gekommen.

Jeden Nachmittag kam sie mit Waren hochbeladen aus der Stadt wie im Rausch, ganz aufgeregt.

Da hatten sie alles Denkbare gekauft, was Mama seit Jahren sich ersehnt hatte.

Bar gezahlt wurde nichts; Alles auf Rechnung. Er brachte erst den Reichthum mit heim.

Ob Mama sich vorstellte, daß dieser Reichthum etwa wie ein Kohlenwagen vor der Thüre abgeladen werden würde?

Jedenfalls dachte sie: „Um Gottes Willen, wohin damit?"

Sie wußte schon von Banken etwas, aber Steuern und Zinsen und all' dergleichen ging, wie gesagt, bös bei ihr durch einander.

Sie hatte auch nichts damit zu thun, so etwas besorgte er — und von höheren Dingen sprach er nun einmal nicht mit ihr.

Unter den Kostbarkeiten, die Mama und Marie fieberhaft erstanden, waren ganz sonderbare Dinge. Die unglaublichsten Bürsten und Bürstchen, allerlei

ganz außerordentlich pfiffige Einrichtungen zum Putzen der verschiedensten Gegenstände, spitze Pinsel und stumpfe Pinsel, allerlei geheimnißvolles Küchenhandwerkszeug, das hatte sie sich Alles immer gewünscht, und nie war sie zum Besitz gekommen.

In der Küche sah es aus wie in einem Arsenal, als wollte sie gegen den Hunger der ganzen Welt zu Felde ziehen. In dieser Küche hatte sie so namenlos gelitten! Hier concentrirte sich Alles.

Die Schneiderin saß auch im Haus wie eine Henne auf Eiern, Tag für Tag.

Mamas und der Mädchen alte Kleider wurden hergerichtet.

Werthvolle Besätze und Gott weiß was kaufte sie, um den alten, schlecht sitzenden Plunder wieder aufzustutzen . . . Die alte Geschichte vom Hirtenjungen, was der thät, wenn er König würde!

Mama und Marie kehrten jeden Nachmittag nach den Besorgungen bei dem Conditor ein, und Mama verdarb sich regelmäßig den Magen und hatte an Migräne gradlich zu leiden.

Die beiden Söhne profitirten auch vom Freudenrausch und der ganz naiven Art, Einkäufe ohne Geld zu machen.

Tief in der Nacht erscholl ein Läuten durch das stille Haus. „Der Vater!“ dachte Marie, und ebenso dachte es die Mutter. Beide waren außerordentlich erregt und konnten nirgends ein Streichholz finden.

Inzwischen läutete es auf eine unaufhörliche, nervenerregende Weise.

„Um Gottes Willen, was ist geschehen!“ Das sagte Mama wohl zwanzig Mal, während sie im Dunkeln tappte und suchte und die Läuterei kein Ende nahm.

„Vielleicht ist Alles wieder aus! Du lieber Himmel! So kann es nur läuten, wenn ein Unglück geschehen ist, so läutet kein vernünftiger Mensch!“

Sie tappten und tappten.

Endlich!

Wie im Fieber, zähneklappernd, mit angstvollem Herzschlag huschte Mama in Nachtjacke, Bambuschen und grauem Flanellrock die Treppe hinab. Bebend, mit zitternden Gliedern schloß sie auf, öffnete die Thür — da fiel ihr Lateinschüler und Sorgensohn Karl ihr in die Arme, mit dem Kopf voran, total bezecht.

„Herr des Himmels!“

Mit Karl war gar nichts anzufangen. Er benahm sich störrisch und lärmend wie ein Ferkel, das nicht will, was es soll. Dabei schien der dicke Knabe schwerer und unbehülflicher zu sein, als man es sich hätte von ihm vorstellen können.

Mama mußte ihn unten an der Hausthür lehnen lassen. Zwei Stufen auf einmal nehmend, stürzte sie hinauf, um Marie zu holen.

„Daß nur derweilen Niemand kommt!“

Dann versuchten sie es mit vereinten Kräften.

„Na, Alte,“ brummte Karl, als Mama ihn unter den Arm zu packen versuchte, „vorsichtig, vorsichtig!“

Marie wagte es gar nicht, ihn anzufassen. Sie hatte einen grenzenlosen Ekel vor ihm. Sie weinte.

„So nimm ihn doch," sagte Mama.

„Hennenhirn!" brummte der dicke Knabe, ganz wie der Vater, nur war diese junge Prophetenstimme noch rund und hatte keine Ecken und Auswüchse. „Weibsvolk, albernes!"

Marie weinte bitterlich.

„Dös, wenn der Vater wüßt', wie Ihr Euch anstellt!"

Die beiden Frauen schleiften ihn wie eine todte Masse die Treppe hinauf.

„Wenn ihn nur kein Lehrer gesehen hat!" wimmerte Mama.

„Recht geschäh's ihm!" meinte Marie, „wenn der Vater das erfährt!"

Mama gedachte einer Nacht im vorigen Jahr, als er ihr schon einmal so nach Hause gekommen. Sie war eben dabei gewesen, ihrem Mann den schwarzen Kaffee zu kochen, und bebte in Todesangst, daß Karl noch nicht daheim war.

Da kam er, das heißt, er versuchte zu kommen. Und wie heute war sie die Treppe hinunter gelaufen und hatte sich dann den Vater zu Hülfe holen müssen. Sie hatte gefürchtet, der würde ihn kurz und klein hauen.

Merkwürdiger Weise nichts davon.

Im Benehmen ihres Mannes hatte sie, zu ihrem höchsten Erstaunen, eine gewisse Rührung constatiren müssen.

Nie hatte sie ihn so sorgsam gesehen, bei keiner der vielen Krankheiten im Haus war er so hülfreich gewesen, so sachverständig.

Mama war es auch vorgekommen, als behandelte er Karl Tags darauf mit einer kameradschaftlichen Schonung und Discretion.

Damals zog er ihn auch bei einer Angelegenheit mit in den Familienrath.

Es handelte sich darum, ob Isolde doch nicht noch zur Lehrerin ausgebildet werden sollte.

Den Familienrath pflogen Papa, der älteste Sohn und Karl, der kurz vordem die erste Weihe als vollwichtiger Mensch empfangen hatte.

Alle drei beschlossen einmüthig, daß Isolde kein Blaustrumpf werden dürfe, trotzdem die Familie so gut wie kein Vermögen besaß, und Jeder nach dem Tod des Vaters auf sich selbst angewiesen war.

All' dies kam Mama wieder lebendig in die Erinnerung, als sie mit Marie ihren dicken Sprößling die Treppe hinauf bugsirte.

Oben angekommen, machte sie sich daran, Karl einen schwarzen Kaffee zu kochen.

Inzwischen beängstigte dieser im Zimmer seine Schwester Marie, die auf ihn Acht haben sollte, daß er mit der Lampe nichts anrichte.

Und wie ein heiliges Vermächtniß seiner Ahnen und Vorgänger war diesem angehenden Jüngling in seiner Beneblung und Hülflosigkeit die Weibverachtung als das Nächstliegende erschienen. Die Schwester hatte in dieser Stunde etwas vor ihm voraus; das paßte ihm nicht. Er fühlte den dunkeln Trieb, die Hand gegen sie zu erheben, als sie ihm irgend etwas wehrte — und machte Anstalt dazu.

Da schrie sie auf, warf sich vor einem Stuhl nieder, preßte ihren Kopf in das Polster und schluchzte angstvoll.

Sie fürchtete sich vor ihm. Sie fürchtete, daß er sie anrühren könnte. Ihr war zu Muthe, als wäre sie mit einer tollen Bestie im Zimmer.

„Mutter! Mutter!“ schrie sie jetzt laut.

Da kam Mama hereingestürzt.

„Was ist denn?“

Karl lachte auf: „So'n affectirte Gans!“

Die Mutter trat auf ihn zu mit der völlig gleichgültigen, abgestorbenen Miene, die sie zum großen Aerger ihres Gatten so unübertrefflich anzunehmen wußte.

Vor dieser Miene duckte sich auch Karl. Damit wußte er nichts zu machen, die verstand er nicht. Da war sie auch ihm über.

„Vorsichtig, Alte, vorsichtig!“ lallte er und ließ sich auf Vaters breiten Arbeitsstuhl niederdrücken.

Diesen Abend kroch Marie in Mutters Bett. Sie war ganz außer sich.

Das mußte man Mama lassen, ihre beiden Mädels hatte sie zu behüten verstanden. Sie waren gerade so weltfremd, wie andere höhere Töchter auch.

Die kleine geheimnißvolle Welt im eigenen Hause kannten sie so wenig wie die große draußen.

Vor die kleine, wie vor die große Welt hatte Mama sich wie mit ausgebreiteten Röcken gestellt.

Ob sie dachte, daß sie einmal recht überrascht werden sollten? Oder was sie dachte?

Kurzum, es war ihr Einziges: „Daß die Mädels nur nichts erfahren!“

Vor ihren Töchtern schwieg sie wie das Grab. Wenn ihr das Leben das Herz abdrückte, keine Offenheit den Töchtern gegenüber.

Wie gern hätte sie manchmal den müden, dumpfen Kopf an Mariens Schulter gelegt, um da Verständniß und Trost zu finden. Wie vor einem Unrecht aber war sie jedesmal davor zurückgeschreckt.

Nein, das Kunststück wollte sie auch fertig bringen, wie andere Mütter, ihre Mädels sollten von nichts etwas wissen; darein setzte sie gewissermaßen ihren Stolz. Sie hatte auch von nichts etwas gewußt. Dann waren die Ueberraschungen gekommen!

Weshalb das so sein mußte, wußte Mama nicht. Es war hübsch so — und anständig. Alle Mädchen aus gutem Haus mußten so ins Leben hinausgehen. Und dafür hatte sie das große Opfer gebracht, daß sie den Kindern fremd geblieben war, fremd in ihrem dumpfen, schweren Leid.

Wenn sie doch etwas wußten — sie war unschuldig daran, das konnte sie mit bestem Gewissen sagen. Ihre Mädchen hatte sie gut erzogen!

So lag auch heute Marie stumm am Halse der Mutter und weinte, und Mama klopfte ihr den Rücken und murmelte, wie sie es bei ihren kleinen Kindern gethan hatte, um sie zu beruhigen: „No — no — no — no — no!“

Mrs. Wendland hatte von dem großen Umschwung der Verhältnisse ihres Freundes Dr. Frey gehört. Sie wußte auch von dem Glück der beiden Mädchen, daß sie im Besondern von ihrem Onkel bedacht worden waren. Die Besitzerin einer Summe von dreimalhunderttausend Mark konnte sich schon sehen lassen. Die Mädchen würden jetzt die Auswahl haben.

Mrs. Wendland hatte wirklich eine Freude über diese Nachricht gehabt. Sie hatte sich im Stillen immer gedacht: „Was sollen diese beiden Kinder mit ihrer großen Schönheit? Dummheiten — Dinge werden geschehen. Für arme Mädchen ist es viel besser, wenn sie nicht sind schön."

Sie hatte über Frey's Glückswechsel auch zu Henry Mengersen gesprochen, der ihr wenige Tage darauf mittheilte, daß er eines dieser Mädchen zu heirathen beabsichtige.

Mrs. Wendland war nicht ohne Erstaunen.

„Sehr einfach," sagte Mengersen, „ich habe — mir Alles überlegt: Meine künftige Frau muß wohlhabend sein, jung, schön, anspruchslos. Diese Dinge trifft man selten beisammen. Hier ist dies der Fall. Bitte, sich zu überzeugen."

„Ich halte Isolde durchaus nicht für anspruchslos, lieber Henry," sagte Mrs. Wendland. „Isolde ist ein Racegeschöpf, die sind an und für sich . . ."

„Die Andre aber halte ich für vollkommen anspruchslos," unterbrach Henry Mengersen. „Die ist ganz, was ich suche."

„Die Andre?" fragte Mrs. Wendland verwundert.

„Und weshalb nicht?" meinte er scharf und dachte: „Hat Isolde geplaudert?"

Mrs. Wendland blickte gedankenvoll vor sich hin. „Isolde ist bei Weitem interessanter."

„Mag sein. Beste Mary — eine interessante Frau? Dazu kunstsinnig, mitempfindend, nachempfindend — Gott weiß, was noch! Alle Achtung. Nein — nicht um die Welt! Und außerdem ist Fräulein Isolde auch in anderer Beziehung nicht mein Geschmack. So etwas heirathet man nicht. Sie ist herb wie eine junge Quelle? Nicht wahr?" Er lächelte fein und kühl. „Und ich behaupte, sie ist ein kleiner, frecher Dachs, dem es recht gut thun wird, wenn sie sieht, daß man ihre Schwester ihr vorzieht. Ich glaube, diese Erfahrung ist außerordentlich wichtig für Mädchen."

Mrs. Wendland lächelte. „Also aus erzieherischen Gründen? Sie werden ein ganz reizender Ehemann werden. Cold as charity — kalt wie die Barmherzigkeit, sagt man. O, ich möchte mich nicht mit Ihnen verheirathen, lieber Henry. Mich friert, holen Sie mir, bitte, meinen Shawl, bitte."

Henry Mengersen dachte: „O, meine gute Mistreß — also doch nicht ganz angenehm überrascht?"

„Und Sie sind der Erste, der sich von dem neuen Geld der Freys kaufen läßt?" fragte sie und beugte sich in ihrem Lehnsessel vor mit einem amüsirten Ausdruck. „Und Sie wollen die kleine Mary wieder eingeladen seh'n bei mir? Sie brauchen gar nichts zu sagen, ich weiß schon."

Henry Mengersen küßte ihre Hand.

„Du bist schon ganz in der philiströsen Maske eines keuschen, würdigen deutschen Bräutigams, mit seinem gut bürgerlich schlechten Gewissen. Geh' — Du bist mir nun langweilig! Nicht deshalb, wie Du denkst! nein, gar nicht deshalb! Sie brauchen nicht zu lächeln, Henry. Nein, weil nun eine große, langweilige Lügengeschichte angeht, wie bei alle Männer. Bei Dir lächert es mich noch mehr als bei die Andern, weil ich Dich kenne wie mein Taschentuch. Für Sie, Henry, wünschte ich, Sie hätten Isolde gewählt. Vor ihr hätten Sie müssen doch ein wenig gêne haben. Sie könnten mit ihr nicht so ganz sans façon sein. Doch deshalb nehmen Sie sie ja nicht. Nun, ich wünsche Glück zu dieser Dudelsackehe. Kommen Sie heut' Abend zum Thee, Henry, wir trinken auf der Veranda."

Marie Frey verlebte bei Mrs. Wendland traumhafte Tage.

Sie war es gewohnt, von Studenten und den Brüdern ihrer Freundinnen verehrt zu werden; aber dieser Herr Mengersen war doch ganz etwas Andres.

Sie traute der Sache nicht recht. Es kam ihr Alles zu unwahrscheinlich vor.

Aber Henry Mengersen verstand sich darauf, sie zu überzeugen, trotzdem ihm eigentlich solch' eine weltfremde höhere Tochter ein sehr unheimliches Ding war. Er überschüttete sie mit Zartheit. Ein Bouquet ganz aus Moosrosenknospen, was mußte das solch' einem Geschöpf nicht Alles sagen! Und was sagte es ihr nicht Alles!

Henry Mengersen konnte sich viel Müh' und Geist sparen.

Ein Garnichts, zarte Farben, zarte Formen thaten mehr für ihn, als er je für sich hätte thun können; dazu seine tadellose Wäsche, die vornehme Reinheit seiner Person, das imponirend elegant sitzende Schuhwerk.

Er mußte auf so ein Ding wirken, ohne daß er sich im Geringsten anzustrengen brauchte. Dazu sein Ruhm und die Art, wie man ihm begegnete.

Nie hatte das blonde Mädchen einen vertrauenerweckenderen Menschen gesehen. Die instinctive Sorge, daß der Mann brutal, roh in seiner Uebermacht ihr gegenüber treten könnte, kam hier nicht auf. Die weltfremden Sinne waren noch so kindlich, so ganz vom Aeußern hingenommen.

Wie Blasphemie wäre ihr ein Zweifel an diesem Menschen erschienen. Ja, es gab Augenblicke, da schämte sie sich ihrer selbst, ihrer Plumpheit, wie sie ihre Ungewandtheit nannte, ihrer Hände. Man sah ihnen das fleißige Schaffen im Hause an. Es waren reine, junge, kräftige Mädchenhände, aber nicht blüthenweiß, und die Nägel waren kurz gehalten.

Sie konnte ihre Hand gar nicht neben der seinigen sehen. Wie hoch stand dieser Mann über ihr!

Und als er sie mit weicher Stimme bat, sein Weib zu werden, war es ihr zu Muthe, als tanzten Erde und Himmel durch einander. Ein ganzes Chaos von Glück, Stolz, Ueberraschung und Verwirrung.

Sie hatte ihrer Mutter und Niemandem sonst ein Wort über Henry Mengersen geschrieben, auch Isolden nicht — und nun war sie Braut, die Braut eines Mannes, zu dem sie nie die Augen erhoben hätte.

VIII.

Isolde erfuhr die Verlobung ihrer Schwester unvorbereitet.

Sie kam von Berlin zurück, eingehüllt in ihre große, heiße Liebe wie in eine Wolke von Sehnsucht. Die Mutter empfing Vater und Tochter freudestrahlend, wie es die Tradition will, und verkündete ihnen die Nachricht schon auf der Treppe.

Mit einer plumpen, die Knie zusammenbrechenden Wucht, wie ein großes Raubthier auf sein Opfer sprang die Verzweiflung auf Isolde. Nicht Zeit zu einem Schrei! Da war's geschehen. Da hatte sie ihr Theil. Sie wollte sich an ihrem Vater halten, um nicht zu fallen. Ihr kam es aber vor, als faßte sie durch und durch. Und die Mutter war auch nichts als ein Gespenst — ein Nichts. Da war kein Körper, der irgend etwas galt. Ihre Hände hielten sich zwar, aber sie fiel doch. Ihre Seele fiel und hörte gar nicht auf zu fallen in Dunkelheit hinein — endlos — endlos.

Und zu derselben Zeit, in der sie so tief und endlos fiel, fühlte sie, wie sie in das Zimmer trat, und hörte sprechen und sah dies und das. Ein dumpfes Rauschen umgab sie. Wie aus weiter Ferne hörte sie den Vater ungeduldig schelten.

„Was zum Teufel ist denn das?"

Dr. Frey stand mitten in dem weiß und goldenen Salon mit den frisch gewaschenen mit neuen Spitzen besetzten Vorhängen.

„Das ist die reinste Verrücktheit!" Er sperrte ganz verblüfft Augen und Mund auf. „Stellst Du Dir vor, Alte, ich ließ mein gutes Geld von Dir zum Fenster hinauswerfen? Läßt Du die gekündigte Wohnung neu herrichten! Daß i net lach!"

Er war in großer Wuth.

„Gekündigt hast Du? —" fragt Mama ganz betreten und zittrig. „I du meine Güte, davon weiß ich ja gar nichts!"

Dr. Frey riß die Thür zum andern Zimmer auf, um zu sehen, wie es dort stand.

„So — na — merkwürdig!" Er war einigermaßen beruhigt. „Freilich ist gekündigt. Glaubst Du etwa, ich bleib' in dem Loch? Und was ist denn noch gescheh'n, wenn ich bitten darf?"

Nun kam ein Sündenregister. Dr. Frey ging erregt im Zimmer auf und nieder. „Daß i net lach! Daß i net lach! Das war auch besonders nöthig, daß eine von den Bamsen sofort von dem Esel, dem Mengersen . . . Nun, ich werd' Euch auf die Finger passen, Ihr! Das ist ja ein reizendes Willkomm!"

Als Isolde endlich allein in ihrem Zimmer war, schloß sie die Thür und warf sich auf den Fußboden. Draußen schalt der Vater weiter, und die Mutter weinte einmal laut auf.

Langgestreckt lag Isolde; ein Schwindel erfaßte sie. So tief, so tief, so dunkel und sie mitten darin! Heute sollte sie ihn noch sehen und auch die Schwester — da griff sie mit den Armen in die Luft, da wollte sie wieder etwas fassen. Auf den Boden warf sie sich vor ihr Bett und biß in den Fuß des Bettes und verbiß sich darin wie ein wundes Thier, das mit dem Tode kämpft.

Ihre Augen fielen auf das Consol mit dem Schädel darauf. Da hockte sie sich zurecht, die Arme um die Knie, und starrte dem Schädel in Verzweiflung in die leeren Augenhöhlen und starrte und vergaß die Zeit. Sie wollte denken — aber es ging nicht. Es war ja auch Alles ganz gleich. Sie fing an zu singen, einen leierigen Gassenhauer. Wie mit einem Messer schnitt sie dies Singen — dann sang sie weiter übermüthig lustig. Wie das that!

Am Abend kamen sie wirklich beide. Er hatte seine Braut nach München begleitet. Isolde trat ihm ruhig entgegen; es gelang ihr ohne Mühe, weil doch Alles eins war. Das Eine that so weh wie das Andere.

Marie war hingebend weich und selig. Henry Mengersen schien der Situation völlig gewachsen zu sein. Er hatte allerdings erwartet, daß Isolde sich mit „Kopfschmerzen" entschuldigt haben würde. Nun war sie doch da, eine freche kleine Bestie — und hatte einen ruhigen, undurchdringlichen Gesichtsausdruck. Er aber war gerüstet auf alle Fälle; umsonst hatte er sich nicht einen Giftzahn wachsen lassen. Von einem Mädchen, das sich erniedrigt hatte wie Isolde — und vergeblich erniedrigt, stand Alles zu erwarten. Er hatte sie in der Hand, da war ihm Anderes schon geglückt. Die Ruhe war nur Maske. O, er ließ sich nicht täuschen; er kannte diese Sorte. Ein unpassendes Wort seiner Braut gegenüber, und Isolde würde ihn kennen lernen.

Durch einen Zufall standen sie beide in des Vaters Arbeitszimmer allein am Fenster. Die Hängelampe warf ihren Schein grell in die Mitte des Zimmers, und um diesen Lichtkern war eine weiche Dämmerung. Isolde sah ihm ruhig in die Augen.

„Eine Bitte, Fräulein Isolde," sagte er eisig; „über das, was zwischen uns vorgegangen ist, kein Wort — nicht wahr? Es gilt das Lebensglück Ihrer Schwester. Sie verstehen mich doch? Und was mich betrifft, seien Sie meiner ganz sicher — ich bin Gentleman. Ich darf mich ja Ihnen gegenüber aussprechen."

Aber wie er mit sicherm, vornehmem Blick den ihren streifen wollte, fuhr er leise zurück. Nicht mehr Isolde, das rührende, liebende Mädchen — ein vornehmes, ruhiges Weib stand ihm da gegenüber. Und aus ihrem Mund tönten ruhige Worte.

„Ich empfand Ihre Kunst — ich liebte sie — ich that es. Ich will es auf offenem Markt sagen. Sahen Sie darin etwas Schlechtes? Ich habe mir nicht denken können, daß ein großer Künstler schmutzig ist — ist es so — so gehören Sie zum Haufen."

Isolde wendete ihm den Rücken.

Henry Mengersen war zum ersten Mal im Leben verblüfft.

Dr. Frey hatte Champagner auffahren lassen, und es wurde eine Verlobung nach allen Regeln der Kunst gefeiert.

Dr. Frey war schließlich beim Sect mit Mengersen ganz einverstanden. Mein Gott, ist es der Eine nicht, ist es der Andre, im Grunde gleichgültig,

wen so ein Mädel kriegt. Dem Weib gegenüber ist so ziemlich Einer wie der Andre. So ein Mädel! — könnte jetzt das schönste Leben haben und gibt ihr gutes Geld und ihre Schönheit einem Esel in die Hand, der sie doch nur auslacht. Dr. Frey war ganz gerührt. Auf seine „Bamsen" hielt er etwas. Er reichte Mengersen die Hand über den Tisch, hob sein Glas und sagte weinselig: „Daß Du sie mir gut in Obacht nimmst, mein herrliches Kind!"

Mengersen schüttelte würdig die Rechte seines künftigen Schwiegervaters und küßte seiner Braut ritterlich und zart die Hand.

Diese Nacht lag Isolde still wie eine Todte in ihrem Bett. Marie's ruhige, sanfte Athemzüge berührten hin und wieder ihr Bewußtsein. Marie war so selig müde gewesen am Abend und wie ein Kind entschlummert. Das große Glücksgefühl ermattete sie. Sie trug wahrhaft daran wie an einer Last. Nun war ihr Schlaf tief und ruhig.

Isolde lag auch in ihrem tiefen Weh wie in einem schweren Schlaf, in einer großen Betäubung. Der Mond schien ins Zimmer, der Schädel schimmerte. Die Augenhöhlen glichen zwei dunkeln, runden, tiefen Flecken. Und in diese leeren Augenhöhlen mußte Isolde unverwandt sehen. Das war ganz, was sie brauchte. Dieser leere Blick ohne Trost! Er that ihr ordentlich wohl. Es war ihr, als wäre etwas Reines, Gutes in dieser Leerheit.

So tödtlich war sie verwundet worden! Seele und Körper zugleich. Auch ihre Seele lag ganz still und unbeweglich. Und von einem beschimpfenden Schlag war sie so verwundet. — Der, den sie über Alles liebte, den sie wie einen Gott in Anbetung liebte, hatte ihr den Schlag ins Gesicht versetzt. Des feinen, klugen, großen Henry Mengersen's Roheit hatte die allerzartesten Fäden ihres Daseins unheilbar verletzt und zerrissen.

Das war Isolde nicht mehr, das heiß empfindende Kind, das Glück und Leid mit übersprudelnder Lebenskraft faßte und das Leben wie einen großen blühenden Rosenstrauch an die Brust drücken wollte, ganz in Blüthen versinkend. Auf Alles, was sie sah und was sie fühlte, starrte sie mit einem grenzenlosen Ekel. Gab es denn gar keine Möglichkeit, zu zeigen, daß man rein ist! Konnte sie denn nicht einfach laut sagen: „Da bin ich — da! —"

Ihr junges Menschenthum war noch so ganz in sich zusammengefaßt, so einfach, so rein aus Gottes Hand hervorgegangen. Das dumme, dumpfe, ins Ekelhafte gesteigerte Weibgefühl haftete an ihr noch nicht, das Gefühl, ein Wesen zweiter Ordnung zu sein — ein Wesen, das nicht Mensch, sondern Weib ist, ein Wesen, das nicht wie ein Mensch fühlen und handeln kann. — O, welcher Ekel faßte sie, welche Scham! Welchen Blick that sie da!

Ja, sie hatte ihn geliebt! ja! ja! ja! Sie hatte ihm das Schönste gegeben, was sie hatte, das Einzige, ihre Schönheit, die sie selbst liebte, die sie kannte, und die sie selig und froh gemacht hatte. Seiner heiligen, großen Kunst hatte sie sie geben wollen, als Mensch — und als Weib.

Wahrhaftig nicht nur als Weib — und auch als Weib — ja, sie hatte sich gesehnt, daß er sie küssen sollte — heiß, hinsterbend gesehnt. Er hatte ihr ja gesagt, daß er sie liebte — oder hatte er nicht? Gleichgültig, jetzt ganz

gleichgiltig! Und doch, und doch — welche Leere! Alles erloschen! — einsam — verlassen — verstoßen — getreten — mißkannt — mißachtet — das Aermste auf Erden! Und beschmutzt — ihre reine, frohe Seele! Sie wußte, daß ihre Seele den Körper umhüllt hatte. Ihre Seele hatte nichts mit Schmutz zu thun.

Wie ein Sturm ging es durch ihren Körper. Glaubte er, daß sie ihn mit einem Wort erinnern würde? Glaubte er — das? Ach, ein Ekel, eine unsägliche Qual packte sie, wie sie mit einem Blick überschaute: Das Weib ist nicht Mensch, nur Weib für ihn — etwas Geistloses — ohne Feinheit — ohne Freiheit — etwas so Brutales — das nur Körper ist!

Als sie ihm von seiner Kunst gesprochen, wie sie ihn in ihr Herz hatte sehen lassen — und die große Liebe gestand zu dem, was er schuf — da hatte er so sonderbar gelächelt Es war ihm lächerlich gewesen! Es war ihm gewesen, als hätte ein Thier ihm das gesagt, ein freches Thier. Sie durchschaute jetzt Alles, Alles mit einem Male, wie hellsehend. Das, was sie ihm gab, hatte er auf seine Weise geschätzt. — Und da dachte sie in fieberhafter Angst über „das Weib" nach. Eine so heiße, heiß brennende Angst stieg in ihr auf. Was war denn das? Alles, was je gedacht, war vom Manne gedacht worden. Alles was je gethan, war vom Manne gethan worden.

Nie war ihr das noch klar geworden — ganz neu starrte sie das an. Das Weib und das Thier haben nichts gethan und nichts gedacht, von dem man weiß. Bis in den innersten Grund ihrer Seele erschrak sie. Da lag sie wie gebrandmarkt. Hatte er nicht Recht? Lächerlich war es, wenn sie von Kunst zu ihm sprach — ekelhaft; was hatte sie damit zu thun? Was ging sie die Kunst an? Freilich mußte er lachen! Ihr war, als sollte sie ersticken.

Und da fühlte sie die ganze Verachtung, die auf dem Weibe liegt. Wie einen schweren, bleiernen Druck empfand sie diese große Verachtung, die Stolz und Freudigkeit nimmt. Was war sie? — Zu wem gehörte sie? Sie hatte wahrhaftig kein Recht, stolz und froh zu sein. Sie gehörte zu denen, die unter dem Menschen stehen . . . die nur Körper sind.

Ein dumpfes Stöhnen entrang sich ihr, ein erstickter Schrei, als wäre sie geschlagen. Sie hatte geglaubt, ein Mensch zu sein! Was hatte denn Mrs. Wendland gesagt? — Da fiel ihr allerhand ein, was sie damals gar nicht verstanden. Die also auch, die kannte all' die Gedanken, die so neu, so schmählich über sie jetzt herfielen. Nach dem, was die gesagt hatte, müßte die ja leiden! Fühlen alle Weiber, wie sie jetzt fühlte? Und war denn das möglich, daß sie noch nie etwas Derartiges empfunden hatte? Und ihre Mutter? — und ihre Freundinnen?

Ja, was war denn das? Wußten denn die Weiber gar nicht, wie verachtet sie sind. Ihr zarter Körper wurde von einer tödtlichen Erregung gemartert. Da lag sie, getreten, beschimpft, beschmutzt, vereinsamt, und gehörte zu der verachteten, dumpfen, gedankenlosen Hälfte der Menschheit, die nicht das Recht hat, voll Mensch zu sein. Da lösten sich Thränen aus ihren Augen, brennende, schmerzhafte Thränen, die wie Blutstropfen aus einer Wunde flossen.

(Fortsetzung folgt.)

Die menschliche Gesellschaft als philosophisches Problem.

Von

Ludwig Stein (Bern).

[Nachdruck untersagt.]

I.

Dem Kreislauf der Ideen nachzusinnen, bietet einen gar absonderlichen Reiz. Als Harvey den Kreislauf des Blutes entdeckte, ahnte er wohl kaum, wie fruchtbar und folgenreich sich der von ihm entdeckte Bewegungsrhythmus des Blutes auch auf anderen Gebieten erweisen werde. Die kreisförmige Bewegung, welche die mittelalterliche Wissenschaft, im Banne des ptolemäischen Weltsystems stehend, den Planeten vorzüglich deshalb zugeschrieben hatte, weil diese Bewegungsform die vollkommenste, also den Himmelskörpern angemessenste ist, war durch Kepler in völligen Mißcredit gerathen. Die drei Kepler'schen Gesetze, auf denen unsere Astrophysik nicht bloß, sondern unsere gesammte moderne Weltanschauung recht eigentlich beruht, zerstörten endgültig jenen anthropomorphischen Wahn, als ob die kosmischen Gebilde sich nach den von Menschen erfundenen ästhetischen oder ethischen Kategorien entfalten müßten, als ob also die Planeten z. B. deshalb in kreisförmigen Bahnen sich bewegen müßten, weil diese Bewegungsform den (damaligen) Menschen als die vollkommenste *erschien*.

Die bisherige Königin der Bewegung, die Kreisform, wurde also durch Kepler entthront, mediatisirt. Mit seinem Nachweis, daß die Planeten sich in elliptischen Bahnen um die Sonne bewegen, und zwar mit *ungleichförmiger* Geschwindigkeit, wurde der Kreisbewegung das selbst von Kopernikus noch respectirte Privilegium der „Vollkommenheit" aberkannt. Der Spieß wird jetzt umgedreht: da die Planeten sich *nicht* in kreisförmigen Bahnen bewegen, so kann auch die Kreisbewegung nicht die vollkommenste Art von Bewegung sein. Die nunmehr festgestellte Kugelgestalt der Erde enthält aber auch Momente der Kreisvorstellung. Immerhin ändert sich jetzt die Situation. Der cyklische Rhythmus wird vom Raum auf die Zeit übertragen. Der zeitliche Rhythmus heißt Periodicidät. Nicht mehr in räumlicher, wohl aber in zeitlicher Kreisbewegung, d. h. in einem cyklischen Rhythmus mathe-

matisch fixirter Zeitabschnitte, beschreiben die Planeten ihre Bahn. Der Kreislauf des Blutes aber, den vor Harvey schon Michael Servet geahnt hatte, bewies, daß in der lebendig organischen Natur der cyklische Rhythmus — Blutumlauf, Athmung, Herzschlag — auch räumliche Geltung hat. So stellt beispielsweise der Stoffwechsel im thierischen Organismus eine Kreisbewegung dar. Ebenso spielt sich der ganze Vorgang der Farbenerregung als „eine unbestimmt große Reihenfolge photochemischer Processe ab, die zusammen einen in sich geschlossenen Kreisproceß bilden" (Wundt). Wollte man Hegel trauen, so würde sich der ganze Weltproceß, die Selbstentfaltung des Weltgeistes (Logos) nach dem triadischen Rhythmus, dem Dreiviertelstact von Ansich, Fürsich und Anundfürsich, einen in sich geschlossenen Kreis der Selbstbewegung des Gedankens darstellen.

Mögen die Himmelskörper immerhin elliptische Bahnen wandeln; das Leben — und das Blut ist nach der Vorstellung der Alten das Leben, wie es zuweilen im Alten Testament, aber auch bei einzelnen Stoikern schon heißt — verläuft im cyklischen Rhythmus. Dieser wird wieder in seine alten Majestätsrechte eingesetzt. Die wichtigste Provinz, das Planetensystem, hat er zwar unwiederbringlich eingebüßt, bezw. die räumlichen gegen zeitliche Cyklen eingetauscht, aber dafür einen neuen Welttheil — die Welt des Lebens — erobert. Hier ist sein Scepter unangefochten. Seitdem vollends Moleschott in seiner bedeutendsten Gedankenleistung, dem Werke „Der Kreislauf des Lebens", die von Theosophen und Mystikern vom Schlage eines Helmont, Paracelsus, Cardanus, Campanella, Bruno, Böhme u. A. bevorzugte, in unserem Jahrhundert besonders von Schelling, Krause, Baader und in Frankreich von St. Martin aufgefrischte Gedankenreihe, nach welcher alles Leben im Kreislauf sich bewegt, zusammengefaßt und in biologische Formeln gepreßt hat, ist die Betrachtungsweise des Kreislaufes, selbst für das geschichtliche Leben, in vollem Schwange. Der cyklische Rhythmus wird jetzt stehende Metapher.

Der Kreislauf des Geldes oder der Kreislauf von Angebot und Nachfrage, von agrarischen und industriellen Krisen ist in der Nationalökonomie geläufige Gedankenassociation geworden. Vom Kreislauf der Moden sprechen Aesthetiker und Völkerpsychologen als einer bekannten socialen Erscheinung. Politische Bewegungen, literarische und künstlerische Strömungen, selbst geschichtliche Processe werden heute mit Vorliebe unter dem Gesichtswinkel des Kreislaufes behandelt. Stammler spricht neuerdings (Wirthschaft und Recht, S. 305 ff.) sogar von einem Kreislauf des socialen Lebens. Das typische Bild dafür ist: Geburt, Wachsthum, Blüthe, Zerfall, Tod. Dann beginnt der Kreislauf von Neuem. Aus dem Tode erblüht wieder frisches Leben. Die animalische Natur in Thier und Mensch löst sich in vegetabilische auf, düngt die Pflanze, die wieder ihrerseits Thier und Menschen nährt. Und so im ewigen Wechselproceß bis ins Unendliche. Neuerdings wagt sich der cyklische Rhythmus aus der Welt des Lebens, in welcher er endgültig heimisch geworden ist, in die anorganische Natur zurück, aus welcher ihn Kepler vertrieben hatte: der Berner Geograph Brückner hat in den Klimaschwankungen einen festen

Rhythmus, einen bestimmten Cyklus von Regen- und Trockenperioden aufgedeckt.

Der tiefere Sinn dieser Kreislaufs-Betrachtung ist offenbar der, den unleugbar vorhandenen Rhythmus in allem kosmischen und biologischen Geschehen auf bestimmte Bewegungsformen zurückzuführen. Dieser Rhythmus, der, wie Spencer, Tyndall und Dühring annehmen, im Grunde jeder Bewegung eigen ist, sofern er sich als eine unvermeidliche Folgerung aus dem Fortbestehen der Kraft einstellt, ist aber von der Kreisförmigkeit der Bewegung unabhängig. Auch im länglich-runden Kreis (Ellipse) steckt Rhythmus. Kann doch auch die Schwingungsform der Schallwellen z. B., in denen sicherlich Rhythmus vorhanden sein muß, wenn sie einen Klang und nicht ein zischendes Geräusch auslösen sollen, als Gerade, als Kreis, aber auch als Ellipse auftreten. Wenn uns Kepler in seiner „Weltharmonik" z. B. beweist, daß sich die Quadrate der Umlaufszeiten der Planeten verhalten wie die Würfel ihrer mittleren Entfernung von der Sonne (drittes Kepler'sches Gesetz), so ist hier der zeitliche Rhythmus offenkundig, obgleich es sich räumlich nicht um eine Kreisbewegung, sondern um elliptische Bewegung handelt. Ueberall dort, wo sich eine mathematisch formulirbare, auf feste Verhältnißzahlen gegründete Proportionalität der Bewegung aufthut, ist entweder räumlicher oder zeitlicher Rhythmus vorhanden. Gesetze sind eben nichts weiter als Formeln für die Ausnahmslosigkeit von Rhythmen. Aber nicht alle Rhythmen der Bewegung wiederholen sich in absolut gleicher Reihenfolge, wie dies bei der Umlaufszeit der Planeten z. B. der Fall ist[1]). Im socialen Zusammenwirken von Menschen zeigt sich auch Rhythmus, aber kein durchgängiger, kein ausnahmsloser. Collectivhandlungen, d. h. Zwecken angepaßte Bewegungen bestimmter socialer Gruppen, wie des Militärs, der Bureaukratie, der politischen Parteien, der beruflichen Organisationen aller Art u. s. w. zeigen auch eine gewisse Regelmäßigkeit, einen bestimmten Rhythmus auf, so daß man, gestützt auf diesen ihren Rhythmus, ungefähr voraussagen kann, wie die Handlung ausfallen wird; aber eben nur ungefähr. Wo der Astronom herzhaft den Indicativ anwendet: (die Sonnenfinsterniß wird am 17. Juni . . . . Vormittags 10 Uhr 45 Minuten stattfinden), vermag der Sociologe nur zaghaft im Conjunctiv zu prognosticiren: (die conservative Partei dürfte diesen Entschluß fassen). Die abgeschwächte Sicherheit, die jedem sociologischen Prognostikon unabtrennbar einwohnt, rührt von der Unzuverlässigkeit in der Reproduction socialer Rhythmen her. Rhythmen sind freilich auch im gesellschaftlichen Zusammenleben des Menschen zweifelsohne vorhanden, wie Statistik und Wahrscheinlichkeitsrechnung uns hundertfach beweisen, sonst würde sich ja jeder politische und sociale Calcul von selbst ausschließen. Nur befinden sich kosmische Rhythmen in stabilem (verharrendem), sociale Rhythmen hingegen in labilem (beweglichem) Gleichgewicht. Naturgesetzlich erkannte Beziehungen der Materie wiederholen sich bei gleichen Voraussetzungen immer

[1]) Ueber Gesetz und Rhythmus siehe meine Abhandlung „Wesen und Aufgabe der Sociologie", S. 23, 28, 36. Berlin, Reimer. 1898.

und überall; socialgesetzlich constatirte Beziehungen von Menschen wiederholen sich aber, eben weil die socialen Voraussetzungen in der Regel *nicht* gleiche sind, nur in den meisten Fällen, durchaus nicht immer und überall. Im Zusammenwirken der Naturkräfte ist daher der Rhythmus der Bewegung eine constante, im Zusammenwirken der Menschen hingegen — die man gleichsam als *sociale* Atome ansehen könnte — eine variable Größe. Im naturgesetzlichen Zusammenwirken gibt es keine Ausnahmen, also keinerlei Freiheit. Die Natur ist das Reich der Nothwendigkeiten. So weit der Mensch nur dem Reiche der Natur angehört — in seinem Mechanismus und Chemismus — ist auch er dem Naturgesetz bedingungslos unterthan. Den Bedingungen seines Stoffwechsels oder seiner Blutcirculation z. B. war ein Bismarck nicht minder unterworfen als der letzte Cretin.

Anders das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen. Hier herrschen nicht mehr Naturgesetze allein, sondern daneben noch Denk- und Zweckgesetze. Der sociale Rhythmus ist hier — zum Glück — nicht constant wie der kosmische, sondern variabel. Was wir dadurch an Sicherheit unserer Voraussagen einbüßen, gewinnen wir an der Freiheit unserer Individualität. Freiheit ist eben nur dort möglich, wo Ausnahmen zulässig sind. Naturgesetze aber, die keine Ausnahmen gestatten, haben für Freiheit keinen Spielraum. Im *socialen* Zusammenleben hingegen, wo der Mensch nicht mehr dem *äußeren* Zwange von Ursache und Wirkung, also der *kosmischen* Constanz als einer strengen, undurchbrechlichen Causalitätskette angehört, sondern dem *inneren* Zwange, der *eigenen* Causalität — Reiz und Empfindung, Grund und Folge, Zweck und Motiv — unterworfen ist, da allein ist Freiheit möglich. Dem Gesetz der Schwere kann ich mich nicht widersetzen, ansonst ich unfehlbar zermalmt werde. Der inneren, logischen Causalität aber kann ich Widerstand entgegensetzen, wenn es mir nämlich gefällt, *unlogisch* zu denken und zu handeln; ebenso kann ich dem teleologischen Zwange, der mich im Spiel der Motive dazu treiben möchte, nur diese, mir zuträglichste, keine andere Handlung zu vollziehen, dadurch Trotz bieten, daß ich *unzweckmäßig* handle. Also hier, im socialen Zusammenwirken, das zwar auch seine Rhythmen hat, aber keine constante, sondern *variable* Rhythmen, ist Freiheit möglich, und *nur hier ist sie möglich*. Im labilen Gleichgewicht, in der Variabilität *socialer* Rhythmen ist der Menschennatur zwar die Schranke gesetzt, daß sie die absoluter Constanz entrathenden Menschenschicksale nicht mit derselben Unfehlbarkeit vorauszusagen vermag, wie sie im kosmischen Geschehen Sonnen- und Mondfinsternisse voraus berechnet, dafür aber hat sie, gerade *vermittelst* ihrer Variabilität, das in der Natur einzig dastehende Privilegium des individuellen Sichentschließenkönnens, das wahrhafte Gottesgnadenthum der Freiheit eingetauscht. Der Mensch und *nur* der Mensch ist frei, und er ist nur *social* frei, weil das sociale Zusammenwirken von Menschen zwar Rhythmen, aber keine constanten Rhythmen aufweist, also Ausnahmen, Abweichungen, individuelle Abbiegungen vom constatirten socialen Rhythmus zuläßt. Als Beispiele socialer Rhythmen seien hier angeführt: gradweise Abschaffung der Sklaverei in der gesammten civilisirten Welt, Vereinheitlichung

oder doch Anähnlichung der politischen, religiösen und socialen Institutionen im westeuropäischen Culturkreis, allgemeine Demokratisirung, Staatenbündnisse, Rechtseinheit, Einheit von Maß, Gewicht und Münze, Vereinheitlichung des Post-, Telegraphen- und Telephondienstes, Einführung der allgemeinen Schul- und Dienstpflicht und ihres politischen Correlats, des allgemeinen Stimmrechts, allmähliches Verschwinden der krassesten Formen des Aberglaubens, als da sind: Teufelsspuk, Hexenglaube, Geisterbeschwörung, Chiromantie, Nekromantie, Astrologie u. s. w.

Haben wir uns nun diese socialen Rhythmen als *Kreisbewegung* zu denken? Kehren wir nach Jahrtausenden etwa auf denselben Punkt zurück, wie die Erde, wenn sie die gradlinige Bewegung um ihre Achse nach 24 Stunden vollführt hat? Leugner des Fortschrittes in der Geschichte stehen auf diesem Boden. Für sie ist nicht bloß das Leben selbst, sondern auch das geschichtliche Leben ein ewiger Kreislauf, ein eintöniges Einerlei (Schopenhauer). Für Leibniz hingegen ist alles Leben ein Aufstieg zu immer größerer Vollkommenheit. Nicht die Kreisbewegung, sondern die *Spirale ist sein Sinnbild*. Eine Spirale, das Lieblingssymbol Leibnizens, mit der Ueberschrift: Inclinata resurget (sie beugt sich nur, um zu steigen) hat man als Wahrzeichen seiner philosophischen Persönlichkeit sogar an seinem Sarge feinsinnig angebracht.

Die neueren sociologischen Untersuchungen geben nun dem fortschrittsfreudigen Optimismus Leibnizens, nicht dem entnervenden, erschlaffenden Geschichtspessimismus Schopenhauer's Recht. Wir drehen uns *nicht* im Kreise. Wenn wir selbst nach Jahrtausenden zu den gleichen Problemen zurückkehren, welche die indischen oder griechischen Denker bereits lebhaft beschäftigt haben, so denken wir doch diese alten Probleme mit *neuen* Gedanken durch. Wir kehren nicht, wie es in der Natur der Kreisbewegung liegt, auf *genau* denselben Fleck zurück; unsere Ideenbewegung vollzieht sich vielmehr spiralförmig. Wenn eine spätere Gedankenschicht tiefer zu liegen scheint als die ihr entsprechende frühere, wie dies beispielsweise im Mittelalter im Gegensatz zur Antike philosophisch unter allen Umständen der Fall war, so „beugt die Spirale sich nur, um zu steigen". Der Ballast von Irrthümern wird nach geraumer Weile doch abgestoßen — und einmal *erkannte* Irrthümer ersparen uns ihre Wiederholung — so daß die betreffende Gedankenschicht, von erkannten Irrthümern befreit und erleichtert, durch neu gewonnene Einsichten ergänzt und bereichert, letzten Endes immer wieder höher steigt als die ihr vorangegangene. Gewiß sind wir Menschen unvergleichlich reicher an aufgedeckten Irrthümern als an festgestellten Wahrheiten. Aber dieser negative Gewinn ist nicht zu unterschätzen. Denn jedes Problem bietet nur eine begrenzte Anzahl von Irrthums-Möglichkeiten dar. Je mehr solcher Möglichkeiten nun als denk-unzulässig ausgeschaltet werden, desto sicherer nähern wir uns der objectiven Wahrheit. Denken wir uns die irrthümlichen Lösungen eines Problems als Nieten, die Wahrheit als Treffer, so wächst unsere Chance, den Treffer zu ziehen, natürlich in demselben Maße, als bereits Nieten gezogen worden sind.

Treten wir nun an die menschliche Gesellschaft als philosophisches Problem heran, so will mir scheinen, als ob wir der Lösung dieses verwickeltsten aller Probleme augenblicklich näher stünden denn je. Das sociologische Lottospiel wird jetzt nämlich mit wahrhaft fieberhaftem Uebereifer betrieben: *eine Niete nach der andern wird gezogen.* Wenn wir jetzt nur wüßten, wie viele sociologische Nieten noch im Beutel stecken, dann könnten wir vermittelst der Wahrscheinlichkeitsrechnung annähernd feststellen, wann endlich die Reihe an den Treffer kommen muß.

Das Problem der menschlichen Gesellschaft liefert uns, geschichtlich angesehen, einen willkommenen Beleg dafür, daß Ideenbewegungen nicht kreisförmig, sondern spiralförmig verlaufen. Wir haben dieses Problem nicht genau dort wieder aufgegriffen, wo Protagoras, Platon, Aristoteles, Epikur und die Stoiker es gelassen haben, sondern sind mit neuen Methoden und erweitertem Gesichtskreis an jenes Problem herangetreten. Die Griechen hatten die menschliche Gesellschaft als philosophisches Problem richtig *erkannt*, das Mittelalter hat das ganze Problem völlig *verkannt* — hier beugt sich die Spirale —, die Neuzeit endlich ist der Lösung dieses brennend gewordenen Problems ernstlich näher getreten.

Schon die *Fassung* des Problems der menschlichen Gesellschaft hat sich gegen frühere Geschichtsepochen radical verschoben. Wie nämlich das Alterthum unter dem Banne einer nationalen, so stand das Mittelalter unter dem einer religiösen oder vielmehr kirchlichen *Autorität*. Für den Griechen fing der Mensch nicht bloß beim Hellenen an, sondern hörte auch mit ihm auf; für den homo sapiens des christlichen Mittelalters war jeder Glaubensfremde oder religiöse Outsider ungefähr das, was dem Hellenen der Barbaros bedeutete: gelindestens kein Vollmensch, in der Regel fast Nichtmensch, unter allen Umständen aber ein sociales Rührmichnichtan. Dem antiken Menschen fiel also die Gesellschaft mit dem nationalen Staat, dem mittelalterlichen — nach dem sociologischen Recept: cujus regio, illius religio — mit der Kirche zusammen. Versteht man nämlich unter Gesellschaft zweckbewußtes Zusammenwirken freiwollender Individualitäten, so gab es im Alterthum nur Rudimente zu einer Gesellschaft, im Mittelalter sogar nur erstarrte, erstorbene, von der Kirchenautorität völlig absorbirte Gesellschaft. Wie der Spartaner im Alterthum politisch, so war der Gläubige des Mittelalters kirchlich gedrillt, schematisirt, psychisch schablonisirt und uniformirt, somit aller „freiwollenden Individualität" entäußert; jener konnte nur wollen, was der Staat nicht verbot, dieser nur vollführen, was die Kirche nicht verpönte. Wer sich widersetzte, gehörte ins Bagno oder auf den Scheiterhaufen. Die imperatorische Autorität des Staates regulirte mit physischem Zwang das gesammte *äußere*, die suggestive Autorität der Kirche mit ihrem psychischen Zwange das gesammte *innere* Leben des diesen beiden, alle Selbstheit verflachenden, ja mit der Zeit ganz ertödtenden Autoritäten, sich unterwerfenden Menschen.

Nach alledem kann man Lamprecht getrost beipflichten: das Feudalsystem des Mittelalters kennt keine eigentliche Gesellschaft. Da „will" nicht das Individuum, sondern sein Stand, seine Corporation, seine Confession in ihm

und durch ihn. Und hätte das germanische Recht seiner individualistischen Tendenz gemäß diese starren Gebundenheiten nicht allgemach gelockert, so wären wir vielleicht niemals aus dem Mittelalter, dem großen Gefängniß der Individualität, hinausgelangt. Das mittelalterliche Durchschnittsindividuum war eben ein rein passives Medium seines Collectivums; es handelte durchweg — und meist sogar unreflectirt — genau so, wie seine socialen Collectiva — Zunft, Gilde, Bruderschaft, Commune, Sitte, Staat und Kirche — es ihm vorschrieben. Gewiß fehlt es auch hier nicht an Varietäten. Persönlichkeiten, wie Franciscus von Assisi, hat auch das Mittelalter hervorgetrieben. Diese Varietäten aber — Revolutionäre, Ketzer, Sectirer — wurden nicht wie heute als interessante Spielarten geduldet, sondern als sociale Abnormitäten, als Auswurf und Abhub empfunden und dementsprechend behandelt. Bannfluch, Vehme, Vogelfreierklärung und Scheiterhaufen zähmen den Trotz der sich aufbäumenden Persönlichkeiten.

Dieser Autoritäten-Bann ist aber heute gebrochen oder doch mächtig erschüttert. Kant hielt schon jede Handlung, die nicht aus eigener Zwecksetzung, sondern aus Rücksicht auf Autoritäten, also auf fremde Willen erfolgt, für nicht sittlich (heteronom). Fichte erklärt es für geradezu „gewissenlos", nur nach Autoritäten zu handeln. In den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" (1806) unterscheidet Fichte fünf Entwicklungsperioden des Menschengeschlechts, deren zweitunterste, dem Naturzustande sich annähernde, die Herrschaft des Autoritätsglaubens darstellt. Alle Formen der Autorität sind heute offenkundig in zurückweichender Abschwächung begriffen. Die Autorität der Offenbarungen (der beiden Testamente) wird heute mit derselben Schonungslosigkeit angezweifelt wie die der geschichtlichen Tradition oder moralischen Satzung. Politische Machthaber müssen sich heute ebenso gut auch nörgelnde Kritik gefallen lassen wie Kirchenfürsten. Die strengsten Formen der Autorität — Sparta das politische, der Katholicismus das kirchliche Modell — lockern sich zusehends. Auf der gesammten Linie der westeuropäisch-amerikanischen Cultur erscheinen die Autoritätsformen in Auflösung begriffen: Eltern haben ihren Kindern, Männer ihren Frauen, Lehrer ihren Schülern, Brodherren ihren Arbeitern, Parteiführer ihren Anhängern, wissenschaftliche Capacitäten ihren Jüngern gegenüber heute lange nicht mehr die Autorität, wie sie noch vor einer Generation etwa allenthalben bestand. Wir sind im Begriff, an aller Autorität irre zu werden. Hier liegt die sociale Gefahr; hier aber auch unsere heutige Fassung des Problems der menschlichen Gesellschaft, welcher ich folgenden Ausdruck gegeben habe (Die sociale Frage im Lichte der Philosophie, Vorlesungen über Socialphilosophie und ihre Geschichte. Stuttgart, Enke. 1897, S. 451): „Wie soll das Zusammenleben und Zusammenwirken politisch selbständig gewordener und social reflectirender Individuen geregelt, und wie sollen die unausrottbaren centrifugalen Kräfte im socialen Organismus — die niemals zu vertilgenden antisocialen Triebe und Neigungen — paralysirt und sociologisch ausgeglichen werden, nachdem sich die bisherigen Factoren einer solchen socialen Harmonisirung — Kirche und Staat — als unzulänglich, weil täglich an Autorität einbüßend, erwiesen haben?"

II.

Der Rhythmus der Ideen im Menschengeschlecht, den Niemand in Abrede stellen wird, der vergleichend-geschichtlich zu denken gelernt hat, erweist sich, wie wir soeben aufgezeigt haben, als Spirale. Die Ideenbewegung geht vorwärts, aufwärts. Wenn wir gleich die nämlichen Fragen wieder aufnehmen, welche die ältesten Denker schon beschäftigt haben, wie beispielsweise die Frage nach dem Wesen der menschlichen Gesellschaft, so bewegen wir uns doch nicht im Kreise. Es handelt sich durchaus nicht um bloßes gedankliches Wiederkäuerthum. Unsere Fragestellung ist eben unvergleichlich reicher, mannigfaltiger, verwickelter als die vorangegangener Denker, wie denn auch unsere Gesellschaft ein völlig anders geartetes Gebilde darstellt als die antike oder die mittelalterlich-feudale. In die Sprache Hegel's übersetzt, würde dies heißen: der moderne Gesellschaftsbegriff stellt eine Synthese dar, wobei der antike die Thesis, der mittelalterliche die Antithesis repräsentirten. In der Synthese ist nun aber der Gesellschaftsbegriff bereichert zu sich selbst zurückgekehrt. Für den evolutionistischen Optimismus, der Hegel nicht weniger auszeichnet als Leibniz vor ihm und Eduard von Hartmann nach ihm, spielt sich eben die Ideenbewegung nicht als Kreis, sondern als Spirale ab. Wenn wir also heute das gleiche Problem behandeln, dem Aristoteles bereits die Fassung gegeben hat: „Der Mensch ist von Natur mit dem Geselligkeitstrieb ausgestattet" (Eth. Eudem., VII, 10), so hat sich unsere Problemstellung gegen die seinige wesentlich verschoben. Seine Fassung setzt eben die absolute Constanz des seelischen Menschentypus voraus. Wenn Aristoteles den Menschen als gesellschaftsbildendes Thier (ζῷον πολιτικόν) definirt, so ist darunter der Gattungsmensch zu verstehen, nicht der Mensch, sondern der Mensch, d. h. unabhängig von Raum und Zeit. Unter diese Kategorie würde also der vorgeschichtliche Mensch, der halbmythische Alalus, Proanthropos oder Anthropoïde ebenso fallen wie Aristoteles selbst oder Kaspar Hauser, oder auch der von den Nietzsche-Anbetern zu züchtende Uebermensch der Zukunft. Diese Auffassung beruht auf dem Grundirrthum der Constanz der Arten, dem die Menschheit verfallen war, bis Lamarck, Goethe und Darwin ihr die Augen öffneten. Und so fehlten denn dem Stagiriten bei seiner Formulirung des Problems der menschlichen Gesellschaft zwei Betrachtungsweisen, die für unsere socialphilosophische Fassung des gleichen Problems von fundamentaler Wichtigkeit sind: Entwicklung und Individualität.

Für uns ist der Mensch unseres Culturkreises kein getreuer Siegelabdruck seiner halbthierischen Vorfahren, sondern deren Ablösung, Fortbildung, Erweiterung. Zwischen einem Kannibalen und Goethe liegt auf der psychischen Entwicklungsreihe des Menschen reichlich so viel Abstufung wie auf der physiologisch-anatomischen etwa zwischen Proanthropos und Kannibalen. Mit welchem Rechte würfeln wir den vorgeschichtlichen Menschen mit dem geschichtlichen und, selbst innerhalb der geschichtlichen Zeit, Menschen verschiedener Zeitalter und Cultursysteme unterschiedslos durch einander? Der „Mensch" in der Definition des Aristoteles ist ein leeres Abstractum, die oberste Generalisation der Zweihändigkeit — die höchste Spitze der anthropologischen Pyramide.

Der abstracte Gattungsmensch, der Aristoteles vorschwebt, ist nicht sociabel. Denn in den obersten Gattungsbegriff darf kein Merkmal aufgenommen werden, das nicht auf alle in jenen Gattungsbegriff eingeschlossenen Individuen ausnahmslos paßte. Aus solchen obersten Gattungsbegriffen bilden wir, wie Schleiermacher und Helmholtz richtig gesehen haben, unsere Naturgesetze, die deshalb keine Ausnahme zulassen, weil alle denkbaren Ausnahmen schon vor der Bildung des obersten Gattungsbegriffs ausgeschieden worden sind. Ein Beispiel mag dies erläutern. Im obersten Gattungsbegriff: Pflanze (Pflanzenreich) ist kein Merkmal enthalten, das nicht jeder in der Wirklichkeit vorkommenden Pflanze ausnahmslos zukäme. Dies gilt aber nicht bloß vom Sein, der Kategorie der Existenz, sondern auch vom Geschehen. Das Gravitationsgesetz z. B. als oberster Gattungsbegriff für alle nur denkbare kosmische Bewegung läßt keine Ausnahme zu. Würde ein Fall bekannt werden, in welchem die Körper vom Gesetze der Gravitation abwichen, so würde damit das Gesetz selbst aufgehoben. Neben dieser unbedingten Allgemeinheit, welche Aristoteles bereits kannte und als καθ' ὅλου definirte, gibt es aber noch eine relative Allgemeinheit, welche in den meisten Fällen (bei Aristoteles ἐπὶ τὸ πολύ), aber durchaus nicht immer zutrifft. Die Sociabilität der Menschennatur ist nun sicherlich keine absolute Allgemeinheit, welche mit solcher Ausnahmslosigkeit von allen normalen Menschen gälte, wie etwa das Merkmal ihrer Zweihändigkeit. Nicht der Mensch an sich also ist sociabel, wie Aristoteles meint, sondern nur die in der Geschichte bisher beobachteten Menschen sind sociabel, d. h. sie entwickeln sich immer ausgesprochener zu gesellschaftlichen, social auf einander angewiesenen Wesen. Der Mensch ist nicht, er wird sociabel. Die Sociabilität ist nicht seine Grundnatur, sein unabtrennbares Charakteristicum, wie etwa das nur ihr zukommende Merkmal der Zweihändigkeit, sondern sein psychisches Entwicklungsproduct. Die socialen Beziehungen der Menschen, ihr gegenseitiges Aufeinanderangewiesensein, das unendlich reiche Wechselspiel von do ut des, bereichert und complicirt sich von Tag zu Tage. Nicht Natur also, sondern Geschichte hat unablässig daran gearbeitet, die Menschen immer umfänglicher und unausweichlicher auf das Zusammenleben zu stellen.

Das wachsende Zusammenleben und sich ständig verstärkende wechselseitige Zusammenwirken der geschichtlich ermittelbaren Menschen ist die Urthatsache aller Socialphilosophie. Die Geschichte kennt keine vollkommen isolirt lebende Menschen. Anachoreten, die vollkommen asocial leben, oder Kaspar Hauser-Figuren, wie sie schon im arabischen Philosophen-Roman Hai ben Yokthan umherspuken, sind, bei Lichte besehen, nicht viel mehr als modern zurechtgestutzte Romulus- und Remussagen, also sociologische Robinsonaden. Wie die Physiker und Chemiker nur Moleküle, also ein Zusammen von mindestens zwei Atomen vor sich haben, so der Sociologe nur den vergesellschafteten Menschen. Wie die Naturforscher aber hinter den Molekülen noch Atome fordern, ja neuerdings sogar die bisher als Atome angesehenen, vermeintlich kleinsten Körperchen in noch kleinere mathematisch zu zerlegen sich anschicken (Crookes, Thompson), so mag der Sociologe hinter der primitivsten socialen Gruppe — nach Durkheim die Horde — immerhin

noch das vollkommen isolirte Individuum, also ein soziales Atom, setzen: es bleibt doch immer nur pure Abstraction, wenn nicht gar leere Fiction. Denn abgesehen davon, daß auch dieses angeblich isolirte Individuum seinerseits wieder einen ganzen Zellenstaat in sich darstellt, geht uns hier doch nur der geschichtlich ermittelbare Mensch etwas an, und die Geschichte zeigt den Menschen nie ganz isolirt, so wenig das Mikroskop und das Atom isolirt zeigt.

Die Sociabilität ist nach alledem das geschichtliche Urfactum, die empirisch beglaubigte Urthatsache des socialen Bewußtseins, von welcher jede Socialphilosophie auszugehen hat. Was für den Chemiker die Elemente, das sind für den Sociologen die möglichen Formen menschlicher Beziehungen. Attraction und Repulsion, Affinität und Verbindungswiderstand, positiver und negativer Pol, Anorganisches und Organisches, ponderable Materie und imponderabler Aether, mit einem Worte: alle Formen der Zwiespältigkeit, die uns in den Beziehungen der körperlichen Welt entgegentreten, haben auch in den socialen Beziehungsformen ihre Analoga. Die sociologischen Urgegensätze heißen: Individuum und Gattungen, Egoismus und Altruismus, Sympathie und Antipathie, Freiheit und Gleichheit, Gesellschaft und Staat. Auch gibt es offenbar nur eine begrenzte Anzahl möglicher Beziehungen unter Menschen. Diese Anzahl zu fixiren, also gleichsam eine sociale Kategorientafel zu construiren, d. h. oberste Beziehungsformen aufzustellen, unter welche jede nur denkbare Einzelbeziehung von Menschen subsummirt werden kann, das ist die unabweisliche Aufgabe der nunmehr zu einem besonderen Zweige der Philosophie ausgestalteten Gesellschaftsphilosophie oder Sociologie.

In der logischen Kategorientafel steht, wie wir mit Schopenhauer annehmen, die Kategorie der Causalität im Mittelpunkte aller Kategorien, so daß sich alle übrigen — nach Aristoteles 10, nach Kant 12 — Kategorien auf diese Grundkategorie zurückführen lassen. Ist uns erst die Aufstellung einer socialen Katagorientafel geglückt, dann wird es sich voraussichtlich erzeigen, daß auch die socialen Kategorien — die logischen sind die obersten Beziehungsformen des menschlichen Denkens, die socialen die des menschlichen Handelns — ihren Kulminationspunkt haben: die Persönlichkeit und ihre Wechselwirkungen.

Das Heraustreiben von Individualitäten scheint nämlich der offenkundige Sinn aller erdenklichen menschlichen Beziehungsformen zu sein. Wie in der Logik sich alles auf Causalität zuspitzt, so in der Sociologie alles auf Individualität. Der Fortschritt aller Naturwissenschaften besteht ja letzten Endes für uns darin, daß wir vermittelst ihrer allgemach gelernt haben, die wichtigsten Naturphänomene in ihrem gesetzmäßigen Zusammenhang, d. h. in ihren causalen Beziehungen zu fassen. Licht und Leben, Wind und Wetter, Ebbe und Fluth, kurzum alle Naturerscheinungen sind uns nicht mehr, wie unseren Vorfahren, blindes Zufallsspiel von Berg- und Waldgeistern, von Feen und Dämonen, von Engel und Satan, von Wotan und Jupiter, sondern feste, unverbrüchliche, mathematisch formulirte Constanzen: Naturgesetze. An die Stelle von erdichteten Persönlichkeiten, welche früheren Generationen das Naturgeschehen begreiflich machen sollten, sind für uns Zustände- bezw. Be-

ziehungen getreten. Dachte der Mensch der Vorzeit vorwiegend substantivisch, so daß er jeden Zustand, jede Kraft mythologisirte und substanzialisirte, so denken wir heute vorzugsweise relativisch, indem wir umgekehrt selbst wirkliche Persönlichkeiten in Zellenaggregate, in Zustands- oder Beziehungsformen auflösen. Die Früheren formten aus Zuständen, Beziehungen und Eigenschaften Personen oder Gegenstände; wir zerlegen umgekehrt jeden Gegenstand in Eigenschaften, lösen diese wieder auf in (molekulare) Zustände und führen endlich diese wieder zurück auf ein System von Beziehungen.

Der Begriff eines Naturgesetzes, d. h. einer unpersönlichen Gesetzmäßigkeit, war den Alten — selbst dem Naturforscher par excellence Aristoteles — noch fremd. Wie sie zu jeder Thätigkeit eine hinter dieser stehende Persönlichkeit hinzudichteten, so begriffen sie das, was wir als Naturnothwendigkeit alles Geschehens deuten, nur als Wirkung des persönlich gedachten Schicksals (Ananke, Moira, Fatum). Vergleichsweise spät, erst bei Lucrez, taucht die Wendung lex oder foedera naturae auf. Diese Personificirungssucht ist aber auch aus unserem Begriff des Naturgesetzes noch nicht ganz getilgt. Wir stellen uns heute noch vielfach Gesetze so vor, als ob sie den Dingen Befehle ertheilten, die Erscheinungen gleichsam zwängen, ihnen zu gehorchen. Verwandelten sich früher die Götter zu Naturgesetzen, so spielt uns die mit Vorliebe personificirende Phantasie den umgekehrten Possen, die Naturgesetze zu vergöttlichen. Man übersieht das Metaphorische des Vergleiches. Gesetze sind eben keine Personen, denen man gehorcht, sondern Zustände, denen man unterworfen ist. Gesetze sind nur oberste Zusammenfassungen von Subsumtions- oder Abhängigkeitsurtheilen. Ihre Hypostasirung zu Persönlichkeiten oder persönlich gedachten Kräften ist nur subjective Verdoppelung, eine Spiegelfechterei unseres Verstandes. Es gibt keine Gesetze über und außer den Dingen, sondern nur in den Dingen.

Ganz anders ist also unser heutiges Denken geartet, als das der antiken oder mittelalterlichen Menschen. Unsere Associationsbahnen functioniren in anderen Richtungen. Wir besitzen Ideenverbindungen, Perspectiven, die jenen ganz abgingen. Wir sehen dieselben Probleme, die jenen unentwirrbar schienen, mit völlig anderen Augen an. Die Probleme mögen ja wohl die gleichen sein; aber wir sind Andere geworden. Es haben sich Gesichtspunkte gehäuft, Ideenassociationen gebildet und durch Einübung befestigt und verschärft, Horizonte geöffnet, Gedankencombinationen eingestellt und durch associative Reproduction verdichtet, die jenen noch in Nebel gehüllt waren. Das gilt von sociologischen Gesichtspunkten so gut wie von physikalischen. Natur, Geschichte und Gesellschaft haben für uns Heutlebende einen ganz anderen Aspect als für die Denker der Antike.

Dem anthropomorphisirenden Zuge der Vorzeit entsprach es durchaus, daß den Griechen der Staat Persönlichkeit, den Juden die Welt Gott geworden war. Da sie aber durchweg substantivisch dachten, verdichtete sich ihnen jedes Collectivum zu einer (persönlich gedachten) Einheit. Selbst Platon erliegt diesem personificirenden Zauberbann; ihm ist der Staat gleichsam ein Mensch im Großen (καθάπερ ἕνα ἄνθρωπον). Den gleichen sociologischen Makro-

kosmus treibt Aristoteles, der Begründer der organischen Staatslehre, indem er mit vollbewußter Entschiedenheit den Staat als Organismus begreift[1]).

Nur für das Collectivum *Staat* besaß das Alterthum ein fein ausgebildetes Organ. Die letzte Voraussetzung des Staates aber, die sublimirte, vielseitig herausgebildete *Einzelpersönlichkeit*, entzog sich ihrem sociologischen Horizont. Im cynischen und sophistischen Nominalismus dämmert freilich das Problem der Persönlichkeit auf, aber es wird in einem Fangnetz von dialectischen Schlingen erstickt. Im stoischen und epikureischen „Weisen" taucht eine Ahnung vom Sinn und Werth der Persönlichkeit auf, aber sie verliert sich bald wieder in einen Wust alberner Uebertreibungen. Ihnen allen fehlte gleichsam das sociologische Mikroskop für die Entdeckung des socialen Werthes der Persönlichkeit. Die Alten ahnten den tieferen Sinn der Geschichte so wenig, wie den der Individualitäten. Zu allerletzt hätte ihnen auch nur ein Schimmer davon aufdämmern können, daß der letzte Sinn aller Geschichte ein Heraustreiben von vollentwickelten Individualitäten sein könnte. Wenn Kant, Fichte, Schelling, Hegel und Spencer mit einer Einstimmigkeit, die um so beweiskräftiger wirkt, je seltener sich eine solche zwischen diesen, weit von einander abliegenden Denkrichtungen einzustellen vermag, die gemeinsame Behauptung vertreten, die *Freiheit* sei der tiefste Sinn aller Geschichte, so ist hier nicht die politische Freiheit allein, ja nicht einmal in erster Linie, sondern zuoberst und vor Allem die *Freiheit in der Entfaltung von Individualitäten gemeint*.

III.

Die geschichtlich bekannten Völker der Vorzeit waren in ihren Massen- oder Gruppenhandlungen allesammt *psychisch* unfrei; denn sie standen unter dem zwingenden, jede persönliche Selbstheit erstickenden Bann von *Autoritäten*. Ob diese Autorität ein Feldherr oder Despot, ein Gesetzgeber oder ein Religionsstifter, Gott selbst oder sein geoffenbartes Wort war — gleichviel: gegenüber solcher Massensuggestion war für individuellen Entfaltungsreiz, für Schmelz und Duft der Eigenlebigkeit kein Raum vorhanden. Der Mensch war das, was seine gesellschaftliche Umgebung aus ihm *machte*. Die Masse war homogen — eine sociale Einheit. Die Menschen des gleichen socialen Milieus, desselben Opfercults oder Sagenkreises trugen gleichsam die nämliche seelische Uniform. Einzelne geistig Bevorrechtete mögen ja in jenem Milieu kleine individuelle Abweichungen, *anders* gefärbte Schnüre und Tressen an dieser ihrer Uniform getragen haben — nicht bloß die römischen, auch die Auguren aller anderen Völker und Zeiten mögen einander verständnißinnig zugelächelt haben —, die Uniform blieb doch im Großen und Ganzen die nämliche. Innerhalb des gleichen Stammes, derselben Rasse, des nämlichen Opfercults oder Sagenkreises, weiterhin desselben Cultursystems zeigte die *innere* Physiognomie der Menschen vergleichsweise geringe Abweichungen, unbedeutende psychische Variabilitäten auf. Daher auch ihre innere Unfreiheit.

[1]) Nachweise in meiner Abhandlung „Wesen und Aufgabe der Sociologie", S. 13.

Denn Freisein heißt, wie Spinoza definirt, keinem Zwange von außen unterworfen sein. Jene Menschen aber waren in ihrem Denken, Fühlen und Wollen unselbständig, in ihrem Urtheil an fremde Autoritäten, in ihren Handlungen an äußerliche Vorschriften gebunden, die nicht — wie in unseren parlamentarisch regierten Staaten — in ihrer letzten Wurzel von ihnen selbst herrührten, sondern ihnen äußerlich, d. h. durch fremde Willen, aufgenöthigt waren.

Jetzt werden wir das Verhältniß von socialer Constanz und socialer Variabilität begreifen und einsehen lernen, daß alle menschliche Freiheit in der socialen Variabilität, d. i. Individualität, beschlossen ist. Herdenthiere z. B. zeigen sociale Constanz; ihre sociale Structur ist stabil. Das sociale Verhalten der Elephanten und Büffel ist heute kein anderes als vor Jahrtausenden; Ameise und Arbeitsbiene werden sich in hunderttausend Jahren social nicht anders verhalten als heute. Ihre socialen Instincte befinden sich eben im stabilen Gleichgewicht. Je weiter wir nun geschichtlich zurückgreifen, desto ausgesprochener ähnelt die sociale Structur der Menschen jener der Herdenthiere. Zwischen Vater und Sohn, ja selbst zwischen mehreren Generationen unter zurückgebliebenen Culturen ist noch keine scharfe psychische Differenzirung bemerkbar. Diese Gleichförmigkeit, seelische Einheitlichkeit, die sich nicht nur auf die gleichzeitig Lebenden desselben Culturkreises, sondern auch auf zahlreiche nachfolgende Generationen erstreckt — das eben nennen wir psychische Constanz.

Wie anders ist unsere Gegenwart geartet. Zwischen Vater und Sohn, ja selbst zwischen Drillingen können sich psychische Differenzen myriadenfacher Schattirungen aufthun. Der Eine von ihnen denkt, lebt und handelt wie ein Heide der Vorzeit, der Andere mit Schleiermacher-Ritschl-Kaftan'scher Romantik wie ein Gläubiger des Mittelalters, der Dritte endlich mit Nietzsche'scher Neo-Romantik wie der Uebermensch der Zukunft. Das nennen wir nun psychische Variabilität. Ja, derselbe Mensch kann in verschiedenen Lebensstadien die mannigfaltigsten seelischen Wandlungen durchmachen, also die psychische Variabilität am eigenen Leibe erproben. Das Leben eines modernen Menschen vermag unter Umständen eine reichere Scala von seelischen Nüancen aufzuweisen als das ganzer Stämme in Jahrhunderte langer Entwicklung. Unsere Variabilität, dasjenige, was uns seit dem Ausgange des Mittelalters etwa — die Renaissance hat das Individuum recht eigentlich erst entdeckt — zu Individualitäten stempelt, rührt von der unübersehbaren Mannigfaltigkeit unserer socialen Motivationen her. Gewiß ist jede unserer Handlungen nur der von unserem Muskelsystem ausgelöste Effect eines vorangegangenen Spiels von Motiven, und das stärkste Motiv löst bei uns so gut wie beim Fidschi-Insulaner die Willenshandlung aus. Aber eben in seinen Motivationen ist der Fidschi-Insulaner ebenso bettelarm wie wir milliardenreich. Das Spiel seiner Motivationen erschöpft sich vielleicht in wenigen Dutzenden von Combinationen, während das unübersehbar reiche Spiel unserer Motivationen, herrührend aus unserem erweiterten wissenschaftlichen Horizont und unendlich bereicherten Interessenkreis, unzählbare Combinationsmöglichkeiten offen läßt.

Aus der unendlichen Differenzirtheit unserer Motivationen stammt nun die Mannigfaltigkeit unserer Handlungen, zumal diese auch bei uns nur den in Muskelkraft umgesetzten Ausdruck der psychischen Energie darstellen. Was die stärkste psychische Energie, die prädominirende Vorstellung in der Constellation unseres Bewußtseins von uns heischt, das und nur das setzen wir in die That um. *Im reich geäderten und mannigfach gefältelten Spiel unserer Vorstellungen steckt nun unsere Individualität.* Eben darum lassen sich die Handlungen der Menschen um so weniger voraus berechnen, je weiter sie culturlich fortgeschritten, d. h. psychisch differenzirt sind. Bei Herdenthieren können wir, weil sie Constanz ihrer socialen Structur aufweisen, das sociale Verhalten — die Gruppenhandlungen — mit leidlicher Sicherheit voraussagen. Geübte Jäger haben ihren festen, aus Erfahrung geschöpften Kanon; sie können mit fast mathematischer Präcision das Verhalten ihrer Beute, zumal wo es sich um Herdenthiere handelt, vorausberechnen. Das Gleiche gilt bei der Menschenjagd von Sclavenjägern. Hier ist das Spiel von Motiven ein so geringes, daß der überlegene Geist es leicht durchschauen und dementsprechend nachconstruiren kann. Je tiefer also ein Volk steht, je mehr Herdenthier-Instinct in ihm steckt, je beschränkter das Spiel seiner Motive, je einheitlicher sein seelischer Habitus, je einförmiger seine ökonomischen Interessen sind — Fischer- oder Jägervölker, reine Viehzüchter oder Ackerbauer —, um so leichter ist es, diese seelisch einheitliche Masse zu dirigiren, ihr gleichförmige Vorschriften des Verhaltens zu suggeriren, also ihr Spiel von Motivationen in feste Formen zu bannen, in bestimmte, vom überlegenen Geiste — Gesetzgeber, Religionsstifter — als wohlthätig durchschaute oder als nützlich erkannte Richtungen zu lenken. Deshalb genügten auch den alten Juden zehn Gebote, den früheren Hellenen die Zehntafel Solon's, den Römern das Zwölftafelgesetz.

Mit dem Aufkommen leichterer Verkehrsmittel, der Ausbreitung der Schifffahrt, der Begründung umfassender „Weltreiche" am Mittelmeerbecken, dem Uebergang von der Natural- zur Geldwirthschaft und dem daraus resultirenden leichteren Austausch von Gütern, aber auch von Gedanken zwischen entlegenen Völkern, der Erfindung von Schrift- und Zahlzeichen u. s. w. erwächst eine *vergleichende Betrachtung der Dinge.* Das Spiel der Motive einzelner Individuen erhält jetzt Zuzug und Bereicherung von allen Enden und Kanten. Die Differenzirung der Gewerbe, die Spaltung in agrarische und industrielle Production treten hinzu. Es bilden sich Tausende neuer Vorstellungen. Jede neu auftauchende Vorstellung verstärkt nun aber den Reichthum im Spiel der individuellen Motive. Wer mit einem Sprachschatz von 20000 Vocabeln operirt, dessen Spiel von Motiven gestaltet sich doch offenbar unvergleichlich mannigfaltiger, als das von Individuen zurückgebliebener Culturkreise oder auch Culturstufen, welche schon mit wenigen Hundert Vocabeln ihr Auslangen finden — von Naturvölkern ohne feste Vorstellungen von Zahl und Maß, ohne Schrift und Zeichensystem ganz zu schweigen.

Was die westeuropäisch-amerikanische Individualität gerade in unserem Jahrhundert so ungemein gefördert, gehoben, geschärft hat, das ist die *vollständige Umwälzung in unserem Verkehrssystem.* Dampfschiffe

und Bahnen, Telegraphen und Telephone haben unzählige neue Vorstellungen geweckt und eben damit das Spiel der Motive beim modernen Menschen ins Unübersehbare gesteigert. Daher rührt unsere soziale Krankheit. Unser Organismus hat sich den Fortschritten der Technik noch nicht angepaßt. Nicht umsonst erweist sich das Zeitalter der Elektricität als das nervöse Jahrhundert. Wir haben unsere Nervenbahnen noch nicht accomodirt. Dem Spiele *unserer* Motive fehlt Rhythmus. Die Umwälzung war eine allzu plötzliche. Was bedeutet *ein* Jahrhundert in der Totalität des geschichtlichen Processes? Und was für neue Vorstellungen — technische, politische, soziale u. s. w. — haben wir Alles in diesem einen, seinem Ende zueilenden Jahrhundert gebildet? Die Zeit war zu kurz, um dies Alles zu verdauen, unserer geistigen Organisation rhythmisch einzufügen. Wir sind in Folge dieser umwälzenden Bereicherung unserer Vorstellungen, also unserer Willensmotive, weniger — im Zeitalter der Renaissance — unheimlich starke, als unheimlich *viele* Individualitäten geworden. Dem Spiel unserer Motive fehlt Gleichmaß, fehlt innere Harmonie. Der politische Anarchismus ist nur der adaequate Ausdruck unseres psychischen Anarchismus. Der Anarchist ist, socialpsychisch betrachtet, nur ein auf den Kopf gestellter Flagellant; dieser carricirt die Selbstverneinung, jener die Selbstbejahung. Dem Flagellanten war *seine* Persönlichkeit nichts, die Menschheit Alles, dem Anarchisten *ist* seine Persönlichkeit Alles, die Menschheit nichts.

Wir haben den Compaß für unser Spiel der Motive in der Hast und im Drang der sich überstürzenden Begebnisse eingebüßt. Unser früherer Compaß — die Autoritäten in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Kunst — versagt mehr und mehr den Dienst. Neue Autoritäten ringen sich empor, aber sie befinden sich noch im Zustand des gährenden Werdens. Es fehlt ihnen der Rost der Tradition. Daher unsere innere Zerrissenheit, der fieberhafte Pulsschlag unseres *social* bewegten *Zeitalters*. Wir ersticken an Individualitäten. Früher war die Constanz die Regel, die Variabilität die Ausnahme. Jetzt wird die Variabilität die Regel. *Alles* will sich heute eigenwillig, selbstherrlich, autokratisch ausleben. Bestand das Unzulängliche früherer Culturſysteme in einer Individualitätenanämie, so heißt die soziale Krankheit unseres Jahrhunderts: Individualitäten-Plethora.

IV.

Es ist der tragischeste Conflict der Weltgeschichte, den wir augenblicklich an unserem eigenen Leibe zum Austrag zu bringen haben. Auf der einen Seite geht der offenbare Sinn aller Geschichte dahin, Individualitäten zu erzeugen, die starre Constanz der Herdenthierheit zu durchbrechen, um die psychische Variabilität der Persönlichkeit — die individuelle Freiheit — an deren Stelle zu setzen. Aber das Tempo dieses Fortschrittes ist durch die technischen und Verkehrs-Umwälzungen in unserem Jahrhundert ein rasendes geworden. Wir verlieren den Athem. Unsere Vorstellungen wirbeln kraus, bunt, planlos durch einander. Es fehlen uns die harmonisirenden Imperative, die Commandotöne der Schlachtordnung, um unsere Gedankentruppen zu dis-

cipliniren. Schlimmer als die politische ist die gedankliche Anarchie, an welcher wir laboriren. Der Anarchismus ist nur das äußere Krankheitssymptom dafür, daß wir aus dem socialen Gleichgewicht gerathen sind. Jeder Anarchismus stellt sich socialpsychisch und als Carricatur des extremen Individualismus dar; politisch bedeutet er eine Psychose der Volksseele, einen Veitstanz der politisch entgleisten Persönlichkeiten. Man versteht jetzt den Conflict. Die socialen Urgegensätze: Gattung und Individuum prallen heute durch die unsägliche Vermehrung unseres Vorstellungslebens mit elementarer Wucht auf einander. Der Staat repräsentirt das Gattungsmäßige: die Constanz, die Gesellschaft das Individuelle: die Variabilität. Und so vendeln wir denn in tödtlicher Tantalusqual unruhig und haltlos zwischen Staat und Gesellschaft, zwischen Socialismus und Anarchismus, zwischen Gattung und Individuum, zwischen artlicher Constanz, die uns zum Aufgeben unserer Persönlichkeit und Aufgehen im menschlichen Collectivum treibt, und individueller Variabilität, die uns ebenso heftig und unwiderstehlich zur trotzigen Behauptung unserer Selbstheit, zu immer schärferer Herausarbeitung unserer Eigenart, zu immer markigerem Abheben vom Gattungsmäßigen, vom socialen Urbrei, von der psychisch trägen zur differencirten Masse drängt.

Die Weltgeschichte ist an einem Wendepunkt angelangt. Der sociologische Urgegensatz von Individuum und Gattung hat sich vertieft, verschärft, zu einer gewaltigen Kluft aufgethan. Sollen wir in diesem „Kampf um die Individualität" nicht innerlich verbluten, uns social erschöpfen, so müssen wir auf Mittel sinnen, wie wir die herben Formen dieses Urgegensatzes zu glätten, abzuschleifen, zu harmonisiren vermöchten. Die ewigen Interessen des Menschengeschlechts, der Gattungsfortschritt, wie wir ihn nennen möchten, fordert Continuität der Entwicklung, Eindämmung der herrschenden Tendenz nach Häufung der individuellen Variabilität, auf daß das gesellschaftliche Zusammenwirken wieder Ruhe und Stetigkeit gewänne. Das entgleiste sociale Leben unseres westeuropäisch-amerikanischen Culturkreises bedarf fester Richtungslinien, autoritativer Wegleitung, damit das empfindlich gestörte sociale Gleichgewicht wieder hergestellt und ein wohlthuender Rhythmus menschlichen Zusammenwirkens an die Stelle der uns peinigenden socialen Dissonanzen gesetzt werden könne. Das ist die Grundforderung eines besonnenen, seiner Existenzberechtigung, wie seines Strebenszieles sich gleich sehr bewußt gewordenen Conservatismus. Damit ist nicht gesagt, daß die conservativen Sociologen diese Forderung wirklich so scharf und knapp stellen. Die praktische Politik wird in der Regel leider weniger beherrscht von der Rücksicht auf die ewigen Interessen der menschlichen Gattung, als vielmehr von den (sehr endlichen) Interessen kleinerer socialer Gruppen, seien es nun Standesinteressen, seien es ökonomische oder Berufsinteressen. Aber wenn der Conservatismus nicht nur als Interessenvertretung einzelner, numerisch zwar winziger, aber durch Alter, Tradition, Solidarität und Erziehung bedeutsamer Bevölkerungsschichten begriffen, sondern als sociales Lebensprincip, als sociale Welt- und Lebensanschauung ebenso unbefangener, wie denkgeübter Menschen generelle Bedeutung gewinnen soll, so muß er sich auf den Boden stellen, den wir ihm gewiesen. Gerade im Interesse des Gattungsfortschritts muß der Conservatismus darauf bestehen, daß der

sichtbare sociologische Repräsentant dieser Gattungsinteressen, der Staat, dem Siebenmeilenstiefel-Tempo der Gesellschaft Halt gebiete. Die Gesellschaft ist und bleibt nämlich der Tummelplatz der Individualität, also der socialen Variabilität, der Staat hingegen Hort und Hüter der menschlichen Gattungsinteressen, also der socialen Constanz. Die Gesellschaft züchtet, der Staat schablonisirt die Persönlichkeit.

Der sociale Conflict spielt sich heute, philosophisch verstanden, zwischen Staat und Gesellschaft ab. Wird die Gesellschaft Meister, wie der Anarchismus will, dann ist's mit der Stetigkeit der socialen Entwicklung zu Ende, dann tritt die individuelle Willkür, die sociale Variabilität, an die Stelle der festen staatlichen Gliederung, der Constanz, der Zufall an die Stelle des Gesetzes, das Chaos an die Stelle des Kosmos. Die politische ultima ratio einer ungehemmten Entfaltung der Individualität, einer ins Ungemessene und Zügellose gehenden Abweichung vom Gattungsmäßigen und Lostrennung vom staatlich geregelten Zusammenwirken der Menschheit heißt *Anarchismus*.

Jeder radicale Individualismus mündet in seiner letzten, richtig gezogenen Consequenz in seine Carricatur, den Anarchismus ein. Selbst Herbert Spencer's Sociologie macht hiervon keine Ausnahme. Denn heißt Individualismus *Abheben* vom Gattungsmäßigen, gewaltsames Heraustreiben von möglichst vielen „Einzigen" im Sinne Stirner's oder „Uebermenschen" im Sinne Nietzsche's: wie wollen dann diese erlesenen Einzelexemplare social mit einander auskommen? Wir wissen ja, daß der *geschichtlich* bekannte Mensch *niemals* als „Einzelner", als sociales Atom vorkommt! Wie wir in unserem physiologisch-anatomischen Bau die Geschichte unserer Gattung verkürzt darstellen (Phylogenese), so in unserer seelischen Beschaffenheit die geistige Entwicklungsgeschichte der vorangegangenen Geschlechter. Es ist ein ewiger Irrthum des extremen Individualismus, daß irgend ein Mensch ein „Einzelner" sei. Das Ideal der vollendeten „Einzigkeit" wäre ja, daß *jeder* Mensch ausnahmslos ein homo sui generis würde — eine mythische Fiction, eine sociologische Robinsonade. Das Criterium der Richtigkeit eines Princips ist und bleibt doch aber immer seine logische Zuendedenkbarkeit. Vermag nun Jemand, es sei denn im Fieberwahn, den Anarchismus zu Ende zu denken, in seine letzten dialectischen Schlupfwinkel zu verfolgen? Geht die Variabilität der Species homo sapiens so weit, wie ihr zu Ende gedachtes Princip fordert, daß jeder Mensch sich selbst sein Ein und Alles, sein Erstes und Letztes sei, daß er seine persönlichen Merkmale einzig und für sich allein habe, so daß er gar nicht — von einer Zweihändigkeit natürlich abgesehen — unter den Gattungsbegriff „Mensch" subsummirt werden könne: Warum hatte Stirner, der Vertreter des „Mir geht nichts über Mich", das possirliche Bedürfniß, einen „Verein von Egoisten" zu stiften — ein piquantes Analogon zum Verein der principiellen Vereinsgegner — und warum sucht Nietzsche's selbstherrlicher Zarathustra unablässig nach *mehr* „Uebermenschen"?

Dieser Weg erweist sich also als logisch absolut ungangbar. Der Egoismus in der Sociologie ist ungefähr das, was der Satz der Identität in der Logik. Der Satz: „Ich bin ich" ist in der Logik eine leere Tautologie, in der Sociologie ein läppischer Pleonasmus.

So unentbehrlich im Haushalte des menschlichen Zusammenlebens die Individualitäten auch sein mögen, und so ungern wir selbst diese verschrobensten Exemplare von philosophisch-anarchistischen Individualitäten — Stirner und Nietzsche — aus literarischer Gourmandise vermissen möchten: generalisirt wären sie, ästhetisch gesprochen, ein Unding, social gesprochen, ein Unglück. Individualitäten können immer nur Ausnahmen, nie die Regel, immer nur reizvolle Spielarten, niemals generelle Typen darstellen. Mag es tausendmal wahr sein, was wir ja selbst vertreten, daß der Sinn der Geschichte im Herausarbeiten von Persönlichkeiten zu suchen ist, daß aller Culturfortschritt im Herauswachsen aus dem Herdenthiermäßigen, im Ueberwinden der absoluten socialen Constanz, wie sie früheren Generationen eigen war, zu suchen ist, so ist es ebenso wahr, daß ein Uebermaß von social unverdauten Individualitäten für das Leben der Gesellschaft nicht zu unterschätzende Gefahren in sich birgt. Sociale Plethora ist nicht minder gefahrvoll als Anämie. Gerade weil wir die Freiheit über Alles schätzen, verabscheuen wir die Zügellosigkeit. Das philosophische Problem der Gesellschaft, und zwar unserer modernen Gesellschaft mit ihren ganz anders gearteten Voraussetzungen und ihren von der Antike völlig abweichenden sociologischen Vorbedingungen, spitzt sich also dahin zu: Wie läßt sich zwischen Individualität und Gattung, zwischen Persönlichkeit und Masse, zwischen der vom Standpunkte des Individuums aus berechtigten Forderung der Abweichung von der socialen Constanz und der vom Standpunkte der Menschheit aus ebenso berechtigten Forderung der im Gattungsinteresse der Menschheit liegenden Aufrechterhaltung der socialen Constanz ein fester Rhythmus, ein vergleichsweise ruhiges Gleichgewicht herstellen? Ist ein solches Gleichgewicht überhaupt erreichbar? Werden wir den tragischen Conflict zwischen Gesellschaft und Staat, zwischen Individualität und Gattungsmäßigkeit zu überwinden vermögen? Wird das Ziel der Geschichte — die Maximisation der socialen Freiheit — durch ihr bisher angewandtes Mittel — Herausarbeitung von Individualitäten — der menschlichen Gesellschaft nicht zum Fluche gereichen? Sollen wir etwa an dieser sociologischen Biegung des scholastischen Universalienproblems — was ist das Primäre: Individuum oder Gattung? — schmählich zu Grunde gehen, zwischen diesen beiden Mühlsteinen zerrieben werden? Soll es wirklich unser geschichtliches Schicksal sein, an diesem brudermörderischen Conflict, diesem gleichsam ins Sociologische hinüberprojicirten Kain- und Abel-Problem, elend zu Grunde zu gehen? Soll die kaukasische Rasse, nachdem sie in ihrer aus Individualitäten erwachsenen Hochcultur augenblicklich die Führung des gesammten Menschengeschlechts unbestritten an sich gerissen hat — man werfe nur einen Blick auf Ostasien — an innerer socialer Verblutung dahin siechen, um ihre Weltherrschaft den social homogeneren, beruhigteren, geschlosseneren gelben oder schwarzen Rassen abzutreten? Dann freilich hätte Schopenhauer Recht. Ginge es nach dem Kopfe der Anarchisten, dann würde sich die weiße Rasse, sofern sie alle Constanz verlöre, ihren socialen Mittelpunkt einbüßte und daher in lauter atomisirte Individualitäten zerfiele, bald genug im Bruderkrieg zerfleischen. Innerhalb der weißen Rasse würde alsdann kein Staat, keine sociale Constanz,

kein festes Aggregat mehr existiren, sondern lauter sociale Atome — ein gesellschaftliches Tohu wabohu. Die nächste Folge wäre eine neue Völkerwanderung. Die organisirten, weil homogeneren gelben Massen würden, wie einst die Mongolen, über die unorganisirte, in zersplitterte Gesellschaftsverbände zerfallende, vermorschte und machtlose, weil social degenerirte, europäische Cultur herfallen, sie vandalisch vernichten.

V.

Was uns heute die Weltherrschaft sichert, das ist unser Zusammenhang und Zusammenhalt. Darin allein liegt das Geheimniß unserer Autorität. Autorität ist eben nichts weiter als organisirte Macht. Würde man dem anarchischen Individualismus nur eine kurze Weile freien Spielraum gewähren, so wäre die Auflösung dieses Machtcentrums, also innerer Zerfall, sociale Zersetzung, die nächste Folge. Dann aber würde die gelbe Hochfluth unweigerlich über uns hereinbrechen und uns in ihren Wellen begraben. Die Geschichte müßte dann von vorne anfangen. Die gelbe Rasse käme obenauf. Denn Herrschaft kann nur behaupten, wer vereinheitlicht, geschlossen, compact organisirt ist. Viribus unitis ist immer die tiefste sociale Parole gewesen, und wird es immer bleiben. Verlieren wir *diese* sociale Einheitlichkeit, die staatliche Constanz, dann muß Derjenige unfehlbar die Herrschaft erringen, der über geschlossenere Einheiten, größere sociale Constanzen verfügt, weniger individuelle Abbiegungen von dieser Constanz in sich birgt, und das ist die gelbe, uns überdies auch numerisch überlegene Rasse. In diesem Falle freilich verliefe die Geschichte im Rhythmus der vollendeten Kreisbewegung. Schopenhauer's Geschichtspessimismus triumphirte. Bald wäre die weiße Rasse, bald die gelbe obenauf — ein unheimlich eintöniger, schläfriger Kreislauf. Die Geschichte wäre alsdann ein ewiger circulus vitiosus.

Wir theilen diesen trostlosen Geschichtspessimismus nicht. Wir sehen in der geschichtlichen Bewegung keinen Kreislauf, sondern eine Spirale. Mein „System der Socialphilosophie" habe ich deshalb auf den Namen *socialer Optimismus* getauft. Der sociologische Kain, der anarchische Individualismus, der wild-selbstsüchtige „Einzige" wird den sanftgemuthen Abel, den Vertreter der Menschenliebe, des Gattungsinteresses, der staatlichen Constanz *nicht* todtschlagen. Letzten Endes wird *nicht* Willkür über Gesetzmäßigkeit, Planlosigkeit über Gemeinsamkeit und Zielbewußtheit, Egoismus über Altruismus, die Bestie über den Menschen den Sieg davon tragen. Die geschichtliche Bewegung geht spiralförmig aufwärts. Und wenn wir uns inmitten einer erschütternden socialen Krise befinden, deren social-psychische Ursachen wir im Vorstehenden aufgedeckt zu haben glauben, so „beugt sich die Spirale nur, um zu steigen". Das Dilemma: Individuum — Gattung, ist kein unlösbares. Wir sind vielmehr jetzt schon im Begriff, es zu lösen. Unsere Philosophie ist zu diesem Behufe schon in Umformung begriffen. Sie beginnt endlich, sich auf ihre Aufgaben zu besinnen. Das Universum ist heute nicht mehr ihr centrales Forschungsobject. Ob der Kosmos sich aus Atomen oder Energien (Kraftcentren) zusammensetzt; ob Ich und Welt, Subject und Object logisch

vollziehbare Scheidungen darstellen oder im Absoluten identisch sind; ob die Spaltung der Welt in Phaenomena und Noumena, wie sie Kant vornahm, das letzte Geheimniß alles Seins und Denkens enthüllt, oder der ethische Pantheismus Fichte's, der naturalistische und ästhetische Schelling's, der logische Hegel's das letzte Wort aller Philosophie bedeute — diese Fragen stehen heute nicht mehr im Brennpunkt aller Philosophie. Metaphysik und Erkenntnißtheorie, welche letztere nichts weiter ist als eine nach innen gekehrte Metaphysik — die erstere eine Metaphysik des Seins, die letztere eine Metaphysik des Erkennens — beherrschen heute nicht mehr, wie noch vor einem Jahrzehnt etwa, die philosophischen Katheder mit monopolisirender Ausschließlichkeit. Das Sollen, die Ethik, steht vielmehr auf der philosophischen Tagesordnung, und nicht mehr, wie vor einem Menschenalter, das Erkennen, und vor zwei Menschenaltern das Sein. Das theoretische Interesse weicht auf der ganzen Linie dem praktischen. Die Philosophie vermochte diesem Zuge der Zeit nicht zu widerstehen. Der moderne Mensch will von der Philosophie heute nicht bloß erfahren, welche Beziehungsformen den Kosmos beherrschen (Metaphysik), aber ebenso wenig nur, welche Beziehungsformen den inneren Kosmos, die Welt des Gedankens, regeln (Erkenntnißtheorie), sondern und vor Allem, welche Beziehungsformen das Zusammenwirken von Menschen bestimmen, also gleichsam den socialen Kosmos constituiren (Sociologie).

Das Problem der menschlichen Gesellschaft ist in ein acutes Stadium getreten. Es pocht an jede Thüre und weckt auch den verschlafensten speculativen Träumer aus seinen Phantasien. Man harrt ungeduldig auf Antwort. Die Philosophie darf nicht zaudern, will sie nicht Gefahr laufen, in Zukunft überhaupt nicht mehr gefragt zu werden. Und so bildet sie sich an der Wende unseres Jahrhunderts offensichtlich um. Die socialen Probleme rücken in den Vordergrund. Der Mensch ist endlich wieder nach zwei Jahrtausenden bei sich selbst angelangt, zur philosophischen Erforschung, Beleuchtung und streng wissenschaftlichen — nicht religiösen, auch nicht bloß ethischen —, d. h. mathematisch genauen Formulirung seiner Beziehungen zur socialen Umwelt, zu seinem Mitmenschen zurückgekehrt. Wir erleben augenblicklich eine Renaissance des Anthropocentrismus. Nur steht der heutigen Philosophie der Mensch nicht mehr, wie der früheren anthropocentrischen Weltanschauung, im Mittelpunkt des Universums, sondern nur im Mittelpunkt des philosophischen Interesses. Nicht die Welt, sondern die menschliche Gesellschaft wird, wenn nicht alle Anzeichen trügen, das centrale Problem der philosophischen „Moderne", der „Jungen". Das zwanzigste Jahrhundert wird unter den Auspicien einer in vollständiger Umwälzung begriffenen Philosophie einsetzen. Für das heranwachsende Denkergeschlecht ist der Schwerpunkt des dialectischen Fürwitzes verschoben; er heißt nicht mehr Welt, sondern Mensch. Wir stehen mit einem Worte unter dem Zeichen der werdenden Socialphilosophie.

Ueber Wesen, Ziele und Methoden dieses jüngsten Sprößlings der ehrwürdigen Stammmutter „Philosophie" werden wir uns in einem weiteren Aufsatz verbreiten.

Die Rembrandt-Ausstellung in Amsterdam.

Von

Otto Seeck.

[Nachdruck untersagt.]

III.

Bei den einzelnen historischen Gemälden haben wir uns länger aufgehalten, weil ihre Zahl auf der Ausstellung verhältnißmäßig gering ist und daher Raum für die Schilderung der meisten blieb. Viel reicher sind Bildnisse und Bildnißgruppen vertreten, und unter ihnen finden sich Werke, die an Bedeutung alle bisher besprochenen überragen; doch ihre Beschreibung würde meinen Lesern wenig nützen. Denn von einer historischen Composition läßt sich in Worten eine gewisse Vorstellung geben, wenn auch nur eine sehr blasse und unklare; den Reiz eines Bildnisses dagegen vermögen sie ganz und gar nicht auszudrücken; nur mit den Augen läßt er sich wahrnehmen. Wir müssen uns also darauf beschränken, von Rembrandt's reicher Thätigkeit als Porträtist nur die Hauptrichtungen, wie sie hier vertreten sind, kurz darzulegen; dabei soll für jede derselben auf einzelne Beispiele hingewiesen werden, nicht immer auf die besten, sondern auf die charakteristischsten.

Während der ganzen Schaffenszeit Rembrandt's gehen in seiner Bildnißmalerei zwei Richtungen neben einander her, deren Vertreter wir als Studienköpfe und eigentliche Bildnisse unterscheiden wollen, obgleich der erstere Name seinen Gegenstand nicht ganz erschöpft. Denn in dem Sinne, wie wir ihn hier verstehen, müssen wir die zahllosen Selbstporträts, von denen sich allein auf dieser Ausstellung nicht weniger als acht finden, die Köpfe von Vater, Mutter und Bruder des Künstlers, namentlich aber von seiner Gattin Saskia dem Begriffe des Studienkopfes zurechnen. Was diesen für uns bezeichnet, ist eben nur, daß er nicht auf Bestellung gemalt ist, sondern als freier Ausfluß künstlerischer Laune. Fand sich ein zahlungsfähiger Mann, dem eines dieser farbenreichen schönen Bilder gefiel, so besann sich Rembrandt gewiß nicht, sein eigenes derbes Gesicht oder auch die weichen Züge seiner Saskia für gutes Geld wegzugeben. Hätten doch die Wände seiner Wohnung gar nicht den Raum geboten, um alle Exemplare dieser beiden Köpfe, die es ihn

immer wieder nachzubilden drängte, darauf unterzubringen. Aber was ihn zu dieser Art der Malerei trieb, war nicht das Bedürfniß nach Gelderwerb — dieses ließ sich auf andere Weise viel besser befriedigen —, sondern die nie ermüdende Freude am Gegenstande. Daß er sich selber so schön gefunden hat, um sich an dem Anblick seiner eigenen Gesichtszüge nie ersättigen zu können, ist freilich kaum anzunehmen; Grund dazu hatte er wahrlich nicht. Aber Keiner hielt ihm so gut still, Keiner ließ sich mit solcher Geduld beobachten und machte so fügsam die gewünschte Miene, wie er selbst vor seinem Spiegel. Dadurch wurde er für sich zum brauchbarsten Studienobject, und zu studiren ist der ewig Strebsame ja nie müde geworden. Alle seine Verwandten, namentlich seine junge Frau, mußten ihm dann in gleicher Weise herhalten. Zwar standen sie ihm nicht immer ganz so bereitwillig zur Verfügung wie seine eigene dicknasige Person; doch dafür fügte die Freude an den geliebten Zügen der Arbeit einen neuen Reiz hinzu.

Ganz anders sind natürlich die bestellten Bildnisse aufzufassen. Der junge Mann hatte sich schon mit fünfundzwanzig Jahren einen Hausstand gegründet; er sammelte Kunstwerke, kostbare Kleiderstoffe, blankes Geräth und glänzendes Geschmeide, schon weil er dessen für seinen Beruf bedurfte, und mit dem Gelde haushalten hat er niemals lernen können. So galt es denn verdienen und zwar recht viel, wozu die Bildnißmalerei damals wie heute das geeignetste Mittel war. Zum Glück war er früh in Mode gekommen; aber wenn er sich die Gunst des Publicums erhalten wollte, mußte er auf dessen Wünsche Rücksicht nehmen. Der Unterschied dessen, was wir Studienköpfe nennen, und der eigentlichen Bildnisse, besteht also wesentlich darin, daß diese gemalt sind, wie Rembrandt's Kunden es verlangten, jene, wie sein eigenes Herz ihn trieb. Dieser Unterschied aber ist so groß, daß man Bildnisse, die nach ihrer erhaltenen Datirung demselben Jahre angehören, nach ihrem äußeren Eindrucke, je nachdem sie Studien oder wirkliche Porträts sind, ganz verschiedenen Stilperioden, ja selbst ganz verschiedenen Meistern zuschreiben möchte; so wenig sehen sie einander ähnlich.

Wer nur die großen Museen kennt, wird von den bestellten Porträts sehr wenige gesehen haben. Unter den einundzwanzig Rembrandts der Berliner Galerie befindet sich nur ein einziges, der Menonitenprediger Ansloo und seine Frau, und bei diesem feinsinnigen Besteller hat unser Künstler so viel Entgegenkommen für seine persönlichen malerischen Neigungen gefunden, daß das Bild für die ganze Gattung wenig charakteristisch ist. Unter den öffentlichen Sammlungen findet man sie am zahlreichsten in Kassel vertreten, am charakteristischsten durch zwei Bildnisse eines Mannes und seiner Frau im Wiener Hofmuseum, das sonst an Werken Rembrandt's recht arm ist. Die feinen Kenner, deren Geschmack die Auswahl der großen Galerien meist bestimmt hat, bevorzugten eben mit gutem Grunde diejenigen Werke, in denen die Individualität des Malers am Freiesten zum Ausdruck kam. Desto leichter konnten sich jene bestellten Bildnisse im Privatbesitze behaupten, aus dem sie jetzt in großer Menge der Ausstellung zugeströmt sind. Niemals wieder wird man solche Gelegenheit haben, gerade diese Seite von Rembrandt's

Thätigkeit in so umfassender Weise zu überblicken; und mag sie auch nicht gerade die erfreulichste sein, die am Wenigsten interessante ist sie nicht. Wir sehen hier den Pegasus im Joche, aber es ist bewundernswerth, mit welchem Anstand er es zu tragen weiß.

Der Geschmack des zahlungsfähigen Publicums war damals durch eine Richtung bestimmt, deren hervorragendste Vertreter Nicolaus Elias und Thomas de Keyser waren. Beide kann man im Berliner Museum an einzelnen ihrer trefflichsten Werke kennen lernen und kennt damit beinahe auch die entsprechenden Porträts Rembrandt's. Denn jenen schloß er sich in ihrer ganzen Manier aufs Engste an, handhabte sie aber gleich von vorn herein mit einer viel feineren malerischen Empfindung. Manche seiner Bildnisse könnte man fast für Werke jener älteren Meister halten, in denen sie sich ausnahmsweise über ihre gewöhnliche Kraft und Leistungsfähigkeit erhoben haben. Es ist ungefähr dasselbe Verhältniß wie zwischen Perugino und dem jungen Rafael, nur daß in unserem Falle kein directer Schulzusammenhang den Nachahmer mit den Nachgeahmten verbindet, was die feine Anpassung Rembrandt's aber nur um so bewundernswerther macht. Dazwischen wechselt er wohl auch einmal sein Vorbild. Auf der Ausstellung befindet sich das Kniebild einer alten Dame von 1635, von dem gute Kenner behaupteten, es könne gar nicht von Rembrandt herstammen, sondern müsse ein Franz Hals etwa aus der Zeit um 1630 sein und zwar ein ganz ausgezeichneter; namentlich die breite Mache der Hände, die für den Haarlemer Meister so charakteristisch zu sein pflegt, entspricht ganz seiner Art, während sie Rembrandt sonst in dieser Zeit sehr zart durchmodellirt. Gleichwohl trägt das Bild die deutliche und gute Signatur unseres Künstlers; und welcher dunkle Ehrenmann sollte seinen Vortheil so schlecht verstanden haben, einen echten Franz Hals von glänzendster Qualität durch Fälschung der Namensaufschrift in einen unechten Rembrandt zu verwandeln? Kein Mensch kann zwar aus seiner eigenen Haut kriechen; aber in diesen Bildnissen trägt der junge Maler ein fremdes Gewand, und weil es ihm fremd ist, kann er es jeden Augenblick nach Belieben wechseln.

Freilich verzichtet er auch nicht ganz auf eigene Experimente; z. B. hat er in dem Gesicht des Nicolaus Ruts die einzelnen helleren Barthärchen, die sich von den anderen abheben, dadurch wiedergegeben, daß er mit einer Nadel die dunklere Uebermalung in ein paar flotten Strichen ritzte, wodurch der hellere Untergrund hier zu Tage tritt. Im Ganzen aber folgt er den Modeporträtisten und pinselt gleich ihnen jeden Faden des Spitzenkragens, jedes Blümchen des Damastmusters mit peinlicher Sorgfalt hin, weil seine Besteller, wie noch heute das große Publicum, für die sogenannte Natürlichkeit waren und nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Staatskleider getreu porträtirt sehen wollten. Das Pelzwerk jenes Nicolaus Ruts erinnert an die Feinmalerei eines van Eyck oder Dürer, wie sie bei den Pelzkragen des Mannes mit der Nelke und des Hieronymus Holzschuher so sehr bewundert wird. Daß Rembrandt in den wenigen Jahren, die diese Art seines Schaffens umfaßt (1630—1641), bei solcher Ausführung eine so große Zahl von Bildnissen hat zu Stande bringen können, ist ein staunenswerther Beweis seines fast un-

glaublichen Fleißes. Und doch fand er immer noch Muße, um seine freudigste Thätigkeit und sein bestes Können den geliebten Studienköpfen zu widmen.

Auch diese sind keineswegs flüchtig ausgeführt; die Modellirung des Gesichtes zeigt oft sogar die zarteste Durchbildung, oft freilich auch einen flotten, hastigen Strich, der aber das Charakteristische nur um so wirksamer zur Erscheinung bringt. Außer seinen Verwandten malt er so mit Vorliebe alte Männer, bei denen die Nachbildung der zahlreichen Runzeln gewiß viel Zeit in Anspruch nahm, dafür aber auch den Künstler durch das Spiel von Schatten und Licht, wie es jene Vertiefungen der Haut hervorrufen, ganz besonders interessirte. Man pflegt die meisten dieser Greisenköpfe, von denen auf der Ausstellung mehrere prächtige Beispiele vorhanden sind, als Bildnisse von Rabbinern zu betrachten, und einzelne mögen es auch wirklich sein. In der Regel aber fehlt ihnen der jüdische Typus, den Rembrandt doch so meisterlich wiederzugeben versteht. Was zu jener Deutung Anlaß gegeben hat, ist nur die bunte, phantastische Tracht; aus demselben Grunde hat sich aber auch das herrliche Porträt der Saskia in ganzer Figur, das der Fürst Liechtenstein in Wien der Ausstellung hergeliehen hat, gefallen lassen müssen, als die „Judenbraut" bezeichnet zu werden. Und solcher Judenbräute, die mit demselben Recht ihren Namen führen, gibt es von Rembrandt noch eine Menge, wenn ihre Anzahl auch nicht ganz so groß ist wie die der sogenannten Rabbiner. Bei seinen Studienköpfen — man entschuldigt es wohl, wenn wir der Kürze halber unter diesen Begriff auch Kniestücke und ganze Figuren unterordnen — kommt es ihm eben vor Allem auf die malerische Erscheinung an. Er behängt sie daher mit Perlen, Goldketten und Edelsteinen, legt den Männern Halsberge oder blanke Rüstungen an, namentlich aber sorgt er für eine reiche, bunte Gewandung, zu deren in seinem Sinne idealem Schnitt ihm dann freilich oft das Amsterdamer Judenviertel die Muster bieten mußte. Aber darum sind die Dargestellten noch nicht Juden, sondern entweder Verwandte und Freunde, die ihm aus Gefälligkeit für seine Studien saßen, oder auch bezahlte Modelle.

Während also die bestellten Porträts der Mode der Zeit gemäß fast nur in Schwarz und Weiß gehalten sind, strahlen diese Studienbildnisse in den buntesten Farben, am Schönsten wohl jene Wiener Saskia. Doch daß wir dem Gemälde diesen Namen beilegen, bedarf einer Rechtfertigung, da es gegenwärtig von den Meisten nach dem Vorgange Bode's auf Rembrandt's Schwester Lysbeth bezogen wird. Wir müssen auf diese Bestimmung etwas näher eingehen, weil sowohl dieses Porträt als auch zwei andere, die offenbar dieselbe Person darstellen und demgemäß im Kataloge der Ausstellung als Lysbeth van Ryn bezeichnet sind, uns über das Leben des Künstlers neue, wichtige Aufschlüsse bieten.

Beide sind Brustbilder. Das eine, das Madame André in Paris gehört, zeigt uns das junge Mädchen in scharfem Profil, bekleidet mit jener feierlichen schwarzen Tracht, wie sie den bestellten Bildnissen eigen ist; es trägt die Jahreszahl 1632[1]). Auf dem anderen von 1633 sehen wir sie von vorn

[1]) Michel, S. 16*, wo auch die Liechtenstein'sche „Judenbraut" abgebildet ist.

in dem rothen Ateliermantel, den auch die Wiener „Judenbraut" trägt. Diesem zweiten Gemälde ist ein drittes, das wieder von 1632 datirt ist, fast zum Verwechseln ähnlich; es befindet sich gleichfalls im Besitze des Fürsten Liechtenstein, ist aber nicht in Amsterdam ausgestellt[1]). Endlich ist noch ein schönes Bildniß der Stockholmer Galerie zu erwähnen, das ebenfalls dem Jahre 1632 angehört und in Tracht und Auffassung den beiden eben genannten genau entspricht; nur steht das Gesicht hier wieder im Profil[2]). Um so besser kann man es mit jenem scheinbar bestellten Porträt aus der Sammlung der Madame André vergleichen, mit dem es unzweifelhaft dieselben Züge erkennen läßt. In dieser ganzen Bildnißgruppe sieht daher Bode jene Lysbeth, und nimmt danach an, sie habe, als Rembrandt von Leyden nach Amsterdam übergesiedelt war, im Hause ihres Bruders gewohnt, obgleich dies nirgends überliefert ist, ja sich sogar mit dem, was wir sonst über die Schwester Rembrandt's wissen, nur schwer vereinigen läßt.

Nun befindet sich aber in Kassel ein weltberühmtes Gemälde, das unbestritten die Saskia darstellt[3]). Da wir sie darauf gleichfalls im Profil erblicken, fordert es zur Vergleichung mit dem André'schen und dem Stockholmer Bildniß heraus. Da sehen wir denn dieselbe rundlich gewölbte Stirn, dieselben etwas zu kurzen Brauen, die nicht ganz bis an das Ende der Augenhöhle reichen, dieselbe Nase, die über ihrer dicken Spitze durch eine leichte Einbuchtung etwas entstellt ist, dieselben schmalen Lippen von ganz eigenthümlich runder Form, denselben auffallend kleinen Mund, dessen Ecke kaum über die Linie der Nasenflügel hinausreicht, dasselbe starke, aber wenig energische Kinn, das sich nach unten verdoppelt, dasselbe krause Blondhaar, das in einem zierlichen Löckchen vor dem Ohre herabhängt. Kurz, hier kann nicht von einer zufälligen Aehnlichkeit die Rede sein, wie sie wohl zwischen der Schwester und der Frau Rembrandt's bestanden haben könnte, sondern es ist ganz unzweideutig das identische Gesicht. Denn daß die Stockholmer Saskia etwas fülliger erscheint als die Kasseler, kann höchstens einen Unterschied der Zeit — die letztere ist undatirt —, nicht der Person begründen.

Hierzu kommt noch ein Zweites. Die streitigen Profilbilder zeigen beide ein sehr schönes Perlenhalsband und außerdem je eine längliche Perle von ungewöhnlicher Größe, die ohne weitere Fassung nur durch einen starken Goldring im Ohrläppchen befestigt ist. Genau derselbe Schmuck findet sich aber auch bei einem lachenden Frauengesicht der Dresdener Galerie[4]), und sowohl auf einer Radirung von 1634[5]) als auch auf der bekannten Berliner Handzeichnung[6]), von der wir noch zu reden haben, ist er angedeutet. Diese drei aber sind unbestrittene Bildnisse der Saskia. Daß jene Perlen ein Atelierrequisit Rembrandt's waren, das er bald seiner Schwester, bald seiner

[1]) Michel, S. 172.
[2]) Bilderschatz 47. Michel, S. 169.
[3]) Knackfuß 39. Museum 1, 145. Michel, S. 173.
[4]) Knackfuß 38. Bilderschatz 238.
[5]) Michel, S. 176. Seidlitz, S. 41.
[6]) Knackfuß 49. Michel, S. 178.

Frau umhängte, ist kaum anzunehmen. Damals konnte der junge Künstler sich wohl einen rothen Mantel oder einen blanken Halsberg kaufen, aber für die vielen Hunderte von Gulden, die jener kostbare Frauenschmuck gefordert hätte, reichten seine schmalen Einkünfte gewiß nicht aus. Wir werden also darin ein werthvolles Erbstück der Saskia erblicken müssen, die ja aus sehr wohlhabender Familie war. In diesem Falle aber konnte Rembrandt's Schwester vor seiner Verheirathung sich unmöglich damit ausputzen.

Jenes fragliche Mädchengesicht findet sich auf Rembrandt's Bildern, wie wir schon oben bemerkt haben, seit dem Jahre 1631; damals aber muß er auch die erste Bekanntschaft seiner späteren Frau gemacht haben. Denn am 20. Juni 1631 borgt er ihrem Vetter, dem Kunsthändler Hendrick van Uylenborch, eine beträchtliche Summe, steht also schon mit ihrer Familie in Verbindung, und bald darauf siedelt er von Leyden nach Amsterdam über, wo er im Hause seines Schuldners dessen Bäschen gewiß oft genug antraf. Vorher, wo man am ehesten erwarten sollte, daß seine Schwester ihm als Modell diente, sieht sein Ideal weiblicher Schönheit noch ganz anders aus. Die Delila von 1628 zeigt viel regelmäßigere Züge, freilich auch viel weniger Liebreiz als das Gesichtchen, das uns zuerst in der Münchener heiligen Familie und der Madonna des Haager Simeon entgegentritt.

Trotz dieses Zusammentreffens der Zeit hat Bode's Hypothese ihre sehr guten Gründe, wie das ja bei einem Forscher dieser Art selbstverständlich ist. Auf jenen ältesten Bildern kann Rembrandt die Geliebte aus der Erinnerung gemalt haben; die Aehnlichkeit in ihnen ist daher auch nicht ganz schlagend. Die Bildnisse des Jahres 1632 dagegen sind nicht denkbar, ohne daß sie ihm Modell saß, und ihre Zahl ist noch viel größer, als sich aus dem oben Angeführten erkennen läßt. Während der kurzen Besuche aber, die ein vielbeschäftigter Bräutigam seiner Braut abstattet, lassen sich so zahlreiche Porträts nicht zu Stande bringen. Mit Recht schließt daher Bode, ihr Gegenstand müsse ganz bei Rembrandt gewohnt haben, und da Saskia sich erst 1634 mit ihm vermählte, nimmt er an, es könne nur eine andere Person sein. Natürlich mußte er in dieser eine nahe Verwandte des Malers suchen und wurde so von selbst auf die Schwester geführt.

Dieser Schluß wäre durchaus bündig, wenn es feststünde, daß bei der Ehe unseres Künstlers Alles mit rechten Dingen zugegangen sei; doch gibt es sichere Anzeichen, daß dies keineswegs der Fall war. Am 10. Juni 1634 tragen sich die jungen Leute in die Civilstandsregister von Amsterdam ein und versprechen die nöthigen Consense bis zum dritten Aufgebot zu beschaffen; am 22. desselben Monats findet dann ihre Einsegnung statt. Dies ist urkundlich beglaubigt. Nun besitzt aber das Berliner Kupferstichkabinet ein reizendes Bildniß der Saskia in Silberstift mit einer Unterschrift, die in hochdeutscher Uebersetzung lautet: „Dies ist nach meiner Hausfrau geconterfeit, da sie einundzwanzig Jahre alt war, den dritten Tag, als wir getraut waren." Darunter steht das Datum des 8. Juni 1633[1]). Da dies zu jenen sicheren

[1]) Knackfuß 49. Michel, S. 178.

Nachrichten nicht stimmen will, hat man zeitweilig die Zeichnung für unecht erklärt; aber Rembrandt's Handschrift ist künstlerisch wie graphisch so deutlich in ihr sichtbar, daß alle Kenner längst davon zurückgekommen sind. Jetzt meint Bode, Rembrandt habe die Unterschrift erst einige Jahre später dem Bilde hinzugefügt und, wie das bei einem zerstreuten Künstler wohl begreiflich sei, sich in der Datirung versehen. Aber offenbar ist die untere Hälfte des Blattes nur deshalb leer gelassen, um jene Inschrift aufzunehmen, und sie zeigt ganz dieselbe Farbe, ganz denselben Strich des Silberstifts, wie das Bild selbst. Daß beide gleichzeitig sind, läßt sich danach kaum bezweifeln, und auch wenn dies anders wäre, wie kann man ihm bei einem so wichtigen Datum, wie sein Hochzeitstag es war, diesen Irrthum zutrauen? Und noch dazu einen doppelten Irrthum; denn nicht nur das Jahr, sondern auch der Tag ist falsch. So steht denn also das unzweifelhafte Zeugniß der Civilstandslisten und Kirchenbücher gegen das ebenso unzweifelhafte des Ehemannes selbst; als falsch verwerfen läßt sich keins von beiden, man darf nur versuchen, ob sich zwischen ihnen nicht ein Ausgleich herstellen läßt.

Denn jenes Zeugniß Rembrandt's findet noch eine sehr gewichtige Unterstützung. Die Eremitage besitzt ein Bildniß der Saskia, das gleichfalls die „Judenbraut" genannt wird, aber vom Künstler wohl als Darstellung der Flora gemeint war[1]). Ebenso hat er sie auf einem Berliner Bilde als Minerva pacifera gemalt. Jenes Petersburger Porträt trägt die Jahreszahl 1634 und muß im April oder Mai, also noch vor der Hochzeit Saskia's entstanden sein, da sie mit lauter Blumen des ersten Frühlings geschmückt ist und diese offenbar der Natur getreulich nachgezeichnet sind. Trotzdem läßt sich deutlich wahrnehmen, daß sie guter Hoffnung ist, und genau dasselbe gilt von der „Judenbraut" des Fürsten Liechtenstein. Sie muß also nicht nur 1633, sondern schon 1632 mit ihrem späteren Gatten verbunden gewesen sein, wenn auch nicht auf gesetzlichem Wege.

Denn jene doppelte Hochzeit, die, wie wir gesehen haben, ganz unanfechtbar beglaubigt ist, läßt sich doch nicht anders erklären, als daß Rembrandt sich zwar am 6. Juni 1633 mit Saskia hat trauen lassen, diese Vermählung aber dem Rechte nach ungültig war und daher am 22. Juni 1634 erneuert werden mußte. Nach holländischem Gesetz konnte eine rechte Ehe nur mit Zustimmung der beiderseitigen nächsten Angehörigen geschlossen werden; was steht der Annahme entgegen, daß Rembrandt diese Zustimmung bei seiner ersten Trauung nicht erlangen konnte? Noch im Jahre 1638 strengt er gegen einige Verwandte seiner Frau einen Verleumdungsproceß an, weil jene ihn und sie der Verschwendung bezichtigt hatten; in einem sehr glänzenden Verhältniß hat er also zu seiner Schwägerschaft jedenfalls nicht gestanden. Wenn er sich aber sein Weib gegen den Widerstand derjenigen, die zum Einspruch berechtigt waren, hat erkämpfen müssen, warum soll er sie nicht schon 1632 entführt haben? Jene erste Eheschließung, die freilich auch noch nicht gültig war, wird er bis ins nächste Jahr aufgeschoben haben, weil Saskia erst dann

[1]) Bilderschatz 1247. Michel, S. 177.

die Volljährigkeit erreichte. Denn jenes Berliner Blatt ist ja, wie die Unterschrift angibt, gezeichnet, „als sie einundzwanzig Jahre alt war".

Mit Recht wird man fragen, was denn aus den Kindern geworden ist, die 1632 und 1634 zu erwarten waren; denn eine Taufe ist in dem Malerhause nicht vor 1635 gefeiert worden. Doch Saskia starb schon 1642 und ist wohl nie ganz gesund gewesen; von ihren beglaubigten Kindern hat keines mit Ausnahme des letzten Knaben Titus die Mutter überlebt, und Erstgeburten pflegen die gefährlichsten zu sein. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß die beiden Erstlinge entweder gar nicht lebend zur Welt kamen oder schon nach wenigen Tagen starben, wodurch das Schweigen unserer nur zu dürftigen Quellen sich leicht erklären würde.

So erzählen uns die Gemälde und Zeichnungen Rembrandt's den Roman seines Lebens, der sich mit Hülfe der anderen Nachrichten, die wir über seine Verwandtschaft besitzen, etwa folgendermaßen gestalten läßt. Im Jahre 1631 lernt er Saskia kennen, ein reiches Mädchen aus guter Familie, der er sich nur schwer nähern kann; doch schon jetzt wird sie das Frauenideal, das er in seinen Bildern verkörpert. Er leiht ihrem Vetter, dem Kunsthändler, eine Summe, die damals zu seinen bescheidenen Einkünften außer jedem Verhältniß stand, wahrscheinlich in der Hoffnung, dadurch leichteren Zutritt zu ihr zu gewinnen, und sie sollte ihn nicht täuschen. Er erhält die Erlaubniß, sie zu malen, natürlich nur unter Aufsicht ihrer Verwandten und in der feierlichen Form des bestellten Porträts. So entsteht Anfang 1632 jenes Bildniß, das jetzt der Madame André gehört. Das Zusammensein mit seinem Modell schafft Gelegenheiten, und bald gibt sie ihm den Muth, um sie zu werben. Da die Liebenden auf Widerstand stoßen, vereinigen sie sich ohne den Willen der stolzen Verwandtschaft, und Rembrandt wird nicht müde, seinem Entzücken über den gewonnenen Schatz durch immer neue Bildnisse Ausdruck zu geben. Freilich muß er daneben auch wacker fürs liebe Geld arbeiten, denn das Vermögen Saskia's bleibt einstweilen noch in den Händen ihrer Tyrannen. Es ist bezeichnend dafür, daß seine ausgedehnteste Thätigkeit als bezahlter Porträtmaler in die Jahre 1632—1634 fällt; nach der Hochzeit, die ihm die Verfügung über ihren Reichthum verschafft, hören die bestellten Bildnisse von seiner Hand zwar nicht auf, nehmen aber an Zahl sehr beträchtlich ab. Unterdessen hat Saskia das Alter der Mündigkeit erreicht, und jetzt vollziehen sie ihre kirchliche Trauung. Vor dem Rechte hat sie noch keine Geltung, doch macht sie es möglich, daß er wenigstens zu ihren Amsterdamer Verwandten wieder in ein freundliches Verhältniß treten kann. Schon 1633 darf er ihren einen Vetter, den Prediger Sylvius, in einer kleinen Radirung porträtiren, und gleichzeitig läßt er im Verlage des anderen, Hendrick van Uylenborch, ein größeres Blatt erscheinen. Gegen Ende des Jahres reist Saskia zu einer ihrer Schwestern, wahrscheinlich um dort die rechtliche Vermählung zu betreiben; doch jene Antje, an die sie sich gewandt hat, stirbt bald darauf, was eine neue Verzögerung hervorruft. So gelingt es denn erst im folgenden Jahre, jedes Hinderniß zu beseitigen, und am 22. Juni 1634 kommt die rechtsgültige Verbindung zu Stande, ohne daß freilich die bitteren Gefühle der Verwandtschaft

dadurch ganz unterdrückt würden. Wahrscheinlich ist die Idee zu dem Berliner Simson, der seinen Schwiegervater, weil ihm dieser die Braut vorenthält, mit geballter Faust bedroht, unserem Künstler durch das angenehme Verhältniß zu seiner Schwägerschaft eingegeben worden. Denn das Bild ist 1635 im frischen Triumphe des eben gewonnenen Sieges vollendet, und einen Vorgänger, der diese biblische Scene schon behandelt hätte, besaß Rembrandt nicht, sondern malte sie ganz aus eigener Erfindung oder, wie man wohl richtiger sagt, aus eigener Erfahrung. Darf man aus diesem Gemälde schließen, so scheint er gleich seinem damaligen Ideal, dem starken Helden, den er auch in den Gesichtszügen zu seinem Selbstporträt gemacht hat, nicht immer in den sänftlichsten Formen den Kampf gegen die Verwandten seiner Frau geführt zu haben.

Und warum hatten sie so lange mit ihrer Einwilligung zurückgehalten? Jene Verleumdungsklage sagt es uns deutlich genug. Rembrandt war ein unverbesserlicher Verschwender, und Niemand konnte das besser wissen als jener Kunsthändler Hendrick van Uylenborch, bei dem er wahrscheinlich weit über seine Mittel hinaus zu kaufen pflegte. Man erzählt, er habe bei Bilderauctionen, ohne von seinen Mitbewerbern in die Höhe getrieben zu sein, gleich von vornherein so verblüffende Summen geboten, daß Jedermann sich darüber entsetzte. Wie er selber sagte, that er dies zur Ehre seiner Kunst; zum Vortheil seiner Kasse that er es jedenfalls nicht.

Der Kampf um die Anerkennung ihrer Ehe mag den jungen Leuten manche verdrießliche Stunde bereitet haben; doch über die kurzen Augenblicke des Trübsinns kam das leichtsinnige Künstlerpaar schnell hinweg. Jedenfalls lassen die Bilder dieser Zeit nichts von Trauer oder gar von Reue erkennen, sondern alle strömen sie über von der glückseligsten Heiterkeit. Er malt seine Saskia bald als Minerva, bald als Flora, bald als Proserpina, bald als Europa, bald als Danae. In der Mythologie, die sonst in seinem Schaffen nur eine untergeordnete Rolle spielte, hat er sich niemals mehr zu Hause gefühlt, als da er selbst wie ein arkadischer Schäfer in seliger Gesetzlosigkeit sein Leben genoß. Am liebsten stellt er solche Scenen dar, in denen ein Gott sich des ihm entzogenen Liebchens mit List oder Gewalt bemächtigt. Und wie der Frauenraub des Jupiter oder des Pluto ihn an sein eigenes Glück erinnert, so spiegelt sich ihm die Lage Saskia's in dem Fehltritt der Kallisto, den Diana's Nymphen als unschuldigen Scherz belachen. Blickt doch auch die Wiener „Judenbraut" in ihrer Hoffnung, die man zu jener Zeit wohl kaum als eine gute bezeichnen konnte, so vergnügt in die Welt hinaus, als wenn ihr nichts mehr zu wünschen übrig bliebe. Und wer weiß, ob ihr Zustand ihr nicht thatsächlich willkommen war, da man erwarten durfte, durch ihn einen Druck auf die Entschlüsse der Verwandtschaft auszuüben. So strahlen denn die Bilder dieser Jahre in einer so lustigen Farbenpracht, wie wir sie in keiner anderen Epoche von Rembrandt's Schaffen wiederfinden. Bei der „Judenbraut" sind das Roth und Blau, das Gelb und Weiß zwar so fein gegen einander abgetönt, daß keine Localfarbe als solche klar hervortritt; doch das flimmernde Gold, die lichten Perlen, die blanke Seide überziehen das

ganze Bild mit einem wunderbaren Leuchten und Funkeln, das einen berückenden Eindruck reicher Pracht hervorruft.

Ganz anders, wenn auch kaum von geringerer Kraft und Freudigkeit, ist die Farbenwirkung in dem großen Doppelbildniß, das die Königin von England nach Amsterdam geschickt hat[1]). Früher nannte man die beiden Personen, welche uns hier entgegentreten, den Bürgermeister Pancras und seine Frau, obgleich das bunte Phantasiecostüm sehr wenig zu der Darstellung eines städtischen Würdenträgers paßt; so hat man denn auch jetzt Rembrandt und Saskia in ihnen wiedererkannt. Die junge Frau sitzt vor ihrem Spiegel und prüft darin die Wirkung ihrer prächtigen Ohrgehänge, während er selbst etwas weiter zurück hinter dem Tische steht und die uns wohlbekannte Perlenschnur in den Händen hält. Die Localfarben sind hier in breiten Massen gesammelt und zu kräftigem Gegensatz nebeneinander gestellt. Das Gelb des Frauengewandes, das den beherrschenden Ton anschlägt, wird durch das flimmernde Braun des goldbrokatenen Mantels sanft in den dunkeln Hintergrund übergeleitet, contrastirt aber desto mächtiger mit dem tiefen Roth der Tischdecke, gegen das sich auch das grüne Sammetwams Rembrandt's fein abhebt. In der Mitte scharfe Gegensätze, die nach den Rändern des Bildes hin zart verschwimmen. Leider steht die Ausführung nicht ganz auf der Höhe der künstlerischen Absicht und rechtfertigt nicht den hohen Ruhm, dessen dies Gemälde von Alters her genießt. Fast wäre man geneigt, darin eine alte Copie nach einem untergegangenen Bilde Rembrandt's zu vermuthen, die freilich von dem Original eine sehr lebendige Vorstellung gibt.

IV.

Der „Bürgermeister Pancras" ist leider auf der Ausstellung das einzige Beispiel jener köstlichen Doppelbildnisse, die in dem Werke Rembrandt's eine kleine, aber hochbedeutsame Gruppe bilden und seine beiden Hauptleistungen, die Nachtwache und die Staalmeesters des Amsterdamer Reichs-Museums, vorbereitet haben. Wenn den früheren Holländern die Aufgabe gestellt wurde, ein Ehepaar auf derselben Leinwand vereinigt darzustellen, setzten sie die beiden Personen einfach neben einander oder verbanden sie höchstens dadurch, daß sie sie Hand in Hand oder Arm in Arm malten. Ebenso hat es auch Franz Hals auf dem schönen Bilde gemacht, das ihn und sein grinsendes Gespons — man wird an das „Bitte, recht freundlich!" unserer Photographen erinnert — im Garten sitzend darstellt[2]). Rembrandt's lebhaftem Sinne für dramatische Composition widersprach dies trockene Nebeneinander; er suchte die Eheleute durch irgend eine lebendige Handlung zu verbinden, die für ihr Leben und Treiben charakteristisch sein sollte, und verwandelte so das Porträt in ein Genrebild. In unserem Falle hat er sich dargestellt, wie er seiner Frau bei der Anlegung jenes phantastischen Aufputzes behülflich ist, in dem sie ihm Modell zu stehen pflegte. Es ist also eine Scene, die sich in dem Leben des Künstlerpaares fast

[1]) Knackfuß 35. Bilderschatz 864.
[2]) Bilderschatz 198.

täglich wiederholte und für sein ganzes Treiben im höchsten Maße charakteristisch war. Weltberühmt ist das Doppelbildniß der Dresdener Galerie, das wahrscheinlich dem Jahre 1634 angehört und die Stimmung Rembrandt's wiedergibt, als er endlich seine gesetzliche Vereinigung mit Saskia erkämpft hatte. Er hat sich hier beim Champagnerfrühstück dargestellt, wie er sein geliebtes Weib auf dem Schoße hält und mit erhobenem Glase laut sein Glück in die Welt hinausjauchzt[1]). Diese beiden Gemälde gehören noch in den Kreis, den wir unter dem Namen der Studienköpfe zusammenfassen; aber auch bei bestellten Bildnissen ist er ähnlich verfahren. Auf einer großen Leinwand des Buckingham-Palace sitzt ein Greis vor einem Tische und zeichnet auf ein Papier die Profile eines Schiffsrumpfes; wie unzufrieden über die Störung, blickt er einen Augenblick von seiner Arbeit auf, ohne doch seinen Cirkel bei Seite zu legen, während seine Frau den Drücker der eben geöffneten Thür noch in der Hand hält und ihm einen Brief überreicht; offenbar will sie sich gleich wieder zurückziehen. Wir sehen, dieser Schiffsbaumeister schafft mit rüstigem Fleiß und läßt sich nur ungern dabei unterbrechen; für gewöhnlich muß seine Familie draußen vor der Thür seines Studirzimmers bleiben. Aber seine Geschäfte verwickeln ihn auch in eine ausgedehnte Correspondenz, der er sich nicht entziehen kann. So sind wir über die fleißige und erfolgreiche Thätigkeit des Mannes und über die Art der Frau, die nur seine bescheidene Gehülfin sein will, mit einem Blick unterrichtet[2]). Noch feiner und sinniger ist die Aufgabe, den Mann in seinem Beruf und zugleich in seiner Familie darzustellen, in dem Berliner Ansloo gelöst[3]). Denn daß der Prediger sich nicht mit irgend einer fremden Wittwe, sondern nur mit seiner eigenen Frau hat malen lassen, würde auch dann kaum zweifelhaft sein, wenn nicht ein altes sehr gutes Zeugniß, das sogar den Mädchennamen der Frau zu nennen weiß, es ausdrücklich berichtete. Ein Geistlicher zeigt sich am Meisten charakteristisch in seiner Predigt und in der Wirkung derselben auf die Gemeinde. Dies in einem schlichten Doppelbildniß wiederzugeben, scheint ausgeschlossen, aber Rembrandt hat dazu die Möglichkeit gefunden, indem er die Frau zur Vertreterin der Gemeinde machte. Der fleißige Gelehrte hat bis tief in die Nacht hinein in der Schrift geforscht; davon geben das heruntergebrannte Licht, die aufgeschlagenen Folianten, das Bücherbrett im Hintergrunde Zeugniß. Jetzt scheint die helle Morgensonne ins Fenster; er ist mit seiner Predigt für den nächsten Sonntag fertig geworden und trägt sie, zugleich als Uebung und zur Probe auf ihre Wirkung, seiner Gattin vor. Seine Worte mit eindrucksvoller Handbewegung begleitend[4]), blickt er an ihr vorbei ins Leere hinaus,

---

[1]) Knackfuß 51. Museum III, 99. Bilderschatz 443. Michel, S. 182.

[2]) Bilderschatz 462. Michel, S. 134.

[3]) Bilderschatz 1013.

[4]) Genau dieselbe Bewegung kehrt wieder in der großen Radirung, die Sylvius auf der Kanzel darstellt (Michel, S. 357); sie muß also für Rembrandt den charakteristischen Ausdruck des Predigens bedeutet haben. Freilich führt sie Ansloo mit der Linken aus; doch vielleicht war er linkshändig. Die andere Hand hat er mit den Knöcheln auf den Tisch gestemmt, wie die Prediger sie noch heute auf das Pult der Kanzel zu stützen pflegen.

als wenn er im Geiste seine Gemeinde schon vor sich sähe, und doch kann er der stillen Zuhörerin nicht entbehren. Sie aber sitzt gedankenvoll in tiefer Rührung über die ergreifende Predigt ihres Mannes da, das Taschentuch in den Händen, mit dem sie sich kurz vorher die Augen hat trocknen müssen. So sehen wir den Mann in seiner Wirksamkeit und zugleich die Frau als Theilnehmerin an seinem Schaffen, in der würdigsten Stellung, die ein Weib seinem Ehegatten gegenüber einnehmen kann. Dies herrliche Bild ist 1641 gemalt, also unmittelbar vor der Nachtwache (1642), die den schönsten Schmuck der Ausstellung bildet [1]).

Wie heut zu Tage die Mitglieder einer Gemeinschaft sich gern durch die Photographie in einer Gruppe abbilden lassen, so bestellten sich damals die einzelnen Compagnien der Bürgerwehr, die Vorstände von Gilden oder wohlthätigen Stiftungen, kurz, Männer oder Frauen, die durch die gleiche Thätigkeit vereinigt waren, sehr oft gemeinsame Bildnisse. Mit Gruppengemälden dieser Art sind die holländischen Sammlungen überfüllt, und die Kunstforscher betrachten sie als den schönsten Schmuck derselben. Ich für meine Person muß bekennen, es immer bedauert zu haben, daß man aus solch' einem Bilde des Franz Hals oder Bartholomäus van der Helst nicht die Figuren herausschneiden kann, um jede für sich auf eine besondere Leinwand zu stellen. Denn der einzelne Kopf ist prächtig individualisirt, die Gestalt in ihrer Haltung höchst eindrucksvoll, Farbe und Ausführung stehen über jedem Tadel; aber wenn ein Dutzend Bildnisse oder mehr ganz gleichberechtigt neben einander stehen, so ergibt das eine Sammlung von Kunstwerken, aber kein Kunstwerk, da ein solches nur durch Zusammenfassung unter einen einheitlichen Mittelpunkt, durch Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze entstehen kann. Von diesen Herren und Damen aber wollte Keiner sich unterordnen, Keiner bescheiden in den Hintergrund treten, sondern Jeder verlangte für sein breites Gesicht das gleiche Recht und die gleiche Behandlung. So beeinträchtigt immer ein Kopf die Wirkung des anderen, und selbst der Meisterschaft eines Franz Hals konnte es nicht gelingen, das zerstreute Interesse künstlerisch zu sammeln. In der Anatomie des Haager Museums hatte Rembrandt schon ein Jahrzehnt vor der Nachtwache eine Aufgabe jener Art zu lösen gehabt; doch wurde sie ihm dadurch erleichtert, daß das Verhältniß des Lehrers zu seinen Schülern hier von selbst *eine* Person zum beherrschenden Mittelpunkt machte. Dies hat er denn auch künstlerisch auszunutzen gewußt, aber ohne sich darum von dem hergebrachten Schema zu entfernen. Er war eben damals noch ein junger Mann, der erst in den Anfängen seines Ruhmes stand und durch ein kühnes Wagniß seine weitere Laufbahn gefährden konnte. Als er dagegen im Jahre 1642 den Auftrag erhielt, die Schützencompagnie des Capitäns Franz Banning Cocq zu malen, fühlte er sich schon als anerkannten Meister und meinte, sich seinen Bestellern gegenüber etwas herausnehmen zu dürfen. In diesem großen Gemälde, dem umfangreichsten, das ihm je zu vollenden beschieden war, wollte

[1]) Knackfuß 110. Bilderschatz 1289. Michel, S. 286, 289.

er ein wirkliches Kunstwerk schaffen, kein bloßes Nebeneinander von Bildnissen, wie es bis dahin hergebracht war.

Als das Bild noch in seiner alten Gildenstube hing, war es im Laufe der Jahrhunderte so von Rauch und Staub geschwärzt worden, daß man meinen konnte, die Handlung gehe in nächtlichem Dunkel vor sich, und es deshalb die Nachtwache benannte. Jetzt, wo es höchst erfolgreich gereinigt und aufgefrischt ist, kann Keiner daran zweifeln, daß das hellste Sonnenlicht über der Scene spielt; doch ist ihm der Name, unter dem es berühmt geworden ist, trotzdem erhalten geblieben. Und jener Sonnenschein ist das wirksamste Mittel, um die Masse von vierundzwanzig Personen, die der Künstler auf einer Leinwand vereinigen sollte, künstlerisch zu gliedern. Durch ein hoch gelegenes Fenster der dunklen Gildenhalle bricht er in vollem Strahl herein und überfluthet die Mitte des Bildes mit glänzendem Licht, während der Hintergrund und die beiden Seiten in zartem Dämmer bleiben. So wird die Hauptperson, der Capitän, in seinem schwarzen Wams von hell leuchtenden Massen umrahmt und mächtig hervorgehoben, und jene Leuchtpunkte selbst, die sich scharf gegen ein feines Halbdunkel von rothen und braunen Gewändern abheben, enthalten diejenigen Gestalten, welche nächst dem Commandanten die wichtigsten sind: auf einer Seite den Lieutenant, zu dem der Capitän eifrig spricht, auf der andern ein kleines Mädchen, vielleicht seine Tochter, die den Siegespreis des bevorstehenden Wettschießens, einen todten Hahn, am Gürtel trägt. Beide sind gelb oder doch ganz hell gekleidet, so daß sie das Sonnenlicht kräftig zurückstrahlen. Während so der Mittelpunkt des Ganzen dunkel, seine Einrahmung von glänzender Helligkeit ist, verbreiten sich über die anderen einundzwanzig Personen höchst reizvoll wechselnde Lichter und Schatten, die keine von ihnen zu so entscheidender Geltung kommen lassen wie jene drei. Ein weiteres Mittel der Gliederung ist darin gefunden, daß ein Theil der Compagnie erst die Treppe im Hintergrunde herabkommt, während die Uebrigen schon durch den unteren Flur dem Ausgange zuschreiten. So können sich in ganz ungezwungener Weise die Bildnisse amphitheatralisch über einander erheben, und der Bannerträger gewinnt, frei auf eine der Stufen gestellt, die Bedeutung, welche ihm zukommt.

Im Ansloo hatte Rembrandt, um den Prediger passend zu charakterisiren, die Vorbereitung zur Predigt geschildert, die aber selbst schon eine Predigt war, wenn auch nur vor einer einzigen Zuhörerin gehalten. Bei einer Schützencompagnie empfindet er, daß ihr Zweck der Krieg ist; auch hier kann er nur die Vorbereitung darstellen, den Auszug zur Schießübung, auch hier aber sucht er ihr den Anschein des Dinges selbst zu geben. Eine mächtige Erregung beherrscht die Massen, als wenn der Spanier vor den Thoren stände. Der Hauptmann scheint eifrig seinen Schlachtplan darzulegen; einer seiner Getreuen ladet die Büchse, ein Anderer prüft ihr Schloß, ein Dritter hat sie an die Backe gelegt und übt sich im Zielen; überall starren Speere, die Trommel wird geschlagen, das Banner geschwungen. Die Absicht ist also ganz ähnlich wie im Ansloo — insofern durften wir die Doppelbildnisse des Meisters, die in jenem zu ihrem Höhepunkte gelangen, mit Recht eine Vorbereitung der Nacht-

wache nennen —, aber es läßt sich nicht leugnen, daß sie hier viel minder glücklich erreicht ist. Denn wenn man sich ihres geringfügigen Anlasses erinnert, gewinnt jene wilde Aufregung unstreitig etwas Komisches.

Das werden die braven Bürgergardisten von Amsterdam freilich kaum bemerkt haben. Als Rembrandt ihnen seinen Plan vorlegte, haben sie ihn, vom Stolze ihres Heldenkampfes gegen das übermächtige Spanien geschwellt, gewiß mit Begeisterung aufgenommen. Etwas Bramarbasiren gehört ja zum Soldaten, auch wenn er in seinen gewöhnlichen Lebensverhältnissen ein friedliebender Bürger ist. Viel weniger aber gefiel ihnen die Ausführung, mochte sie künstlerisch auch noch so hoch stehen. Jeder von ihnen hatte seine baren hundert Gulden zu zahlen; dafür verlangte aber auch Jeder, daß sein treuherziges Gesicht zur vollen Geltung komme, wie auf den Doelenstücken des Franz Hals. Hier aber mußte es sich der Eine gefallen lassen, daß er im Dämmer des Halbdunkels beinahe verschwand, der Andere mußte gar einen Arm oder eine Schulter vor sich dulden, die ihm das halbe Gesicht verdeckte. Denen das passirte, waren ohne Zweifel häßliche Bursche, mit deren langweiligen Zügen Rembrandt sein Bild nicht verunstalten mochte; aber ob sie selbst diesen Grund gelten ließen, dürfte zum Mindesten zweifelhaft sein. Der Maler besaß Ansehen und Energie genug, um seine künstlerischen Absichten trotz des lebhaften Widerspruches, auf den sie gewiß sehr oft stießen, vollständig durchzusetzen; er mochte hoffen, daß die Großartigkeit des vollendeten Werkes auch die Gegner versöhnen werde. Es war eine idealistische Täuschung. Fast zwanzig Jahre lang hat Keiner mehr bei ihm ein Doelenstück bestellt, während seine untergeordneten Concurrenten, unter denen sich manche seiner früheren Schüler befanden, alle Hände mit solchen Aufträgen voll hatten.

Die Trauer über diesen Mißerfolg sollte bald durch eine größere übertäubt werden. In demselben Jahre, in dem Rembrandt die Nachtwache abschloß, starb seine Saskia. Sie hatte ihm sein Leben nicht nur durch ihre hingebende Liebe verschönt; die kleine Frau mit dem zarten Gesichtchen, das er so unzählige Mal mit liebendem Auge studirt und wiedergegeben hatte, scheint es auch leidlich verstanden zu haben, ihn bei dem Geschäftlichen, das vom Künstlerberufe nun einmal nicht zu trennen ist, klug zu berathen und seine Geldverhältnisse in Ordnung zu halten. Mit diesen ging es jetzt reißend bergab, bis der Künstler, dessen Einnahmen früher so glänzend gewesen waren, dreizehn Jahre später in den offenen Bankerott getrieben wurde. Denn mit der Nachtwache war er aus der Mode gekommen, und seit er mit dem verdienten Gelde nicht mehr seine Saskia erfreuen konnte, kümmerte auch er selbst sich nicht um die Mode. Während die fein ausgeführten Bildchen eines Gerhard Dou und Terborg das holländische Publicum entzückten, malte er immer flotter und breiter und erschreckte die Unverständigen durch dies vermeintliche Geklexe. Auch in den bestellten Bildnissen bindet er sich jetzt nicht mehr an jene kleinliche Ausführung der früheren Zeit, sondern wird ganz er selbst. Bezeichnend dafür ist der Vergleich zweier Bildnisse dieser Ausstellung, von denen das eine der Königin von England[1]), das andere dem Herzog von

[1]) Bilderschatz 869. Michel, S. 272.

Westminster gehört. Beide stellen junge Damen dar, die einen Fächer in der Hand tragen, also einen ganz ähnlichen Vorwurf; jenes ist ein Jahr vor dem Tode der Saskia gemalt (1641), dieses ein Jahr nach demselben (1643). Dort ist das Beiwerk zwar etwas freier und leichter behandelt als in den früheren Porträts, aber doch noch mit derselben sorgfältigen Nachbildung der Spitzen und Stoffe; hier muß sich die Gewandung den Zügen des Gesichtes völlig unterordnen; mit leichten, sicheren Pinselstrichen wird wohl noch ihre allgemeine Wirkung dargestellt, aber die Kleider selbst getreulich zu porträtiren, wie dies von ihm verlangt wurde, fällt dem stolzen Künstler nicht mehr ein. In Farbe und Ausführung ist das Bild sehr ähnlich, wenn auch nicht so zum Herzen sprechend, wie die gleichzeitige Saskia des Berliner Museums, durch die sich Rembrandt die geliebten Züge der Todten noch einmal ins Gedächtniß zurückrief.

Wenn man auf der Ausstellung die Menge der Besucher in staunendem Schweigen oder ehrfurchtsvollem Flüstern dem strahlenden Glanze der Nachtwache gegenüber sieht, empfindet man tiefe Wehmuth bei dem Gedanken, daß eben dieses Wunderwerk es sein mußte, das den Beginn des Niederganges für seinen Schöpfer bezeichnete. Freilich nur in seinen äußeren Verhältnissen; in seiner Kunst steigt er desto höher, je weniger er sich um das Publicum bekümmert. Und je spärlicher die Bestellungen werden, mit desto freierer Muße kann er sich seinen geliebten Studienköpfen widmen. Da belauscht er seinen Jungen, den Titus, wie er über den Schularbeiten dasitzt und, den Daumen in die weiche Wange drückend, über ein sehr schwieriges Exempel nachdenkt. Ein paar Jahre später malt er ihn in reichem Phantasiecostüm, um an diesem Modell die Eindrücke, die Velasquez ihm hinterlassen hat, in sich zu verarbeiten. Dann zeigt er ihn als Jüngling mit keimendem Schnurrbart, diesmal in der repräsentativen Art des bestellten Porträts, vielleicht als Geschenk für eine Braut, die der früh Verstorbene freilich niemals heimführen sollte. Einmal besucht sein Bruder, der Müller, der schon Bankerott gemacht hat, den Maler, der unmittelbar davor steht — es schien das eben in der Familie zu liegen —, und die beiden Alten trösten einander und gedenken zusammen besserer Tage. Natürlich darf dabei der immer fleißige Pinsel nicht ruhen, und das grobe Gesicht des Greises mit dem trüben Ausdruck und dem unrasirten Bart wird wieder und wieder auf die Leinwand geworfen. Drei Studien nach dem Kopfe des Bruders schmücken die Ausstellung, von denen die schönste, durch den Kaiser Friedrichs-Verein angekauft, nach ihrem Schlusse in das Berliner Museum übergehen wird. Dem Maler, der das Kunstsammeln wohl noch immer nicht lassen konnte, so wenig jetzt seine Mittel dazu reichten, ist ein blanker Messinghelm aus dem sechzehnten Jahrhundert mit schöner, getriebener Arbeit in die Hände gefallen. Damit staffirt er den alten Müller aus, legt ihm einen Halsberg um und malt ihn so als fabelhaften Helden der Vergangenheit. Das Relief des Helmes ist mit fingerdick aufgeklebten Farbenmassen zum Theil ganz plastisch modellirt, und unter seinem leuchtenden Gelb blickt das röthliche Gesicht mit dem weißen Barte traurigen Ernstes vor sich nieder. Bald taucht auch unter den Studienköpfen die Geliebte auf, die der

lockere Künstler, als der Verlust Saskia's verschmerzt war, gefunden hatte. Das Berliner Museum besitzt ein schönes Bildniß dieser Hendrikje Stoffels in brennendes Roth gekleidet[1]; ein vielleicht noch schöneres befindet sich auf der Ausstellung aus dem Besitze des Herrn Georg Rath in Budapest, nur in Gelb und Braun ausgeführt, aber strahlend, als wäre es mit flüssigem Golde gemalt. Auch seine Köchin mit dem Küchenmesser in der Hand oder irgend eine alte Scheuerfrau, die ihn in seinem Hause bedient, müssen, mit bunten Gewändern ausstaffirt, ihm als Modelle dienen. Eins der großartigsten Gemälde der ganzen Ausstellung stellt so ein altes Weib, das sich die Nägel schneidet, als Kniebild dar[2]. Dies Motiv hat freilich nichts Großartiges, und doch wirkt die Gestalt ganz monumental, wie sie mit seitwärts geneigtem Kopfe ihre charaktervollen, runzligen Hände betrachtet und ein goldiges Sonnenlicht zauberisch über die Falten ihrer welken Haut und ihres seltsam phantastischen Gewandes hingleitet. Vor allen Andern aber malt er auch jetzt immer wieder sein eigenes Gesicht. Es gibt wohl in der ganzen Welt kein schöneres und ergreifenderes Bildniß als jenen weißhaarigen Rembrandt des Lord Iveagh, der mit Pinsel und Palette aufrecht dasteht und dem Beschauer voll trauriger Ergebenheit ins Auge sieht.

Unterdessen waren doch immer noch einige Leute geschmackvoll genug, sich auch von dem alternden Künstler noch malen zu lassen, vor Allen der Bürgermeister Six, der fast seine ganze Laufbahn mit treuer Theilnahme begleitet hatte. Sein prachtvolles Bildniß fehlt zwar auf der Ausstellung, doch kann es Jeder in seinem Hause, das seine Nachkommen noch heute bewohnen, ungehindert bewundern. Und solchen Kennern gegenüber brauchte Rembrandt der Mode keine Concessionen zu machen. Die bestellten Bildnisse unterscheiden sich daher in dieser Zeit von den Studienköpfen nicht mehr in der Technik, sondern nur noch dadurch, daß sie die wirkliche Tracht der Epoche, nicht bunte Phantasiecostüme zeigen. Und auch jetzt noch wird der alte Mann nicht müde, sich durch fremde Vorbilder belehren zu lassen. Wir sahen schon, wie er zu zwei Studienköpfen, die dieser Spätzeit angehören, durch Velasquez angeregt wurde; und hatte er in seiner Jugend einmal den jungen Franz Hals nachgeahmt, so lernt jetzt wieder der Greis von dem Greise. Aus dem Petersburger Privatbesitz befinden sich hier zwei sehr groß aufgefaßte Bildnisse eines Herrn und einer Dame, die ganz jene grauen und schwarzen Töne, jene dünne, breite Malweise zeigen, wie sie den letzten Jahren des Haarlemers eigen sind; nur ist darüber doch noch etwas von dem goldigen Glanze Rembrandt's verbreitet.

Schon gleich nach seinem Bankerott (1656) hatte er wieder eine „Anatomie" zu malen bekommen. Leider ist sie bei einem Brande bis auf ein kleines Fragment untergegangen, das von dem vollständigen Gemälde das Höchste ahnen läßt. Doch diese Bestellung ist nur ein Zeichen für den Kunstsinn des Professors Johannes Deymann, der auf dem Bilde verherrlicht werden sollte

[1] Museum III, 114. Mich , S. 464.
[2] Michel, S. 449.

und sich den Maler dafür gewiß frei wählen durfte; für die Gunst des großen Publicums beweist sie nichts. Aber kurz vor seinem Ende sollte er sie doch noch wiedergewinnen; die Zunft der Tuchmacher bestellte bei ihm das Gruppenbildniß ihres Vorstandes (1661). So entstand das zweite Doelenstück Rembrandt's, neben der „Nachtwache" der schönste Schmuck der Ausstellung, nicht so brennend in der Farbe, nicht so voll übersprudelnden Lebens, aber in seiner stillen Größe ihr doch noch überlegen[1]). Diese „Staalmeesters" sind wohl das einzige Doelenstück, das die fast unlösbare Aufgabe löst, den Forderungen der Dargestellten ganz zu entsprechen und doch zugleich ein einheitlich geschlossenes Kunstwerk zu sein. Zwar stehen die fünf Köpfe der Vorstandsmitglieder ganz gleichberechtigt neben einander; nur der des Zunftdieners ist, wie es sich geziemt, in den Hintergrund gerückt, aber gleichfalls scharf charakterisirt und deutlich sichtbar. Die Einheit aber ist dadurch erreicht, daß, wie bei den Doppelbildnissen, die Personen zu gemeinsamer Handlung verbunden sind. Die Herren sind dargestellt, wie sie einer Versammlung ihrer Zunft präsidiren. Der Mittelste hat einen großen Folianten, wahrscheinlich das Zunftbuch, vor sich aufgeschlagen und hält Vortrag über eine Statutenänderung oder sonst eine wichtige Frage, bei der man lebhafte Opposition zu gewärtigen hat, während die Anderen in verschiedenen Abstufungen des Interesses die Wirkung auf die vorn gedachte Menge beobachten. Ganz links zur Seite sitzt ein alter, stolzer Herr und blickt mit siegesgewisser Miene über die Versammlung hin. Neben ihm hat sich ein zweiter halb erhoben und späht scharf nach einem bestimmten Punkt; er scheint irgend etwas Gefährliches wahrzunehmen, etwa das Gebahren eines bekannten Krakehlers, dessen Widerspruch zu fürchten ist. Dann kommt der Vortragende selbst, ein noch jugendlicher Mann, der mit ruhiger Ueberzeugung seine Sache führt und sich nicht durch den Altersgenossen zu seiner Linken stören läßt, obgleich dieser ihm seinen Kopf nahe gebracht und ihm wahrscheinlich einen schlechten Witz zugeflüstert hat. Denn er ist der Humorist der Versammlung und betrachtet mit feinem, satirischen Lächeln den ganzen Vorgang. Der Fünfte endlich ist ein rundlicher, behäbiger Herr, der ruhig mit seinen Handschuhen spielt und sich die Sache nicht sehr nahe gehen läßt. So steigert sich das Interesse nach der Mitte zu und dämpft sich nach den Seiten mählich ab. Und hinten steht der Diener in vollkommener Gleichgültigkeit, auf nichts Anderes achtend, als was ihm etwa befohlen werden könnte. Aber indem sein Kopf sich mit den zusammengeneigten Häuptern der beiden jungen Staalmeesters zu einer Pyramide vereinigt, dient auch er dazu, den Hauptpunkt compositionell hervorzuheben. Die Farben sind äußerst schlicht; nichts, was daran, wie sonst auf den meisten Bildern Rembrandt's, kräftig ins Auge fiele; selbst der rothe orientalische Teppich, der das Pult, hinter dem die Herren sitzen, bedeckt, ist so bescheiden abgetönt, daß er gar nicht hervortritt und nur wie ein Stück Rahmen wirkt. Auch ist das Licht nicht grell auf einen Punkt concentrirt, sondern überfließt in gleichmäßiger Klarheit den ganzen Raum, so daß das

[1]) Knackfuß 154. Museum II, 44. Bilderschatz 839. Michel, S. 476.

Getäfel der hinteren Wand ebenso deutlich in allen Einzelheiten sichtbar ist wie die menschlichen Gestalten; selbst der Kunstgriff ist vermieden, den Rembrandt früher so geliebt hatte, die Augen in räthselhafte Schatten zu hüllen, obgleich die großen Hüte, die Alle auf dem Kopfe haben, dazu bequeme Gelegenheit boten. So ist Alles, was Absicht verrathen könnte, sorgsam unterdrückt; aber die Kunst wirkt nur um so größer, weil sie sich verbirgt und den Gegenstand scheinbar nur durch sich selber wirken läßt. Auch die Technik ist nicht keck oder gar aufdringlich, eine Klippe, die Rembrandt sonst nicht immer vermeidet; aber wer näher zusieht, der staunt über ihre Frische und Sicherheit. Dies Werk ist vielleicht das schlichteste, das unser Künstler je geschaffen hat, aber eben darum das tiefste und bedeutendste.

Ehe wir von den Gemälden Abschied nehmen, ist noch mit ein paar Worten der wenigen Landschaften zu gedenken, die auf der Ausstellung vertreten sind. Trotz ihrer geringen Zahl — es sind nur drei — repräsentiren sie doch die beiden Richtungen, die sich bei Rembrandt auf diesem Gebiete unterscheiden lassen. Die erste herrscht unter den Radirungen vor, ist bei den Gemälden aber Ausnahme; ich meine die sogenannte Vedute, d. h. die schlichte Wiedergabe eines wirklich gesehenen Stückes Natur. Von dieser Art ist hier eine weite Flachlandschaft mit ganz schwachen Bodenwellen und fernen Häusern und Thürmen. Wenn aber das Motiv offenbar der holländischen Ebene entnommen ist, so wirkt doch die Färbung ganz ideal. Sie bewegt sich nur in braunen Tönen, fast wie ein Grisaille, und schließt sich darin an van Goyen oder richtiger an Hercules Seghers an. Denn dieser phantasievolle Künstler, den man jetzt fast nur noch aus seinen seltsam bunten Radirungen kennen lernen kann, ist erweislich Rembrandt's Vorbild gewesen. Uebrigens bewahrt das Berliner Museum von ihm auch zwei Gemälde, von denen das kleinere dem eben geschilderten sehr ähnlich ist. Auch in der zweiten Gruppe, den Idealllandschaften, war Rembrandt von ihm nicht unabhängig; das schönste Beispiel dieser Gattung, das sich im Braunschweiger Museum befindet, zeigt unverkennbare Anklänge an den Seghers der Florentiner Uffizien, der dort noch immer Rembrandt heißt, und nicht minder das Bild des Herrn Rath, das man auf der Ausstellung sehen kann. Ganz er selbst ist dagegen unser Künstler auf dem dritten Gemälde, das aus der Sammlung Czartoryski in Krakau herstammt. In der Composition ist es dem Rath'schen Bilde nicht unähnlich, steht aber viel höher an innerem Gehalt wie an Pracht der Technik. Hier herrscht nicht mehr jener einförmig braune Ton des Seghers, sondern die Gegend strahlt in den Farben der wirklichen Natur, die freilich sehr fein stilisirt und in Harmonie gebracht sind. Auf einer Seite ein dunkelgrüner Laubgang von prächtigen Bäumen, unter denen bunte Lichter und Schatten spielen. Hier sieht man in ganz kleinen Figuren den barmherzigen Samariter um den Verwundeten beschäftigt. Auf der anderen Seite ein weites, welliges Land, von Bergen eingeschlossen, auf dessen Mitte ein greller Sonnenblick liegt, während der größere Theil mit Wolkenschatten bedeckt ist. Denn eben noch hat ein Gewitter getobt, und die schwarze Wand am Himmel beginnt sich zu theilen. Es ist, als ob das Schicksal des Armen, der vorher

unter die Räuber gefallen war und dem jetzt in dem Samariter der milde Retter naht, auch in dem sich vollziehenden Wechsel die Beleuchtung symbolisirt werden sollte. Daß Rembrandt sich in der Landschaft auch von Poussin beeinflussen ließ, daß er, der Sohn der nordischen Ebene, also gleichfalls den Reiz der italienischen Felsen in ihrer hohen Formenschönheit empfand, wie wir Nordländer es ja Alle zu thun pflegen, haben wir schon bei der Besprechung des Dianabades gesehen. Derselbe Mann, der sich in den menschlichen Gestalten mit so treuer Wahrheitsliebe an das Wirkliche hielt und nicht leicht etwas malte, was er nicht ähnlich gesehen hatte, schwelgt bei seinen Landschaften, mögen sie selbständig oder nur als Hintergründe auftreten, gern in der Darstellung ferner Wunderländer, wie sie mit leiblichen Augen zu erblicken ihm nie vergönnt gewesen waren. Da thürmen sich hohe Berge, da stehen Palmen von seltsam unwirklicher Gestalt; die Höhen sind mit antiken Ruinen bekrönt und über die Schluchten führen Aquaducte und hohe römische Bogenbrücken. Und diese märchenhaft fremde Welt hüllt sich in jenes wunderbare Helldunkel, das nur an einem Punkte durch den bekannten grellen Lichtstrahl jählings unterbrochen wird.

Die Handzeichnungen, von denen etwa zweihundert hier vereinigt sind, gleichfalls zu besprechen, verbietet mir der Raum, auch würden sie meine Leser kaum in dem gleichen Maße interessiren wie die Gemälde. Denn während unser Dürer in seinen Zeichnungen fast sein Allerbestes gibt und selbst die Studien zu späteren Gemälden so liebevoll ausführt, daß sie ganz zu selbständigen Kunstwerken werden, benutzt Rembrandt den Stift und die Feder fast nur, um seine Einfälle damit in wenigen Augenblicken ganz flüchtig zu fixiren. Daß er einer Zeichnung die abgeschlossene Wirkung des Bildes gibt, wie bei dem reizenden Porträt der Saskia im Berliner Kupferstichcabinet, ist bei ihm eine äußerst seltene Ausnahme. Theils wirft er, was er zufällig sieht, mit ein paar schnellen, kräftigen Federstrichen aufs Papier, sei es ein charakteristischer Kopf oder eine malerisch zerlumpte Bettlergestalt; theils gibt er die Hauptumrisse von Compositionen an, die oft sehr figurenreich sind, aber von der einzelnen Gestalt kaum mehr bieten als das ungefähre Motiv ihrer Haltung und ihre Stellung im Ganzen. Mitunter hat man Mühe, zu enträthseln, was der Meister mit seinen derben Strichen und Schnörkeln gemeint hat. Entwürfe von Bildern, die er wirklich ausgeführt hat, sind, wie gesagt, sehr spärlich vertreten, und wo sie vorkommen, sehen sie oft ganz anders aus als das fertige Gemälde. So befinden sich hier aus der reichen Sammlung des Herrn von Beckerath in Berlin drei Susannen-Zeichnungen; doch hat nur eine davon mit dem Berliner Bilde eine gewisse Aehnlichkeit; die anderen klingen viel eher an die Behandlung desselben Motivs durch Rubens an. Ziemlich getreu, wenn gleich natürlich nur in den Hauptumrissen, findet sich die Petersburger Holzhackerfamilie vorgezeichnet; bei ihr hat Rembrandt seinen ursprünglichen Einfall in der Composition beibehalten, obgleich er keineswegs zu seinen glücklichsten gehört. Er ließ sich eben von schnellen Eindrücken bestimmen und umstimmen und brauchte für die meisten seiner Bilder selbst die flüchtigste Skizze nicht,

weil sie auch ohne das klar vor seinem inneren Auge standen. So hieb auch Michelangelo seine Statuen meist direct in den Stein ohne das sonst übliche Tonmodell; freilich kam es ihm dann auch manchmal vor, daß er sich verhieb. Das gleiche Schicksal blieb natürlich auch Rembrandt nicht erspart, doch ruinirte er damit keinen kostbaren Marmorblock, und auf der Leinwand war der Fehler leicht zu bessern. Daher die zahlreichen Pentimenti, von denen seine Werke die Spuren tragen. Noch auf den „Staalmeesters" läßt sich erkennen, daß Anfangs die Stellung mancher Köpfe eine ganz andere war und erst im Laufe der Arbeit verbessert wurde. Auch als Greis hatte also unser Meister nicht aufgehört, mit hastigem Eifer zu schaffen und dann auch Irrthümer zu begehen, die ihm selbst bald klar wurden. Doch unter den Hunderten von verworfenen Einfällen, die uns in seinen Handzeichnungen entgegentreten, findet sich noch immer so viel Geniales und Glückliches, daß drei Maler damit ihr Leben lang haushalten könnten.

Wenn diese Zeilen meinen Lesern vorliegen, wird die Ausstellung längst in alle vier Winde zerstreut sein, und wer dann noch Rembrandt's reiches Schaffen in seiner ganzen Vielgestaltigkeit kennen lernen will, der wird sich das Material dazu aus so und so viel Museen und Privatsammlungen zusammensuchen müssen. Um so größerer Dank gebührt den Männern, deren Kenntniß und Fleiß es gelungen ist, diesen reichen Schatz, wenn auch nur auf kurze Zeit, an einem Punkte zu vereinigen [1]).

[1]) Wie ich nachträglich zu meiner lebhaftesten Freude erfahre, hat der Director des Reichs-Museums zu Amsterdam, Hofstede de Groot, dem das Zustandekommen der Ausstellung neben Bredius in erster Linie zu danken war, sich auch das neue Verdienst erworben, sie nicht mit ihrem Schlusse völlig untergehen zu lassen. In nächster Zeit steht nämlich das Erscheinen des folgenden Bilderwerkes bevor: „Rembrandt, Vierzig Photogravüren nach den schönsten Gemälden der Ausstellung zu Amsterdam 1898, mit Text von C. Hofstede de Groot." Zwei Proben der Lichtdrucke, die mir der Verleger Asher in Berlin freundlichst übersandt hat, zeigen die Gemälde in einem Format, das ihrer wirklichen Größe bei den kleinen Bildern gleich ist, bei den größeren sehr nahe kommt, und in so erstaunlich vollendeter Nachbildung, daß, abgesehen von der Farbe, die künstlerische Wirkung der Originale fast erreicht wird. Leider ist der Preis zwar nicht für die Leistung, wohl aber für uns Leute des Mittelstandes viel zu hoch (500 Mark!!!). Doch werden auch diejenigen Kunstfreunde, deren Kaufkraft hier versagt, wohl bald Gelegenheit haben, sich in den Kupferstichcabineten und den großen öffentlichen Bibliotheken an diesen köstlichen Blättern zu erfreuen. So dient die Ausstellung auch über ihr Bestehen hinaus dem Studium Rembrandt's, indem sie dies monumentale Werk als bleibendes Denkmal hinterläßt.

Panislamismus und islamitische Mission.

Von

J. T. von Eckardt.

[Nachdruck untersagt.]

Für alle Die, welche den politischen Vorgängen des vorverflossenen Jahres mit Aufmerksamkeit gefolgt sind, ist es kein Geheimniß geblieben, daß die Türkensiege in Thessalien dem religiösen Fanatismus der Moslimen neue Nahrung zugeführt haben. Die ersten Bewegungen in diesem Sinne machten sich im Juni 1897 geltend, und zwar auf Gebieten, die sonst, was moslimische Unduldsamkeit den Christen gegenüber anlangt, zu den am wenigst bemerkbaren gezählt werden. In dem nordtunesischen Landstädtchen Beja an der Medjerda plünderten umwohnende, als friedfertig geltende Beduinen, von jenen Siegesnachrichten trunken, die Läden der Stadt, hieben mit Knitteln auf die ahnungslosen Marktbesucher ein und wichen erst der bewaffneten Uebermacht des französischen Platzbeamten und seiner Polizeisoldaten. Die Bedeutung dieses, kaum ausgebrochenen, so auch schon unterdrückten Aufstandes, wurde in der französischen Presse keinen Augenblick verkannt. Hatte man doch bereits mit einiger Besorgniß wahrgenommen, daß Alles, was an Illustrationen und Darstellungen vom Kriegsschauplatze nach Nordafrika gelangte, in den Kaffeehäusern der großen Städte mit Eifer commentirt, von Verkäufern gesammelt und ins Innere versandt wurde. Die Alarmrufe der Zeitungen zeigten sich in der Folge als durchaus gerechtfertigt. Nur wenig später begannen sich bekannt unruhige Stämme in Oran zu regen. Darauf lodert, von demselben Geiste des Fanatismus angefacht, eine kurze Aufruhrsflamme in Kabylien empor. Dort sind es die Mogods, welche sich für berechtigt halten, ihre christlichen Nachbarn gewaltsam zur Aufgabe der ihnen Aergerniß gebenden Schweinezucht zu zwingen. Dies fand im October statt. Zugleich laufen von Madagaskar Nachrichten ein, welche den Angriff von Sakalaven auf eine französische Colonne und den Verlust dreier Officiere dem Einvernehmen örtlicher mohammedanischer Gold- und Sklavenhändler mit fanatischen Marabuts von Mekka zuschreiben. Ist es Zufall, daß um dieselbe Zeit Afridis und Orakzais den Engländern in Indien zu schaffen

machen, daß im malayischen Archipel die Holländer Zeichen von Unbotmäßigkeit bei ihren islamitischen Unterthanen feststellen, daß im Januar dieses Jahres eine englische Mission in Belutschistan massacrirt, in der Bucharei ein förmlicher Aufstand vorbereitet wird?

Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß in den Gebieten des Islam eine gewisse fieberhafte Erregung wahrzunehmen ist. Die Sprache der moslimischen Presse in der Türkei und in Aegypten liefert dafür die schlagendsten Beweise. Die Nothwendigkeit des Verbotes der türkischen Zeitung „Malumat" in Algerien bezeugt, daß das Problem der „islamitischen Frage", die Aufgabe der Anpassung der religiösen und socialen Institutionen des Islams an europäische Ziele trotz der Arbeit von bald sechs Decennien selbst *dort* keineswegs für endgültig gelöst angesehen wird, wo Optimisten sich darin gefallen, ein Zurückgehen des Islams zu constatiren. Anfänglich nur von localem Interesse, sind alle jene auf ein Neuerwachen des moslimischen Religionseifers hindeutenden Vorgänge zu einer förmlichen politischen Tagesfrage herangereift. Die Worte „Panislamismus" und „panislamitische Bestrebungen" begegnen uns täglich in den Zeitungen. Man nennt Namen wie die eines Scheikh Senussi und Scheikh Dhaffer, von denen der Erstere aus den Tiefen der libyschen Wüste, der Letztere aus dem Palais von Yildiz-Kiosk die Fäden einer sich wie ein Netz über die gesammte alte Welt erstreckenden Bewegung leiten soll. Ein gewisses Dunkel hüllt diese beiden Persönlichkeiten ebenso wie die religiösen Brüderschaften ein, welchen sie angehören, und in denen man die treibenden Kräfte jener Bewegung zu erkennen glaubt. Und dieses Dunkel hat zur Folge, daß die Bedeutung der panislamitischen Agitation von den Einen überschätzt und als Gefahr für Europa hingestellt wird, indeß die Anderen sie als ein Ammenmärchen bezeichnen, das nicht werth sei, die Phantasie der christlichen Welt zu schrecken. Es mag deshalb nicht unzeitgemäß sein, einige Streiflichter auf jene Frage zu werfen und den Panislamismus, seine Entstehung, seine Propaganda und sein Verhältniß zum Islam überhaupt kennen zu lernen.

I.

Die Anfänge der panislamitischen Bewegung, welche heute das Ziel verfolgt, die Anhänger des Islams aller Länder zur Vertheidigung ihres Glaubens dem Christenthum gegenüber um die Person des Sultans von Constantinopel zu scharen, sind nicht mit Bestimmtheit festzustellen. Sie scheinen in den siebziger Jahren in Centralasien, am Hofe von Bokhara, ihren Ursprung genommen zu haben, und zwar nach französischen Gewährsleuten[1]) in Form einer Liga, welche den Zweck gehabt hätte, den Sultan Abdul Hamid in ein Bündniß gegen die Engländer in Afghanistan und die Russen in Turkestan zu ziehen. Ein Häuptling aus Khokand, Kudhair Khan, soll damals als Agent gewirkt und sich nach Arabien gewendet haben, wo er Vereinigungen von arabischen und kurdischen Scheikhs in Mekka und Bagdad die Nothwendigkeit eines antirussisch-englischen Kreuzzuges predigte. Dieser

[1]) Gabriel Charmes, La situation en Turquie. Revue d. d. mondes 1881.

ursprünglich gegen Europa gerichtete Panislamismus, nachdem er eine Zeit lang den Gegenstand eines Gewirrs orientalischer Intriguen gebildet hatte, trat jedoch bald in eine Phase der Feindseligkeit gegen die Türkei. Es war um die Zeit, welche dem Berliner Congreß folgte. Die Niederlage des Khalifen im Kriege gegen Rußland, die Zerstückelung des ottomanischen Reiches entkleideten den Sultan in den Augen seiner asiatischen und afrikanischen Glaubensbrüder jenes letzten Schimmers von Macht, dessen es für ihn bedurft hatte, um die Stellung eines Vorkämpfers des Islams einzunehmen. Das politische Programm, welches, in Abdul Aziz' letzten Regierungsjahren, Midhat Pascha und die jungtürkische Partei angestrebt hatten — die Trennung des Khalifats vom Sultanat — wurde nach dem russisch-türkischen Kriege von arabischen, türkenfeindlichen Kreisen wieder aufgenommen und gegen den Sultan gewendet. Unter Belassung seiner politischen Würde des Beherrschers der Osmanen wollte man dem Sultan sein Recht auf den Titel eines „Imams aller Gläubigen und Khalifen des Propheten" nehmen, ein Recht, welches, als von den Türken usurpirt, allein einem Nachkommen des Propheten gebührte. Diese Doctrin, welche sich mit den Principien des orthodoxen Islams wohl vereinigen läßt, war damals die Parole aller Scheikhs des Hedjaz und Yemens, wo sie schnell Boden gefaßt hatte. Ein Scherif von Mekka, Husni, welcher der antitürkischen Liga ergeben war, starb eines gewaltsamen Todes, und wohl unterrichtete Personen brachten den an ihm begangenen Mord mit seinen Ueberzeugungen in Verbindung. Von Mekka wurde trotzdem die Lehre durch zahlreiche Pilger nach den verschiedensten Punkten der mohammedanischen Welt getragen, wo sie, mit Beweisen aus dem Koran belegt, bei den türkenfeindlichen Nordafrikanern besonderes Glück machte.

Die Gefahren, welche dieser Feldzug gegen seine geistliche Würde für seine theokratische Regierung in sich schloß, konnten dem Sultan nicht verborgen bleiben. Um so weniger, als sich auch in Constantinopel Stimmen erhoben, die sich zu Gunsten einer Trennung des Sultanats vom Khalifat aussprachen. Es galt, ihr energisch entgegenzutreten. Eine Broschüre, in welcher Kheredin Pascha die Ideen der arabischen Liga verfochten hatte, wurde mit Beschlag belegt und öffentlich verbrannt. An Stelle des ermordeten Scherifs von Mekka sandte die türkische Regierung einen ihr ergebenen Beamten. Und dennoch schien die Bewegung damals so wenig beigelegt, daß man dem Sultan den Gedanken unterschob, freiwillig seine weltliche Macht durch Aufgabe der religiösen sichern, und durch Adoption eines Nachkommen des Propheten das Khalifat einer Nebenlinie abtreten zu wollen. Die folgenden Ereignisse haben gelehrt, daß der Sultan in einer ganz entgegengesetzten Politik die Lösung der Frage gesucht und mit Erfolg gesucht hat. Der erste Schritt in diesem Sinne war die Betrauung des neuen Scherifs von Mekka mit einer türkisch-islamitischen Propaganda, welche die „panarabistische" Bewegung, statt sie zu bekämpfen, geschickt auszubeuten hatte. Hunderte von Scheikhs durchzogen auf Geheiß des Großscherifs die dem Islam ergebenen Länder, die Solidarität der islamitischen Völker predigend und die

Nothwendigkeit ihres Zusammenschlusses im Namen des Sultans beweisend. In der ersten Zeit wurden sie in den antitürkischen Gebieten mit Mißtrauen aufgenommen und machten wenig Proselyten. Noch Anfangs der achtziger Jahre, während der französischen Expedition gegen Tunesien, war die Abneigung gegen die Türkei in Nordafrika so lebhaft, daß der Versuch einer afrikanischen Liga gegen die Eroberer vollkommen scheiterte, mochten auch die türkischen Zeitungen von damals, Europa als „von Entsetzen gelähmt bei Nennung der islamitischen Liga" darstellen. Die allgemeine islamitische Allianee war vor einem Jahrzehnt kaum ernsthaft zu nehmen. Die innere Zerfallenheit der moslimischen Welt ließ keinen Glauben an die Möglichkeit aufkommen, daß alle Mohammedaner sich um den Halbmond scharen würden.

Das letzte Jahr hat genügt, um mit einem Schlage die Sachlage zu Gunsten des Herrschers der Gläubigen zu verändern. Obgleich durch die politischen Tendenzen des Panislamismus viele Sonderinteressen geschädigt werden, so sind diese doch nach den ersten Siegesbotschaften aus Thessalien vor dem Ideal eines Zusammengehens gegen den gemeinsamen Feind zurückgetreten. Die nordafrikanischen Orden und Brüderschaften haben sich ihm in großer Zahl angeschlossen. Ihre Scheikhs und Mokaddems sind von erklärten Feinden zu willigen Mitarbeitern an dem großen Werke einer islamitischen Wiedergeburt geworden.

Denn neben der politischen Action bildet die Wiederherstellung des Islams in seiner ursprünglichen Reinheit, seine Entkleidung von allen Zuthaten einer zwölfhundertjährigen Tradition den religiösen Theil des panislamitischen Programms. Seine letzten Ziele sind demnach mit denen der religiösen Orden identisch, woraus sich deren Massenanschluß an die panislamitische Bewegung erklären läßt. Die Scheikhs und Mokaddems der Ordensbrüderschaften sind es, welche von Afrika bis zum malayischen Archipel die Fäden der Bewegung in den Händen halten. Ihr Mittelpunkt ist in Mekka, wo diese Fäden convergiren, indeß die Oberleitung von Constantinopel ausgeht. Dort vertreten zwei der dem Großherrn zunächst stehenden Berather die Interessen der heiligen Sache. Der Erste ist Abd el Huda, das Haupt des Ordens der Rafaï. Auf sein Geheiß bereisen Hunderte von Sendboten den Orient. Sie finden in Mekka in dem Großscherif einen eifrigen Verbündeten, der, selbst dem Orden der Rafaï angehörig, die einflußreichen Stellungen der sogenannten Schinkh et Trukh mit ihm und dem Panislamismus ergebenen Verwandten besetzt hat. Durch gesetzliche Anerkennung der bisher freien Orden und Brüderschaften hat er sich dort zahlreiche Anhänger und einen weitgehenden Einfluß geschaffen. Als Großmeister der Pilgerfahrt verfügt er außerdem über das Heer von Fremdenführern oder Mutauafs, die es sich angelegen sein lassen, neben der Ausübung ihres Berufes den ahnungslosen Gläubigen noch das gute Wort von den Gefahren Europa's zu predigen. Die zweite jener Persönlichkeiten ist der tripolitanische Scheikh Dhaffer, Seelsorger Abdul Hamid's und Haupt der Brüderschaft der Schazuli (Chadelija). Es heißt von ihm, daß er eine bedeutende Rolle am Hofe spiele und den Ereignissen nicht fern gestanden habe, welche den Tod Abdul Aziz' herbeiführten. Er wird von Einigen als ein geheimer

Agent des Ordens der Sennussia von Kufra angesehen, deren panislamitische Doctrinen allbekannt sind. Er steht nicht nur an der Spitze der panislamitischen Propaganda für Nordafrika, sondern ist auch für die, welche die Meinung vertreten, daß Abdul Hamid in den letzten Jahren seinem panislamitischen Ideal entsagt habe, die Seele der Bewegung überhaupt.

„Vor einigen Monaten," so sagen die Verfasser eines kürzlich erschienenen Werkes über die afrikanischen Brüderschaften[1]), „während die Anhänger des Propheten die Armenier mordeten, bereiste ein Verwandter desselben Scheikh Thasser unter dem Vorwande, seine Mokaddems zu besuchen, Algerien und Tunesien und überbrachte den Häuptern der religiösen Orden Geschenke im Namen des Sultans. Gleichzeitig wurde die relativ bedeutende Summe von 8000 Franken als Ergebniß einer Sammlung unter armer Landbevölkerung in der Kasse der panislamitischen Propaganda niedergelegt." Die kurz darauf folgenden Unruhen in Algerien und Tunesien sind materielle Beweise, daß das Wort auf keinen schlechten Boden gefallen war.

Aus dem Vorstehenden geht deutlich hervor, daß die Träger und Verbreiter der panislamitischen Idee weniger in der officiellen islamitischen Geistlichkeit als vielmehr in den geistlichen Orden und Brüderschaften zu suchen sind. Es soll die Aufgabe der folgenden Zeilen sein, den gewaltigen Einfluß zu zeigen, welchen jene Orden auf die Anhänger der moslimischen Lehre ausüben, sowie die Rolle, welche sie in der Mission des Islams spielen. Zuvörderst möchte es jedoch gestattet sein, ein zusammenfassendes Bild vom heutigen Stande des Islams zu geben, zumal dort, wo er in tägliche Berührung mit europäischen Staatsinteressen tritt. Die Zahlen, welche eine unlängst herausgekommene statistische Broschüre[2]) über seine Ausbreitung in den verschiedenen Ländern der Erde während der letzten sieben Jahre liefert, werden eine gewisse Besorgniß gegenüber den letzten Erfolgen des Halbmondes rechtfertigen.

II.

Man gefällt sich zumeist, den Islam als eine „Religion des Schwertes" zu charakterisiren, welche den „Dschihad" oder heiligen Krieg gegen die Ungläubigen zu den ersten ihrer Glaubensdogmen zählt. Und in der That, wer allein die Geschichte seiner Entstehung und reißenden Ausbreitung betrachtet, der sieht sich vor jener einzigen historischen Erscheinung, daß eine Idee, begleitet von einem politischen Gewaltacte, sich mit dem Schwerte in kaum hundertundvierzig Jahren ein Weltreich, vom Indus bis zum atlantischen Ocean reichend, eroberte. Daß jene Idee allein zum Bande für die heterogensten Elemente auf die Dauer nicht genügte, beweist dagegen der rapide Verfall des Riesenstaates, der an den Folgen einer unvermeidlichen Decentralisation zu Grunde ging. Bis heute hat der Islam, wo er sich seine politische Selbständigkeit bewahrte, keinerlei nennenswerthe staatliche Leistung zu verzeichnen gehabt.

[1]) Depont et Coppolani, Confréries religieuses musulmanes. Alger. Jourdan 1897.

[2]) Verbreitung des Islams in den verschiedenen Ländern der Erde von 1890—1897. Von Dr. Hubert Jansen. Berlin, Selbstverlag des Verfassers.

Was ursprünglich seine Macht gebildet hatte, die enge Verbindung seiner bürgerlichen und religiösen Gesetzgebung, ist heute der Hemmschuh geworden, welcher jedem Anlauf zu politischer Weiterentwicklung lähmend anhängt. Gegenüber dem Widerstande, den alle Versuche einer Trennung von Staat und Kirche innerhalb des Islams bisher gefunden haben, ist eine politische Wiedergeburt der islamitischen Länder in noch kaum absehbare Zukunft gerückt. Naturgemäß müßte es scheinen, daß in gleichem Maße auf religiösem Gebiete nur eine Rückbildung zu verzeichnen wäre, zumal der „Religion des Schwertes" gerade die Dschihade dieses Jahrhunderts — und die thessalischen Siege nicht ausgeschlossen — keinen Fuß breit neuen Bodens gewonnen haben. Eine aufmerksame Betrachtung führt jedoch zu einem durchaus gegentheiligen Ergebniß. Der Rückgang des Islams als politischer Factor ist von einer im Vergleich zu der Zeit seines Entstehens allerdings verlangsamten, dennoch stetig fortschreitenden Ausbreitung seiner religiösen Idee begleitet. Dieselbe verliert, auch unter den ungünstigsten Existenzbedingungen, weder an Boden noch an Lebensfähigkeit. Ohne einen Schwertstreich gewinnt sie täglich neue überzeugungsstarke Jünger.

Als der Prophet im Juni des Jahres 632 zu Medina die Augen schloß, da umfaßte seine Partei ein Häuflein Getreuer, welche ein Heer von achttausend Mann stellen konnten. Heute zählt die Welt 260 Millionen Mohammedaner, die in der Gesammtbevölkerung der Erde 15,543 Procent ausmachen[1]. Auf Europa entfallen von dieser Zahl nur 11 Millionen, von denen Europäisch-Rußland 8 Millionen, die europäische Türkei nur 2—3 Millionen beherrscht. In der Türkei, wo der Islam die denkbar bevorzugteste Stellung als Staatsreligion annimmt, sind die Islamiten gegenüber der christlichen Bevölkerung in der Minderzahl geblieben, und hier wird ausnahmsweise ein Rückgang in der Zahl seiner Bekenner festgestellt. Die Gründe für dieses Zurückgehen sind theils in gewissen socialen Verhältnissen zu suchen, welche von berufener Seite an dieser Stelle bereits behandelt wurden[2]). Theils mögen sie auf den Stand des morgenländischen Christenthums zurückzuführen sein, das, in der Diaspora erstarkt, wenig gedeihlichen Boden für islamitische Propaganda bietet. Diese wird vorzüglich bei Bevölkerungen Glück machen, welche mit dem Islam einen ersten Culturfactor aufnehmen, wie wir es bei den heidnischen Stämmen Asiens und Afrika's sehen werden. Oder auch, wie in Indien, bei Volkselementen, die in den demokratischen Tendenzen des Islams Loslösung von religiös-socialem Zwang finden.

Die Beobachtung, daß in der Diaspora lebende Glaubensgemeinden eine Belebung ihrer Ueberzeugungen erfahren, bestätigt sich umgekehrt bei der Betrachtung der 8 Millionen russischer Mohammedaner, zu welchen noch 9 Millionen russisch-asiatischer hinzu kommen. Zwar ist in Rußland die Stellung des Islams eine relativ privilegirte. Denn wenn er auch hier zeitweilig Verfolgungen zu erleiden gehabt, hat doch die Erfahrung gelehrt, daß gewisse Maßregelungen von der Staatskirche abtrünniger Tataren an der

[1]) Stärke und Schwäche des türkischen Reiches. Von R. v. d. Goltz-Pascha. „Deutsche Rundschau", October 1897. [2]) Vgl. Jansen a. a. O. S. 5.

Oka und Wolga nur den Erfolg hatten, diese zu Märtyrern zu stempeln und den Glaubenseifer der Kasanschen Islamiten neu anzufachen. Und so wie bei diesen, war es bei den Kirgisen und Tschuwaschen. Die armseligsten asiatischen Nomadenstämme bezeugen mehr Vorliebe für den Islam als für das Kreuz. So gewinnt jener langsam aber fortschreitend neue Bekenner unter den finnischen Stämmen an der Wolga. Gleich ihnen halten die bis tief nach Litthauen versprengten, in Groß-, Klein- und Weißrußland ansässigen Mohammedaner zäh an ihren Glaubenssatzungen fest. Der islamitische Klerus zeigt sich allenthalben eifrig und gebildet, ja den Popen an würdevollem Auftreten und geistiger Bildung weit überlegen. Schulen und Moscheen werden, wie auf islamitischem Boden, von den sogenannten Wakufs oder milden Stiftungen erhalten, die Aemter der Richter und Lehrer nach traditionellem Brauche von den Mollahs versehen. Nur die hohe officielle Geistlichkeit steht unter staatlicher Controle, so der in Orenburg residirende Scheikh ül Islam und der in der Krim ansässige Mufti der kaukasischen Schiiten. Beide geistliche Würdenträger werden von der Regierung ernannt. Während in den inneren Religionsangelegenheiten die russischen Islamiten also einer verhältnißmäßigen Freiheit genießen, wird von der Regierung mit größter Strenge ebenso gegen die religiösen Orden und Brüderschaften vorgegangen wie gegen die Heiligen oder Marabuts. Dessen ungeachtet haben die Orden der Qadirija, Chadelija und andere persischer und indischer Herkunft auf russischem Boden Zweigbrüderschaften bilden können. Ist auch über ihr Verhältniß zu der uns beschäftigenden Frage nichts Genaues bekannt, so genügt die Thatsache ihrer Existenz unter so heiklen Verhältnissen, um die Stärke des ihnen innewohnenden Beharrungsvermögens trotz allen äußeren Widerstandes darzuthun. Sie zählen die meisten Anhänger im Kaukasus. Und es ist voraussichtlich nicht dem Zufall allein zuzuschreiben, daß gerade Kaukasien um 1886 der Schauplatz einer Empörung unter den moslimischen Tschetschenen war, einer Empörung, zu deren Beilegung es einer militärischen Expedition von nicht weniger als zwölf Bataillonen und fünfzehn Schwadronen bedurfte.

Dieselben religiösen Brüderschaften wie in Kaukasien lassen sich durch ganz russisch Asien verfolgen. Sie finden sich in Transkaukasien, in Transkaspien, in der kirgisischen Steppe und Südsibirien. Der Orden der Naqschebendija ist der verbreitetste — sein Stifter wurde Ende des dreizehnten Jahrhunderts zu Bokhara geboren. Die um 1320 gegründete Brüderschaft gehört zu den Hauptorden des Orients. Ihre enge Verbindung mit dem Orden der Senussi, welche in ihrer geistlichen Genealogie bis zum heiligen Naqschebendi aufsteigen, verdient hier hervorgehoben zu werden. Das Gewicht, welches der gegenwärtige Vorkämpfer des Panislamismus, Scheikh Senussi, seiner geistigen Verwandtschaft mit den Naqschebendis beilegt, und die hohe Achtung, in welcher dieselben im ganzen Orient stehen, sind eben so viel Beweise, daß es auch in Russisch-Asien an dem entzündlichen Brennstoffe nicht mangelt, der in dem moslimischen Fanatismus beruht. Bisher gelten die asiatischen Islamiten Rußlands für resignirt. Erst die Zukunft wird lehren, in wieweit dies zutrifft:

man wird es an dem Tage sehen, an welchem Rußland und England einander in Mittelasien feindlich gegenüber stehen werden. Es ist heute unabsehbar, welche Rolle alsdann der moslimische Glaubenseifer zu spielen berufen sein, und welche Handhabe er den beiden europäischen Großmächten in der Ausbeutung desselben zu eigenen politischen Zwecken bieten wird. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird für den Muselmann das Zünglein der Wage nach der Seite des Siegers deuten. Und es ist durchaus nicht unmöglich, daß kommende Geschlechter dem Schauspiel beiwohnen, wie die Geschicke Europa's auf den Höhen des Passes von Bamian ausgefochten werden.

Diesen Weg, zu Füßen der in den Felsen gehauenen Riesenidole aus arischer Vorzeit, verfolgten die ersten islamitischen Eroberer, die, von den Schätzen Indiens angelockt, im zwölften Jahrhundert vom Hindukusch ins Pandschab nieder stiegen. In ihren Feldlagern entstand aus der Vermischung der arabischen, türkischen und persischen Sprache der Sieger mit den Dialecten der Eingeborenen jene Urdusprache, welche heute die halbofficielle Sprache Indiens bildet und von 82 Millionen Menschen gesprochen wird. In dieser halb islamitischen Sprache erscheinen im Pandschab allein 83 Zeitungen. Die Anhänger des Propheten werden in Indien Alles in Allem auf 57 Millionen geschätzt. Sie bilden im Pandschab 55 Procent der Einwohner, gegen 77 im Sinh und 70 in Kaschmir. Ihrer Herkunft nach lassen sie sich in drei Kategorien scheiden: in Einwanderer aus dem Nordwesten, die sich in Hindustan und Dekan niederließen und mit den dortigen Volkselementen vermischten, in Colonisten, die über das Meer aus Arabien und Persien nach Indien kamen und noch heute die Küste Malabar bewohnen; endlich in bekehrte Eingeborene. Der Islam verdankte, wie überall um die Zeit seiner kriegerischen Ausbreitung, ursprünglich seine Bedeutung in Indien der Predigt des Schwertes und dem politischen Einflusse der Staaten, die er geschaffen hatte. Als jedoch im achtzehnten Jahrhundert seine politische Macht niederging, ist damit die Kraft seiner Ausbreitung durchaus nicht zum Stillstand gekommen. Während die von einem Aurengzib oder Tipo-Sultan erreichten Zwangsbekehrungen ihm nur laue Anhänger geschaffen haben, die halb in der Tradition ihrer polytheistischen Glaubenslehren beharren, gewinnt er durch die Macht der Ueberzeugung täglich neue Bekenner. Hier ist es vor Allem, wo die democratische, monotheistische Conception der mohammedanischen Lehre gegenüber der polytheistischen und aristokratischen des Brahmaismus ins Gewicht fällt. Die Verachtung und Erniedrigung, welche die unteren Kasten der Hindus von ihren Glaubensbrüdern zu erfahren haben, die Unmöglichkeit, in welcher sie sich befinden, ihre sociale Lage zu bessern, läßt für sie eine Religion im glänzendsten Lichte erscheinen, die ihnen völlige gesellschaftliche Gleichstellung, alle Rechte der Freiheit bietet. So treten in Bengalen die Baumwollenweber, deren Handwerk und Kaste den Hindus verächtlich ist, in Massen zum Islam über. Und diese Bewegung datirt nicht von heute. Sie machte sich bereits im Mittelalter geltend. Als im sechzehnten Jahrhundert ein bengalischer Volksstamm sich eine eigene Dynastie bildete, da bekehrten sich die oberen Klassen

zum Hinduismus, indeß die unteren Islamiten wurden[1]). „Wandle nicht hoffärthig auf Erden. Du kannst sie weder spalten noch den Bergen an Höhe gleich kommen," sagt der Prophet in der siebzehnten Sure. Der Hochmuth ist das Laster, um dessentwillen Eblis, der Satan, aus dem Paradiese verstoßen wurde, denn er dünkte sich mehr als Adam, die aus Erde erschaffene Creatur. Der armselige Hindu von Travancore, der seine verächtliche Gegenwart dem Brahminen auf vierundsiebzig Schritt mit grunzendem Ton anzeigen muß, damit dieser sich nicht seinem unreinen Dunstkreise nähere, muß ein Evangelium in jener Lehre von der Gleichheit aller Erschaffenen begrüßen.

Was der Islam bis Mitte dieses Jahrhunderts durch die bloße Macht seiner Idee an neuen Anhängern gewann, steht weit zurück gegen die Resultate, welche in den neuesten Tagen eine Art wirklicher moslimischer Mission zu verzeichnen hat. In den letzten zehn Jahren ist die islamitische Bevölkerung Indiens um drei Millionen gestiegen. Die Zahl der jährlichen Bekehrungen wird von zehn bis auf fünfzig, ja sechs mal hunderttausend Seelen geschätzt. Allerdings macht die Abwesenheit jeglicher centraler Organisation unmöglich, jener moslimischen Mission genau zu folgen. Sie wird ebenso in der Stille durch Kaufleute und Handwerker gefördert, als auf offener Straße durch wandernde Pilger oder auch Fakire. Ein einziger solcher Pilger rühmte sich, im Pandschab 200 000 Hindus seinem Glauben gewonnen zu haben. Manche mohammedanische hohe Geistliche haben die Methode der christlichen Missionen nachgeahmt, Tractätchen vertheilt und auf dem Marktplatz oder im Bazar vor der Menge gepredigt. In den großen Städten, wie Calcutta, Bombay, Bengalore, gibt es feste Predigtstätten. Und unter den neu angeworbenen Islamiten finden sich sogar Europäer der unteren Klassen. Wo die Anhänger zweier so verschiedener Glaubensformen wie Islamiten und Hindus nah neben einander wohnen, kann es an Reibungen naturgemäß nicht fehlen. Manche derselben hat zu blutigen Aufständen geführt, welche zumeist durch zur Schau tragen moslimischen Hochmuths hervorgerufen wurden. So in Heiderabad, wo das Volk einen jungen vornehmen Muselmann todt schlug, der zu Elephant, von bewaffneten Dienern gefolgt, in die Moschee ritt. — Angesichts der Segnungen, welche seine liberale Regierung den Islamiten Indiens angedeihen läßt, beurtheilt England solche Vorgänge durchaus optimistisch. Nach englischen Quellen zu schließen, müßte der moslimische Fanatismus sich auf einige große Städte beschränken, die Landbevölkerung indeß durchaus friedfertig gesinnt sein. Lediglich den reformatorischen Bestrebungen der sectirenden Wahabiten tritt die Regierung nach Kräften entgegen, denn es ist für sie kein Geheimniß geblieben, daß diese dem indischen Islam neue fanatische Ueberzeugungen erwecken. Die Orden und Brüderschaften, welche, allerdings unter der Decke, gleich gefährliche Ziele verfolgen, bleiben unbehelligt. Neben Nordafrika ist Indien das Land des islamitischen Ordenswesens. Qadirija, Chadelija, Naqschebendija finden sich mit ungezählten Adepten vertreten. Ihre enge Verknüpfung mit denen des islamitischen Magreb wird uns bei Betrachtung dieses Letzteren zu ihnen zurück

[1]) C. W. Arnold. The preaching of Islmd. London. Constable. 1897.

führen. Welche wichtige Handhabe die täglich zunehmende Zahl islamitischer Zeitungen und Zeitschriften zur Verbreitung der panislamitischen Bewegung in diesem Leserkreise bietet, braucht nicht gesagt zu werden. Es genügt hier an die Thatsache zu erinnern daß England um 1884, zur Zeit des Falles von Khartum eine Blockade der Häfen des Rothen Meeres für geboten hielt. Damals fehlte es nicht an Stimmen, welche diese Maßregel mit der Nothwendigkeit zusammen brachten, die Verbreitung jener islamitischen Siegesbotschaften nach Indien zu verhüten. Allerdings verlorene Liebesmüh. Eine kleine Zeitung, „Abu Naddara", der Mann mit der Brille, die z. B. in Kairo heimlich gedruckt wurde und jene Siege in den höchsten Tönen feierte, ging trotzdem zu Tausenden von Exemplaren nach Indien. Der Vicekönig von Indien mag von den Früchten jener erbaulichen Lectüre wenig Ersprießliches erwartet haben, wenn es wahr ist, daß er schleunigst eine Truppenverstärkung aus dem Mutterlande forderte. Man hat die diesbezügliche Meldung damals dementirt. Immerhin ist ein wirklicher Beleg für die Unterthanentreue der englisch-indischen Islamiten erst im Falle einer englisch-russischen Verwickelung zu erwarten.

Während in Mittelasien und Indien die Stellungnahme der islamitischen Völkerschaften für die Vormacht des einen oder anderen europäischen Großstaates entscheiden wird, stellt sich der Islam in China als dritter mächtiger Factor dar, in der Zukunft berufen, die Geschicke Asiens zu wandeln. Der Islam hat seit Jahrhunderten feste Wurzeln in China geschlagen. Arabischen Reisenden verdankt man die ersten Schilderungen chinesischer Städte, arabischen Händlern die Bekanntschaft mit den Erzeugnissen der chinesischen Kunstfertigkeit. Als religiöse Bewegung, welche zahlreiche Bekehrungen zur Folge hatte, ist der Islam bereits im achten Jahrhundert der Hegira nach China eingezogen und zwar von Centralasien aus. Die Masseneinwanderungen moslimischer Stämme ins himmlische Reich um die Zeit der Eroberungen Dschingiskhans haben ihn daselbst befestigt. Bis ins vierzehnte Jahrhundert bildete er in China Gemeinden, deren Mitglieder als Fremdlinge im Staate galten. Doch von da an gewann er Bürgerrechte, die, von dem liberalsten aller Regimes erweitert, dem chinesischen Moslim nicht nur völlige sociale Gleichstellung sicherten, sondern ihm auch die höchsten Würden und Aemter offen hielten. Nichts ist lehrreicher als die Geschichte der Einbürgerung des Islams im äußersten Asien, nichts überraschender als die Stellungnahme der chinesischen Herrscher zu jener in der Minorität befindlichen Religionsgesellschaft. Welch' enge Verquickung mit den eingewanderten Volkselementen muß sich vollzogen haben, wie stark muß sich das civilisatorische Element des Islam den „Söhnen des Himmels" offenbart haben, daß China, das von der chinesischen Mauer starrsten asiatischen Conservatismus umgebene Land, zur Freistätte einer moslimischen Cultur hat werden können, die stellenweis den Buddhismus aus seinen Wohnsitzen verdrängte. Daß es nicht fremde Einwanderer allein waren, welche den Islam in China begründeten, beweisen die Erzählungen chinesischer Chronisten, die wiederholt einer wirklichen moslimischen Mission Erwähnung thun. Sie hat dazu beigetragen, das islamitische Glaubensbekenntniß zu verbreiten,

und in aller Stille fortwirkend, erhöht sie es jährlich um ungezählte neue Bekenner. Bis vor etwa vierzig Jahren war über die Lebensbedingungen der 32 Millionen chinesischer Mohammedaner in Europa nur bekannt, was gelegentlich Missionare oder Diplomaten aus eigener Anschauung berichtet hatten. Erst der Aufstand der Taipings hat die Aufmerksamkeit Europa's auf die Gefahren gerichtet, welche dem himmlischen Reich durch den Fanatismus der Moslimen „mit bezopftem Schädel und rasirtem Kinn" erstehen können. Denn aller socialer Assimilirung zum Trotz hat sich dieser verblendeter und heißblütiger hier erhalten als selbst auf islamitischer Erde. Aufstände rein örtlichen Ursprungs sind zu Massenbewegungen geworden, die Jahre lang alle Kräfte der chinesischen Regierung in Athem hielten. Die Ueberzeugungstreue der chinesischen Islamiten hat in ihnen Pfänder geliefert, die zu den blutigsten gehören, von welchen die Geschichte der islamitischen Religionskriege überhaupt zu berichten hat.

Der Zusammenhang der ostasiatischen Mohammedaner mit denen der Centralstätte muß sich, wo eine so absolute Sprach- und Rassenverschiedenheit alles eigentliche Verständniß ausschließt, allerdings auf eine bloße Glaubensgemeinschaft beschränken. Wie stark fanatisirend aber das Gefühl einer solchen allein bei Moslimen wirken kann, erhellt aus dem Lebenslaufe jenes chinesischen Großpriesters Ma-teh-sing, welcher der geistige Vater der Rebellion von Yunnan war. Ein chinesisches Kaufmannskind, in der moslimischen Lehre erzogen, des Arabischen mächtig, hatte er früh die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht. Diese und damit verbundene Besuche in Constantinopel und Cairo, wo der seltene Gast — es war um 1839 — mit Ehren aufgenommen war, umkleideten ihn in den Augen seiner Glaubensgenossen mit einer besonderen Würde, die ihn zur Seele der religiösen Bewegung erhob. Heute steht dergleichen nicht mehr vereinzelt da. Hat man doch bereits von dem Interview eines chinesischen Muselmanns durch einen arabischen Journalisten gelesen und von den Hoffnungen, welche der abendländische Islam auf jene ostasiatischen Brüder setzt. Darnach müßte der Tag nicht allzu fern sein, wo der Sohn des Himmels selber aus den Geschlechtern der Moslimen hervorgehen und mit ihm die Lehre des Propheten den 400 Millionen Einwohnern Chinas zur Leuchte auf dem Weg des Heils dienen wird.

Stellt man sich die Verbreitung der islamitischen Brüdergemeinden im Bilde eines Riesenspinngewebes vor, dessen Centrum in Mekka läge, so wird die südöstliche Peripherie desselben von dem malayischen Archipel und den australischen Inseln gebildet. Die chinesischen Naqschebendis und Qadris verbindet eine befahrene Wasserstraße mit denen der malayischen Inseln. Diesen Weg nahmen die ersten chinesischen Reisenden, welche, bereits vierzig Jahre nach dem Tode des Propheten, von einer mohammedanischen Niederlassung in Sumatra meldeten. Es kann somit bei den heutigen Verkehrsmitteln kein Zweifel bestehen, daß der indische Archipel das eigentliche Mittelglied ist, welches den ost- und westasiatischen Islam zusammen hält. Ueber die Rolle, welche die 31 Millionen Moslimen Holländisch-Asiens in der Propaganda der panislamitischen Bewegung spielen, besitzen wir in den Arbeiten des hervor-

ragenden holländischen Orientalisten Snouck Hurgronje die eingehendsten Mittheilungen. Das letzte Capitel seines Werkes über „Mekka" ist den Pilgern aus dem malayischen Archipel gewidmet, die jährlich zu Tausenden nach Mekka ziehen und dortselbst unter dem allgemeinen Namen der „Djawa" ganz besonders von den habsüchtigen Mutanafs oder Fremdenführern aufs Korn genommen werden. Gibt doch Mekka, was die Ausbeutung der arglosen Pilger anlangt, es in nichts den besuchtesten katholischen Wallfahrtsorten nach und werden doch mit dem Wasser des heiligen Brunnen Sem-Sem daselbst gerade so viel glaubensselige Reisende genarrt als in Lourdes oder anderen Stätten krassen Aberglaubens kindergläubige Christen mit mehr oder weniger heilkräftigen Gebirgswässern. Für die überzeugungstreuen Mohammedaner des indischen Asiens ist Mekka überdies eine Art von irdischem Jerusalem, in welchem die letzten Lebensjahre zu verbringen, für verdienstvoll und gottgefällig gilt. So hat sich daselbst eine malayische Colonie gebildet, die sich aus Lehrern, Studenten, Beamten im Ruhestande und anderen wohlhabenden Leuten zusammensetzt. „Aus allen Ländern Indonesiens", sagt Snouck, „leben in der heiligen Stadt Vertreter, und fast könnte man in Mekka eine Karte entwerfen, um die Verbreitung des Islams in Ostindien zu veranschaulichen." Eine Druckerei vervielfältigt dort malayische Gebete und rituelle Vorschriften. Die Pilgerfahrtsunternehmer, welche in Dschedda am Rothen Meere ihre „Agence Cook" etablirt haben, die die Reisenden den Landweg zur heiligen Stadt und durch die Stationen der Pilgerfahrt führt, verfügen über zahlreiche Bedienstete, die in allen Dialekten der malayischen Inseln wohl beschlagen sind. Seit die modernen Verhältnisse dem Pilgerverkehr einen neuen Aufschwung gegeben haben — von 33802 Pilgern zu 48237 in den letzten zwölf Jahren —, haben sie sogar die Reise nach Holländisch-Indien nicht gescheut, um bereits dort Pilger anzuwerben.

Der in Mekka angefachte Glaubenseifer macht sich in der Heimath bei den malayischen Moslimen auf allen socialen Gebieten geltend. Mit der jährlich steigenden Zahl der Bekenner wächst die Anzahl islamitischer Schulen und Schüler. Die Orden und Brüderschaften — vor Allem der der Senussija — besitzen auf den Sunda-Inseln und im gesammten malayischen Archipel Heiligthümer und Vereinigungsstätten. In ihnen werden die panislamitischen Doctrinen gepflegt und in Wort und Schrift den Brüdern gepredigt. Aus der Mekkanischen Colonie gelehrter und gottesfürchtiger „Djawas" geht ihnen Nachricht zu von Allem, was die islamitische Welt Afrika's und Asiens bewegt. Der Glaubenseifer der malayischen Islamiten beschränkt sich aber nicht auf den lebhaften Austausch mit dem islamitischen Mutterlande allein. Er hat auch seine Ueberzeugungen in die Ferne getragen. Ihm verdankt der Islam seine Ausbreitung in Australien und Oceanien, wo er langsam und stetig unter heidnischen Völkerschaften Proselyten macht. Daß Scheikh Senussi und seine Adepten diesem Missionswerke nicht fern stehen, bezeugt die Häufigkeit, mit welcher zum Islam bekehrte Papuas oder andere Götzendiener ihren heidnischen Namen mit dem Namen „Senussi" vertauschen, welcher in der übrigen mohammedanischen Welt weit seltener anzutreffen ist.

Ein Rundblick über den asiatischen Islam hat genügt, um zu zeigen, mit welchen materiellen und moralischen Factoren er daselbst an dem Werke einer Wiedergeburt arbeitet, welche die Fäden sind, die ihn sowohl an das arabische Mutterland, als an die europäischen und afrikanischen Glaubensbrüder knüpfen. Ohne hier auf die Bewegungen einzugehen, welche, eine innere Hebung des Islams anstrebend, in Arabien, Persien und Indien durch sectirende Wahabiten und Bâbis sich fühlbar machen, wenden wir uns nun nach Afrika. Denn hier wird uns die historische Erscheinung von den Erfolgen des Islams im neunzehnten Jahrhundert am augenfälligsten entgegentreten.

Geographisch gehören bereits zwei Drittel Afrika's dem Islam. Denn sieht man von den christlichen Beamten, Kaufleuten und Colonisten ab, welche die afrikanischen Küstenländer bewohnen, so ist der Islam die einzige Religion, die immer weiter nach Süden vordringt. Vor zehn Jahren wurde die südliche Grenzlinie desselben vom grünen Vorgebirge bis Zanzibar gezogen. Heute ist, zumal an der Westküste und am unteren Niger, der 10. Grad südlicher Breite bereits überschritten.

In Nordafrika, von Aegypten bis an die marocconische Grenze, wird die islamitische Bevölkerung durch europäische Waffen in Schach gehalten. Hier glauben Optimisten ein Zurückgehen des Islams constatiren zu dürfen. Für jeden, der aus eigner, im Verkehr mit dortigen Moslimen gewonnener Anschauung urtheilt, kann jedoch kein Zweifel darüber bestehen, daß man es nur mit einer Verschiebung der islamitischen Elemente zu thun hat. Französische, spanische, italienische Einwanderer haben die Bevölkerungszahl vermehren, den islamitischen Fanatismus aus seinen Wohnstätten in die Wüste verdrängen können. Resignirte Naturen, von den Wohlthaten der Civilisation wo nicht überzeugt, so doch verführt, haben sich scheinbar dem neuen status quo anbequemen können. Von Rückbildung oder Umbildung im europäischen Sinne ist nichts zu verspüren. Der Scherif aus Prophetenblut, der die französische Uniform trug, in St. Cyr seine militärische Bildung genoß und ein Turcoregiment als Oberst befehligte, wird zwar während seiner activen Dienstzeit für einen Europäer des neunzehnten Jahrhunderts genommen werden können. In den Ruhestand versetzt, wird er nichts destoweniger wieder zu Turban und Gandura greifen. Wer ihn dann, unter seiner Dienerschar thronend, am Thore des Hauses den moslimischen Rosenkranz hat beten sehen, während hinter grünen Gittern die Damen des Harems von der schönen Abendstunde nur den Wiederschein genossen, der wird über den Grad der Europäisirung des algerischen oder tunesischen Islamiten endgültig aufgeklärt sein. Von solchen Metamorphosen wissen alte Afrikaner, französische Officiere, die unter algerischer Sonne ergrauten, manches Ergötzliche zu berichten. Ihnen, die den Wüstensand nicht nur als Streusand kennen, wird das Bild der baldigen Assimilation Nordafrika's als eine Fata Morgana erscheinen, von der Art, wie sie allein Politikern in der Studierstube aufgehen.

Daß es in Aegypten nicht besser steht, haben Kenner wie Vambéry, öfters ausgesprochen. „Civilisationsgefunkel", aber wenig wirkliche Civilisation hat der Islam am Mittelmeere aus Europa entlehnt. Wenn solche skeptische

Auffassung von den Erfolgen der europäischen Mission unter den Palmen von Gezireh-Palace oder Mustapha-Alger aufkeimen kann, wie mag es dann um das islamitische Innerafrika bestellt sein?

Die Citadelle des moslimischen Religionseifers bildet im Westen Afrika's Marocco. Dort halten die geistlichen Orden und Brüderschaften die religiöse wie politische Macht in Händen und bezeigen jedem europäischen Einflusse die unüberwindlichste Feindseligkeit. Weiter östlich, in dem von Tripolis, Wadai und dem ägyptischen Sudan umschlossenen Dreieck, liegt der andere Brennpunkt islamitischen Fanatismus. Die Islamisirung Centralafrika's wird von hier geleitet, wo das Ideal vom theokratischen Staate wahr gemacht ist. Hier gehorcht man den Winken eines Mahdi und Senussi, von hier sind die Bewegungen ausgegangen, die den Engländern in Aegypten, den Franzosen am Niger schwere Menschenopfer kosteten. Von hier auch wurde durch die Sendboten der Qadirija und Senussijah der Islam zu den gemischten Arabern des Senegal und Niger, zu den Götzen anbetenden Negern des Südens getragen. Der Karawanenführer, der Händler, der wandernde Pilger haben durch Wort und Beispiel ihr Bekehrungswerk gethan, dem unparteiische Beobachter ihre Bewunderung nicht versagen. Innerafrika ist das Feld, auf welchem der Islam erneute Proben ablegt von der zwar bedingt civilisatorischen, aber immerhin hebenden Macht seiner Idee.

Während Europa dem Islam in Afrika nur die Stelle einer Uebergangscultur zuerkennen will, die allenfalls für christliche Civilisation vorbereitend wirken dürfte, beginnt man in führenden moslimischen Kreisen sich die Aufgabe höher zu stellen. Eine wirkliche Schulung mohammedanischer Prädicanten für Centralafrika wird neuerdings in Kairo mit Eifer betrieben. Die Zahl der Negerstudenten aus Darfur, Wadai, Bornu, die an der Moschee el-Azher dem Studium des islamitischen Gesetzes obliegen, hat gewaltig zugenommen. Auch an Aufmunterung lauer oder fernstehender Islamiten hat es von der Centralstätte aus nicht gefehlt. So sind die in der Diaspora lebenden, aus dem malayischen Archipel stammenden Mohammedaner am Cap, Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit geworden. Man ist von Mekka hingereist, um zur Pilgerfahrt aufzufordern. Ja, man hat zu Stambul ein Werk islamitischer Glaubenssatzungen im Burenholländisch mit arabischen Buchstaben gedruckt. Die neu erweckte Glaubenskraft hat dort bereits Früchte getragen, indem sie, nicht ohne Erfolg, bei den Kaffern islamitische Propaganda versuchte. An diesem verdienstlichen Werke sollen indische Coolies, die in den Diamantfeldern Südafrika's die niedrigste Arbeit thun, ihr Theil haben.

Der Islam ruft eben heute den Vorbann und Nachbann unter seine Fahnen.

Welcher Mittel er sich zu diesem Aufgebote bedient, welche die Hauptwerber sind, die für die Armee aller Gläubigen Recruten ausheben, welche moralische Waffen sie ihnen in die Hand geben, soll den Gegenstand dieser Schlußbetrachtung bilden.

III.

Von den drei großen monotheistischen Glaubensformen ist der Islam diejenige, welche den starrsten Deismus in ihren Dogmen aufgestellt hat. Sein Gott steht über und außerhalb der Welt, die er erschuf und täglich, stündlich weiter erschafft. Keine Causalität reiht Ursache an Wirkung. Kein freies Wollen leitet den Menschen im Handeln. Gott ist das einzige Agens, welches die sinnliche und übersinnliche Welt bewegt. Eine ungeheure Kluft trennt das Geschöpf von dem Schöpfer. — Aber in der Menschenseele schlummert das verborgene Streben, das Wesen der geheimnißvollen Gottheit zu erfassen, deren Dasein sie in der Natur und im eignen Innern wahrnimmt. Wo sie nicht selbst vor ihren Thron treten darf, da wird sie den Vermittler suchen, der würdig ist, die Sache des Erschaffnen vor dem Erschaffer zu vertreten. Und wo ihr Durst nach der Erkenntniß des Göttlichen durch die Personen jener Auserwählten nicht Befriedigung erhalten kann, da wird sie sich selbst eine Brücke bauen von hüben nach drüben. — So haben sich aus dem strengen Deismus des Islams der ersten Jahrhunderte, der mit einer Reihe moralischer Satzungen aus dem Munde eines menschlichen und sterblichen Propheten seine Bekenner beglücken wollte, ein Heiligencultus und ein Mysticismus entwickeln lassen, welche dem dürren Boden der kalten koranischen Nützlichkeitslehren gewiß nicht entsprossen sind. Das lose Band willkürlicher Interpretation, welches sie an jene Quelle islamitischer Rechtgläubigkeit knüpft, ist nur der Beweis, wie wenig die Fesseln auch des tyrannischsten Dogmas den Drang der menschlichen Seele zur Befriedigung immanenter ethischer Bedürfnisse zu hemmen vermögen.

Der erste Schritt auf diesem Wege war die Erhebung des Propheten zum göttlichen Werkzeuge, der zweite die Vererbung und Uebertragung seiner göttlichen Gnadengaben auf seine Nachkommenschaft. Neben den Ulemas, jenen Pharisäern des Islams, die in ihren Händen die weltliche, wie geistliche Macht vereinigen, sehen wir den Scherifen erscheinen. Neben dem Scherifen mit dem grünen Turban und den Geburtsanrechten der Heiligkeit tritt der Heilige auf aus eignem Verdienste, der „Sufi", im Derwischkleide der Armuth. In ihm personificirt sich die uralt indische Auffassung von der Heiligkeit des Geistes und der Verächtlichkeit des irdischen Leibes, durch dessen Abtödtung allein die Seele von der Fessel befreit wird, die sie an der Vereinigung mit dem Urquell alles Seienden hindert. Zurückgezogenheit von der Welt, Enthaltsamkeit, Armuth, Darben, opferwillige Großmuth sind des Sufi Lebensregeln. Das Ziel seines Daseins ist die Absorption in Gott. Um dahin zu gelangen, um die Seele von allem irdischen Staube zu befreien, unterzieht er sich den schwersten Prüfungen und Bußübungen, bis einer nach dem andern die Schleier fallen, die ihn von der Erkenntniß des Göttlichen trennten und seine Seele die Süßigkeit des mystischen Rausches zu kosten bekommt, die er in seiner bilderreichen Sprache „madjma al bahraini". den Zusammenfluß der beiden Meere, nennt. Mit dem Augenblicke, an welchem der Sufi vor den Thron des höchsten Wesens gelangt, reinigt sich, vernichtet durch die Berührung mit dem göttlichen Hauche, seine Seele von allem Erdenstaube. Der von Gott Erwählte

erhält die „baraka“, den Funken der göttlichen Gnade, der ihm das Recht gibt, die Menschheit auf den Weg der Gotterkenntniß zu leiten.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Doctrin jenes islamitischen Mysticismus näher einzugehen, der, in Persien groß geworden, dort eines Theils als „Sufismus“ in der Form eines spiritualistischen Pantheismus die Früchte der schönsten Poesie zeitigte, anderen Theils zu einer Heterodoxie ausartete, welche durch Märtyrerblut besiegelt wurde. Genug, daß der „Sufismus“ in den ersten Jahrhunderten der Hegira durch die Reinheit der von ihm gepredigten Moral dem Islam eine sittliche Wiedergeburt brachte, und daß er durch einen Compromiß mit der Orthodoxie zu ihrer kostbarsten Stütze werden konnte. Wie es ja, nach dem Ausspruche Renan's, im Wesen des Mysticismus liegt, daß er zugleich dem Glauben, wie dem krassesten Aberglauben die Hand bieten kann.

„Für den Sufi ist die Welt eine Illusion, eine Fiction. Ihre materiellen Formen sind nur Emanationen des göttlichen Hauches, alles Streben der Menschheit muß zur Vereinigung mit der großen Einheit drängen.“

Es ist den Sufis gelungen, diese trügerische Doctrin den Moslimen so in Fleisch und Blut übergehen zu lassen, daß sie heute, in der Entartung einer achthundertjährigen Anwendung, die Geister in einer Weise beherrscht, welche den Einfluß des officiellen Clerus vollkommen verdunkelt.

Als Derwisch, Fakir, Marabut die islamitischen Länder durchwandelnd, säet der Sufi seinen mystischen Enthusiasmus aus, wohin ihn der Weg führt. Die Länder des Islams sind bedeckt von den Heiligthümern, wo die Gebeine solcher Gotterleuchteter ruhen. In ihnen versammelt ein Ordensmeister die Gläubigen, welche in den Lehren des Heiligen den Heilsweg gesucht haben. Aeußerlich den Formen des orthodoxen Islams getreu, lassen sich die Doctrinen jener Brüderschaften auf fünf Hauptorden zurückführen. Diese stammen ohne Ausnahme aus dem 12. bis 14. Jahrhundert unserer Aera, der Zeit der Reaction der Orthodoxie gegen die freidenkerischen Richtungen. Ihre Stifter haben, ein jeder in eigner Art, den Grund gelegt zu der geheimnißvollen Macht, die heute vom Atlantischen zum Stillen Ocean die Gemüther der Islamiten beherrscht.

Jene fünf Fundamentalorden, aus welchen sich ein Netz von Zweigen und Verästelungen entwickelt hat, sind: zum ersten der der Qadirija, die menschenfreundliche Doctrinen verbreiten, Wohlthätigkeit, Nächstenliebe, Frömmigkeit predigen, der Kheluatia, die der Betrachtung und Ekstase sich hingeben, der spiritualistischen Chadelija, der eclectischen Naqschebendija und der pantheistischen Scheherudija. Von ihrer ursprünglichen Lehre, die zur Zeit ihrer Entstehung die Verbreitung sittlicher und religiöser Grundsätze anstrebte, ist heute nur ein Princip übrig geblieben, nämlich die blinde Hingabe an den Ordensmeister. Aus dem Cultus der reinen Moral und Hingabe an den Höchsten ist eine Menschenvergötterung getreten, welche gewissermaßen die Anbetung *eines* Gottes zum bloßen Worte gemacht hat.

Die Organisation der Orden und Brüderschaften des Islams ist in ihren Grundzügen überall dieselbe. An der Spitze des Ordens steht der oben genannte

Ordensmeister, auch Schikh et Trik genannt, der Großmeister und geistige Erbe des Stifters. Sein Name wird auf das goldene Blatt eingetragen, welches den Stammbaum des Ordens bildet und in seinen Verzweigungen bis zum Stifter aufsteigen muß, ja von ihm aufwärts zum Propheten selber. Ohne die Feststellung jener geistigen Erbfolge wäre jeder Versuch einer Ordensgründung nur Heräsie. So kehrt auf den Blättern, welche die geistlichen Adelsbriefe der Meister bilden, unfehlbar neben dem des Stifters der Name des Propheten wieder, während den Schluß der Engel Gabriel bildet, als Wortträger Allah's selber. Eine Fülle mystischer Benennungen begleitet die Aufzählung aller der Gotterwählten, die im Sinne des Stifters wirkten. Ihre Hierarchie weist so schlagende Analogien auf mit den mystischen Ketten der Gnostiker und Neu-Platoniker, daß sie als ein letztes Ueberbleibsel erscheinen muß, das sich hier durch Jahrhunderte aus den Doctrinen der alexandrinischen Schule hinüberrettete — ein Fossil aus untergegangener Zeit.

Der Generalmeister regiert den Orden von dem Mutterheiligthume aus, in welchem der Stifter begraben liegt. Ihm unterstellt sind so viele Vicare oder Mokaddems, als der Orden Zweig-Brüderschaften zählt. Sie haben das Recht, den Khuan oder Bruder in die Vereinigung aufzunehmen und durch eine Reihe von Uebungen auf die ekstatischen Zustände vorzubereiten. Da die Brüderschaften sich aus allen Schichten der moslimischen Gesellschaft recrutiren, somit, was Bildung und Verständniß anlangt, die Khuan auf sehr ungleicher Stufe stehen, so wird nur ein Theil von ihnen in die letzten Ziele des Ordens eingeweiht. Diese ausgewählte Zahl trägt den Namen der „Khiar el Khiar", Elite der Elite, indeß die minder erleuchteten Brüder die „Elite" bilden oder zu den „gemeinen Brüdern" gezählt werden. Um die Person des Ordensmeisters schart sich überdieß die Zahl der Vorleser, Sänger, Fahnenträger, Erfrischer, welche bei der wöchentlichen Vereinigung ein Jeder seines Amtes walten. Diese hat meist des Donnerstags Abends oder Freitags statt, im Saale des örtlichen Versammlungshauses „Zawija" oder „Tekke", wo unter den Klängen einer ohrenbetäubenden Musik, im Dunst geschwungener Weihrauchfässer den rituellen Gebeten obgelegen wird. Aus dem Munde des Ordensmeisters erhält der Khuan bei seiner Einweihung den „Dikr", das dem Orden eigne „geoffenbarte Gebet", dessen ein jeder der zahlreichen Orden ein abweichendes besitzt. Seine unaufhörliche Wiederholung, begleitet von regelmäßigen Körperbewegungen, soll zu der Ekstase führen, in welcher jede Vereinigung der Khuan gipfelt, einer Ekstase, in der es an brüllenden Lauten nicht fehlt, die der verzückte Bruder, Schaum vor dem Munde, ausstößt, bis er in Ermattung zusammensinkt. In ihr soll nach und nach jede geistige Fähigkeit erlöschen, bis der Adept zum willigen Werkzeuge in der Hand des Meisters wird, der sich das Recht vorbehält, für ihn zu denken. „Gehorsam dem Scheikh, wie der Leichnam in der Hand des Todtenwäschers," ist das erste und letzte Gebot des Khuan.

Wohin ein solches Aufgeben der eigenen Persönlichkeit führen muß zu Gunsten eines fremden Willens, ergibt sich von selbst. Zumal, wo es sich um Völker handelt, für die seit Jahrhunderten das politische und religiöse

Ideal in eins verschmolzen sind. Bei der Zahl der Orden und ihren unzählbaren Spaltungen und Zweigbrüderschaften ist es dahin gekommen, daß sie mit ihrer ausschließlichen Herrschaft über die Gemüther des gemeinen Volks, wie der höheren Gesellschaftsklassen die ganze politische Macht in Händen haben, daß die „Zawija" oder „Tekke" allenthalben die Moschee dominirt. „Das Gesetz bin ich," sagt der Khuan, Fakir oder Derwisch, auf seine Inspiration pochend. Und es kann nicht Wunder nehmen, daß solch' ein Auserwählter, der mit dem Zauberworte seines „Dikr" die Unendlichkeit zu durchmessen glaubt und dem Antlitz des höchsten Wesens auf zwei Bogenschußlängen nahen zu können vermeint, — daß er den Mufti, Imam oder Mollah über die Achsel ansieht, der aus dem todten Buchstaben seine Erkenntniß schöpft.

Der Ansturm, welchen die europäische Civilisation unseres Jahrhunderts auf die Länder des Islams unternommen hat, kann nothgedrungen im Schoße der geistlichen Verbindungen nicht ohne Nachwirkung geblieben sein. Dem gemeinsamen Feinde zu steuern, schließen sich die Orden enger zusammen, entfalten sie reger den Verkehr von Heiligthum zu Heiligthum, öffnen sie leichter ihre Thore dem neuen Adepten. Ihre einst rein mystisch-dogmatischen Satzungen werden durch politische ergänzt und erweitert, wie sie die neue Lage erfordert. „Krieg gegen die Christen, wo es auch sei — systematische Opposition gegen alle Neuerungen" heißt ihr Wahlspruch[1]).

Ein Product dieser neuen Aera moslimischen Glaubenseifers ist der aus dem Orden der frommen und wohlthätigen Qadirija hervorgegangene Orden der Senussija, deren panislamitischer Propaganda wir bis in den malayischen Archipel begegnen. Ihr Stifter, Si Mohamed ben Ali ben Senussi, puritanischer Anschauungen halber von der Eifersucht mekkanischer Ulemas verfolgt, hat in den vierziger Jahren in Tripolitanien ein Heiligthum gegründet, von welchem der erste Gedanke der Wiederherstellung einer panislamitischen Theokratie ausgegangen ist. Die Persönlichkeit des Senussi ist eine der bedeutendsten, welche der Islam des neunzehnten Jahrhunderts hervorgebracht hat. Sie verkörpert gewissermaßen die große Bewegung, welche, rückwärts strebend, sich der moslimischen Welt bemächtigt hat. Schon der Lebenslauf dieses islamitischen Mystikers und Missionaren bietet ein Abbild der Wanderexistenz früh-islamitischer Apostel, von der Art derer, die um das zehnte und elfte Jahrhundert das große Reich von Arabien bis Spanien durchwanderten. Seine Doctrinen sind an gleicher Quelle geschöpft. Sie predigen eine Rückkehr zu dem unverfälschten Glauben der ersten Jahrhunderte und, neben einem Lebensideal nach dem Beispiel der ersten Sufis, die Wiederherstellung des „Imamats", nämlich die „panislamitische Theokratie" der ersten Chalifen. Durch die Verbreitung solcher den Frieden der moslimischen Welt und die Vormacht der einzelnen islamitischen Machthaber bedrohenden Umsturztheorien zum Gegenstande des Aergernisses des officiellen Clerus von Cairo und Mekka geworden,

[1]) Depont et Coppolani, Confreries religieuses musulmanes. Auf das bedeutende Werk ist mit allem Nachdruck hinzuweisen.

fand Scheikh Senussi in den niederen Classen einen beispiellosen Anhang. Von Scharen blind ergebener Schüler gefolgt, unternahm er um 1843 eine zweite Hegira von Mekka nach der Cyrenaica. Dort, wo kein Hinderniß ihm entgegenstand, wo in der weiten, öden Einsamkeit der libyschen Wüste nur unwissende, kulturfeindliche Nomadenstämme hausten, gründete er in den Jahren seiner Wirksamkeit zweiundzwanzig Heiligthümer. Sie sollten berufen sein, binnen kurzer Frist dem Islam jene Gebiete vom Mittelmeer bis zum Tsadsee dienstbar zu machen. Zu dem reißenden Erfolg der senussistischen Doctrinen trug zum Ersten das Geheimniß bei, mit welchem der Scheikh seine eigene Persönlichkeit zu umhüllen wußte, und welches in der entzündlichen Einbildungskraft der Orientalen den Grund zu zahlreichen Legenden legte. Zum Zweiten in dem wirklich genialen Scharfblick, mit welchem er sein Ziel einer islamitischen Propaganda zuerst da verfolgte, wo seiner Verwirklichung keine Hemmnisse den Weg verbauten — nämlich gegen Süden zu. Erst nachdem er nach dem Süden sein Wort getragen und in den Negern von Wadai und Baghirmi begeisterte Bekenner gefunden hatte, wandte er sich west- und ostwärts. Und überall, mit dem neuangefachten religiösen Gefühle erweckte er bisher eingeschlummerte politische Ueberzeugungen. Aeußerlich nur religiösen Zielen geweiht, verbarg seine Doctrin so bestimmte politische Zwecke, daß ihre Gefahr nicht verkannt und aller Orten signalisirt wurde. Trotzdem er seinen Emissaren Algerien und Tunesien verschlossen sah, trotzdem in Aegypten, der Türkei, Arabien seine Sendboten nur mit Mißtrauen betrachtet wurden, griff sie dennoch stetig um sich. Hier, wo die europäische Civilisation unter den Franzosen festen Fuß gefaßt, ließ er unter der Hand das Wort aussäen „von der Nothwendigkeit für jeden Gläubigen, das Land zu verlassen, wo der Ungläubige herrsche," und seine Rückkehr zum „Dar es Salam", nämlich der islamitischen Erde, als gottgefälliges Werk preisen. Da, wo moslimische Souveräne die politische Gewalt in Händen hatten, in der Türkei, Aegypten, Arabien, ertönte aus dem Munde seiner heimlichen Apostel die Prophezeiung, daß nunmehr der Mahdi erscheinen werde, jener gottgesandte Religionserneuerer, der auf die Erde niedersteigen soll, um die Ungläubigen zu bekehren und die Güter gerecht zu vertheilen.

Und daß Scheikh Senussi dem Gedanken nicht abhold gewesen, die Rolle dieses Messias einem ihm nah Stehenden zu ertheilen und in seiner heimlichen Burg von Dscheghbub das Rom der islamitischen Welt zu begründen, bezeugt die Stellung, welche sein Sohn, Scheikh el Mahdi, jenem andern Mahdi gegenüber eingenommen, der im nilitischen Sudan sein Reich aufgebaut.

Um 1859 ist Scheikh Senussi in Dscheghbub gestorben. „Hier," so sagt Rinn in seinem Buch über die Brüderschaften, „liegt der bedeutende Mann begraben, der, ohne Blut zu vergießen, nur durch die Kraft seines Geistes, im osmanischen Reiche einen völlig unabhängigen theokratischen Staat gründete, dessen Grenzen von seinen Nachkommen täglich erweitert werden."

Sein Sohn Scheikh el Mahdi führt heute sein Werk fort. Den Ideen seines Vaters getreu, umhüllt er sich mit dem Schleier des Geheimnisses. Alle Versuche europäischer Mächte, mit ihm in directe Verbindung zu treten, sind

bisher gescheitert. Als feinsinniger Politiker hat Scheikh el Mahdi wohl erkannt, daß jede Annäherung an Europa seinen Einfluß in den Augen seiner Glaubensbrüder nur vermindern würde. Diese Rücksicht mag ihn auch dazu bewogen haben, seine Residenz von Dschegbub weiter südwestlich in die Wüste zu verlegen, wo er vor unbequemen Eindringlingen so ziemlich sicher und zugleich dem Mittelpunkte seines Wirkungskreises bedeutend näher gerückt ist. Allzu indiscrete Besucher soll El Mahdi unschädlich zu machen wissen — wenigstens ist vor drei Jahren zur Zeit des Sudanfeldzuges das Gerücht gegangen, daß eine ägyptische Mission aus des „Löwen Höhle" nicht zurückkehrte. In solchen Fällen mögen die ihm ergebenen räuberischen Beduinen der Wüste die Rolle willkommener Helfershelfer spielen.

Daß der Sultan mit dem modernen Messias des Islams regelrechte Verbindungen unterhält, haben wir oben gesehen, wo von Scheikh Dhaffer's panislamitischer Propaganda gehandelt wurde. Man ist in Stambul fern davon, den politischen Einfluß El Mahdi's zu unterschätzen. Die türkischen Gouverneure in Afrika und Arabien wissen aus den Berichten ihrer Mutasserifs nur zu gut, daß der Ukil-esch-Scherif oder Verwalter des Mahdi mancher Orten der eigentliche Herr im Lande ist. So ist beispielsweise die Brüderkarawane der Senussijah die einzige, welche stets sicher ist, die verrufensten Strecken der Pilgerstraße von Mekka nach Medina unbehelligt zurückzulegen.

Angaben über die Stärke der militärischen Kräfte, welche Scheikh el Mahdi im Kriegsfalle zu stellen vermöchte, sind nicht mit Bestimmtheit aufzustellen, da sich sein Heer aus Nomadenstämmen recrutirt, die bisher nur annähernd abgeschätzt wurden. Da die Senussijah von einer eingreifenden Politik bis heute absahen, so scheint fürs Erste in dieser Hinsicht keine Gefahr zu bestehen. Die wirkliche Bedeutung des Ordens liegt vielmehr in seinem Missionswesen, welches die Invasion des Islams in Afrika mit Riesenschritten fördert, sowie in seiner fast auf allen Punkten der islamitischen Welt sich fühlbar machenden aufreizenden Thätigkeit. Dennoch hieße es zu weit gehen, wollte man alle die bald hier, bald dort aufflackernden Flammen mohammedanischen Religionseifers auf diesen einzigen Brander zurückführen. Allein eine der größten jener Bewegungen, diejenige des inzwischen England unterlegenen Mahdi von Omdurman ist, wenn auch aus analogen inneren Vorgängen aufgekeimt, äußerlich ganz unabhängig und im Gegensatze zum Senussismus entstanden. Zwischen den beiden Mahdis besteht eine Eifersucht, welche beider Ansprüche auf messianische Würde nur zu wohl erklärt — die aber auch eine lähmende Wechselwirkung auf beider Erfolge ausübt. Auch die politischen Selbständigkeitsgelüste eines Sultans von Bornu setzen den weit ausgehenden Plänen der Senussijah wohlthätige Schranken. Nicht zu gedenken der beiden Sultane von Stambul und Marocco, die, mögen sie auch mit dem Einsiedler von Kufra diplomatische Verbindungen unterhalten, doch noch keineswegs gewillt scheinen, zu Gunsten eines Inspirirten von dem Rechte abzulassen, der Eine im äußersten Westen, der Andere diesseits des Atlas, allfreitaglich im Kirchengebete als Imam der Gläubigen genannt zu werden.

* * *

Nach der Betrachtung des oben in kurzen Zügen entworfenen Bildes der äußerlich so heterogen erscheinenden, innerlich einen homogenen Zug aufweisenden moslimischen Glaubensgemeinde ergibt sich von selbst, welche die Gefahren sind, die sie vermittels einer panislamitischen Bewegung für die christliche Civilisation herauf beschwören kann. Die Vielgestaltigkeit der islamitischen Welt schließt ein für allemal die Möglichkeit aus, daß auf den geborstenen Trümmern des einstigen Riesenreiches ein neues Imamat nach dem Ideal eines Senussi oder Abdul Hamid wieder erstehen könne. Die Keile, welche die europäische Cultur in das mohammedanische Religions- und Staatsgebäude eingeschoben hat, halten zu fest, als daß sie sich durch eine gemeinsame panislamitische Action heraustreiben ließen, wie sie wegen der bestehenden Sprachen, Rassen- und Interessenverschiedenheit der moslimischen Glaubensgemeinde unrealisirbar ist. Ganz abgesehen von der anerkannten politischen Leistungsschwäche der heutigen islamitischen Länder.

Weniger optimistisch wird man das Problem ansehen, welches der wachsende moralische Einfluß des panislamitischen Ideals Europa zu stellen berufen ist. Hinaus getragen und unterstützt durch die innerhalb des Islams herrschende Richtung eines unversöhnlich fortschrittfeindlichen Mysticismus, muß der Panislamismus zur Gefahr werden. Er kann bei seinem engen Zusammenhang mit der reactionären Geistesströmung, welche die Orden und Brüderschaften fördern, nur an Boden gewinnen. Diese haben bereits als „Staat im Staate" in der Türkei jedem Versuch zu politischer Weiterentwicklung die Spitze abgebrochen. Sie erwecken in der von ihnen ausschließlich geübten Missionsthätigkeit einem systematisch culturfeindlichen Islam zahlreiche Bekenner und dem panislamitischen Ideal ergebene Streiter. In Centralasien, Indien, Malasien, Nordafrika, überall, wo der Islam mit europäischen Interessen in Berührung tritt, sind ihre Doctrinen die Saat, aus welcher Ruhestörungen aufgehen. Im schwarzen Erdtheil, wo erst das Loos gezogen werden soll, welches für den Sieg der einen oder anderen Cultur entscheidet, wo die Wagschale bereits bedenklich auf der islamitischen Seite sinkt, sind die islamitische Mission und der Panislamismus die beiden mächtigen Factoren, durch welche die Existenz einer christlichen Civilisation daselbst in Frage gestellt werden kann.

Johannisnacht.

Von

Paul Heyse.

[Nachdruck untersagt.]

Die Uhr der kleinen Friedhofskirche hatte kaum ihren zwölften mitternächtigen Schlag gethan, als zwei junge weibliche Gespenster aus ihren Gräbern hervorschlüpften, ein wenig gähnten und die Arme reckten und sich dann neugierig in dem mondhellen, stillen Revier umschauten. Das eine, schlank und zart von Gestalt, in ein spitzenbesetztes, wallendes Leichenhemd gehüllt, betrachtete das hohe Monument aus weißem Marmor auf seinem Grabe, dessen Goldinschrift besagte, daß hier die hochgeborene Gräfin Adelheid auf und zu Warteinweil in der Blüthe ihrer Jahre und ihres Glückes die letzte Ruhe gefunden, tief betrauert von ihrem trostlosen Gatten und dem unmündigen Knäblein, das die beste Mutter verloren habe. Ein Bibelspruch vertröstete auf das himmlische Wiederfinden. Nur um wenige Gräber von diesem prunkvollen Denkmal entfernt erhob sich über einem einfachen, nicht mit eisernem Gitter umzirkten Hügel ein schlichtes hölzernes Kreuz, das nur den Namen Jungfrau Trude Fürchtegott, Schulzentochter, trug und die Daten der Geburt und des Todes, aus denen zu ersehen war, daß die hier Bestattete in ihrem zwanzigsten Jahre von der sonnigen Welt hatte scheiden müssen. Gewiß so widerstrebend, wie die vornehme Nachbarin. Denn noch in ihrer Geistgestalt zeigte sich, daß sie in Fleisch und Bein ein kräftig genaturtes Menschenkind gewesen sein mußte, dessen junge Brust noch schwellender gegen das weiße Fürtuch sich erhoben hatte, als jetzt noch unter den dünnen Falten des schmucklosen Sterbehemds.

Diese arme Seele hielt sich nicht lange mit der Entzifferung der schon halb verwaschenen Buchstaben an ihrem Kreuzchen auf, sondern setzte sich, die Arme um die Kniee geschlungen, auf den Hügel nieder, seufzte ein paar Mal, rieb sich die Augen und schien zu überlegen, was sie nun zunächst unternehmen sollte. Dabei blickte sie zufällig nach dem Grabe der jungen Gräfin hinüber, die ihrerseits soeben entdeckt hatte, daß sie nicht allein hier oben herumspukte. Doch keine wurde darüber klar, wen sie vor sich habe, und so

begann die Hochgeborene, nachdem sie sich gleichfalls niedergelassen hatte, mit dem Dorfkind gemüthlich zu plaudern, indem sie ihr zunächst einen guten Morgen zurief und dann fragte, ob sie auch schon lange da unten geschlafen habe. — Erst seit sechs Wochen, erwiderte die Andere, aber sie liege unbequem, da der Tischler ihr das Maß zu kurz genommen habe, und übrigens werde man ganz steif von dem langen Schlafen, zumal wenn man an Arbeit in freier Luft gewöhnt gewesen sei. — Ihr gehe es nicht besser, versetzte die todte Gräfin; sie habe nichts lieber gehabt als Reiten und Schwimmen. Da sei es eine wahre Wohlthat, daß in der Johannisnacht alle abgeschiedenen armen Seelen ihren Ausgang hätten, sich ein wenig zu lüften oder etwas nachzuholen, was sie auf Erden versäumt. „Ich," fuhr sie fort, „habe es kaum erwarten können, bis diese Nacht kam. Ich habe droben mein Herz zurückgelassen in der Wiege meines Kindes. Davon träumte mir beständig, und ich will hin und nach ihm sehen. Waren Sie auch verheirathet?" — „Nein, aber verlobt, und da ist mein Herz zurückgeblieben bei meinem Liebsten. Das ließ mir keine Ruhe." — „O, erzählen Sie!" rief die Andere und stand auf, sich der Leidensgefährtin zu nähern. „Das ist ja sehr interessant. Wer war denn Ihr Bräutigam? War er von Familie?" — „Er war Großknecht auf dem herrschaftlichen Gut, der sauberste Bub im ganzen Dorf, zu Michaelis sollte er mich heuern. Wenn Sie den gekannt hätten —" — „Aber dann sind Sie ja — dann bist Du die Trude Fürchtegott," rief die Andere sehr enttäuscht und machte eine Bewegung, als ob sie sich wieder zu ihrem Erbbegräbniß zurückziehen wollte. Dann aber schien sie die Gesellschaft des Dorfkindes doch ihrer gräflichen Einsamkeit vorzuziehen, ließ sich auf den nächsten Hügel nieder und sagte: „Es freut mich, Dich hier zu finden, Trude; Du hast mir immer gefallen mit Deinen rothen Backen und den blanken Zähnen und Deinem lustigen Lachen. Was hat Dich denn nur so früh in die Grube gebracht?"

„O," sagte das jungfräuliche Gespenst, „nun erkenn' ich die gnädige Gräfin. Ich war noch ganz frisch und gesund, als man unsere Frau Gräfin zu Grabe trug; es war eine schöne Leich', und ich habe viel geweint und zehn Vaterunser für Ihre ewige Ruhe gebetet. Hernach hat's mich selbst getroffen; der Jäger des Herrn Grafen hat bei einer Treibjagd, da ich der Schützenkette zu nah gekommen bin, mich erschossen, ich bin gleich maustodt gewesen; nun, um mich war's nicht so schade wie um die Frau Gräfin, bloß um meinen Toni hat mir's leid gethan, und daß ich nicht erlebt hab', wie's thut, ein Kleines zu säugen. Der Herr Graf hat mich sehr schön begraben lassen, ich könnt' nun recht zufrieden sein und schlafen bis zur Auferstehung, aber ich hab' auch, wie die gnädige Gräfin, mein Herz droben gelassen in der Scheune, wo ich das letzte Mal mit dem Toni zusammengekommen bin. Darum hab' ich keinen festen Schlaf."

Die Andere nickte. „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen," sagte sie mit einem frommen Blick nach oben. „Er hätt's uns aber wohl ein bißchen länger lassen können. Jetzt aber — wir haben nur eine Stunde Zeit, da dürfen wir uns hier nicht lange aufhalten. Komm, Trude, gib mir einen Arm, — nein, zier Dich nicht, hier sind wir Alle gleich, und Du darfst mich

auch Du nennen." — „Das brächte ich nie über die Lippen," versetzte Trude; „ich weiß, was man der Herrschaft schuldig ist; aber den Arm will ich Ihnen gern geben, denn ich sehe, die gnäd'ge Gräfin ist ein bissel schwach auf den Beinen. So, und nun hopsa! Da kommt wieder ein Grabstein, und der Mond geht hinter die Wolken. Stützen Sie sich nur dreist auf mich, Frau Gräfin, ich bin gut zu Fuß."

So strichen die Beiden Arm in Arm die lange Zeile zwischen den Grabhügeln dahin. Als sie an das Friedhofsthor kamen, sahen sie den Tod dort sitzen in seinem Wächterhäuschen. „Wohin, ihr Landstreicherinnen?" brummte er sie an, indem er aus der kurzen Thonpfeife zwischen den blanken Kiefern eine mächtige Rauchwolke hervorstieß. Als sie ihm sagten, sie wollten nur einmal nach ihren Herzen sehen, die sie droben zurückgelassen, schob er fluchend mit seiner Knochenhand den Riegel am Thor zurück und sagte: „Nun so fliegt aus, ihr dummen Gänse, ihr werdet was Rechts davon haben. Aber das sag' ich euch, bleibt mir nicht über den Glockenschlag aus, sonst soll euch ein heiliges Donnerwetter — !"

Damit ließ er sie hinausschlüpfen und schlug die Thür dröhnend hinter ihnen zu.

* * *

Als sie ins Freie kamen, umfing sie nach dem schwülen Blumen- und Moderduft der Gräberstätte die reine Luft der Juninacht so erfrischend, daß die armen Gespenstlein tief aufathmeten. Ein schwacher Mondglanz lag über der Gegend, der die fernen Zinnen des Grafenschlosses und die Giebel der Bauernhäuser ein wenig verschleierte. Eben wollten sie ihren Weg die breite Dorfstraße entlang antreten, da sahen sie auf einem Baumstumpf zur Seite ein seltsames Figürchen hocken, ein junges Weib, das nur mit einem dünnen grauen Florschleier bekleidet war, durch dessen Risse und Löcher ihr weißer Leib hervorschimmerte. Sie war damit beschäftigt, ihr langes schwarzes Haar zu flechten, das ihr über die Schultern floß und über das Gesicht herabhing, aber zwischen den Strähnen blitzten zwei grünliche Augen die beiden armen Seelen mit lauernder Tücke an, und sie lachte, daß all' ihre Zähne zu sehen waren, als sie ihnen zurief: „Guten Abend, ihr armen Kinder! Seid ihr auch durstig geworden in euren staubigen Betten und wollt' einen frischen Trunk thun?"

„O Gott," flüsterte die Gräfin, sich dichter an ihre Gefährtin schmiegend, „die da ist ein schreckliches Wesen, ein Vampyr, der Nachts lebendige Menschen überschleicht und ihnen das Blut aussaugt. Laß uns geschwinde vorbeihuschen!"

Die Fremde lachte nur unbändiger. „Du magst mich nennen, wie Du willst," rief sie, „ich thue, wozu ich Lust habe und bin klüger als ihr beide. Ich will zu meinem Mann, von dem ich so früh weggestorben bin; nun soll er keine Zeit haben, sich darüber zu trösten, sondern mit mir hinunter in meine kühle, dunkle Kammer. Sieben Nächte habe ich ihn schon besucht; wenn ich noch einmal sieben Nächte bei ihm war, ist's um ihn geschehen, dann

trennt uns nichts mehr. Der alte Wächter am Thor drinnen läßt mich darum auch jede Nacht hinaus, weil ich ihm eine Mühe spare. Ihr aber, wozu seid ihr denn aufgestanden?"

„Ich will nach meinem Kinde sehen, bei dem ich mein Herz zurückgelassen habe," erwiderte die junge Gräfin.

„Und ich nach meinem Toni!" sagte Trude.

„Hahaha!" gellte das Hohngelächter der Wilden. „Als ob man droben noch der Todten gedächte, so lang' ein Mensch noch einen Tropfen warmes Blut im Leibe hat! Aussaugen müßt ihr's ihnen, wenn ihr sie nicht freigeben wollt, nur den Meinen, den gönn' ich Keiner. Ueberhaupt ist Blut ein Labsal für so arme Seelen, wie wir sind; seht nur, wie frisch und rund mein junger Leib noch geblieben ist, während eure Glieder so schattenhaft in euren Hemden schlottern. Wenn ihr klug seid und doch euer Liebstes am Leben lassen wollt — ich kann euch schmucke Männer anzeigen, an denen ihr euch erfrischen könntet. Ihr wollt nicht? Nun, Jeder nach seinem Geschmack. Ade, und ich wünsch' euch viel Vergnügen. Hahaha!"

Damit erhob sie sich rasch von ihrem Sitz, und ein paar kleine Schwingen, die wie spitze Schwalbenflügel aussahen, entfalteten sich ihr plötzlich am Rücken und trugen sie windsschnell die helle Dorfstraße entlang.

„Mir graust's!" hauchte die Gräfin. „Komm, wir wollen ihr nicht nach, auch macht da die Straße einen weiten Bogen um den Erlensumpf; wenn wir den überschreiten, kommen wir geradeaus nach dem Dorf."

„Ueber den Sumpf?" erwiderte das gespenstige Jüngferchen. „Da ist's gefährlich zu gehen, weil man einsinken kann, und dann — es spukt ja im Erlenmoor!"

„Närrchen! Was kümmert uns das? Wir schweben leicht drüber hin und brauchen uns auch vor keinem Spuk zu fürchten, da wir jetzt selbst Geister sind. Also halt' meinen Arm fest, in zehn Minuten sind wir geborgen."

Sie waren aber kaum zehn Schritt weit in das moosige, mit Haidekraut überwucherte Gebiet eingedrungen, als ihnen zwei unheimliche feurige Gestalten entgegenflogen, zwei wegelagernde Irrwische, die das Sumpfland bei Nacht durchstrichen, unbedachte späte Wanderer ins Verderben zu locken. Als sie die beiden Gespenster erkannten, flackerten sie lustig auf und verneigten sich unter wirbelnden Gebärden vor ihnen, wobei die langen rothen Frackschöße im Winde wehten und die spitzen feurigen Haarschöpfe aufloderten wie züngelnde Flammen. Sie erboten sich, die Damen sicher nach dem Dorf zu geleiten, der Größere blieb der Gräfin zur Seite, der Kleinere hielt sich zu dem Jüngferchen, dem er zuweilen mit täppischer Zärtlichkeit die Schulter klopfte. Den beiden in die Mitte Genommenen war die Sache nicht ganz geheuer. Nur die Gräfin hatte den Muth zu fragen, ob sie am Ende gar am Hexenbühel vorbeikämen, auf dem es in der Johannis- und Walpurgisnacht so unheimlich zugehen solle.

„Wir kommen gleich dahin," erwiderte der Irrwisch. „Siehst Du nicht schon dort zur Linken die Lichter durch die Büsche glänzen?"

Richtig hatten sie den verrufenen Hügel schon in der nächsten Minute erreicht. Er stieg in sanftem Abhang aus dem flachen Haideland auf und breitete sich oben zu einer runden Kuppe, auf deren ebenem Grund ein zartes hellgrünes Gras wucherte, mit bunten Feldblumen durchwirkt. Ringsum aber war eine lebendige Mauer von dichtem Buschwerk aufgewachsen, aus der einzelne Erlen und Ebereschenbäumchen aufragten, die im luftigen Winde ihre schlanken Wipfel wiegten.

Die seltsame Lieblichkeit dieser schönumfriedeten Stätte mitten im unwirthlichen Moorgrund mochte schon seit Urzeiten allerlei elfisches Gelichter angelockt haben, hier seine nächtlichen Feste zu feiern, zumal in geweihten Nächten, und hin und wieder hatte ein verirrter Wanderer sie belauschen können und Wunderdinge davon berichtet. Die beiden armen Seelen aber mit ihren flackernden Begleitern kamen gerade, da der Tanz der kleinen Elementargeister am wildesten war, und so sehr sie Eile hatten, ins Dorf zu gelangen, blieben sie doch wie bezaubert von dem wundersamen Schauspiel hinter einer Weißdornhecke stehen und schauten dem Reigen zu, der, von hundert bunten Elfengestalten getanzt, um die Königin herumwirbelte. Diese ruhte auf einem erhöhten, mit Rosen ausgepolsterten Sitz in der Mitte des Kreises, schien aber von dem entzückenden Schauspiel ermüdet und horchte zerstreut der Musik, die aus den Büschen erklang, wo ein Nachtigallenpaar ein Flötenduett sang, während weit umher die Grillen dazu geigten und unten im Moor die Glockenfrösche den Baß spielten.

Auf einmal schien die Feenfürstin der fremden Zuschauer gewahr worden zu sein. Sie winkte einer der größeren Elfen, die neben ihr standen, und sagte ihr ein Wort, worauf das zierliche Wesen sich den beiden armen Seelen näherte und höflich die Einladung an sie richtete, am Tanze Theil zu nehmen. Die Gräfin entschuldigte sich und Trude, ihr Trauerjahr sei noch nicht zu Ende, sie dürften daher keinen Ball besuchen, dankte aber verbindlich für die ihnen zugedachte Ehre und war heimlich froh, eine so triftige Entschuldigung gehabt zu haben. Denn jetzt wurde der Reigen wilder und wilder, die kleinen Tänzerinnen erhitzten sich so sehr, daß sie zuletzt ihre luftigen Gewändlein abwarfen und nun die allerliebsten nackten Gliederchen, vom Mondlicht vergoldet, in rasender Verzückung herumschwangen.

Die Lustbarkeit sollte aber ein Ende mit Schrecken nehmen. Aus dem dichtesten Dunkel des Buschwerks brach plötzlich ein Schwarm kleiner schwarzbehaarter Waldteufel, mit Bocksbeinen und Hörnchen über der niederen Stirn, hervor, jeder haschte die ihm zunächst vorbeiflatternde Elfe und bedeckte das zarte, vom Schreck verzerrte Gesichtchen mit derben Küssen. Geschrei, Angstgestöhn, grenzenlose Verwirrung, der endlich die Fürstin ein Ziel setzte, indem sie ihren Rosenzweig gegen die wilde Horde schwang. Sofort ließ Jeder seine schlanke Beute fahren und starrte die zürnende Herrscherin eingeschüchtert an. Diesen Moment benutzten die befreiten Tänzerinnen, schlüpften wieder in ihre Schleiergewande, und im nächsten Augenblick schwirrte das ganze Elfenheer wie ein aufgescheuchter Schwarm bunter Vögel hoch in die hellen Lüfte davon, während sein Spottgelächter mit silbernem Klang aus der Höhe schallte. Die

Waldteufel aber verzogen sich, ohne einen Laut von sich zu geben, und der Hexenbühel lag wieder stumm und einsam da, nur daß die Nachtigallen fort und fort ihren Zwiegesang ertönen ließen.

* * *

„Es war ganz hübsch," sagte die junge Gräfin, als ihr rother Galan sie fragte, wie ihr das Fest gefallen habe. „Nur zuletzt betrugen sich die Tänzerinnen allzu indecent, und ich war froh, daß es nicht weiter ging. Aber nun laßt uns eilig unsern Weg fortsetzen. Wir haben uns hier schon zu lange versäumt."

So schwebten sie wieder in hastigem Lauf über die Haide dem Dorfe zu. Die beiden Irrwische rückten ihnen immer näher, sie betrugen sich überhaupt so zudringlich, daß einmal Trude einen leisen Schrei ausstieß, da ihr Begleiter sie zu küssen gewagt hatte. Nun aber war die Dorfstraße wieder erreicht, und die feurigen Herren, die ihren Moorgrund nicht verlassen durften, mußten zurückbleiben. Die Damen würden sie aber wieder vorfinden, wenn sie zurückkämen, versicherten sie. Ihr Leben sei so einförmig, daß sie glücklich wären, könnten sie Nacht für Nacht eine so liebenswürdige Gesellschaft haben.

Hierauf antwortete die junge Gräfin gar nicht, die ihren Begleiter überhaupt sehr von oben herab behandelt hatte. Alle ihre Gedanken waren einzig bei ihrem Kinde, wie sie es finden und ob es sie noch wiedererkennen würde. Als sie dann mit ihrer Begleiterin die ersten Häuser des Dorfes erreicht hatte, hielt sie einen Augenblick an. Hier erhob sich neben der Straße ein schlichtes Holzkreuz, von dem herab der Gekreuzigte einen mitleidigen Blick nach den armen Seelen warf, die sich ins Leben zurückwagten. Von dem fernen Dorfplatz unter der Linde klang eine mißtönende Musik von Fiedeln und Pfeifen herüber, in die von Zeit zu Zeit der Juhschrei der Burschen und Dirnen hineingellte, die dort die Johannisnacht feierten. „Ob mein Toni auch dabei ist?" flüsterte das Dorfkind. — „Wir wollen uns hier wieder zusammenfinden," sagte die Gräfin. „Du gehst nun rechts, ich links. Wir machen dann den Rückweg zusammen."

So trennten sie sich. Trude schwebte die Dorfstraße entlang, die Gräfin den Burgberg hinauf. Sie wurde mit geschlossenen Füßen vom leisen Zuge der Nachtluft getragen, wie ein Rauchwölkchen im Winde dahinzieht. Dabei sah sie weder rechts noch links durch die Stämme der alten Ulmenallee in die Landschaft hinaus, die schlafend im Mondschein sich ausbreitete. Immer rascher flog sie hinan, bis sie endlich oben vor dem alten Schlosse hielt, tief aufathmend. Sie nahm sich aber auch hier nicht die Zeit, all' die wohlbekannten Plätze, das hohe, wappengekrönte Portal, die breite Freitreppe und weiter unten den Garten mit seinen vom Mond versilberten Springbrunnen zu betrachten. Unaufhaltsam strich sie um den Eckthurm herum nach der Hinterseite des Schlosses, zu den Fenstern des Kinderzimmers, die auf eine Terrasse und die Bäume des Parks hinausgingen. Eines davon war nur angelehnt. Sie spähte in den hohen luftigen Raum hinein, der durch ein Nachtlämpchen dämmernd erhellt war. Da stand das Bett ihres Knaben neben

dem seiner Wärterin, einer treuen alten Dienerin ihres Hauses, die schon bei Lebzeiten der Mutter das Kind gepflegt hatte; damals ließ sich das verwöhnte Herrlein nur widerstrebend vom Schoß der Mutter wegnehmen und von der alten Margret zu Bette bringen. Heut' war es ihr allein überlassen.

Im nächsten Augenblick war die junge Gräfin über den niederen Sims durchs Fenster geglitten und huschte unhörbar an das Bett des Kindes. Jetzt erst sah sie, daß der große Hund, sein steter Begleiter, neben dem Bettchen lag; doch ehe sie noch das Gesicht des schlafenden Kindes deutlicher hatte sehen können, richtete sich der riesige Wächter auf den Vordertatzen auf, mit gesträubtem Fell, die Augen ins Weite gerichtet, und stieß ein dumpfes, feindseliges Knurren aus dem weitgeöffneten Rachen. Als sich dann aber das arme Gespenst zum Kissen ihres Knaben hinabneigte, ihm einen Kuß auf die Wange zu hauchen, fuhr auch das Kind mit einem ängstlichen Wimmern aus dem Schlaf in die Höhe, der Hund heulte wie rasend, die Wärterin ermunterte sich und stand auf, das Kind, das nach ihr schrie, in ihre Arme zu nehmen. Sie trug es, während es beständig weinte und der Hund von Zeit zu Zeit ein kurzes Gebell von sich gab, mit leisem Singsang im Zimmer auf und ab, gab ihm die zärtlichsten Namen und erzählte ihm, der Papa, der in der Stadt sei, werde bald wiederkommen und seinem Herzblatt ein schönes Pferdchen mitbringen und andere herrliche Sachen, wenn es jetzt brav sei und wieder einschlafe. Das Kind aber schauerte in sich zusammen, so oft die Mutter sich ihm näherte, und klammerte sich wie in Todesangst an die Wärterin, die auch den Hund umsonst zu beschwichtigen suchte.

Nur eine kleine Weile ertrug die arme abgeschiedene Seele den Schmerz, sich so unhold empfangen zu sehen. Dann huschte sie mit einem tiefen Seufzer nach dem kleinen Bett, zog unter dem Kopfkissen ihres Knaben, der ihr für immer verloren war, etwas hervor, das sie unter ihrem Hemde verbarg, und schwebte dann durch das Fenster wieder hinaus. Sobald sie draußen war, ward es still im Zimmer; das Kind, sorgsam zugedeckt, schlief schon wieder nach wenig Athemzügen, und der Hund legte den schweren Kopf zwischen die Tatzen, wie ein treuer Wächter, der seine Pflicht gethan.

* * *

Als die unglückliche junge Mutterseele das Holzkreuz unten am Weg wieder erreichte, fand sie ihre Leidensgefährtin schon auf dem Holzbänkchen sitzend, den Kopf auf die Brust gesenkt, die eine Hand auf die linke Brust gedrückt, an der sie gleichfalls unter ihrem Sterbehemd etwas verborgen hatte.

Sie stand auf, da die Gräfin zu ihr trat. „Ich hätt' es denken können!" sagte sie mit einem wilden Ausdruck in dem erloschenen Gesicht. „Er ist mit der Ursel durchs Feuer gesprungen und tanzt jetzt mit ihr unter der Linde. Ich hab's nicht lange mit ansehen können und bin nur noch in die Scheune, mein Herz zu holen. Es hätt' auch dort bleiben können, bis es die Hunde gefressen hätten. Aus den Augen, aus dem Sinn. Nur daß es gerade die Ursel ist —!"

Sie war so in ihr Herzeleid vertieft, daß ihr nicht einfiel, zu fragen, wie die Gräfin es gefunden habe. Die aber sprach kein Wort, sondern schlug so hastig den Weg nach dem Erlenmoor ein, daß die Andere kaum folgen konnte.

Am Rande des Moores trafen sie richtig wieder die beiden langen rothen Gesellen, die sich dienstfertig wieder ihnen anschlossen. Aber auf all' ihr Geschwätz erhielten sie keine Antwort. Und da sie etwa in die Mitte des Sumpflandes gekommen waren, wo zu den Seiten des schmalen Steges trübe Lachen blinkten, hielt die Gräfin an und fragte, ob es da besonders tief sei. — Es sei eine bodenlose Stelle, wurde geantwortet. Wer da hineinsänke, käme nie wieder zum Vorschein. „Meine Last wird mir immer schwerer", seufzte die Gräfin. „Was soll ich sie auch mit ins Grab nehmen? Wenn Dir auch so zu Muth ist, Trude, so versenken wir hier unsere armen Herzen, daß wir für ewige Zeiten Ruhe vor ihnen haben." — Die Andere nickte nur und trat mit an den Rand der schwarzen Lache. Dann ließen beide, was sie unter ihren Hüllen getragen hatten, in die Tiefe gleiten, die sich mit einem dumpfen Laut über den schweren Herzen schloß.

Wenige Minuten später hatten die Nachtschwärmerinnen das Thor des Friedhofs wieder erreicht. Auch die Blutsaugerin stellte sich pünktlich ein. Sie sah sehr munter aus. „Nun, ihr armen Durstigen," rief sie ihnen entgegen, „habt ihr euch wenigstens satt *gesehen*? Ich merk' es euch aber an, ihr seid nicht auf eure Rechnung gekommen. Schlagt euch die dummen Herzen aus dem Sinn, man lebt auch im Tode nur lustig ohne Herz, und morgen Nacht, wenn ihr meinem Rathe folgt" —

Da rasselte das Thor auf, und der greise Wächter spähte hinaus, ob die drei Gespenster sich noch nicht wieder zurückgefunden hätten, denn es fehlte nur noch eine Minute an Eins, und er wollte endlich seine Ruhe haben. So huschten sie an ihm vorbei, jedes nach seinem Hügel. „Gute Nacht, Trude," sagte die Gräfin. „Nun stehe ich nicht wieder auf vor dem jüngsten Tage." — „Und ich werde so fest schlafen, als ob ich vierundzwanzig Stunden in Einem Strich gemäht hätte. Mir ist jetzt ganz leicht. Gnädige Gräfin haben einen guten Einfall gehabt, die Herzen zu versenken. Wir hätten sie überhaupt nicht droben zurücklassen sollen."

Da schlug es Eins vom Friedhofskirchlein, beide schlüpften im Nu unter den Rasen, und der grüne Todtengarten lag wieder so still und friedlich im Mondschein, wie wenn niemals das Seufzen und Jammern armer Menschenkinder in seinem blühenden Bezirk zu hören gewesen wäre.

Die Dauer des Lebens.

Von

Eduard Strasburger.

[Nachdruck untersagt.]

VII.

Es liegt im Interesse der Art, durch möglichst viele gleichzeitig lebende Individuen vertreten zu sein; doch nur gesunde und kräftige Individuen fördern die Fortentwicklung ihrer Art, daher kranke und schwache Individuen durch natürliche Zuchtwahl beseitigt werden. Die Schädlichkeiten des Lebens schwächen allmählich die Individuen; es darf somit im Interesse der Art ihre Lebensdauer nicht über das Zeitmaß hinausreichen, das sie ohne Nachtheil zu überdauern vermögen. In einem gleichmäßigen, milden Klima wird ein Pflanzenindividuum meist länger ohne Schädigung leben können als dort, wo günstige und ungünstige Jahreszeiten mit einander wechseln. Daraus erklärt sich wohl, warum in den früheren Erdperioden das Leben der Gewächse im Allgemeinen ein weit längeres als in der Gegenwart war. Bis in die Tertiärzeit hinein herrschte auf unserem Erdball ein fast gleichmäßiges Klima, das selbst in unseren Breiten die Entwicklung subtropischer Gewächse ermöglichte. Nadelhölzer aus der Steinkohlenzeit zeigen noch keine Jahresringe in ihren Stämmen, da solche in der beständig feuchten und warmen Atmosphäre sich nicht bilden konnten. Erst in der Juraformation wird eine gewisse Periodicität der Entwicklung kenntlich, die sich in der Bildung von Jahresringen offenbart. Doch die Witterungsverhältnisse blieben noch das ganze Jahr hindurch so mild, daß selbst in Grönland Magnolien wachsen konnten. Erst die starke Abkühlung zu Ende der Tertiärzeit brachte unserer Erde die rauhen Jahreszeiten und begünstigte damit auch die Züchtung der auf eine Vegetationsperiode eingerichteten Gewächse. Die Zahl der „Einjährigen" nahm auffallend zu und ist noch immer im Steigen begriffen.

Doch wäre es nicht richtig, aus diesen Thatsachen den Schluß zu ziehen, daß der Wechsel milderer und rauherer Jahreszeiten stets die Ausbildung einjähriger Gewächse fördern müsse. Denn neue Eigenschaften bieten sich nie getrennt, sondern stets verbunden mit älteren, also unter den mannigfaltigsten Verhältnissen, der natürlichen Zuchtwahl dar, und ihr Zusammenwirken im Organismus entscheidet über den Erfolg. Daher ein ungünstiges Klima in

bestimmten Fällen auch die Langlebigkeit unter den Gewächsen fördern kann. So nimmt die Zahl der Einjährigen im Hochgebirge ab und sinkt auch in Richtung der Pole. Während in der Dauphiné unterhalb des Nadelholzgürtels in Höhen von 200 bis 600 Metern die einjährigen Gewächse 60 Procent der Gesammtflora ausmachen, beträgt ihre Zahl in der Hochgebirgsregion bei 1800 Metern nur noch 6 Procent. Ebenso weist die Flora von Paris bei 49° nördlicher Breite 45 Procent „Annuelle" auf, während ihre Zahl um Listad in Norwegen, bei 61,40° nördlicher Breite, auf 26 Procent zurückgegangen ist[1]) und in der Polarflora diese Gewächse fast gänzlich fehlen[2]).

Die Langlebigkeit der Nadelhölzer ist ohne Zweifel ein Erbtheil aus früherer Zeit, aus jenen Erdperioden, in welchen starke klimatische Gegensätze noch fehlten. Auch die ausdauernden Nadeln, die fast allen Nadelhölzern zukommen, weisen darauf hin, daß diese Gewächse ihren Ursprung unter gleichmäßigeren Bedingungen nahmen. Daß es den meisten Nadelhölzern gelang, ihre ausdauernden Nadeln auch in dem rauhen Klima, das unseren nordischen Breiten jetzt eigen ist, zu behalten, haben sie den vorzüglichen Schutzeinrichtungen zu danken, mit welchen diese Nadeln ausgerüstet sind, und die sie wohl erst im Laufe der weiteren Entwicklung erlangten. — Auch die Langlebigkeit vieler kätzchenblüthiger Bäume (Juliflorен), zu welchen auch die Familie der Becherfrüchtler (Cupuliferen) mit ihren Eichen und Buchen gehört, darf als ein solches Erbstück aus alter Zeit gelten. Denn die Kätzchenblüthler waren die ersten dicotylen Gewächse, die während der Entwicklung der Pflanzenwelt auftraten; sie reichen bis in die Kreidezeit zurück. Die Becherfrüchtler unserer Breiten sind freilich laubwerfende Bäume geworden, während im Gegensatze zu ihnen in der Jetztzeit unsere Pfirsichbäume in den feuchten Regionen von Java sich in immergrüne Bäume verwandelt haben, die das ganze Jahr blühen und fruchten, und auch unsere Rebe, nach Humboldt, in Cumana fortdauernd im Schmuck der Trauben steht[3]). In einem gleichmäßigen, milden Klima ist die Entwicklung der Holzgewächse begünstigt; diese erschweren ihrerseits die Entstehung von Kräutern und Stauden. Denn sie beschatten den Boden, entziehen damit den kleineren Gewächsen das Licht und die Nahrung. Hingegen befinden sich im Hochgebirge die kleineren Gewächse im Vortheil, weil sie dem Boden sich anschmiegen können, dem Sturm und der Kälte weniger preisgegeben sind. Das zeigt sich recht deutlich in den Alpen, am oberen Waldsaume. Die Bäume, die dort wachsen, sind zerfetzt und verkrüppelt, des Gipfels beraubt, den der Sturm ihnen brach, so recht ein Bild des Kampfes, den sie zu bestehen hatten. Daher sie höher hinauf niedrigeren Gewächsen den Platz räumen müssen.

[1]) Gaston Bonnier et Ch. Flauhault, Observations sur les modifications des végétaux suivant les conditions physiques du milieu: Ann. d. sc. nat. Bot. 6. Sér. T. VII. 1878, p. 103, 104.

[2]) Nordenskiöld, Studien und Forschungen, veranlaßt durch meine Reisen im hohen Norden. Darin Kjellman, Aus dem Leben der Polarpflanzen, S. 461.

[3]) Diese und zahlreiche andere Angaben nach der schon citirten Abhandlung von Fr. Hildebrand.

Diese sind aber langlebige Sträucher und Stauden. Sie gelangten im Hochgebirge zur Herrschaft, weil sie seinem rauhen Klima sich besser als die kurzlebigen Gewächse anzupassen vermochten. Einjährige Pflanzen sind dort durch jedes schlechte Jahr in ihrem Fortbestehen geradezu bedroht. Denn alle Individuen, die in der einzigen ihnen zur Verfügung stehenden Vegetationszeit ihre Entwicklung nicht vollenden konnten, gehen zu Grunde, ohne Samen erzeugt, ohne das Fortbestehen ihrer Art somit gesichert zu haben. Im Hochgebirge beginnt das Frühjahr oft spät, und der Winter bricht schon frühzeitig an; wie soll da, falls auch der Sommer kühl war, die einjährige Pflanze keimen, erstarken, blühen und fruchten? Anders der Strauch und die Staude. Sie legen ihre Knospen von einem Jahr zum andern an. Sobald das Frühjahr beginnt, entfalten sie ihre Triebe und öffnen ihre Blüthen. Kaum ist der Schnee verschwunden, so leuchtet schon der Berg von ihrem Blumenschmuck. Da können auch rasch Früchte und Samen entstehen. Ist aber eine Vegetationszeit so ungünstig, daß die Samen nicht zu reifen vermögen, so ist der Schaden nicht unersetzlich, denn die Pflanze harrt in ihren älteren Theilen lebend aus und kann im kommenden Jahre neue blühende und fruchtende Sprosse erzeugen.

Die einjährigen Gewächse mußten somit aus dem Hochgebirge verschwinden, es sei denn, daß es ihnen gelang, ihre Entwicklung entsprechend abzukürzen. Bei einigen Annuellen hat die natürliche Zuchtwahl eine solche Kürzung des Lebens vollzogen, und diese Pflänzchen vermögen ihre Samen auch in dem ungünstigsten Sommer zu reifen. So reicht der liebliche, himmelblaue Schnee-Enzian (Gentiana nivalis), trotzdem er einjährig ist, bis zur Schneegrenze heran, und dort findet er auch den einjährigen violetten Gletscher-Enzian (Gentiana tenella) vor. Mit größter Eile entwickeln sich beide und vermögen sich so unter ihren langlebigeren Verwandten, den anderen leuchtend blauen Enzian-Arten der Berge, zu behaupten. Sonst kommt es nur selten vor, daß einjährige und ausdauernde Arten derselben Gattung zusammen leben. Sie schließen einander für gewöhnlich von demselben Standorte aus, weil der Wettbewerb unter ihnen, da sie annähernd gleiche Bedürfnisse haben, besonders stark ist. Die in ihrer Lebensdauer dem Standort besser angepaßte Art verdrängt die andere. Wem ist nicht die einjährige Kornrade (Lychnis Githago) bekannt, deren purpurrothe Blüthen aus unseren Kornfeldern hervorleuchten? Sie ist dort die einzige Vertreterin der Nelken und beherrscht allein ihr Gebiet, während alle ausdauernden Nelkenarten in feuchten Hainen, an den Ufern der Bäche und Flüsse sich aufhalten. So auch bewohnen die einjährigen, meist unscheinbaren Geraniumarten Aecker, Schutthaufen, Wegränder, steinige Orte, während die Stauden derselben Gattung in schattigen Hainen und auf Wiesen zu finden sind[1]). Aus der trocknen Waldlichtung schauen die blutrothen Blüthen des purpurnen Kranichschnabels (Geranium purpureum) und die violettrothen des Waldkranichschnabels (Geranium silvaticum) hervor, während feuchte, freigelegene Wiesen durch die großen blauen Blüthen des Wiesenkranichschnabels (Geranium pratense) geziert werden.

[1]) Hildebrand, l. c., S. 128.

Einjährige Gewächse brauchen sich in unseren Breiten für den Winter nicht einzurichten; ebenso kommen sie in südlicheren Gegenden mit periodisch wiederkehrender Trockenheit ohne besondere Schutzeinrichtungen gegen Dürre aus. Zur Ueberwindung ungünstiger Zeiten dienen ihnen in beiden Fällen die Samen, auf deren Bildung sie verhältnißmäßig große Substanzmengen verwenden können. Eine reichliche Samenbildung ist bei ihnen aber auch nothwendig, denn sie müssen sich alljährlich von Neuem den Raum erobern, der ihnen durch den Tod ihrer kurzlebigen Individuen verloren ging. In diesem Wettbewerb um den Raum wird eine sehr große Zahl ihrer Keime stets zu Grunde gehen, diese müssen somit in Ueberzahl vorhanden sein, damit die Art sich behaupte. — In einzelnen Fällen ist die Samenproduction bis ins Extrem gesteigert worden, und zwar durch Kürzung der Entwicklungszeit der Individuen. Mehrere Generationen von Individuen folgen alsdann innerhalb derselben Vegetationsperiode auf einander und streuen ihre Keime aus. Diese Einrichtung bewährte sich vielfach so vorzüglich, daß sie „Unkräuter" schuf, das heißt Pflanzenarten, die uns durch ihre rasche Vermehrungsfähigkeit lästig fallen. Das ist bei der allverbreiteten Vogelmiere (Stellaria media)[1] der Fall, einem Pflänzchen, gegen das wir in unserem Garten oft anzukämpfen haben, welches wir in begrenzter Menge auch wohl dulden, weil seine Knospen den Vögeln so gut schmecken. Auf demselben Standort treffen wir die Vogelmiere stets in ganz jungen, bereits blühenden und auch schon fruchtenden Individuen neben einander an. Sie stellen entsprechend viele Generationen vor, die Zeit fanden, sich in demselben Jahre zu entwickeln. — Der gleichen Eigenschaft, wie die Vogelmiere, verdankt das gemeine Kreuzkraut (Senecio vulgaris) seine außerordentliche Verbreitung. Es ist den Vögeln ebenfalls eine sehr willkommene Speise und wird daher auch Vogelkreuzkraut genannt. Man findet es bei uns stets in Gärten und auf Aeckern; auch ist es den europäischen Colonisten als Unkraut fast über die ganze Erde gefolgt. — Eine nicht minder rasche Aufeinanderfolge von Generationen gestattet es dem jährigen Bingelkraut (Mercurialis annua), sich mit solchem Erfolg zu vermehren, daß es allen sonstigen Mitbewerbern Raum und Nahrung streitig macht. Es wird oft zum alleinigen Beherrscher von Schutthaufen, verwahrlosten Gärten, bebautem Land und überzieht diese Orte mit seinem hellgrünen Laub. Zu so erfolgreichem Siege verhelfen dieser Pflanze freilich auch ihre giftigen Eigenschaften. Sie wird vom Vieh gemieden und bleibt unberührt, wo andere Mitbewerber abgeweidet werden. In wenigen Wochen hat jedes Individuum seine Entwicklung abgeschlossen. Welcher Gegensatz zwischen einem solchen Bingelkraut und jenen Gewächsen, deren Lebensdauer sich über Jahrtausende erstreckt!

Stets liegt aber in der Lebensdauer und der Lebensweise der Organismen eine Anpassungserscheinung vor, die ursächlich aufzuklären, eine der vornehmsten Aufgaben der biologischen Wissenschaften bildet.

Die Entstehung neuer Formen lebender Wesen auf unserem Erdball wäre ausgeschlossen, wenn die Individuen einer jeden Art starr an ihren ererbten

[1] Hildebrand, l. c., S. 57.

Eigenschaften festhielten. Das ist aber nicht der Fall; sie weichen vielmehr von einander ab, und diese ihre individuellen Abweichungen sind es, welche Angriffspunkte für die Züchtung neuer Lebensformen bieten. Der Mensch hat diese individuellen Abweichungen schon lange an seinen Hausthieren und Culturpflanzen wahrgenommen und sie für künstliche Züchtung ausgenützt. Er wählte zu diesem Zwecke solche Individuen zur Fortpflanzung aus, welche die ihm erwünschten Eigenheiten besaßen. — Wie andere Charaktere der Art schwankt auch die Lebenslänge der Individuen innerhalb gewisser Grenzen, und sie wurde häufig ein Gegenstand der natürlichen Züchtung. Auch die künstliche Zuchtwahl hat sich oft dieser Aufgabe bemächtigt und im Besonderen die Lebensdauer bestimmter Culturpflanzen nach Bedarf verkürzt oder verlängert. Ehen unter Mitgliedern langlebiger Familien würden auch beim Menschen eine Verlängerung der durchschnittlichen Lebensdauer bedingen; doch beim Menschen sind andere Motive für Ehen maßgebend, und eine solche Züchtung wohl für immer ausgeschlossen.

VIII.

Wir fassen die Lebensdauer der Individuen als eine Anpassungserscheinung auf. Doch ist es klar, daß der Tod eines jeden Individuums eine in ihm selbst wirkende Ursache haben muß. Die natürliche Züchtung bestimmte nur den Augenblick, in welchem bei Individuen verschiedener Arten die Todesursache in Wirkung zu treten habe. Da fast gleich gebaute Wesen oft sehr verschieden lange leben, so geht daraus schon hervor, daß es nicht immer dieselbe Ursache sein kann, die dem Leben ein Ende macht. Von den kurzlebigen Gewächsen, die mit der Samenbildung ihr Dasein abschließen, läßt sich bis zu einem gewissen Maße behaupten, daß sie an Erschöpfung enden. Alle Nahrungsstoffe werden am Schluß der Entwicklung von den Samen aufgesogen und der entleerte Stock muß schließlich verhungern. In der That vermag der Gärtner in manchen Fällen durch Verhinderung der Samenbildung das Leben eines solchen Gewächses zu verlängern. So schneidet er die Blüthenstände bei der Gartenreseda in dem Maße ab, als sie verblühen, und erreicht dadurch, daß ihre Stengeltheile verholzen, statt abzusterben, und daß die krautartige, sonst einjährige Pflanze in ein ausdauerndes Gewächs verwandelt wird[1]). — Ebenso wie das ganze Individuum der kurzlebigen Gewächse erschöpfen sich die oberirdischen Sprosse der Stauden in der Samenbildung und sterben dann ab. Ein merkwürdiger Antagonismus herrscht bei manchen monocotylen Stauden zwischen der Anlage von Samen und der Zwiebelbildung[2]). Schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war dem Schweizer Naturforscher Conrad Geßner aufgefallen, daß bei manchen Zwiebelgewächsen der Blüthenstengel leichter Samen ansetzt, wenn er abgeschnitten wird, als wenn er an der Pflanze verbleibt. Die weiße Lilie

[1]) Hildebrand, l. c., S. 116.

[2]) Lindemuth, Berichte der deutschen botanischen Gesellschaft. 1896. S. 244. — Jost, Botanische Zeitung. 1897. Zweite Abtheilung. S. 17.

(Lilium candidum) unserer Gärten legt überhaupt keine Samen mehr an; sie kann aber dazu an abgeschnittenen und in Wasser gestellten Blüthenständen gezwungen werden. Wenn somit die Blüthen in Verbindung mit der Pflanze bleiben, verkümmern ihre Samenanlagen, weil die Anziehungskraft, welche die Zwiebelanlage auf die Nährstoffe ausübt, über denselben Zug, der von den Samenanlagen ausgeht, den Sieg davon trägt. Die weiße Lilie ist ein sehr altes Culturgewächs, und es wäre denkbar, daß die lange Pflege ihre natürlichen Anlagen geändert habe. In der That bildeten Lilien und Rosen bereits den beliebtesten Blumenschmuck der Griechen, und die Cultur der Lilie nahm im Mittelalter nicht ab, da sie als Symbol himmlischer Reinheit der heiligen Jungfrau geweiht war. Auf Bildern der Verkündigung sieht man den Engel den Lilienstengel tragen, und wie in Vorahnung des noch unentdeckten Geschlechts der Pflanzen, läßt der Maler vielfach die Staubfäden aus den Blüthen fort[1]). Wie die weiße Lilie gelingt es auch, manche in unseren Gärten cultivirte Lachenalien (Lachenalia luteola) an abgeschnittenen Blüthenständen zur Samenbildung, die sonst ausbleibt, zu bewegen, und da diese südafrikanischen Pflanzen erst seit Kurzem sich in Cultur befinden, so muß bei ihnen der Antagonismus zwischen Zwiebelanlage und Samenbildung durch natürliche Zuchtwahl festgehalten worden sein. Es brachte, allem Anschein nach, in manchen Fällen Vortheil, es unentschieden zu lassen, welche Art der Fortpflanzung einzutreten habe, die Bestimmung hierüber vielmehr den gegebenen Bedingungen zu überlassen.

Der Blattfall im Herbst stimmt uns unwillkürlich traurig, mit Recht erweckt auch er in uns die Vorstellung des Todes. Noch mehr müßten diesen Eindruck solche Fälle steigern, in welchen der Baum nicht seine Blätter allein, sondern ganze Zweige abwirft. So büßt die Sumpfcypresse (Taxodium) im Herbst alle schwächeren Zweige des Jahres ein und behält nur ihre Hauptsprosse für den nächstjährigen Antrieb. Aehnliche „Absprünge" sind auch bei vielen Laubhölzern bekannt. Von der Eiche und der Pappel fallen über ein Meter lange Seitenzweige ab.

Bei dem Laubfall und den Absprüngen ist es im Wesentlichen die Entziehung des Wassers und der Nahrung, welche das Absterben der betroffenen Theile veranlaßt. Andere Ursachen müssen es aber sein, welche den Tod der ganzen langlebigen Pflanze und den Tod der meisten Thiere bedingen.

Die Organe des thierischen Körpers nutzen sich mit dem Alter ab und verlieren die Fähigkeit, ihre besonderen Leistungen zu verrichten. Der normale Tod stellt sich dann als eine Folge dieser senilen Erscheinungen ein. Bei langlebigen Gewächsen, selbst bei solchen Bäumen, die das höchste Alter erreichen, lassen sich senile Ursachen des Todes nicht annehmen. Denn die grünenden und blühenden Sprosse auch des ältesten Baumes sind erst in den letzten Jahren entstanden. Von ihnen reicht an der Oberfläche des Stammes ein junges Gewebe bis in die Wurzelspitzen hinab. Alle thätigen Zellen sind somit verhältnißmäßig jung, und so kann nicht Altersschwäche ihren Funktionen

[1]) Victor Hehn, l. c., S. 207.

ein Ende machen. Es liegt vielmehr näher, anzunehmen, daß die Vermehrungsfähigkeit der Zellen an den Vegetationspunkten solcher Gewächse eine begrenzte sei, und daß innere Widerstände ihr endlich Stillstand gebieten[1]. Eine solche Annahme mag zunächst auffällig erscheinen, da sie voraussetzt, daß die Theilungsfähigkeit der Zellen in den Vegetationspunkten einer langlebigen Pflanze auf Millionen von Generationen im Voraus bestimmt sei. Allein auch andere Vorgänge im Leben einer solchen Pflanze sind lange im Voraus festgesetzt. Sie beginnt erst in einem bestimmten Alter zu blühen und zu fruchten, es müssen sich also auch Millionen von Zelltheilungen vollzogen haben, bevor sie ihren Reifezustand erreicht.

So dürfen wir wohl annehmen, daß der normale Tod bei verschiedenen Arten von Organismen verschiedene Ursachen habe, und daß die natürliche Züchtung das eine Mal dieses, das andere Mal jenes Mittel auserwählte, um die Lebenslänge der Individuen nach dem Bedarf der Species zu normiren. Die gezüchtete Todesursache stellt sich wie andere Merkmale im Laufe der Entwicklung am Individuum ein und bereitet seinem Leben ein Ende.

Der Tod ist somit das Ende der individuellen Entwicklung. Daß er als Entwicklungsvorgang aufzufassen sei, hat im Besonderen der berühmte Physiologe Eduard Pflüger in einem Vortrag „über die Kunst der Verlängerung des menschlichen Lebens“[2] zu begründen gesucht. Er führte aus, wie das Altern und der Tod des Menschen die nothwendige Folge des Lebens seien, und wie das Altern in Wirklichkeit nicht erst auf einer vorgeschritteneren Stufe der Entwicklung, sondern thatsächlich schon in der ersten Jugend beginnt. Jedes Organ nutzt sich fortwährend ab, weil es lebt, und besteht nur weiter, weil die abgenutzten Theile wieder hergestellt werden. Während der Jugend und des Wachsthums überwiegt die Neubildung den Verbrauch; im Alter schrumpft der Körper ein, weil die Neubildung kleiner als der Verbrauch ist. So nimmt die bildende Thätigkeit, welche die Ursache des Wachsthums ist, schon vom Beginne des Lebens an stetig ab[2]). Im ersten Lebensjahre verdreifacht sich fast die Masse des Kindes. Im Laufe des zweiten Lebensjahres fällt die Gewichtszunahme so bedeutend, daß sie die Masse des Kindes nicht um viel mehr als ein Drittheil erhöht. Dann sinkt der Wachsthumstrieb mit einigen Schwankungen langsam weiter, wobei das Körpergewicht bis zum dreißigsten Jahre zunimmt. Es bleibt unverändert vom dreißigsten bis zum vierzigsten Lebensjahre und fällt dann unter normalen Verhältnissen dauernd bis zum Tode. Der Mensch büßt dabei im Alter durchschnittlich $7\frac{1}{2}$ Centimeter an Höhe ein und zwar nicht etwa in Folge seiner gebückten Haltung, sondern weil er wirklich um so viel kürzer wird[3]). In der Jugend vermögen die organisirenden Kräfte die Verluste, die der Körper durch Abnutzung erleidet, mehr als zu decken; dann erfährt aber diese Fähigkeit eine fortdauernde Abschwächung. So nimmt der Trieb des Werdens in dem

[1]) Vergl. hierzu auch August Weismann, Die Dauer des Lebens. S. 27.

[2]) Pflüger, l. c., S. 6.

[3]) Nach Quetelet, Ueber den Menschen. Deutsche Ausgabe 1838, bei Pflüger citirt.

lebendigen Geschöpf beständig ab und strebt zu jener Ruhe, die den Tod bedeutet. — Das schließt die Erklärung aus, die auch im normalen Tod eine Folge der Häufung äußerer Schädlichkeiten erblickt. Nein, die begrenzte Lebensdauer ist ein Erbtheil der Species, und es würde der Altersschwund (senile Atrophie) im Greisenalter sich auch an Individuen einstellen, die allen äußeren Schädlichkeiten entzogen blieben. Die Altersschwäche ist nur das letzte Glied in jener Entwicklungsreihe, die der Mensch und mit ihm auch die meisten Thiere während ihres individuellen Lebens durchlaufen müssen[1]. Daher mit Recht Max Verworn in seiner „Allgemeinen Physiologie" hervorhebt, daß es keinen Stillstand gibt im Leben des Organismus, und daß so, wie aus der Eizelle der erwachsene Körper hervorgeht, die Entwicklung auch weiter zum greisen und schließlich zum todten Zustande fortschreitet. Die Eizelle ist der Anfang, der sterbende Greis das natürliche Ende dieser ununterbrochenen Reihe. Die Ursachen des Todes liegen im Organismus selbst, sie stellen sich mit Nothwendigkeit ein, wenn seine Zeit abläuft, eine Zeit, die je nach der Art, der er angehört, verschieden lang bemessen ist.

Die Atrophieen, die bei den Thieren dem Tode vorausgehen, sind ganz allgemein dadurch bedingt, daß in der functionirenden Zelle für den Verbrauch nicht mehr der entsprechende Ersatz geleistet wird, daß die Fähigkeit in ihr abnimmt, lebendige Substanz zu bilden und zur Herstellung ihres Körpers zu verwenden. Bei gewissen Thieren stellen sich auffällige Atrophieen schon in der Jugend ein und zeigen dann deutlich an, daß sie als solche wirklich zu den Entwicklungsvorgängen gehören. So schwindet der Schwanz bei den Froschlarven, indem seine Zellen in Rückbildung eintreten. Nicht anders vollziehen sich die senilen Atrophieen am Ende der Entwicklung, nur daß sie stetig und sehr langsam fortschreiten[2]).

Daß aber der normale Tod bei Thieren andere Ursachen als Altersschwund haben kann, das lehrt das Beispiel der männlichen Ameisen, die beim Hochzeitsflug an Erschöpfung sterben — eine Einrichtung, die bei ihnen somit erblich fixirt ist, bei Insecten überhaupt nicht selten wiederkehrt.

Unter Umständen konnte es der Species Vortheile bringen, daß die Entwicklungsdauer ihrer Individuen nicht streng an einen bestimmten Zeitraum gebunden sei, sondern innerhalb gewisser Grenzen sich nach den äußeren Bedingungen richte. Im Besonderen kam es auf die Möglichkeit an, die Entwicklungsdauer abzukürzen, wenn ein vorzeitiger Tod das Individuum bedroht. Auf diese Weise kam die Frühreife zu Stande, die, sehr allgemein verbreitet, im Thier- wie im Pflanzenreich sich verfolgen läßt. Jeder Obstzüchter nutzt sie aus, wenn er seine Obstsorten auf schwachen Unterlagen veredelt. Er weiß, daß er auf solche Weise früher die Fruchtbildung erlangt. Wählt er den Birnenwildling (Pirus communis) als Unterlage für das Edelreis der Birne, so erreicht er eine starke Entwicklung des Stammes, muß aber auf die er-

[1]) Max Verworn, Allgemeine Physiologie. Zweite Auflage. 1897. S. 343.
[2]) Max Verworn, l. c., S. 327.

schnten Früchte lange warten. Er wendet diese Veredlungsart daher nur an, wenn er Hochstämme ziehen will; will er hingegen kleinere Formen, Cordons oder dergleichen erlangen, so veredelt er auf der Birnenquitte (Cydonia vulgaris), auf welcher der werdende Baum zwar weniger groß wird, auch ein hohes Alter nicht erreicht, allein schon nach wenigen Jahren beginnt Früchte zu tragen. Auf dem Stamme der Birnenquitte gedeiht eben der Birnbaum nur mäßig, seine Verbindung mit dieser Unterlage ist nur unvollkommen, und die Gefahr eines nahen Endes wirkt als ein Reiz auf ihn ein, der die Fruchtbildung beschleunigt.

IX.

Ueber die normale Grenze, die erblich fixirt ist, vermag keine Kunst das Leben des einzelnen Individuums zu verlängern. Die Aufgabe der Makrobiotik wird daher stets nur eine präventive sein. Sie hat auf die Schädlichkeiten und Gefahren hinzuweisen, welche das Leben bedrohen. — Der Mensch wirkt der Schädigung seines Körpers am besten durch eine vernünftige Lebensweise entgegen. Mit den Rathschlägen, die ihm Hufeland am Anfang dieses Jahrhunderts ertheilte, decken sich auch die Ergebnisse, zu denen Eduard Pflüger am Schlusse seines Vortrages „Ueber die Kunst der Verlängerung des menschlichen Lebens“ gelangte: „Maß halten in allen Dingen.“ — Die moderne Hygiene sucht außerdem mit den Hülfsmitteln fortschreitender Erkenntniß die Gefahren zu verringern, mit welchen die Außenwelt den Menschen bedroht. Sie strebt vor Allem die Besserung der sanitären Verhältnisse an, indem sie die Vermehrung jener Mikroorganismen einschränkt, welche die Hauptfeinde der menschlichen Gesundheit sind. Sie hat als glänzendsten Erfolg bereits zu verzeichnen, daß die Zahl der von ansteckenden Krankheiten befallenen Menschen abnimmt und die Sterblichkeitsziffer im Verhältniß sinkt. Das Ziel der Makrobiotik gipfelt somit in der Aufgabe, den zufälligen Tod einzuschränken und zu erreichen, daß möglichst viele Menschen das normale Lebensende erlangen. In „Lebenselixiren“ kann nur noch der Unwissende sein Heil suchen. Die meisten jener „unfehlbaren“ Arcane zur Verlängerung des Lebens waren in Wirklichkeit nur Abführungsmittel, auch das schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts berühmte schwedische Lebenselixir des Arztes Hjärne, das „Elixirium ad longam vitam“, das im Wesentlichen aus Aloë, Rhabarber, Enzian- und Zitwerwurzel bestand. Es ging unter dem weniger anspruchsvollen Namen „Tinctura aloës composita“ später in die Pharmacopoe über und erfüllt dort weiter seinen bescheideneren Zweck. So hat naturwissenschaftliche Erkenntniß für immer die Zeiten überwunden, in welchen auch ernste Männer nach dem Stein der Weisen suchen konnten. Dieser begehrenswerthe Stein sollte nicht nur unedle Metalle in Gold verwandeln, sondern aufgelöst als Trinkgold, „aurum potabile“, auch die Panacee des Lebens bilden, alle Krankheiten heilen, das Alter verjüngen, das Leben verlängern, ja, nach der Ansicht mystisch exaltirter Adepten der Alchemie sogar Erlösung von den Sünden bringen.

In Folge mangelnder Centralisation der Lebensvorgänge im pflanzlichen Organismus vermag ein Pflanzenkörper in einzelnen seiner Theile weiter zu

leben, während die meisten anderen schon todt sind. Ein gipfeldürrer Baum fährt fort, in seinen unteren Zweigen zu grünen und zu fruchten. Bei Thieren sind ähnliche Erscheinungen nicht möglich, weil die wichtigsten Lebensvorgänge von gemeinsamen Centren beherrscht werden. Wenn das Herz, die Lunge oder das Nervensystem ihre Thätigkeit einstellen, so folgt der Tod des ganzen Organismus in kürzester Frist nach. Steht bei dem Kranken das Herz still, hat er aufgehört zu athmen, so müssen wir ihn für todt erachten. Denn todt ist er in Wirklichkeit, wenn auch noch zahlreiche Lebensvorgänge in seinem Körper fortdauern. Nur die Zellen des Nervensystems haben zunächst ihre Functionen eingestellt, die Muskeln bleiben noch für Reize empfänglich. Dann ziehen sie sich langsam zusammen, und es tritt auch für sie der Tod und damit die Todesstarre ein. Die Lebenserscheinungen an den Flimmerepithelien[1]) der Luftwege dauern aber noch Tage lang fort. Im Kehlkopf, in der Luftröhre, in den Luftröhrenästen hält die rhythmische Flimmerbewegung an, bis endlich auch sie vom Tode ereilt wird. Nur die weißen Blutkörperchen harren noch eine Zeit lang lebend aus und fahren fort, ihre kriechenden Bewegungen auszuführen. — Bei den kaltblütigen Thieren, die man besser wechselwarm nennen sollte, da ihre Körperwärme sich nach der Temperatur der Umgebung richtet, vollzieht sich der Uebergang vom Leben zum Tode meist viel langsamer als bei den Warmblütern. Denn ihr Organismus ist weniger centralisirt, die einzelnen Theile ihres Körpers weit selbständiger, die Ernährung ihrer Gewebe weniger abhängig von dem Blutstrom. So kommt es, daß abgeschnittene Theile solcher Thiere längere Zeit am Leben bleiben[2]). Dieser Umstand ist es, der dem Frosch die zweifelhafte Ehre verschaffte, eines der günstigsten Versuchsthiere der Physiologen abzugeben. An ihm war es auch, daß Aloisio Galvani, Professor der Anatomie zu Bologna, im Jahre 1789 jene Erscheinungen der „Berührungselektricität" beobachtete, die nach ihm den Namen Galvanismus führen. Aehnliche Wahrnehmungen hatte man in Wirklichkeit schon vor ihm gemacht, sie blieben aber unbeachtet. Auch ging die Entdeckung eigentlich nicht von ihm, sondern von seiner Frau aus, regte ihn aber zu weiteren Versuchen an. Die Frau des Gelehrten bemerkte zufällig, daß ein frisch getödteter Frosch in der Nähe der Elektrisirmaschine jedesmal in Zuckung gerieth, wenn aus dem Conductor Funken gezogen wurden. Galvani hing nun frisch präparirte Froschschenkel mittelst kupferner Haken an einem eisernen Balkongeländer auf, um den Einfluß der atmosphärischen Elektricität auf sie zu prüfen, und sah sie zucken, so oft sie mit dem Eisen des Balkons in Berührung kamen. Galvani schloß hieraus auf eine besondere Nerven- oder Lebensflüssigkeit, welche den Körper durchströme. So schien es, als sei ein besonderes Lebensprincip im thierischen Körper entdeckt worden, bis Alexander Volta, Professor in Pavia, mit klarem Verstand das Räthsel löste und die Erscheinung auf einen elektrischen Strom zurückführte, der bei dem Contact der beiden Metalle sich entwickelt. Freilich mußten auch die Volta'schen Vorstellungen noch manche Klärung erfahren,

[1]) Häute, deren Zellen mit schwingenden Fortsätzen versehen sind.

[2]) Max Verworn, l. c., S. 137.

bis sie zu den neueren chemischen Theorien über den Ursprung und den Sitz der elektromotorischen Kraft führten.

Bei den Pflanzen, denen alle Nervencentren abgehen, und bei welchen auch die Bewegung der Nahrungsstoffe nur durch den Verbrauch geregelt wird, läßt sich eine Theilung des Körpers ohne Tödtung der getrennten Theile viel weiter noch als bei irgend einem kaltblütigen Thiere fortsetzen. Einen Weidenstamm kann man in beliebig viele Stücke zerlegen, und jedes dieser Stücke, wenn es in den Boden gesteckt wird, bewurzelt sich an seinem unteren Ende, treibt Sprosse am oberen und wird zur neuen Pflanze. Die einzige Bedingung der Weiterentwicklung ist nur die, daß es so viel Nährstoffe enthalte, als zur Wurzel- und Sproßanlage zunächst nöthig ist. Die künstliche Zerlegung der lebenden Einheit bedingt hier somit durchaus nicht ihren Tod. Ja, man kann manches Moospflänzchen in ganz kleine Stücke zerhacken und aus jedem Stückchen auf geeignetem Boden ein neues, der Mutter gleichendes Wesen erziehen.

X.

Alle diese Betrachtungen führen uns folgerichtig bis auf die Grundprobleme des Lebens. Ueber seinen Ursprung auf unserem Erdball bleiben wir auf Vermuthungen angewiesen, die eine bestimmtere Fassung erst gewinnen würden, wenn es der Chemie gelänge, eine Substanz künstlich zu erzeugen, der specifische Lebenseigenschaften zukämen. Ueber eine solche Möglichkeit nachzusinnen, könnte uns vielleicht müßig erscheinen, wüßten wir nicht, daß es bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts auch für unmöglich galt, aus anorganischen Körpern sogenannte „organische Verbindungen" zu erzeugen. Im Jahre 1828 brach Wöhler diesen Bann, indem er aus cyansaurem Ammoniak Harnstoff gewann. Heute ist die organische Chemie zu einem Theile der Gesammtchemie geworden, zur Chemie der Kohlenstoffverbindungen. Die Aufgabe der Chemie, lebende Substanz herzustellen, würde freilich nicht darin bestehen, einen Homunculus zu schaffen, wie ihn Wagner in der Phiole entstehen ließ, vielmehr solche activen Eiweißkörper zu erzeugen, wie sie in den lebendigen Körpern vertreten sind und dort durch ihren Stoffwechsel sich als lebend erweisen.

In ähnlicher Weise gestaltet sich auch heute für die meisten Naturforscher das Problem der Entstehung des Lebens auf unserem Erdball. Die kosmogonischen, durch das spectroskopische Studium des Weltalls unmittelbar gestützten Theorien lassen unseren Erdkörper aus feuerflüssigem Zustand hervorgehen. Die chemischen Elemente, die bei so hohen Temperaturen frei neben einander bestehen, gehen mit zunehmender Abkühlung in Verbindungen ein, ebenso wie sie es unter ähnlichen Bedingungen in unseren Laboratorien thun müßten. So bildete sich in einem gegebenen Augenblick auf unserem Erdball, auf Grund chemischer Affinitäten, aus der Verbindung von Sauerstoff und Wasserstoff Wasser, so vereinigte sich unter bestimmten Bedingungen der Kohlenstoff und der Stickstoff zum Cyan, von dem Eduard Pflüger[1]) annimmt, daß es

[1]) Ueber die physiologische Verbrennung in den lebendigen Organismen. Archiv für die gesammte Physiologie, Bd. X, S. 251. 1875.

vor Allem dem lebendigen Eiweiß seine charakteristischen Eigenschaften verleiht. Das erste Eiweiß, welches entstand, war nach Pflüger's geistvoller Begründung gleich lebendiges Eiweiß, begabt mit der Eigenschaft, in allen seinen Radicalen[1]) mit großer Kraft und Vorliebe besonders gleichwerthige Theile anzuziehen, sie dem Molecül chemisch einzufügen und so in infinitum zu wachsen.

Die Entwicklung unseres Erdballs dürfte es also bedingt haben, daß in einem gegebenen Augenblick bestimmte chemische Verbindungen entstanden, und daß schließlich auch das lebendige Eiweiß sich bilden mußte. Mit den Eigenschaften, die diesem zukamen, war aber der Ausgangspunkt für die Entwicklung der organisirten Wesen gegeben. Von allen todten Körpern, die zuvor bestanden hatten, war die lebendige Substanz durch ihren Stoffwechsel unterschieden, den chemischen Umsatz, der sich ohne Unterbrechung in ihr vollzog. Bei diesem Umsatz zerfiel sie in ihre Bestandtheile, hatte aber die Fähigkeit, sich wieder zu regeneriren und dabei die erlittenen Verluste nicht nur zu ersetzen, sondern an Masse noch zuzunehmen. Diese Regeneration und Massenzunahme erfolgte auf Kosten todter Substanzen, die der lebendigen Substanz einverleibt und in sie verwandelt wurden. Die Massenzunahme mußte, wenn sie bestimmte Grenzen überschritt, zur Abtrennung einzelner Theile führen und damit einen Vorgang einleiten, der als einfachste Art von Fortpflanzung schon gelten konnte. Auf Grund der ihr inne wohnenden Eigenschaften und ihrer fortdauernden Ergänzung aus fremden Stoffen vollzogen sich an der lebendigen Substanz langsame Veränderungen, welche die Bedingungen für eine fortschreitende Entwicklung der lebenden Wesen schufen. In diese Vorgänge konnte die natürliche Zuchtwahl eingreifen und durch Förderung des Vortheilhaften, durch Beseitigung des Minderwerthigen und Nachtheiligen jene Sonderung vollziehen, die zu einer Trennung der thierischen und pflanzlichen Merkmale im organischen Reiche führte.

Mit dem Auftreten der lebendigen Substanz auf unserem Planeten zog auch der Tod in ihn ein. Denn der Stoffwechsel in der lebendigen Substanz kann durch jeden stärkeren Eingriff dauernd unterbrochen werden. Es genügt, lebendiges Eiweiß bis auf etwa 60° C. zu erwärmen, damit es gerinne und ein für allemal dem Tod verfallen sei. Denn kein Mittel vermag getödtetes Eiweiß wieder zum Leben zurückzurufen. Sobald der Stoffwechsel und damit die Regenerationsfähigkeit in dem lebendigen Eiweiß aufgehoben ist, hat sich der Uebergang vom Leben zum Tode dauernd vollzogen.

Einen solchen Tod durch äußere Schädlichkeiten haben wir als Tod durch Katastrophe bezeichnet und ihn dem normalen Tode gegenüber gestellt, der als eine physiologische Nothwendigkeit am Schluß der Entwicklung sich einstellt. Als nächste Ursachen des normalen Todes traten uns vor Allem die senilen Atrophieen und die begrenzte Theilungsfähigkeit der Zellen entgegen. Wir verfolgten diese Erscheinungen zunächst bei den höher organisirten Wesen, ohne

[1]) Radicale heißen in der Chemie Atomcomplexe, welche bei chemischen Umsetzungen unverändert in neue Verbindungen übergehen.

zu erwägen, ob sie auch für die niederen gelten. An diese Erwägung knüpft aber die Frage an, ob der normale Tod jeden Entwicklungsgang abschließen müsse, und ob es nicht Organismen gebe, bei welchen der normale Tod als solcher nicht besteht. Gegen eine allgemeine Nothwendigkeit des normalen Todes sprach sich August Weismann aus. In seinem bereits erwähnten Vortrag „Ueber die Dauer des Lebens" suchte er nachzuweisen, daß der normale Tod bei den einfachsten Wesen nicht bestanden habe, auch heute nicht bestehe, und daß er eine Anpassungserscheinung vorstelle, die mit fortschreitender Arbeitstheilung bei höher organisirten Wesen gezüchtet worden sei. Weismann erklärt die einzelligen Wesen, die sich durch Zweitheilung vermehren, ohne daß ein der Zerstörung anheimfallender Rest zurückbleibt, für unsterblich. Zwar geht bei jeder Zweitheilung die Individualität des Mutterthieres in der Individualität der beiden Tochterthiere auf, doch lebt seine Substanz in ihnen fort und geht ohne Verluste von einer Generation auf die andere über. In solcher Weise vermehren sich die Bakterien, und es gibt in der That Formen unter ihnen, für welche man keine andere Fortpflanzungsart als diese Zweitheilung kennt. Zu ihnen gehören alle runden Bakterien, die man als Kokken zusammenfaßt; auch jene geraden Stäbchenbakterien, die bei Typhus, Tuberkulose, Diphtherie, sowie die gekrümmten Stäbchenbakterien, die bei Cholera gefunden werden. Namhafte Forscher auf dem Gebiete der Bakteriologie halten es freilich für wahrscheinlich, daß allen diesen Formen besondere Fortpflanzungszellen, sogenannte Sporen, zukommen und bis jetzt nur unbekannt geblieben seien. Doch auch die Sporenbildung braucht an sich nicht einen todten Rest zu bedingen. Bei Bacillus Anthracis, dem berüchtigten Erreger des Milzbrandes, zieht sich der gesammte lebendige Inhalt der Stäbchen zu den ellipsoidischen Sporen zusammen. Das, was bei diesem Vorgang zurückbleibt und schließlich zu Grunde geht, ist die leere Haut der Stäbchen, die nur ein Ausscheidungsproduct ihrer lebendigen Substanz vorstellt, ihr füglich nicht beigezählt werden kann. Doch die Natur zieht keine scharfen Grenzen, auch dort nicht, wo wir sie für unsere speculativen Deductionen gerne vorfinden möchten. Denn es gibt zahlreiche Bakterien, welche nicht ihren gesammten lebendigen Inhalt zur Sporenbildung verwenden. Bei ihnen zieht sich nur die Hauptmasse dieses Inhalts zur Spore zusammen, während ein Theil unverbraucht innerhalb der Stäbchenhaut zurückbleibt. Die lebendigen Geißeln, mit welchen fast alle Stäbchenbakterien versehen sind, werden in solche Sporen auch nicht eingezogen. Sie schwingen noch längere Zeit fort und erhalten das Stäbchen in Bewegung. Schließlich stirbt aber der in der Stäbchenhaut zurückgebliebene Inhaltsrest ab; es sterben auch die Geißeln, und die reife Spore wird aus der zerfallenden Stäbchenhaut befreit. — So ist der normale Tod schon vorhanden, dem ein Theil der lebendigen Leibessubstanz am Schluß der Entwicklung verfällt.

Weit schwerere Opfer als der normale Tod fordert den Bakterien der Tod durch Katastrophe ab. Auch trifft er ohne Unterschied dort alle Arten. Durch ihn geht die Hauptmasse dieser Organismen zu Grunde. In gewissem Sinne gehört auch er dort zu den gezüchteten Einrichtungen. Denn die enorme

Vermehrungsfähigkeit der Individuen bei den Bakterien dient ebenso der Verbreitung der Art wie die Samenerzeugung bei den höher organisirten Pflanzen. Hier wie dort liegt Ueberproduction vor mit Rücksicht auf die starken Verluste durch Zerstörung. Der Cholerabacillus (Vibrio cholerae) vermag sich alle zwanzig Minuten durch Zweitheilung zu verdoppeln, so daß ein einziges Individuum 1600 Trillionen Nachkommen im Laufe eines Tages erzeugen kann. Diese Bakterienmenge würde getrocknet gegen zweitausend Centner[1]) wiegen, auffallend genug, wenn man bedenkt, daß die Entwicklung von einem Individuum ausgeht, das erst bei sehr starker Vergrößerung sichtbar zu machen ist. Die Bakterien müßten unseren ganzen Erdball überziehen und kein anderes Leben neben ihnen mehr möglich sein, wenn ihrer Zunahme nicht Schranken gesetzt wären, und wenn sie nicht fortdauernd in enormer Menge zu Grunde gingen. Die außerordentliche Vermehrungsfähigkeit der Bakterien ist eben ein gezüchtetes Mittel, um die gleich großen Verluste zu decken, die der Tod durch Katastrophe bei ihnen bewirkt, jedenfalls keine Einrichtung, um welche die höher organisirten Wesen sie zu beneiden hätten.

In einer ähnlichen Lage wie die Bakterien sind auch andere einzellige Organismen, die sich durch Zweitheilung vermehren. Die meisten fallen der Zerstörung anheim. Diejenigen unter ihnen, welche fortbestehen, stellen freilich die Endglieder einer Kette vor, die sich endlos nach rückwärts erstreckt und keine todten Reste in ihrer Entwicklungsreihe aufzuweisen hat. In diesem Sinne faßte auch Weismann die Unsterblichkeit dieser Wesen auf, sie sollte nur bedeuten, daß der normale Tod nicht in ihren Entwicklungsgang gehöre[2]). Da aber auch alle diese Wesen getödtet werden können, so kommt ihnen in Wirklichkeit nur eine Fortdauer der individuellen Substanz, nicht aber Unsterblichkeit zu. Denn sie sind, wie alle lebendige Substanz, dem Tod unterworfen. In dem Maße, als die Organismen vielzelliger wurden, schritt auch die Arbeitstheilung in ihrem Körper voran. Die einzelnen Leistungen wurden auf verschiedene Organe vertheilt. Doch blieb das Pflanzenreich in dieser Beziehung hinter dem Thierreich zurück und erreichte demgemäß auch nicht dieselbe Höhe der Ausbildung. Zur Ausprägung der bezeichnenden pflanzlichen Merkmale trugen vor Allem die festen Membranen bei, von welchen die einzelnen Zellen umgeben sind. Durch diese Membranen wurde das Zusammenwirken der lebenden Zellkörper eingeschränkt und einer weiteren Differenzirung der Zellgewebe alsbald eine Grenze gesetzt. Andererseits hat die innige Verbindung der membranlosen Zellen im thierischen Organismus die Entstehung jener centralisirten Organe ermöglicht, welche die Leistungsfähigkeit des Gesammtkörpers dort so gesteigert haben.

Wie im Thier-, so im Pflanzenreich vollzog sich alsbald eine Sonderung der den Körper aufbauenden von den der Fortpflanzung dienenden Zellen. Während bei den allereinfachsten Organismen der ganze Körper eine Fort-

[1]) Alfred Fischer, Vorlesungen über Bakterien. 1897. S. 17.

[2]) Vergl. im Besonderen die Bemerkungen zu einigen Tagesproblemen. Biologisches Centralblatt, 1890, S. 3.

pflanzungszelle darstellt, und die Fortpflanzung auf seiner Theilung beruht, wurden die Aufgaben der Körper- und der Fortpflanzungszellen mit fortschreitender Entwicklung immer mehr von einander getrennt. Die Fortpflanzung blieb den dieser Aufgabe dienenden Zellen vorbehalten; alle anderen Functionen fielen den Körperzellen zu, die für die Erhaltung der Individuen zu sorgen und das Gedeihen der Art zu fördern hatten. Da aber für die Erhaltung der Art nur die Fortdauer der Fortpflanzungszellen nothwendig ist, so wurde mit der Sonderung in Fortpflanzungszellen und in Körperzellen auch der normale Tod der letzteren gezüchtet. In dem Maße, als der Aufbau des Körpers sich complicirte, nahm auch die Zahl der für den Tod bestimmten Zellen in den Individuen zu. Die Steigerung der Leistung im thierischen Körper führte schließlich zur Ausbildung auch jener Functionen, die wir als geistige bezeichnen. Auf der höchsten Stufe der Entwicklung brach die Erkenntniß durch, jenes Licht, wie es Schopenhauer nennt[1]), das die Natur sich anzündete, um das Dunkel aufzuhellen, in welchem sich bis dahin ihre Entwicklung vollzog. Nunmehr war die Welt der Vorstellung da; mit der Vernunft, die der Mensch vor dem Thiere voraus hat, stellt sich auch das Bewußtsein des Lebens, zugleich aber auch die Voraussicht des Todes ein, mit all' den quälenden Problemen, die uns bewegen, nach dem letzten Grund alles Werdens und Vergehens zu forschen.

Der Körper ist dem Tode geweiht, die Fortpflanzungszellen sind für die Dauer bestimmt. Derjenige Theil des Organismus, der auf der höchsten Stufe organischer Entwicklung zum Bewußtsein seiner Individualität gelangt, muß sterben, während die Fortpflanzungszellen in ursprünglicher Bewußtlosigkeit nach Art einzelliger Wesen sich durch Zweitheilung weiter vermehren und fortbestehen können. So wie die einzelligen Wesen theilen sie sich ohne Rest, die Continuität der embryonalen Substanz durch alle auf einander folgenden Generationen erhaltend. Sie gleichen aber auch darin den einzelligen Wesen, daß sie dem Tode durch Katastrophe ausgesetzt sind. Auch bei ihnen ist dieser Tod in der Züchtung vorgesehen, denn sie werden im Uebermaß erzeugt, somit in der Voraussicht starker Zerstörung. Ihre Mehrzahl geht zu Grunde, und nur wenigen gelingt es, im Befruchtungsvorgang vereinigt, fortzudauern und den Ausgangspunkt für die Entwicklung eines neuen Individuums zu bilden.

XI.

Der rastlosen Arbeit der letzten Decennien verdanken wir die Erkenntniß, daß alle Vorgänge des Lebens an das Protoplasma gebunden sind, an jene Substanz, welche den Körper der Zellen aufbaut. Im Protoplasma sind die activen Eiweißkörper vertreten, welche den Stoffwechsel und damit das Leben unterhalten. Durch diesen Umsatz im lebendigen Eiweiß wird die Betriebskraft geschaffen, die für die innerlichen und äußerlichen Leistungen des Organismus erforderlich ist. Um mit der vorhandenen Betriebskraft eine gegebene Leistung zu vollbringen, muß die lebendige Substanz einen bestimmten

[1]) Arthur Schopenhauer's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Julius Frauenstädt. Bd. II, S. 179. 1873.

Bau besitzen, den wir als ihre Organisation bezeichnen. Dem Naturforscher drängen die auf physikalischem und chemischem Gebiete gesammelten Erfahrungen die Annahme auf, daß auch die Lebensvorgänge im Organismus durch Ursache und Wirkung bedingt seien. Denn das Princip der Erhaltung der Energie beherrscht das Gesammtgebiet unserer Erfahrung. Da sich aus ihm die Einheit aller Naturkräfte ergibt, so muß es auch für die Lebensvorgänge gelten und vermag allein uns ihr tieferes Verständniß zu eröffnen. Das Princip der Erhaltung der Energie lehrt uns, daß Energie ebenso wenig vernichtet, als aus nichts erschaffen werden kann; daß die Energiemenge innerhalb des Gebietes unserer Erfahrung eine unveränderliche Größe ist; daß alle Vorgänge in der Natur nur auf Verwandlung der Energie einer Bewegungsart in die einer anderen Bewegungsart oder in die gegenseitige Verwandlung von Bewegungsenergie in Energie der Lage beruht. Auf Grund dieser Erfahrungen können wir wohl schließen, daß, wenn uns der Aufbau eines Organismus und seine Betriebsmittel ebenso bekannt wären wie der Bau einer Maschine, wir auch den gleichen Einblick in seine Lebensthätigkeit haben müßten[1]). Von den meisten Mechanismen, die wir bauen, unterscheidet sich ein Organismus insofern, als auch chemische Vorgänge in seinen Betrieb eingreifen, daß Chemismus und Mechanismus unlösbar in ihm verkettet sind[2]), und daß er durch den Stoffwechsel sich selbst die Betriebsmittel schafft, die wir der Maschine in Form irgend einer Kraftquelle zuführen müssen. Der Stoffwechsel im Organismus ist an die Athmung gebunden, einen physiologischen Verbrennungsvorgang, der bei fast allen lebenden Wesen das Eingreifen des atmosphärischen Sauerstoffes verlangt. Bei der Athmung wird die zur Unterhaltung des Lebens nothwendige Energie gewonnen, und, wie bei anderen Verbrennungsvorgängen, gleichzeitig vornehmlich Kohlensäure und Wasser erzeugt. Bei Sauerstoffmangel sucht der Organismus den zur Athmung nothwendigen Sauerstoff den sauerstoffhaltigen Verbindungen seines Körpers zu entziehen, muß aber, wenn ihm atmosphärischer Sauerstoff nicht alsbald zugeführt wird, unfehlbar ersticken.

Eine grüne Pflanze vermag in ihren grün gefärbten Protoplasmatheilen, den Chlorophyllkörpern, eine Arbeit zu vollbringen, die das Gegentheil der Athmung ist. Denn sie erzeugt dort Stoffe, die eine Kraftquelle vorstellen, aus der sie nach Bedarf schöpfen kann. Auf diese Weise ist die grüne Pflanze befähigt, nicht nur die durch den Athmungsvorgang bedingten Verluste zu decken, sondern auch neue Substanz zu erzeugen. Die Chlorophyllkörper der Pflanzen stellen besonders organisirte Gebilde vor, die durch Sonnenlicht in Betrieb gesetzt werden. Sie absorbiren die Sonnenstrahlen und verwerthen deren lebendige Kraft, um aus der Atmosphäre aufgenommene Kohlensäure und aus dem Boden emporgehobenes Wasser zu spalten und aus den Spaltungsproducten ein Kohlehydrat zu erzeugen. Dieses stellt nun eine Summe chemischer Spannkraft vor, gleich der Kraft der Sonnenstrahlen, die bei der Spaltungs-

[1]) Pfeffer, Pflanzenphysiologie. Zweite Auflage. Bd. I, S. 5. 1888.
[2]) l. c., S. 3.

arbeit verbraucht wurde. — So schafft sich die Pflanze selbst den Kräftevorrath, also die Nahrung, deren sie zu ihrem Lebensunterhalte bedarf, während das Thier diese Nahrung von außen gewinnen muß und sie unmittelbar oder mittelbar der Pflanze entnimmt. Da die Chlorophyllkörper durch einstündige Arbeit so viel Kraftvorrath für eine Pflanze zu beschaffen vermögen, als sie etwa für dreißigstündige Athmung braucht, so erklärt das hinlänglich, warum die Pflanzenwelt nicht nur ihren eigenen Nahrungsbedarf decken kann, sondern auch im Stande ist, das Thierreich zu versorgen.

XII.

Während im vollen Lebensbetrieb die Unterbrechung des Stoffwechsels alsbald den Tod nach sich zieht, ist die lebendige Substanz darauf eingerichtet, unter Umständen Ruhezustände durchzumachen. Sie schränkt dann ihren Stoffwechsel ein, unterbricht ihn in bestimmten Fällen sogar vollständig, ohne ihre Lebensfähigkeit einzubüßen. Ja, sie vermag in diesem Scheintod oft lange Zeit auszuharren, ist alsdann leblos, aber nicht todt, in einem Zustande, den W. Preyer als „anabiotisch" bezeichnet hatte[1]). Solche Erscheinungen des Scheintodes müssen den Naturforscher in der Vorstellung bestärken, daß der Lebensbetrieb denselben Gesetzen wie andere Vorgänge in der körperlichen Welt untersteht.

In einen scheintodten Zustand verfällt leicht die lebendige Substanz, welche die Plasmodien bei den Schleimpilzen (Myxomyceten) bildet. Die Erscheinung ist in jenem Falle sehr einfach, daher besonders belehrend. Die Plasmodien gehen aus der Verschmelzung zahlreicher Zellkörper hervor, die als nackte Protoplasmamassen die keimenden Sporen verlassen. Der Inhalt jeder Spore stellt ein mikroskopisch kleines Protoplasmaklümpchen vor; doch durch die Verschmelzung zahlreicher solcher Gebilde und durch ihr weiteres Wachsthum entstehen Protoplasmamassen, die als Plasmodien über viele Quadratcentimeter sich erstrecken. Ein solches Plasmodium ist die „Lohblüthe", die in netzförmig vertheilten, gelb gefärbten Schleimmassen die Gerberlohe durchzieht. Diese nackte Protoplasmamasse kriecht hin und her in dem Substrat, sucht sich die Orte zusagender Beleuchtung, entsprechender Feuchtigkeit und zuträglicher Wärme aus; sie ernährt sich durch Aufnahme fremder Substanz; sie athmet und wächst; hat sie aber einen bestimmten Reifezustand erreicht, so beginnt sie, neue Fortpflanzungszellen zu bilden. Alle grundlegenden Erscheinungen des Lebens spielen sich an dieser nackten Protoplasmamasse ab; fehlt es ihr aber an Wasser, so zieht sie sich zu rundlichen Ballen zusammen und tritt in einen leblosen Zustand ein, der äußerlich dem Tode gleicht. Die hellgelben, mäandrisch durchfurchten Gebilde, die als Sklerotien bezeichnet werden, erinnern in ihrem Aussehen an Gehirnstücke. Sie sind wachsartig zäh, trocken anzufühlen und hornartig spröde; tritt aber feuchte, warme Witterung wieder ein, so geben sie ihren leblosen Zustand auf, beginnen sich auszubreiten und verrichten wieder ihre Lebensfunctionen. Der hochverdiente Botaniker Anton de

[1]) Naturwissenschaftliche Thatsachen und Probleme. 1880. S. 300.

Bary[1]) konnte zahlreiche Sklerotien sieben bis acht Monate trocken aufbewahren, ohne daß sie ihre Lebensfähigkeit einbüßten; manche Sklerotien erhielten sich in diesem Zustande ein volles Jahr; der französische Botaniker Leveillé[2]) gibt sogar an, aus einem zwanzigjährigen Sklerotium bewegliche Zustände erzogen zu haben.

Daß völlig trockene Flechten und Moose beim Wiederbefeuchten ihr Leben zurückerlangen können, ist auch den Laien bekannt. Wie oft werden bei anhaltender Dürre die der Sonnengluth am Felsen ausgesetzten Flechten so trocken, daß sie sich zwischen den Fingern zerreiben lassen und doch beleben sie sich wieder nach jeder Befeuchtung. Der Moosrasen des Waldes schrumpft im Sommer nicht selten zu einer völlig dürren, dichten Decke ein, die als dunkles, glanzloses Polster den Boden überzieht. Man glaubt über todte Gebilde zu schreiten, doch der erste Regen genügt, um alle diese Pflänzchen leuchtend grün zu färben und ihre Entwicklung wieder anzuregen. — Besonders widerstandsfähig ist Barbula muralis. Ihre weißgrau schimmernden Polster vermögen Monate lange Dürre zu ertragen. Da dieses Moos an Felsen, an Mauern und auf Dächern wächst, so muß es auch auf Trockenheit gerüstet sein. Selbst ein Rasen, der zweiundzwanzig Wochen lang im Exsiccator[3]) über Schwefelsäure verweilt hatte, nahm sein Wachsthum nach der Befeuchtung wieder auf[4]). Hingegen haben sich ältere Angaben über fast unbegrenzte Lebensfähigkeit der in Herbarien aufbewahrten Moose als unbegründet erwiesen. Doch konnten einzelne Arten zum Leben zurückgebracht werden, nachdem sie, zusammengepreßt und mit Etiquette versehen, vier Jahre lang scheintodt zwischen Papier geschlummert hatten. Wie widerstandsfähig diese Pflänzchen in lufttrockenem Zustande sein können, lehrt im Besonderen ein Versuch, der mit Moosrasen von Grimmia pulvinata angestellt wurde. Ein Moosrasen, der längere Zeit im Exsiccator verweilt hatte, konnte eine Stunde lang mit frisch geglühtem Chlorcalcium auf 95—100° C. erhitzt werden, ohne seine Lebensfähigkeit einzubüßen[5]). Von den Sporen der Moose ist bekannt, daß sie ganz besonders lange im trockenen Zustande verharren können, ohne zu leiden. Sporen, die fünfzig Jahre im Herbar gelegen hatten, fand W. Schimper[6]) ebenso keimfähig wie frische.

Die höher organisirten Pflanzen haben hingegen diese Fähigkeit, ohne Lebensverlust in allen ihren Theilen auszutrocknen, fast gänzlich eingebüßt. Denn nur in einzelnen Fällen kehrt sie als besondere Anpassung bei ihnen wieder. Besonders auffällig ist in dieser Beziehung eine als „Auferstehungspflanze" gefeierte Selaginelle (Selaginella lepidophylla), die in Mexico, Cali-

[1]) Vergl. Morphologie und Biologie der Pilze. 1884. S. 462.

[2]) Sur les Sclérotium. Annales des sciences naturelles. 2me Série, Bot. Bd. XX, S. 246. 1843.

[3]) Ein geschlossenes Gefäß, in welchem man über Schwefelsäure, Chlorcalcium oder anderen Substanzen, welche das Wasser stark anziehen, die Körper trocknen läßt.

[4]) Georg Schröder Ueber die Austrocknungsfähigkeit der Pflanzen. Leipziger Inaug.-Diss. 1886. S. 20.

[5]) Georg Schröder, l. c., S. 49.

[6]) Recherches anatomiques et morphologiques sur les mousses. 1848. S. 22.

fornien und Peru kahle Felsen bewohnt. Fast das ganze Jahr hindurch ist sie trocken, erscheint dann gelbbraun gefärbt und zu einer Kugel zusammengerollt. Nach jedem Platzregen erwacht sie aber von ihrem Scheintode, breitet ihre Aeste rosettenförmig aus und nimmt lebhaft grüne Färbung an. Das dauert freilich nicht lange; denn mit der Verdunstung des aufgenommenen Wassers verfällt sie wieder in ihren lethargischen Schlaf. In ausgebreitetem Zustande erinnert sie an viele andere, in unseren Gewächshäusern vertretene Selaginellen, die wir wegen ihrer Gestalt und schön grünen Färbung gern cultiviren. Völlig trockne Pflanzen von Selaginella lepidophylla, welche unsere botanischen Gärten aus Mexico erhielten, wuchsen nach dem Einpflanzen und Befeuchten freudig weiter und bildeten neue Triebe. Im botanischen Garten zu Breslau gelang es sogar, solche Exemplare, die zwei Jahre lang in der Sammlung trocken gelegen hatten, wieder zu beleben [1]).

Die Selaginellen gehören noch zu den Kryptogamen [2]), und zwar zu den farnartigen Gewächsen; daß aber selbst bei den Phanerogamen, wenn auch nur in bestimmten Geweben, die Möglichkeit, scheintodt auszutrocknen, fortbesteht, das lehren die Samen dieser Pflanzen. Denn die Mehrzahl dieser Samen ist auf jahrelanges Eintrocknen eingerichtet. Wilhelm Kochs [3]) stellte in sinnreich ausgedachten Versuchen fest, daß Bohnen- und Rettigsamen sechzehn Monate lang in luftleeren Glasröhren verweilen konnten, ohne ihre Keimkraft einzubüßen. In diesen Glasröhren wurde ihren Geweben durch einen hygroskopisch wirksamen Körper gleichzeitig fast alles Wasser entzogen. Die spectroskopische Untersuchung lehrte, daß unter solchen Verhältnissen die Athmung der Samen ganz aufgehört hatte, so daß an ihrem wirklichen Scheintod nicht zu zweifeln war. Ein solcher scheintodter Organismus läßt sich mit einer Maschine vergleichen, der es zwar an Betriebskraft nicht fehlt, die aber durch Reibungswiderstände zum Stillstand gebracht wurde.

Eine bestimmte Wassermenge muß in der lebendigen Substanz vorhanden sein, um jene Beweglichkeit der Theilchen zu ermöglichen, die für jeden Lebensvorgang nothwendig ist. In den Plasmodien der Gerberlohe haben J. Reinke und H. Rodewald ca. 75 Procent Wasser nachgewiesen [4]); der Wassergehalt des erwachsenen Körpers der Säugethiere beträgt nach A. v. Bezold [5]) durchschnittlich drei Viertheile vom Gesammtgewicht. Dagegen ist das Protoplasma in den Zellen eines Samens, der seit längerer Zeit ruht, so wasserarm, daß

[1]) P. Wojinowić, Beiträge zur Morphologie, Anatomie und Biologie der Selaginella lepidophylla. Breslauer Inaug.-Diss. 1890.

[2]) Die Algen, Pilze, Moose und Farne werden als Kryptogamen oder verborgenblüthige Pflanzen den Phanerogamen oder Blüthenpflanzen gegenüber gestellt. Vergl. auch die Anmerkung auf S. 12.

[3]) Kann die Continuität der Lebensvorgänge zeitweilig völlig unterbrochen werden? Biologisches Centralblatt. Bd. X, S. 685. 1890. — Ueber die Vorgänge beim Einfrieren und Austrocknen von Thieren und Pflanzensamen. Ebenda Bd. XII, S 336. 1892.

[4]) Untersuchungen aus dem botanischen Laboratorium der Universität Göttingen. Zweites Heft, S. 12. 1879.

[5]) Ueber die Vertheilung von Wasser, organischer Substanz und Salzen im Thierreich. Verhandlungen der physikalisch-medicinischen Gesellschaft in Würzburg. Bd. VII, S. 253. 1857.

es völlig trocken erscheint, und so zäh, daß es oft dem Messer widersteht. Wird einem solchen Samen Wasser zugeführt, so beginnt er alsbald zu quellen, und die mikroskopische Untersuchung lehrt alsdann, daß der Inhalt seiner Zellen eine zähflüssige Beschaffenheit wieder annimmt. Damit ist die nöthige Verschiebbarkeit der Theilchen gegeben; der Betrieb im Organismus beginnt von Neuem, so, wie er in der stockenden Maschine sich einstellt, wenn durch Einölen ihrer Räder die Reibungswiderstände vermindert werden.

Doch sind nicht alle phanerogamen Samen auf Trockenstarre eingerichtet, ja es gibt solche, die schon nach wenigen Tagen ihre Keimkraft verlieren. Es bestehen eben auch auf diesem Gebiete sehr verschiedene Arten der Anpassung, die in dieser oder jener Richtung gezüchtet wurden, je nach dem Vortheil, den sie der Species brachten. — Die Samen der Weiden bleiben nur wenige Tage keimfähig; Eschen-, Birken- und Ulmensamen werden durch längere und zu starke Austrocknung geschädigt, und dasselbe gilt für Eicheln und Buchennüsse. Der Gärtner weiß, daß er gewisse Samen nur kurze Zeit aufbewahren darf, daß andere sich hingegen länger unverändert halten.

In eine ähnliche Dürrestarre, wie manche Pflanzen und Pflanzentheile, vermögen auch gewisse Thiere zu verfallen[1]). Da der Gegensatz zwischen Leben und Scheintod bei ihnen noch stärker ist, so war er früheren Naturforschern zuerst aufgefallen. Einer der berühmtesten Mikroskopiker am Schluß des siebzehnten Jahrhunderts, Antonius von Leeuwenhoek in Delft, war es, der zuerst die Wiederbelebung eingetrockneter Räderthierchen (Rotatoria) beobachtete. Er schilderte seine Wahrnehmungen unter den „wunderbaren Geheimnissen der Natur", die er in seinen „Episteln"[2]) zur Kenntniß der damaligen gelehrten Welt brachte. Leeuwenhoek hatte am 25. August 1701 mit einem selbstgemachten Mikroskop, in dem Wasser einer Dachrinne eine große Zahl kleiner Organismen entdeckt. Das Wasser verdunstete, und er hob den Rückstand auf, um ihn später nochmals zu prüfen. Er befeuchtete ihn am 8. Februar 1702 und war nicht wenig erstaunt, als er nach einer Stunde in dem Wassertropfen hunderte von Thierchen wieder kriechen und schwimmen sah. Die zusammengeschrumpften Thierchen, die im trocknen Zustand eiförmig erschienen, streckten im Wasser ihre Glieder vor und setzten sich alsbald in Bewegung. — Im Jahre 1743 war es hierauf der englische Naturforscher Turbervill Needham, der an den Präsidenten der zur damaligen Zeit schon berühmten Royal society in London[3]) über merkwürdige Beobachtungen berichtete, die er an „gichtigen" Weizenkörnern gemacht hatte. Solche „Gichtkörner" des Weizens sind schwarzbraun gefärbt und führen einen weißlichen, faserigen Inhalt. Von diesem brachte Needham ein wenig in trocknem Zustande unter sein Mikroskop und meinte, Faserbündel zu sehen. Als er Wasser hinzufügte, setzten sich nach einiger Zeit diese vermeintlichen Fasern in Bewegung und begannen wie kleine Aale sich hin und her zu krümmen. Zwei Jahre lang wiederholte Needham mit den trocknen

[1]) Die vollständigste Zusammenstellung dieser Fälle findet sich bei W. Preyer, l. c.

[2]) Epistolae ad societatem regiam Anglicam et alios illustres viros seu continuatio mirandorum Arcanorum Naturae detectum. Lugd. Bat. 1719, S. 380.

[3]) In einem Briefe vom 11. August 1743.

Körnern dieselben Versuche, zu eigenem und Anderer Ergötzen. Die fadenförmigen Würmer, die er sah, werden jetzt als Weizenälchen (Anguillula Tritici) bezeichnet. Sie sind dem bloßen Auge kaum sichtbar und füllen dicht verschlungen in ungezählter Menge die „Gichtkörner" oder „Radenkörner" des erkrankten Weizens an. Die befallenen Pflanzen bleiben niedriger als die gesunden und werden zeitiger gelb. Sie enthalten in ihrer Aehre meist nur mißgebildete Körner, die im feuchten Boden verwesen; die zuvor regungslosen Aelchen setzen sich dann in Bewegung, gelangen an junge Weizenpflanzen, steigen an ihnen zwischen den Blattscheiden empor, erreichen die junge Aehre und dringen dort in die Fruchtknotenanlagen ein. Diese schwellen rasch zu Gallen, den „Gichtkörnern", an, in welchen die Aelchen ihren Reifezustand erreichen und sich dann fortpflanzen. Aus ihren Eiern gehen jene Larven hervor, von welchen die Galle schließlich angefüllt wird, und die in Scheintod verfallen, wenn die Galle austrocknet. Dieser Zustand kann sehr lange dauern; F. Bauer vermochte nach sechsjähriger Trockenheit die Aelchen zu beleben, über diese Zeit hinaus gelang ihm das nicht; andererseits findet sich aber in einem Briefe, den Needham an den Abbé Rozier, Herausgeber des „Journal de Physique", im Jahre 1775 schrieb[1]), die Angabe, daß es Henry Baker in London gelang, Aelchen von Gichtkörnern, die er ihm im Jahre 1744 mitgetheilt habe, noch im Jahre 1771 zu beleben. Da würden somit die Aelchen siebenundzwanzig Jahre im Scheintod verharrt haben!

Noch mehr Aufsehen, als die älteren Versuche, machte die Wiederbelebung der Bärthierchen oder Tardigraden, weil sie zu den Spinnen gehören und eine dementsprechend hohe Organisation besitzen. Im Uebrigen sind es ungelenke Thierchen, im Aussehen ihren nahen Verwandten, den Milben, ähnlich, doch mit sehr reducirten Füßen, die kurzen Stümmeln an dem ungegliederten Körper gleichen. Diese Thierchen haben aber Nerven, durch welche Augen, Tastorgane und Muskeln versorgt werden; sie kommen andererseits ohne besondere Athmungs- und Kreislaufsorgane aus und begnügen sich mit einem Verdauungskanal, der aus einem musculösen Schlund und weiten Magendarm besteht. Der berühmte Spallanzani hatte bereits 1776 über seine Beobachtungen und Experimente mit diesen „erstaunlichen Thieren", die man nach Belieben vom Tode zum Leben übergehen lassen könne, berichtet[2]). Man schenkte diesen und ähnlichen Angaben aber wenig Glauben, und als der Anatom C. A. S. Schultze 1834 mit gleichen Behauptungen hervortrat, fand er sogar in dem ebenso erfahrenen, wie einflußreichen Berliner Mikroskopiker Ehrenberg einen entschiedenen Gegner. Diese zeitweise eintrocknenden und wieder auflebenden Thierchen schienen aber thatsächlich jene Kunst der Lebensverlängerung erlangt zu haben, die Hufeland in seiner „Makrobiotik" für den Menschen anstrebte; daher Schultze sein Räderthierchen Makrobiotus taufte und es auch Hufeland als Makrobiotus Hufelandii verehrte[3]). Es gelang ihm, diese Thierchen nach vierjähriger Leblosigkeit durch

[1]) Journal de Physique 1775. V. p. 225

[2]) Opusculi di fisica animale e vegetabile. Modena. 1776.

[3]) Macrobiotus Hufelandii animal e crustacearum classe novum, revivi-scendi post diuturnam asphyxiam et ariditatem potens C. S. Hufelandio dedicatus a C. A. S. Schultze Berolini 1834.

Anfeuchten wieder zum Leben zurückzurufen. Dabei verfolgte er unmittelbar, wie diese Thierchen beim Eintrocknen sich zusammenziehen und in den leblosen Zustand zurückkehren. Eingetrocknet sehen sie fast wie Sandkörnchen aus; werden sie aber befeuchtet, so beginnen sie alsbald zu quellen und sich zu strecken; ihre Runzeln gleichen sich allmählich aus, die Füße treten hervor, und schließlich hat das Thier seine normale Körperform zurückerlangt. So bleibt es zunächst ruhig liegen. War es vor Kurzem erst eingetrocknet, so belebt es sich verhältnißmäßig rasch; hat es sehr lange trocken gelegen, so vergehen auch wohl mehrere Stunden, bis seine Bewegungen beginnen. Diese sind erst unbeholfen und träge, als würden sie noch im Halbschlaf ausgeführt, dann folgen sie rascher auf einander, und das Thier kriecht schließlich davon. — Die Bärthierchen finden sich zwischen Moos- und anderen Pflanzen, auf Dächern und in Dachrinnen. Als Nahrung dienen ihnen dort vorwiegend die Räderthierchen, denen bei übereinstimmender Lebensweise auch die gleiche Fähigkeit zukommt, leblos trockne Zeiten zu überdauern.

XIII.

Für die Unterhaltung der Lebensvorgänge ist auch eine entsprechende Wärmemenge nothwendig. Wie Trockenheit, so kann Kälte Anabiose bewirken. Nicht alle Functionen werden gleichzeitig durch sinkende Temperatur unterbrochen. Es gibt Lebenserscheinungen, die an verhältnißmäßig hohe Wärmegrade geknüpft sind, und die jedesmal aufhören, wenn die Temperatur unter einen bestimmten Wärmegrad sinkt. Andere Functionen können währenddessen ungestört fortdauern. Die als Sinnpflanze bekannte Mimosa pudica bleibt unempfindlich, solange die Temperatur der Umgebung sich nicht über + 15° C. erhebt. Sie reagirt dann nicht einmal auf kräftige Stöße, während bei Temperaturen zwischen 25 und 30° C. die leiseste Berührung genügt, damit sie ihre Blattstiele senkt und ihre Blättchen zusammenlegt. — Das Wachsthum der aus wärmeren Gegenden stammenden Pflanzen hört vielfach schon auf, wenn die Temperatur unter + 15° C. sinkt, während es bei nordischen Gewächsen unter Umständen bei 0° noch anhält. Spuren von Athmung konnte man an Fichtensprossen, Wachholderzweigen und Flechten noch bei — 10° C. feststellen. Merkwürdiger Weise reichte die Kohlensäure-Assimilation in den Chlorophyllkörpern dieser Pflanzen bis zu — 40° C. hinab[1]). Die durch Licht betriebenen grünen Gebilde arbeiteten somit in diesen Fällen noch weiter, während der Stoffwechsel stille stand. Lange hätte diese Arbeit freilich nicht währen können, ohne sistirt zu werden.

Die Flechten vermögen selbst am Gipfel des Montblanc, an nackten Felsen, die aus dem ewigen Schnee hinausragen, ihr ärmliches Dasein zu fristen. Auch die Fichten und der Wachholder lassen sich bis hoch hinauf in die Berge und in die nördlichen Breiten verfolgen. Es sind das somit Pflanzen, die auf eine bedeutende Kälte eingerichtet sind. Ihr Beispiel lehrt uns, daß der Stoffwechsel in bestimmten Fällen auch bei Temperaturen unter Null Grad

[1] Jumelle, Revue générale de Botanique. Bd. IV, S. 272, 316. 1892.

noch fortdauern kann, und daß Pflanzen, bei welchen dies möglich ist, alsdann nicht gleich in den leblosen Zustand zu verfallen brauchen. Thatsächlich gefrieren die Zellkörper auch nicht sofort, wenn die Temperatur unter Null Grad sinkt, es wird ihnen vielmehr zunächst nur Wasser entzogen, das in Eiskrystallen hervortritt. Concentrirtere Lösungen, deren Gefrierpunkt tiefer liegt, bleiben im Zellkörper zurück. Erst bei sehr starker und andauernder Kälte erstarrt eine Pflanze vollständig; dann hat auch der Stoffwechsel in ihr aufgehört, und sie ist entweder dauernd todt oder auch nur dem Scheintod verfallen. Daß nicht alle Pflanzen tiefe Temperaturen zu überdauern vermögen, ist jedem Pflanzenzüchter bekannt. Er weiß sogar, daß manche seiner Pfleglinge gegen Kälte so empfindlich sind, daß sie selbst über dem Nullpunkt schon leiden. Manche Pflanzen heißer Zonen werden in unseren Gärten bereits getödtet, wenn die Temperatur unter + 5° C. sinkt[1]). Sie sterben, so könnte man wohl sagen, an Erkältung. Eine einzige Frostnacht mit 2—4 Grad Kälte genügt, damit auch alle Ricinuspflanzen und Georginen ihre Blätter und ihre Blüthenstände senken. Tags zuvor noch bildeten sie den Hauptschmuck des Gartens, und nun vermag keine Kunst mehr, sie ins Leben zurückzurufen. Ein Gefrieren der Säfte kann ihren Tod nicht veranlaßt haben, sie sind aus anderen Ursachen „erfroren". Das bescheidene Tausendschönchen (Bellis perennis) fährt gleichzeitig fort, im Rasen zu blühen. Es ist trotz seiner geringen Größe der stolzen Georgine nahe verwandt, verträgt aber Temperaturen, die tief unter dem Gefrierpunkt liegen. Bei 7—8° C. unter Null ist es steif gefroren; gräbt man es aus und bringt es ins gewärmte Zimmer, so thaut es rasch auf, ohne durch diesen jähen Temperaturwechsel zu leiden. Andre Pflanzen verhalten sich ähnlich, andere wiederum sind empfindlicher. Viele Pflanzen leiden schon beim Gefrieren, andre ereilt erst beim Aufthauen der Tod. Die Schädigung beim Aufthauen läßt sich durch sehr langsame Temperatursteigerung oft vermeiden. Julius Sachs gelang es, selbst die empfindlichen Blätter des Rapses, der Schminkbohnen und der Puffbohnen, die er bei —5 bis —7,5° C. hatte steif gefrieren lassen, so aufzuthauen, daß sie lebendig blieben. Um das zu erreichen, legte er sie in Wasser von 0° ein und sorgte dafür, daß dieses sich nur ganz langsam erwärme[2]). Unrettbar gingen dieselben Blätter zu Grunde, wenn sie in Wasser von mehr als + 7° C. unmittelbar gelangten. Daher auch öfters in Gärten gefrorene Pflanzen am Morgen mit kaltem Wasser übergossen werden, damit die Eiskruste, die sich auf ihnen bildet, ihr rasches Aufthauen verhindere. — Wie ungleich empfindlich verschiedene Gewächse gegen Kälte sein können, läßt sich an dem Verhalten vieler Bewohner des Hochgebirges und der arktischen Zone ermessen. Da frieren viele in vollster Entwicklung begriffene Pflanzen fest ein, ohne im Geringsten zu leiden. Der schmächtige blaue Schnee-Enzian (Gentiana nivalis), sowie der weißblüthige Gletscher-Hahnenfuß (Ranunculus glacialis), die sich bis an den Rand des Gletschers hinauswagen, werden in mancher hellen Nacht so steif, daß sie beim

[1]) H. Molisch, Untersuchungen über das Erfrieren der Pflanzen. Jena 1897.

[2]) Bericht der Verhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Bd. XII, S. 27. 1860 und Versuchsstationen, Bd. II, S. 178. 1860.

Berühren wie Glas zerbrechen[1]). Die wärmenden Sonnenstrahlen thauen diese Pflänzchen rasch auf und rufen sie unmittelbar zurück zu freudigem Leben. — Am Strande von Pitlekaj, an der Nordküste von Sibirien, wo die Vega-Expedition von 1878 auf 1879 überwinterte, stand schutzlos auf der Kuppe eines ziemlich hohen Sandhügels, über den die eisigen Nordwinde streiften, der Stock eines Löffelkrauts (Cochlearia fenestrata) und fror. Die mittleren Temperaturen der Wintermonate bewegten sich zwischen — 16 und — 25° C. und sanken zeitweise bis auf — 46° C. hinab. Die Pflanze befand sich in voller Entwicklung, als sie vor Kälte erstarrte. Mit ihren Blüthen und Blüthenknospen, Fruchtanlagen und Früchten, ihren fleischigen Laubblättern trat sie im September in den Winter ein und trotzte so bis Ende Juni der Kälte; denn als der nächste, kurz bemessene Sommer kam, setzte sie ihre Entwicklung fort, entfaltete die vorhandenen Blüthenknospen und bildete neue Triebe[2]). Daß diese Pflanze im hohen Norden mit vollem Laub überwintert, war den Polarreisenden früher schon bekannt. Sie suchten nach ihren Blättern unter dem Schnee und verzehrten sie, um sich vor Skorbut zu schützen oder von dieser Krankheit zu heilen. An derselben Küste, an welcher das von der Vega-Expedition beobachtete Löffelkraut sich befand, gab der Schnee am 22. März in einer Tiefe von 30 cm — 16°, der Boden unter einer 15 cm dicken Schneedecke — 15° an; ein von den Wurzeln des nordischen Dünengrases (Elymus mollis) durchzogener Sandhügel in der Tiefe von 63 cm — 20°[3]). Selbst in Jakutsk und Werchojansk in Sibirien, wo die niedrigsten Temperaturen unseres Erdballs bis jetzt beobachtet wurden, wo die Kälte — 63° betragen kann und Monate lang im Schatten sich nicht über — 30° erhebt, gedeihen noch Birken (Betula alba) und sibirische Lärchen (Larix Sibirica)[4]). Es kann somit einem Zweifel nicht unterliegen, daß ihr Holz eine Temperatur von — 30° annimmt und zu ertragen vermag, ohne zu erfrieren. Läßt ein größerer Gegensatz sich denken, als zwischen solchen Gewächsen und jenen Insassen unserer Gärten, die schon bei einigen Graden unter Null zu Grunde gehen[5])! Auch die Anpassung an die Temperatur kann sich somit innerhalb sehr weiter Grenzen bewegen, und sie auch ist das Ergebniß einer Züchtung, die zum Vortheil der Species in dieser oder jener Richtung sich vollzog. Die Fähigkeit, tiefere Temperatur auszuhalten oder gar eine längere Kältestarre zu überdauern, zeichnet die eine Art vor der anderen aus und gehört zu ihren specifischen Eigenschaften. So kommt es, daß die Pinie ihre schirmförmige Krone erst südlich von den Alpen ungestraft entfalten darf, während die ihr nah verwandte Kiefer der Kälte hoher Breitegrade trotzt; daß, während die Echeverien, die wir in unseren Gärten für Teppichbeete ziehen, von dem ersten Frost leiden, die auf den schmalen Gesimsen der Felswände in den Alpen überwinternden Hauswurzarten (Semper-

[1]) Pfeffer, Pflanzenphysiologie. Erste Auflage. Bd. II, S. 435. 1887.

[2]) Nordenskiöld, Studien und Forschungen. Deutsche Ausgabe 1885. In dieser von Kjellmann bearbeitet: Aus dem Leben der Polarpflanzen, S. 457, 495.

[3]) Ebenda S. 452.

[4]) Kerner von Marilaun, Pflanzenleben. Bd. I, S. 508. 1887.

[5]) Daselbst Bd. I, S. 507. 1887.

vivum montanum und Wulfenii) Wochen lang Temperaturen von — 10° C. ertragen[1]). Das Verhalten dieser fleischigen Hauswurzarten ist besonders belehrend, weil es zeigt, daß auch saftige Gewebe darauf eingerichtet sein können, große Kälte zu ertragen. Im Allgemeinen pflegt freilich große Widerstandsfähigkeit nicht nur gegen niedrige, sondern auch hohe Temperaturen durch Herabsetzung des Wassergehalts erreicht zu werden. Es war das jedenfalls der einfachste Weg, auf dem diese Fähigkeit für Sporen und Samen sich züchten ließ. Trockne Bakteriensporen haben ohne Nachtheil eine künstliche Kälte von — 130° C. ertragen, und neuerdings[2]) wurden lufttrockne Samen sehr verschiedener Phanerogamen, darunter der Erbse und des Kürbiß, vermittelst flüssiger Luft 110 Stunden lang bis auf — 192° abgekühlt, ohne ihre Keimkraft zu verlieren. So auch widerstanden Getreidekörner, nachdem man sie zuvor im Exsiccator getrocknet hatte, Stunden lang einer trocknen Hitze von 100 bis 110° C., und auf ganz trockne Milzbrandsporen mußte eine Temperatur von + 140° C. drei Stunden lang einwirken, um sie sicher zu tödten. Daher auch bei trockner Desinfection und Sterilisirung in bakteriologischen Instituten und Krankenhäusern sehr hohe Hitzegrade in Anwendung kommen, während auf nassem Wege der beabsichtigte Erfolg sich schon mit siedendem Wasser und strömendem Dampf erreichen läßt.

Der bewährte Kenner der Alpenwelt, Kerner von Marilaun, gibt an, daß Räderthierchen, auch die sogenannten Gletscherflöhe und gewisse scheckige Spinnen, auf den Firnfeldern der Alpen Monate lang in gefrorenem Zustande verharren[3]). Gleich nach dem Aufthauen setzen die Räderthierchen ihre Wimpern in Bewegung, in jener eigenartigen Weise, die den Eindruck eines sich drehenden Rades erweckt. Die schwarzen Gletscherflöhe (Desoria glacialis) führen beim Erwachen sofort ihre Sprünge aus[4]), und die Spinnen schreiten mit ihren langen Beinen wieder über die von der Sonne beschienene Eisfläche.

Doch nicht allein von solchen, auch von weit höher organisirten Thieren wird behauptet, daß sie hart gefrieren können, ohne ihre Lebensfähigkeit einzubüßen. Das gilt aber nur für kaltblütige Thiere, insbesondere für Fische und für Frösche. Eine ganze Reihe von Beobachtungen hat dies bestätigt[5]). Sie ergaben gleichzeitig[6]), daß die Wiederbelebung gefrorener Thiere nur dann gelingt, wenn ihr Aufthauen sich äußerst langsam vollzieht. Die Thiere stimmen also in ihrem Verhalten mit den grünen Blättern jener Pflanzen überein, die Julius Sachs nur bei sehr vorsichtigem Aufthauen am Leben erhalten konnte. Auch aus der lebendigen Substanz des thierischen Körpers muß beim Gefrieren das Wasser langsam in Eiskrystallen hervortreten, die von chemisch reinem Wasser gebildet werden; und dieses ist der lebendigen Substanz so nachtheilig, daß es nicht in größerer Menge plötzlich in sie hereintreten darf. Aus dieser

[1]) Kerner von Marilaun, l. c., S. 507.

[2]) Durch Horace T. Brown und F. Escombe, Proceedings of the Royal Society. Bd. 62, S. 160. London 1897.

[3]) l. c., S. 507.

[4]) Vergl. Blumen im Hochgebirge. Deutsche Rundschau, 1896, Bd. LXXXIX, S. 103.

[5]) Zusammengestellt bei W. Preyer, l. c., S. 23, 292.

[6]) Vergl. im Besonderen W. Kochs, Biologisches Centralblatt. Bd. XV, S. 372. 1895.

Nothwendigkeit eines langsamen Aufthauens erklärt sich der alte Brauch, gefrorene Körpertheile beim Menschen in Schnee einzupacken. Einreiben mit Schnee in einem kalten Raum ist das beste Mittel, um sie ohne tiefere Schädigung zu retten, während das unmittelbare Betreten eines geheizten Zimmers in solchem Falle durchaus zu vermeiden ist.

Zahlreiche Thiere haben auch die Fähigkeit erlangt, zu ungünstiger Jahreszeit, in der es an Nahrung fehlt, ihren Stoffwechsel herabzusetzen und so, bei möglichst sparsamem Lebensbetrieb, die Wiederkehr des Frühlings zu erwarten. Sie verfallen in einen schlafähnlichen Zustand, aus dem sie erst erwachen, wenn der günstige Augenblick sie weckt. So bringen zahlreiche Schnecken, die meisten Insecten, unter den Fischen vor Allem die Karpfen, alle Reptilien und Amphibien und selbst nicht wenige Säugethiere den Winter schlafend in Verstecken zu. Erst wenn in unseren Breiten die Erde mit neuem Grün sich bedeckt, die Sonnenstrahlen den Boden durchwärmen, erscheinen der Reihe nach die Geschöpfe wieder, die wir seit dem Herbst vermißten. Insecten umschwärmen die Blumen, die Eidechsen beginnen sich am heißen Stein zu wärmen, die Fledermäuse des Abends in verschlungenen Bahnen die Luft zu durchziehen. Auch ein Igel taucht wohl unverhofft hier und dort in dem Rasen auf. — Die Athmung der Säugethiere wird während des Winterschlafs beinahe unterbrochen, ihre Körperwärme fällt bedeutend, der Kreislauf des Blutes vollzieht sich nur sehr langsam, und die Verdauung hört fast gänzlich auf. Ein Murmelthier[1]), das wohlgenährt zur Herbstzeit in den Winterschlaf verfiel, wacht aber, trotz dieses sparsamen Betriebes, sehr abgemagert im Frühjahr auf. Man kann ein Murmelthier auch zur Winterzeit wecken, wenn man es erwärmt. Bei 17° C. beginnt es deutlicher zu athmen, dann stellt sich ein hörbares Schnarchen ein, bei etwa 20 Grad Wärme reckt das Thier die Glieder, beginnt sich taumelnd zu bewegen und, wenn ihm Nahrung dargereicht wird, ohne langes Besinnen zu fressen. Auch der gewöhnliche Schlaf, in welchem die bewußten Thätigkeiten des Körpers aufhören, ist mit einer merklichen Herabsetzung des Stoffwechsels verbunden. Die Wärmeproduction ist dann erheblich vermindert; daher auch ein so starkes Bedürfniß empfunden wird, sich gegen Abkühlung zu schützen. Die Dauer und Tiefe des Schlafes kann eine krankhafte Steigerung erfahren und als Schlafsucht beim Menschen sich äußern. Sie erinnert dann unter Umständen an den Scheintod, von dem sie aber selbst in den extremen Fällen durch die Fortdauer der Herz- und Athmungsthätigkeit sich unterscheidet. Wo wirklich Scheintod vorliegt, da sind auch jene beiden wichtigsten vegetativen Functionen so herabgesetzt, daß sie nur der sachkundige Arzt noch zu erkennen vermag. Glücklicher Weise stellt sich dieser unheimliche Zustand, an den die meisten Menschen nur mit Schaudern denken, äußerst selten ein. Langjährige Beobachtungen in den best eingerichteten Leichenhäusern haben ergeben, daß auch nicht ein menschlicher Körper, der als todt eingeliefert wurde, wieder erwacht sei. Die Furcht, lebendig begraben zu werden, findet noch immer an alten, wenig beglaubigten Geschichten ihre Nahrung, ist aber thatsächlich bei den bestehenden Verordnungen und dem heutigen Stand unserer Kenntnisse völlig unbegründet.

[1]) Vergl. auch: Die Hohe Tatra. Deutsche Rundschau, 1897, Bd. LXXXXIII, S. 389.

XIV.

Es wird behauptet, daß indische Fakire im Stande seien, durch eigene Willenskraft sich in Scheintod zu versetzen. Man hat uns oft geschildert, wie sie dabei verfahren, und auch angegeben, welche Vorsichtsmaßregeln man traf, um einem Betrug vorzubeugen. Der englische Arzt James Braid[1]), der Entdecker des Hypnotismus, sammelte alle Berichte, die ihm gut beglaubigt schienen; doch der Physiologe kann nicht umhin, ihnen ein gewisses Mißtrauen entgegen zu bringen. Weiß er doch, welcher Kunstleistungen auch der Spiritismus fähig ist. Jedenfalls hat der auf der Pester Millennium-Ausstellung als Schwindler entlarvte Fakir nicht dazu beigetragen, das Vertrauen zu den indischen Berichten zu steigern. Wissenschaftlichen Werth werden sie erst gewinnen, wenn sie von berufener Seite kommen und durch einwandfreie Versuche gestützt sind.

Es hat sich schon mancher darnach gesehnt, gramvolle Zeiten zu verschlafen, wohl auch den Wunsch empfunden, in einen tiefen Traum zu verfallen, um in späteren Zeiten unter anderen Verhältnissen und Menschen erst wieder zu erwachen. Solche Gelüste der Phantasie konnten in den indischen Berichten einige Nahrung finden. Der Kunst, sehr lange Zeiträume bewußtlos zu verbringen, vermögen sich aber auch Fakire nicht zu rühmen; sie pflegen nach einigen Wochen wieder zu erwachen. Schon länger währt der Winterschlaf der Thiere, der sich über eine Jahreszeit erstreckt. Wesentlich ausgedehnter vermag die Trockenstarre zu sein, die aber erst bei viel einfacher gebauten Thieren, Pflanzen und Pflanzensamen sich einstellt. In Wirklichkeit reicht auch die Lebensfähigkeit der ausgetrockneten niederen Thiere über nicht sehr weite Grenzen, erstreckt sich im äußersten Falle über Decennien[2]). So bleiben nur die pflanzlichen Samen, denen oft vieltausendjährige Keimfähigkeit angedichtet wird. Daß den Mumiensärgen entnommene Weizenkörner niemals keimen, steht jetzt aber fest. Gegentheilige Behauptungen, die einst allgemeinen Glauben fanden, beruhten auf unabsichtlicher und auch beabsichtigter Täuschung[3]). Ebenso müssen andere, schwer controlirbare Angaben über Keimfähigkeit von Samen aus alten Gräbern mit größter Vorsicht aufgenommen werden. Wo directe Versuche über Keimdauer vorliegen, nehmen sich die Ergebnisse viel bescheidener aus. Alphonse de Candolle[4]) hat mit 368 Pflanzenarten experimentirt, deren Samen er fünfzehn Jahre trocken aufbewahrte. Die gewählten Pflanzen gehörten den verschiedensten Familien an; von jeder Art kamen zwanzig Samen zur Aussaat. Die meisten keimten nicht; im Wesentlichen waren es nur Vertreter der Malvaceen und Leguminosen, welche ihre Keimkraft über die verhältnißmäßig kurze Frist von fünfzehn Jahren bewahrt hatten. Sicher stellte A. Peter fest, daß in der Tiefe des Waldbodens Samen früherer Acker- und Weidepflanzen, in einem Falle zweiundzwanzig und einem anderen sechs-

[1]) Der Hypnotismus. Deutsch von W. Preyer. 1882.

[2]) Vergl. auch M. Nußbaum, Zoologischer Anzeiger 1897, S. 354. Die von Nußbaum trocken aufbewahrten Infusoriencysten waren nach zwölf Jahren todt.

[3]) Vergl. Die Hohe Tatra, a. a. O., S. 258.

[4]) Géographie botanique 1855, S. 540.

undvierzig Jahre ausgeharrt hatten[1]). Dem verdienten englischen Botaniker Robert Brown[2]), also einem zuverlässigen Gewährsmann, gelang es, Lotossamen (Nelumbium speciosum) zur Keimung zu bringen, die dem mehr als einhundertundfünfzig Jahre alten Herbar des Botanikers Sloane entstammten. Andererseits keimte keiner der anscheinend gut gereiften Samen, die Fr. Nobbe[3]) einem in den Jahren 1574—1576 angelegten Herbar entnahm. Es waren aber Samen der verschiedensten Familien, darunter auch Malvaceen und Leguminosen, die Alphonse de Candolle als besonders widerstandsfähig erkannt hatte. Es mögen somit unter Umständen einzelne Pflanzensamen ein Jahrhundert lang ihre Keimkraft behalten, viel länger wohl aber kaum. Die für Landwirthe, Forstleute und Gärtner bestimmten Handbücher lehren überhaupt, daß alle Sämereien an Werth rasch verlieren, daß man also darnach trachten müsse, möglichst „frischen" Samen auszusäen. Die Körner der Weizenarten, denen eine so lange Keimkraft zugesprochen wurde, haben in Wirklichkeit nach drei Jahren, die Samen anderer Cerealien sogar schon nach zwei Jahren an Werth stark eingebüßt; den Raps- und Rübsen-Samen soll eine dreijährige, dem Senf und Hanf eine vierjährige, dem Lein eine siebenjährige, dem Klee- und Gras-Samen eine zweijährige Keimdauer zukommen[4]). Kein Samenhändler wird die zum Verkauf bestimmte Ware lange aufbewahren, er weiß, daß die Bezeichnung „alte Samen" sehr ominös klingt, und er nimmt an, daß jeder Samen mit zehn Jahren völlig unbrauchbar ist. In den Versuchen, die Fr. Nobbe[5]) mit zehn- bis zwölfjährigen landwirthschaftlichen und technisch wichtigen Sämereien anstellte, keimten von 72 Arten mehr oder weniger gut nur noch 22; von 10 Weizensorten hatte nur eine und zwar in sehr schwachem Maße ihre Keimfähigkeit behalten. Im Allgemeinen bleiben Samen, die man möglichst trocken in geschlossenen Behältern aufbewahrt, länger keimfähig als solche, die frei an der Luft liegen und ihren Feuchtigkeitsänderungen ausgesetzt sind.

Augenscheinlich hat es nicht im Interesse der Species gelegen, daß die Fähigkeit zu sehr langen Ruhezuständen gezüchtet werde. Eine schlechte Jahreszeit zu überdauern, auch wohl während einiger der Fortpflanzung ungünstiger Jahre ruhend auszuharren, mußte vielfach Vortheil bringen. Damit war aber der Nutzen dieser Einrichtung erschöpft. Sie durfte sich nicht über Zeiträume erstrecken, innerhalb welcher die Fortpflanzung der Art unter allen Umständen gesichert war. Die als Samen ruhenden Individuen blieben ja von der Fortpflanzung ausgeschlossen und hörten damit auch auf, nützliche Bestandtheile der Species zu sein.

Alles individuelle Leben auf unserem Erdball ist nur kurz bemessen, kurz selbst bei den ältesten Bäumen, wenn man seine Dauer mit der Dauer der Species vergleicht. Die Species scheint uns freilich fast endlos fortzubestehen, doch endlos nur, weil wir sie mit menschlichen Augen betrachten. Diese nehmen nicht unmittelbar die Wandlung wahr, die sich an ihr vollzieht, und so kommt es, daß selbst hervorragende Naturforscher in früherer Zeit an die Unver-

[1]) Nachrichten von der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften. 1893. S. 673.
[2]) Nach der Mittheilung von Alphonse de Candolle, l. c., S. 542.
[3]) Samenkunde. 1876. S. 370.
[4]) Fr. Nobbe, l. c., S. 367. — [5]) Ebenda S. 370.

änderlichkeit der Art glaubten. Doch das ist heute nicht mehr möglich. Denn die Geologie lehrte uns seitdem, daß die Entwicklung unserer Erde ohne Kataklysmen sich vollzog, so wie sie heute noch fortdauert, daß somit an eine periodische Zerstörung aller lebenden Wesen und an ihre Neubildung in aufeinanderfolgenden Erdperioden nicht zu denken sei. Das paläontologische Studium der Schichten, welche auf unserer Erdoberfläche nach einander abgelagert wurden, ergab vielmehr, daß die Flora und Fauna unserer Erde von einfacheren zu complicirteren Formen langsam fortgeschritten ist, und daß diese Formen den jetzt lebenden sich allmählich näherten. Zahlreiche Uebergänge zwischen früher und später lebenden Wesen wurden nachgewiesen, die einen Schluß auf ihren Zusammenhang gestatten, wenn auch ein solcher Zusammenhang sich direct nicht erweisen läßt. Auch die Existenz der Art ist somit begrenzt; sie folgte auf frühere Arten und macht andererseits späteren Arten Platz. Man sieht sie in bestimmten Erdschichten auftreten, erst spärlich, dann in einer größer werdenden Anzahl von Individuen, hierauf den Höhepunkt ihrer Entwicklung überschreiten, allmählich schwinden und schließlich erlöschen. So wie mit den einzelnen Arten, so verhält es sich auch mit den Gattungen, den Familien und ganzen Abtheilungen der organischen Reiche. Als Pflanzen herrschten zur Steinkohlenzeit die Gefäßkryptogamen vor, in den folgenden Erdperioden mußten sie vor den sich immer stärker ausbreitenden Nadelhölzern weichen, die schon in der Tertiärzeit vor den Dikotylen zurücktreten.

Die Art ist veränderlich und daher als solche von endlichem Bestand; doch die lebendige Substanz dauert fort und wird als embryonale Substanz von einem Individuum auf das andere übertragen. Sie verändert sich stetig, wenn auch äußerst langsam, und manifestirt sich in entsprechend veränderten Wesen. Ihr Fortbestehen scheint endlos, denn es werden ihm Schranken nur durch die Weiterentwicklung unseres Erdballs gesetzt. Daß dieser aber einst dem Schicksal anderer abgestorbener Himmelskörper anheimfallen wird, müssen wir nach dem jetzigen Stand unserer astronomischen Kenntnisse wohl annehmen. Diese lehren uns, daß ebenso wie die Arten lebender Wesen auf unserer Erde auch die Himmelskörper dauernd entstehen und vergehen, und daß Himmelskörper verschiedenster Entwicklungszustände das Weltall erfüllen.

Dieser Gedanke bringt einen pessimistischen Zug in unsere naturwissenschaftliche Arbeit, ein beängstigendes Gefühl, das doch aber nur in unserem eigenen Empfinden wurzelt und durch die ängstliche Scheu vor dem eigenen Ende genährt wird. Denn weit großartiger entfaltet sich über die Schranken unseres begrenzten Daseins hinaus der Ausblick in die sich endlos verjüngende Welt! Weder Stoff noch Kraft gehen dort zu Grunde, sie treten nur in immer neue Gestaltungen ein. Wie jedes Individuum in seiner Entwicklung von der Jugend zur Reife und von dieser zum Alter die Bahn durchläuft, so legen auch Arten und Gattungen diesen Weg zurück, auch alle Weltkörper in der unendlichen Zeit und dem uns endlos erscheinenden Raum. Wie der heilige Vogel Phönix erstehen sie aber fortdauernd aus ihrer Asche, um in der Kraft und dem Glanz der Jugend eine neue Entwicklung zu beginnen.

Tante Fritzchen.

Skizzen

von

Hans Hoffmann.

[Nachdruck untersagt.]

I. Die unversicherte Brigg.

Ich habe Tante Fritzchen als Knabe gekannt und wiederum später als erwachsener Mensch, in ihren letzten Jahren. Aber ich muß sagen: Die beiden Erinnerungsbilder passen schlecht genug zu einander, decken sich nur in wenigen Punkten; das Bild aus der Kinderzeit steht vor mir streng und herb und ernstlich furchterweckend, das spätere zeigt mir etwas wie eine komische Alte mit einem goldenen Herzen. Es scheint also, daß auch das sonst so sichere Gefühl des Kindes ausnahmsweise doch einmal sehr gründlich irren kann. Freilich war Tante Fritzchen selbst eine Ausnahme von allen vernünftigen Regeln.

Und so wurde sie denn auch von den andern Leuten des kleinen Hafenstädtchens je nach deren eigenen Erfahrungen so grundverschieden beurtheilt, daß es ein Wunder zu hören war; schier alle menschlichen Eigenschaften von ausbündiger Herzensbosheit bis zur selbstlosesten Engelgüte wurden ihr zugesprochen. Der Auszug und Durchschnitt aller dieser Meinungen lautete ungefähr: sie ist am Ende doch nicht ganz so schlecht, als es den Anschein hat.

Die Lösung dieses Widerspruches, so einfach sie war, ist mir doch erst ziemlich spät aufgegangen, erst als ich schon eine Menge Geschichten, die im Volksmunde von ihr umliefen, eifrig gesammelt und mit eigenen Erlebnissen und Beobachtungen verglichen hatte. Diese Lösung war die, daß sie von Hause aus so weichen und liebreichen Gemüthes, so recht empfindsam im guten Sinne des vorigen Jahrhunderts gewesen ist, daß es bis zur Hülflosigkeit ging. Und da es nicht ausbleiben konnte, daß solche Güte wieder und wieder gemißbraucht wurde, so hatte sie sich zu ihrem Schutze allmählich mit künstlichen Stacheln und Dornen umkleidet, die im Laufe der Jahre immer länger und spitzer wurden und zuletzt die wahre Natur ihrer Seele dem oberflächlicheren Blicke oft fast gänzlich verbargen.

Diese oberflächlichen Blicke aber waren naturgemäß immer in der Mehrzahl, und da die Vielen, die von ihr Wohlthaten empfangen hatten, sich nicht gerade immer gedrängt fühlten, dies laut auf offenem Markte zu verkünden, so kam kein rechtes Gegengewicht auf die Wagschale der öffentlichen Meinung. Tante Fritzchen wurde alle Zeit mehr gefürchtet als geliebt in dem guten Städtchen.

Und man muß bekennen, sie verstand ihr Gesicht in Falten zu legen, die solche Furcht reichlich zu rechtfertigen schienen, und die Blitze, die sie in scheinbarem oder wirklichem Zorne hinter ihrer großen Hornbrille hervorschoß, konnten auch wohl einen Muthigen in Schrecken setzen. Daß sie von Wuchs ein sehr kleines und zartes Persönchen war, vergaß man über solchen Falten und solchen Blitzen vollkommen, ja, das gab der Scheu vor ihr eher noch einen gewissen dämonischen Beigeschmack, wie uns ein böses Gezwerg leicht noch unheimlicher sein mag als ein drohender Riese.

Ihres Zeichens und Standes war Tante Fritzchen die kinderlose Wittwe eines Seecapitäns, der es durch Tüchtigkeit und glückliche Fahrten zu stattlichem Vermögen gebracht hatte, aber auch frühzeitig eines echten Seemannstodes im fernen Weltmeer gestorben war. Seine Gelder hatte er alle wieder in Schiffen angelegt, und die Wittwe verwaltete die schwierigen Geschäfte dieser umfangreichen Rhederei mit größter Umsicht und Thatkraft weiter, so daß ihre Einkünfte trotz einer fast verschwenderisch geübten stillen Wohlthätigkeit sich beständig mehrten.

Sie wohnte am Bollwerk neben meiner Großmutter, die ebenfalls Capitänswittwe war; und so kam ich als kleiner Junge öfter in ihr Haus und sah und erlebte dort mancherlei Dinge, die ich meist nicht verstand, die mich aber um ihrer Absonderlichkeit willen verwunderten und sich eben darum meinem Gedächtnisse merkwürdig fest einprägten, so daß ich aus eigener Erinnerung allerlei Geschichten von ihr erzählen und andere wieder aus der klaren Anschauung ihres Wesens und ihrer Manieren mir mit Leichtigkeit so zurechtlegen und vorstellen kann, als wäre ich mit Augen und Ohren dabei gewesen.

Ich pflegte allerdings nur zwiespältigen Herzens zu ihr zu gehen. Ihre Person stieß mich ebenso entschieden ab, wie mich gewisse Kuchen, die sie unvergleichlich zu backen verstand und davon sie freigiebig spendete, wieder lebhaft anzogen; und aus dem Parallelogramm dieser Kräfte ergab sich dann ein nicht allzu häufiger, aber doch immer wiederholter Besuch ihrer Wohnung. Auch diese selbst wirkte auf mich ebenso anziehend als stille Scheu erweckend; sie war angefüllt mit allerhand überseeischen Merkwürdigkeiten, die äußerst unterhaltsam, aber zum Theil doch recht unheimlich zu betrachten waren.

Ganz besonders die seltsamen Fischungestalten, die ausgestopft in Glaskästen aufbewahrt wurden oder auch frei von der Decke herabhingen, gaben meiner Phantasie nach beiden Richtungen hin viel zu schaffen. Freundlicheren Ansehens waren die bunten Muscheln, doch deren abenteuerliche Größe und das geheimnißvolle Summen aus ihrer tiefen Höhlung konnten doch auch stille Schauer erwecken. Ganz ungetrübtes Entzücken aber bereiteten mir die allerliebsten Schiffsmodelle, die hier und da auf breiten Wandbrettern aufgestellt waren.

Einmal, als ich so wieder in ihrem Zimmer saß und unbeachtet in einer Ecke knabberte, entnahm ich aus einem Gespräch Tante Fritzchen's mit andern Besuchern, daß ihr Schiff „Der Seehund" am andern Tage auslaufen, und zwar in diesem Jahre zum ersten Mal unversichert gehen werde.

Ich kannte die schöne Brigg natürlich ganz genau und liebte sie zärtlich, und auch mit der Mannschaft stand ich auf gutem Fuße, vor Allem mit dem jungen Steuermann Reinhold Völz, der mich in die Cajüte mitzunehmen und mit Schiffszwieback zu füttern pflegte und überhaupt ungemein menschenfreundlich war. Und eben darum erfüllte mich der Ausdruck „unversichert" mit einem schmerzlichen Schauer.

Wie ich später lernte, hatte Tante Fritzchen die Gewohnheit, ihre Schiffe so lange zum vollen Werthe zu versichern, bis sie das in sie gesteckte Capital zusammt den Zinsen herausgefahren hatten, was in jenen glücklichen Zeiten der Segelschiffahrt meist ziemlich schnell ging; dann versicherte sie zum halben Werthe, bis das Capital verdoppelt war, und das ging natürlich noch schneller; und dann fuhren sie unversichert, jetzt bei jeder glücklichen Fahrt glänzenden Gewinn bringend; gingen sie nun doch am Ende verloren, konnte das nicht mehr als Verlust rechnen.

Damals aber, als ich von diesen Dingen noch keine Ahnung hatte, stellte ich mir in meinem Kinderkopfe unter dem Versichern eine seltsame Veranstaltung vor, durch welche die Schiffe gegen Scheitern und Untergehen geschützt würden, also etwa einen Schwimmgürtel im Großen oder so etwas Wunderbares: olglich, wenn eines unversichert fuhr, war ihm diese Schutzvorrichtung entzogen, man gab es hülflos den Stürmen und Wogen preis, man weihte es dem Untergange mit Bewußtsein und Absicht.

Und weil ich wohl gelegentlich schon davon hatte läuten hören, daß nichtswürdige Rheder zu bestimmten gewinnsüchtigen Zwecken, die ich freilich auch nicht begriff, seeuntüchtige Schiffe auslaufen ließen und solcher Art die Besatzung der dringendsten Todesgefahr aussetzten, so verwechselte ich Tante Fritzchen's unterlassene Versicherung mit diesem abscheulichen Verfahren und schob ihr in Gedanken eben die gleichen schändlichen Absichten unter. Natürlich, was war dieser gefürchteten Person mit der schwarzen Hornbrille nicht Alles zuzutrauen!

So entsetzte ich mich denn im Stillen über jene Aeußerungen gewaltig, indem ich besonders des gutherzigen Steuermanns gedachte, wagte aber erst recht nichts darüber zu äußern; denn die Befürchtung lag nahe, die große Verbrecherin möchte mich dann gleich mit in das Schiff stecken und dem Tode überliefern. Und Angesichts der greulichen Seeungethüme, die jetzt gerade an der Decke sich leise zu bewegen schienen, hatte der Tod im wilden Meere durchaus nichts Verlockendes für mich.

Ich machte mich vielmehr so bald als möglich aus dem Staube und vertraute nachher einem Kameraden geheimnißvoll an, was ich Fürchterliches erkundet hatte. Der gute Junge erschauderte gleichfalls, zweifelte so wenig wie ich an Tante Fritzchen's Mordgier und hatte das gleiche Bedürfniß wie ich, sein Herz durch Weitertragen des schrecklichen Geheimnisses ein wenig zu erleichtern.

Solcher Art geschah es, daß am nämlichen Tage noch mit unglaublicher Eile das Gerücht sich im Städtchen verbreitete, der „Seehund" sei ein alter Kasten, ein halbes Wrack, und die unglückliche Mannschaft werde einem fast sicheren Tode entgegengejagt. Wie viele Leute wirklich die Narren waren, davon etwas zu glauben, kann ich nicht überliefern; doch muß ich fürchten, ganz so wenige, wie ich wünschen möchte, sind es nicht gewesen.

Am andern Tage wurde ich mit einer Bestellung abermals zu Tante Fritzchen geschickt. Ich sträubte mich zwar heftig, denn ich hatte gerade keinen großen Hunger; doch meine Großmutter konnte gegen grundlose Launen gelegentlich recht streng sein, und ich mußte gehorchen. Gleich nach Ausrichtung meiner Botschaft hätte ich wohl entschlüpfen können; aber dann ging es doch wieder nicht, denn inzwischen war ich zu Appetit gekommen.

Während ich nun kuchenknuspernd in meiner gewohnten Spielecke saß, kam ein anderer Besuch und zwar ein nicht gewöhnlicher: es war der Prediger Hülsbach, ein noch sehr junger Mann von beträchtlichem Sitten- und Glaubenseifer. Als eine Specialität betrieb er die häusliche Seelsorge; er ging unermüdlich von Haus zu Haus und redete den Leuten mit großer Kraft ins Gewissen. Einige pflegten sich rühren zu lassen, Andere nicht.

Tante Fritzchen gehörte gewohnheitsmäßig zu den Ungerührten. Sie war eine ganz gute Christin und besuchte den Gottesdienst nicht bloß zum Zeitvertreib oder um des Brauches willen, sondern mit ehrlichem Ernst; aber eine gewisse Gattung geistlicher Herren konnte sie im Privatleben nicht ausstehen: diejenigen nämlich, die, wie sie sich ausdrückte, Talar, Barett und Bäffchen auch außerhalb der Kirche immer unsichtbar mit sich herumschleppten, sich gar so johannesmäßig frisirten und in Reden und Gebärden selbst beim Essen und Trinken vom Oel der Gottseligkeit troffen, kurz, in Allem zu verstehen gaben, daß sie sich jederzeit für auserwählte Rüstzeuge des Herrn angesehen wissen wollten. Und wenn die nun gar unerbetene Predigten in die Häuser trugen, so erklärte sie das für eitel Selbstüberhebung und Dünkel; denn das bißchen einstudirte theologische Weisheit verleihe ihm nicht im Geringsten mehr vernünftige Klugheit in weltlichen Dingen, als sie andere Leute auch hätten.

Gerade zu dieser ihr unliebsamen Gattung aber gehörte der junge Hülsbach, und so war er denn hier mit seinem feurigen Eifer sehr an die Unrechte gekommen.

Sie empfing ihn kühl, ließ ihn aber ruhig ausreden. Es schien ziemlich lange zu dauern, bis sie begriff, was er eigentlich wollte und meinte, während ich merkwürdiger Weise es sehr bald heraus hatte; sie schüttelte zu seinen einleitenden allgemeinen Bußreden und anpirschenden Bibelsprüchen immer wieder sonderbar den Kopf und machte Augen, als ob sie ihn in den Tiefen ihrer bösen Seele feierlich für übergeschnappt erklärte.

Am Ende aber wurde ihr doch auch klar, worauf er lossteuerte: daß er sie nämlich des Verbrechens bezichtigte, ein seeuntüchtiges Schiff ausschicken zu wollen, und daß er sie mit allem heiligen Feuer zur Umkehr, Buße und Besserung ermahnte.

Als sie das erfaßt hatte, da begannen ihre Augen höchst seltsam zu funkeln, aber nicht eigentlich zornig wie sonst so oft, sondern eher von einem boshaften und hämischen Uebermuth. Mir war sie so noch unheimlicher als je, zumal ja dieser ehrwürdige Priester des Herrn meine eigene Unterstellung von ihren schrecklichen Absichten vollauf bestätigte, weshalb ich nicht umhin konnte, ihm ermuthigend zuzunicken, obgleich er mir so ziemlich den Rücken zukehrte — oder eben darum, denn sonst würde ich so etwas doch wohl kaum gewagt haben.

Bis ins Mark aber durchschauerten mich die wahrhaft gottlosen Reden, die Tante Fritzchen nunmehr von sich zu geben anhub. Mit einer haarsträubenden Gelassenheit erkannte sie seinen ungeheuerlichen Vorwurf als völlig begründet an. „Ja wohl," sagte sie, „das Schiff ist zum Untergange bestimmt; und die Mannschaft — sehen Sie, es ist ja immer möglich, daß die sich rettet; und wenn auch nicht, was kann an diesem ordinären Volk denn viel gelegen sein? Sie wissen ja selbst, was das meist für rohe Burschen sind; und in die Kirche gehen sie fast niemals, weder auf See noch am Land. Nur Schnaps trinken sie fürchterlich; da ist es ja ordentlich eine christliche Abwechselung, wenn sie einmal Seewasser zu schlucken kriegen. An solchen Sündern kann nichts gelegen sein. Ja, wenn die Besatzung aus lauter geistlichen Herren bestünde, da würde ich mich natürlich zehnmal besinnen, ehe ich die in Gefahr brächte. Ich will mir's indeß überlegen, ob ich nicht einmal so ein geistliches Schiff ausrüste und dann selbstverständlich dreifach versichere — oder vielleicht auch gar nicht; denn ein so bibelfestes Schiff muß doch am Ende auch seefest sein."

In diesem lästerlichen Tone ging das weiter. Der arme junge Prediger war Anfangs ebenso starr vor Entsetzen über solche Verworfenheit wie ich; allmählich nahm sein Gesicht dann einen ängstlich forschenden Ausdruck an, genau so, als ob er nun seinerseits wieder sie für übergeschnappt erachte. Auf einmal aber schien ihm doch ein Licht aufzugehen, daß sie ihn schnöde zum Besten hatte; er wurde glühend roth, stotterte allerhand verworrene Entschuldigungen und trat endlich ganz bekniffen, unter Aufgabe aller geistlichen Würde, einen eiligen Rückzug an.

Am liebsten hätte ich mich unter seine langen Rockschöße geduckt und wäre heimlich mit hinausgeschlüpft; allein dazu gehörte doch auch wieder ein Muth des Entschlusses, den ich in der Eile nicht aufbrachte. Aber mir war ganz kläglich zu Muth, so schutzlos allein mit diesem gefährlichen Weibe; ich hielt mich mäuschenstill in meine Ecke geschmiegt und wagte nicht einmal mehr, Kuchen zu knabbern.

Sie aber überließ sich nunmehr auf eigene Faust einer ausbündigen Heiterkeit, die mir entweder vollkommen sinnlos oder vollkommen teuflisch vorkommen mußte. Sie trippelte mit ihren kleinen Füßen im Zimmer auf und ab und lachte immerfort mit einem gewissen ingrimmigen Behagen vor sich hin. Meine Anwesenheit hatte sie, wie es schien, zu meiner großen Beruhigung gänzlich vergessen.

Nicht lange jedoch war ihr dieser stille Triumphmarsch vergönnt. Abermals klingelte die Hausthür, und abermals klopfte es. Diesmal aber war es

kein geistlicher Würdenträger, der auf ihr etwas grollendes „Herein" die Zimmerthür öffnete, sondern ein feines, hübsches und wohlgekleidetes Mädchen, das ich ganz gut kannte, Tante Fritzchen jedenfalls auch; es war das einzige Kind einer Officierswittwe, die sich des wohlfeilen Lebens wegen in unser Städtchen zurückgezogen hatte.

„Was bringst Du, Kind?" fragte Tante Fritzchen, welche die merkwürdige Gewohnheit hatte, alle jungen Mädchen, bekannte wie unbekannte, bis etwa zu deren dreißigstem Lebensjahre ohne Weiteres zu duzen. Sie ließen sich das meist sehr gern gefallen, denn das erste „Sie" der wunderlichen Dame bedeutete ungefähr so viel wie eine feierliche Erklärung zur alten Jungfer oder als wenn ein Anderer die Anrede „Mütterchen" oder „Gute Alte" gebraucht hätte. Dieses junge Fräulein aber machte doch dabei ein Gesicht, als ob ihr diese Gemüthlichkeit etwas gegen den Strich ginge. Doch Tante Fritzchen fuhr ganz unbekümmert fort:

„Und wie heißest Du doch gleich? — Käthe wohl, denk' ich. Käthe Berghoff, wenn ich mich recht erinnere. Mein Gedächtniß wird so schwach."

Es ist hier zu bemerken, daß sie noch viele Jahre später, selbst im höchsten Greisenalter, keinen Namen und kein Gesicht, das sie noch so flüchtig gesehen hatte, je wieder vergaß. Und ihr Zahlengedächtniß blieb mir immer geradezu beängstigend, da ich selbst in diesem Punkte recht dürftig veranlagt war.

„Ja," sagte das Fräulein, ihr Unbehagen unterdrückend, „und ich wollte mir eine Frage erlauben."

„Frage los!" sprach Tante Fritzchen ziemlich streng, denn sie mochte so ein zurückhaltendes zimperliches oder vornehmes Wesen nicht recht leiden.

Fräulein Käthe Berghoff gab sich nur desto mehr Würde und sagte mit etwas bemühter Gleichgültigkeit im Ton:

„Ach Gott, die Leute reden solche wunderliche Dinge. Und es ist natürlich Alles nicht wahr. Und eben das möchte ich gern von Ihnen selbst hören, daß es Alles nicht wahr ist."

„Ja, was denn zum Kuckuck?" rief die alte Dame ärgerlich; „ich kann doch nicht wissen, was die Gänse schnattern, und es ist mir auch ganz gleichgültig."

Fräulein Käthe kämpfte jetzt einen ersichtlichen Kampf, um nicht aufzufahren und sich solchen Ton zu verbitten; aber sie bezwang sich, hob nur das hübsche Näschen noch etwas höher und sagte leichthin:

„Die Leute behaupten, das Schiff der „Seehund" sei zum Untergehen mit Mann und Maus bestimmt, um der hohen Versicherung willen, sagen sie — davon verstehe ich nichts, und ich glaube auch wirklich kein Wort von dem ganzen Gerede, ich kenne ja die kleinstädtische Klatschsucht, aber — aber ich möchte es gern von Ihnen selbst hören, daß es nicht wahr ist."

Tante Fritzchen's Gesicht nahm jetzt den Ausdruck unendlicher Heiterkeit und sogar eines entschiedenen Wohlwollens an. Auch ich empfand, obgleich noch nicht im schönheitsreifen Alter, doch etwas von der rührenden Anmuth dieses zwischen Verlegenheit und vornehmer Selbstbeherrschung schwankenden

Geschöpfchens; aber eine so herzbezwingende Wirkung auf die steinerne Brust unter der großen Hornbrille überraschte mich doch. Ihre Rede stand allerdings wenig damit im Einklang.

„Mit andern Worten, Du glaubst es doch," sagte sie nach einigem Nachdenken kühl, „und da thust Du auch sehr recht, mein Kind, denn es ist wirklich so: der elende alte Kasten muß endlich einmal auf gute Art von der Welt, und man will dabei doch auch einen kleinen Profit haben. Und auf die paar lumpigen Schiffer kann es da wahrhaftig nicht ankommen."

Das junge Mädchen prallte förmlich zurück bei diesem grausigen Bescheid, ihre vornehme Haltung ging gründlich in die Brüche, und sie starrte verstört in das jetzt bitterernste Gesicht der großen Verbrecherin.

„Aber das ist ja gar nicht möglich!" schrie sie endlich auf, und ihre großen Augen kämpften mühsam mit Thränen.

„Aber warum soll es denn nicht möglich sein?" fragte Tante Fritzchen mit gräßlicher Seelenruhe; „ich habe sogar daran gedacht, eine Höllenmaschine in der Stille an Bord zu bringen und die Brigg auf hoher See in die Luft fliegen zu lassen; aber schließlich schien mir diese Veranstaltung zu kostspielig und jedenfalls überflüssig, denn das klägliche Wrack geht bei der leichtesten Brise von selbst in Stücke. — Aber nun sag' mal, Kind, was geht Dich die Sache eigentlich an? Wenn Du etwa Lust hast, die Fahrt mitzumachen, sollst Du es ganz billig haben. Und das muß ich sagen, interessant ist solcher Schiffbruch immer."

Das hübsche Fräulein wurde nun doch etwas mißtrauisch bei diesen krausen Reden und gewann wieder etwas Haltung; doch suchte sie vergebens nach einer Antwort.

„Also bitte, was geht Dich diese einfache Sache eigentlich an?" drängte die alte Dame im Ton einer ungeduldigen Lehrerin bei der Hauptprüfung. „Man rückt fremden Leuten doch nicht so ohne Weiteres mit Gewissensfragen aufs Leder, wenn man nicht einen sehr triftigen Grund hat."

Fräulein Käthe empfand die Berechtigung dieses stillen Vorwurfs, nahm sich zusammen und sagte mit einiger Feierlichkeit, wenn auch etwas gepreßt:

„Bitte, wir haben einen Verwandten auf dem Schiffe."

„So, so," sprach die schlimme alte Frau bedächtig, „das ist etwas Anderes. Aber das ist ja dann wieder ganz einfach. Den Verwandten müssen wir retten, der darf nicht mit untergehen. Das heißt, es kommt auf den Grad der Verwandtschaft an. Wie steht es damit? Vielleicht ersten Grades? Also Dein Vater?"

Fräulein Käthe schüttelte erstaunt den Kopf.

„Mein Vater ist ja todt. Und er war Major der Infanterie, als er starb."

„So, so. Also nur zweiten Grades. Da es Dein Enkel nicht sein kann, also Dein Großvater oder Dein Bruder? Das Beides auch nicht? Bleibt nur Onkel oder Neffe übrig als leidlich vernünftige Verwandtschaft. Denn die ganze Vetterschaft kann man doch nicht mitrechnen."

Das Fräulein erröthete heftig, sprach aber stolz erhobenen Hauptes und würdevoll abweisend:

„Bei uns rechnen auch die Vettern. Und nehmen Sie an, es sei ein Vetter."

„Ach, bloß ein Vetter!" sprach Tante Fritzchen gedehnt, „das ist aber merkwürdig, daß Du Dich darum so aufregst. Vettern hat man doch immer noch genug übrig. Vettern ertranken mir in meiner Jugend jährlich so und so viele, ohne daß ich darum Lärm schlug. Jetzt natürlich sind sie schon seltener geworden, jetzt sind mehr so die Großneffen dran. — Aber vor Allem, welcher ist denn Dein Vetter? Wie heißt er? Ist es einer von den Matrosen?"

„Aber!" sprach Käthchen in etwas hochmüthigem Ton.

„Nun, nun," sagte die alte Dame mit Nachdruck, „Dein Vater ist auch einmal Gemeiner gewesen. Wer ist's aber denn sonst? Der Capitän ist verheirathet und also keiner von der Art Vettern, die in Betracht kommt. Ach so, ja, da ist noch der Steuermann, der Reinhold Völz, ein tüchtiger Seefahrer, ja wohl, und ein angenehmer Junge. Die Verwandtschaft würde mir gefallen; man könnte sie berücksichtigen und seine Rettung ins Auge fassen. Aber sage 'mal, lohnt sich's denn auch, ihn zu retten? Ist er Dir sicher, meine ich? Bei einem Seemann ist das mit der Treue meist eine wacklige Sache."

„Ich verstehe Sie nicht," sprach das Fräulein mit großer Entrüstung, „ich rede überhaupt gar nicht von dem Einen allein, sondern von Allen zugleich. Kein Einziger darf der Gewinnsucht geopfert werden; das ist offenbarer Mord, das darf nicht geduldet werden."

Tante Fritzchen lachte kurz auf. „Da wird das Militär einschreiten müssen," sagte sie gleichmüthig. „Aber wir haben hier keins, und bis ein Regiment hercommandirt wird, ist die Brigg längst in der Ostsee. Die Polizei aber, die wir hier haben, bindet mit mir nicht an; die kennt mich und hat vor mir mehr Respect als vor ihrem Präsidenten in Stettin. Aber ich will Dir einen Vorschlag machen, Kind. Du hast ja militärisches Blut in den Adern, und wenn Du einschreiten willst, hilft das gewiß. Also komm' mit mir nach dem Schiffe; noch ist's gerade Zeit, es läuft heut' Abend erst aus: da wollen wir sehen, ob Du bei den Leuten etwas ausrichten kannst."

Käthchen streckte heftig abwehrend die Hände aus.

„Bei den Leuten?" stotterte sie verwirrt, „als ob die freiwillig in die Todesgefahr gingen!"

„Wer weiß?" sagte Tante Fritzchen gelassen, „dem Einen wenigstens, dem Steuermann nämlich, traue ich es ganz und gar zu, daß er absichtlich den Tod sucht. Er war in der letzten Zeit auffallend schwermüthig."

„Ach — aber mein Gott!" stieß Käthchen im ersten Schrecken hervor, faßte sich jedoch schnell und suchte etwas Vernünftiges zu sagen. Doch die alte Dame schnitt ihr das Wort ab und sagte kühl:

„Ja, und es war so eine besondere Schwermuth, eine von der ganz schlimmen Sorte. Solche Leute gehen mit Wonne ins Wasser. Das kenne ich. Da wird schwer etwas zu machen sein, wenn Du es eben nicht zu Stande bringst. Aber jetzt in allem Ernst, liebes Kind: also Dein erklärter Bräutigam ist er noch nicht?"

„Aber das ist empörend!“ rief Käthchen außer sich und wandte sich hastig der Thüre zu.

„Nun, nun,“ sprach Tante Fritzchen, „ich habe meiner Zeit auch einen Bräutigam gehabt, und viele junge Mädchen haben noch jetzt einen und finden gar nichts dabei. — Nun also, Du hast keinen. Und es geht ja auch so. Aber nicht wahr, der Reinhold Völz ist so im Allgemeinen sehr nett zu Dir gewesen? Wenn Du mir das zugibst, will ich ihn zu retten suchen.“

„Aber ich sage doch, Alle müssen gerettet werden, Alle!“ rief das Fräulein zornig von der Thüre her mit der Klinke in der Hand, aber sich doch wieder umdrehend. „Und warum soll der Herr nicht nett zu mir gewesen sein?“ fügte sie ängstlich einlenkend hinzu. „Das schickt sich doch gar nicht anders. Und die Andern sind gewiß auch alle sehr nette Leute; ich meine, in ihrer Art, wie Matrosen so sind.“

„Nun, meinetwillen denn auch Alle,“ sprach die alte Dame, „es kommt mir auf die lumpigen paar Leute ja gar nicht an. Ich bin überhaupt an sich nicht so sehr auf das Umbringen von Menschen aus. Bloß natürlich, Geschäft ist Geschäft. Aber ich darf ja wohl annehmen, daß Du mir den Schaden, den ich dabei mache, ersetzen wirst, Du oder Deine Mutter. Ihr habt doch Mittel?“

Käthchen starrte die schreckliche alte Frau an wie einen bösen Geist. Und die sah jetzt wirklich ganz hexenmäßig aus, sie erinnerte ordentlich an die boshafte Fratze eines der Fische, die da über ihr an der Decke hingen.

„Nein,“ brachte Jene endlich mühsam heraus, „wir haben nichts als die kleine Pension, und die reicht lange nicht aus für uns zum anständigen Leben, wir müssen noch arbeiten.“

„Arbeit macht das Leben süß,“ sprach Tante Fritzchen trocken, „ich arbeite auch genug und zwar sogar mit dem Kopf, was bei Weitem das Schwerste ist. Und es ist immer gut, wenn man bei Zeiten arbeiten gelernt hat; man weiß nie, was kommt. Zum Beispiel, wenn man heirathet, kann man's meist sehr brauchen. — Also mit der Aussteuer, sagst Du, sieht es schwach bei Dir aus?“

„Kein Wort habe ich davon gesagt,“ rief Käthchen trotzig. „Ich denke überhaupt nicht ans Heirathen. Erstens schon, weil ich keine Aussteuer bekommen kann. Da würde ich viel zu stolz sein zum Heirathen, selbst wenn mich Einer haben wollte.“

„Narrethei,“ sprach Tante Fritzchen streng, „ich habe auch nichts mitgebracht und habe doch geheirathet. Für das Geld sind die Männer da. Was ein rechter Mann ist, dem ist's desto lieber, je weniger die Frau hat: er hat dann nachher den Stolz, daß Alles von ihm ist. Und das ist ein vornehmer Stolz, den man ihm gönnen soll; und die Frau soll sich darum nicht schämen, sondern im Gegentheil: sein Stolz ist ihr Stolz. Ich bin ein blutarmes Ding gewesen und bin jetzt eine wohlhabende Person: und immer noch ist's meine beste Freude, daß mein Mann das Alles mit Mühen und Gefahren für mich erworben hat. Und so ist's das Richtige. Mancher nimmt sich eine reiche Frau und denkt recht was dran zu haben: aber nachher ist es doch nichts,

weil ihm der fröhliche Stolz fehlt. Besser ganz ohne Aussteuer, als mit einer zu großen: das laß Dir gesagt sein, und heirathe frischweg, wenn Einer kommt, der Dich mag und der Dich ernähren kann. Darauf freilich mußt Du sehen: denn Hunger im Haus frißt die Liebe aus. — Wenn aber vielleicht eines schönen Tages, und wär's gleich heute, ein Freier zu Dir kommt und ehrlich sagt, daß ich ihn geschickt habe, und auf den kannst Du Dich verlassen, der ist kein Hungerleider, der kann Dich ernähren. Dafür bürge ich. — So, und nun will ich mir das mit der Brigg überlegen. Oder vielmehr, es soll schon überlegt sein. Der ‚Seehund' soll nur in seetüchtigem Zustand auslaufen, das schwör' ich Dir zu. Und dem schwermüthigen Steuermann werde ich sagen, das Militär sei zu seinen Gunsten eingeschritten."

„Ach, bitte, nein, sagen Sie so etwas nicht," bat die Kleine zugleich angstvoll und energisch, jetzt mit Thränen in den Augen, „für die ganze Mannschaft bin ich eingetreten; Sie dürfen nichts sagen als die reine Wahrheit."

„Gut," meinte Tante Fritzchen, „ich werde sagen: für die ganze Mannschaft, einschließlich sogar des Steuermanns. Wenn Du sonst noch Wünsche hast, sprich sie getrost aus. Vernünftigen Leuten stehe ich gern zu Diensten, und aus Dir kann noch einmal eine ganz vernünftige Person werden, vornehmlich wenn Du einen Mann kriegst, der weiß, was er will und sich nicht um das Geträtsch der Leute kümmert. Und diese Kunst wirst Du dann vielleicht auch lernen: leicht ist die nicht, aber gut ist sie."

Und sich schnell zu mir umwendend, befahl sie:

„Hans, lauf mal schnell hinüber zum ‚Seehund', Du weißt ja, wo er liegt, und sage dem Steuermann Völz, er soll gleich mal zu mir herüberkommen, ich muß mit ihm reden wegen der Abfahrt und ob auch Alles dicht ist. — Nun, und Du, Kind," sprach sie wieder zu dem Fräulein, „Du bleibst dann wohl der Sicherheit wegen gleich so lange hier, bis er kommt."

Käthchen wurde dunkelroth fast bis über die Grenzen des Möglichen, gewann aber alsbald eine so stolze Haltung wie nie zuvor und sprach mit dem Anstand einer Königin:

„Frau Capitän, ich habe von Anfang an das Gefühl gehabt, und jetzt weiß ich es sicher, daß Sie immer Ihren Spott mit mir treiben. Und ich muß wohl annehmen, daß ich eine rechte Dummheit gemacht habe mit meiner Einmischung; aber das kam so über mich, ich weiß nicht, wie, ich konnte nicht anders. Ich bin sonst nicht so naseweis. Die Mannschaft jammert mich zu schrecklich, und die Andern hatten ja alle Furcht vor Ihnen und wagten nur hinter Ihrem Rücken zu tuscheln, aber das dann um so eifriger. Meine Dummheit war gewiß, daß ich ihnen so ohne Weiteres geglaubt habe. Ich verstehe aber eben gar nichts von diesen Dingen, und wo man nichts versteht, muß man dann schon glauben —"

„Ganz recht," fiel Tante Fritzchen ihr schnell in die Rede; „sprich darüber doch mal mit dem Prediger Hülsbach, was der so denkt über Glauben und Nichtverstehen, und ob er meint, von der Schiffahrt etwas zu verstehen, und ob man der auch mit dem Glauben beikommt. Ob er mit seinem Glauben Berge versetzen kann, weiß ich nicht; aber Schiffe vom Untergang retten, das

kann er gewiß. Es geht nichts über einen handfesten Glauben, besonders an sich selbst."

„Sie spotten noch immer," versetzte Käthchen, und ihre vornehme Art wich einer stillen Traurigkeit, die ihr wunderbar lieblich zu Gesichte stand; „aber wenn man sein Unrecht einsieht, verdient man doch keinen Spott mehr; und ich bitte Sie herzlich, jetzt anders zu mir zu reden, und dann besonders — besonders vor diesem Herrn Steuermann nicht von mir zu sprechen und mich in meiner schrecklichen Dummheit nicht so bloß zu stellen. Sie machen mich ganz und gar unglücklich, wenn Sie nur ein Wort von mir reden. Und das werden Sie nicht wollen; ich weiß jetzt, Sie sind ganz anders, als die Leute von Ihnen klatschen."

„Na, laß das nur gut sein," fiel Tante Fritzchen schnell ein, „ich bin, wie ich bin; und wie ich bin, das geht Niemanden etwas an, und Du brauchst Dich auch nicht weiter drum zu kümmern. Aber im Uebrigen fängst Du ja schon an, ganz vernünftig zu reden. Da kann ich Dich allenfalls Deinem Schicksal überlassen. Also gut, von Deinem bißchen Dummheit werde ich schweigen, die bleibt unter uns Frauenzimmern. Mein Wort darauf. Aber Du wirst ganz gut thun, Dich jetzt zu entfernen, daß es mit dem Steuermann nicht doch noch eine Collision gibt. Collisionen sind die größte Gefahr für Schiffe und manchmal auch für Schiffer, besonders wenn sie jung und der Gegenpart nicht so sehr häßlich ist. Also lebe jetzt wohl. Aber ich denke, wir sehen uns irgendwie wohl noch einmal wieder."

Sie gab dem jungen Mädchen sehr freundlich die Hand, und dieses machte sich mit etlicher Eile von dannen. Ich gleich hinterdrein.

Nach einem halben Stündchen kam ich mit Reinhold Völz zurück und kroch wieder in meine Ecke.

Jetzt war Tante Fritzchen's Gesicht zum Erstaunen verwandelt: sie sah äußerst vergnügt und fast menschenfreundlich aus; vielleicht lag das aber nur daran, daß sie die große Hornbrille abgenommen hatte.

„Hören Sie mal, lieber Völz," sagte sie heiter und drückte ihm kräftig die Hand, „ich bin da zufällig dahinter gekommen, daß Sie ein arger Schwerenöther sein müssen. Ich hätte es Ihnen kaum zugetraut, aber es gefällt mir von Ihnen. Das gehört sich für einen Seefahrer, der muß in jedem Hafen sein Schätzchen haben."

Der junge Steuermann machte große, erstaunte Augen. Zum anderen Male an diesem Tage gerieth Tante Fritzchen in den Verdacht, daß es mit ihr nicht recht richtig sei. Doch er kam bald damit zurecht und sagte mit einem ruhigen Lächeln:

„Nun, es läßt sich noch halten mit der Schwerenötherei, Frau Capitän. Ich hätt' es schon ganz gern so und ließe mir auch an jedem Arm drei Schätze gefallen, aber leider langt es nicht so weit, denn so was kostet Geld."

„Kostet immer noch weniger als ein einziger richtiger Schatz, den man nämlich heirathet," behauptete sie mit einem forschenden Blicke.

Dem jungen Manne entfuhr ein flüchtiger Seufzer. Doch wieder faßte er sich schnell und lächelte heiter.

„Drum läßt man's auch lieber und begnügt sich mit dem Zusehen," erklärte er harmlos.

„Und entschädigt sich dadurch, daß man ehrlichen, jungen Mädchen die Köpfe verdreht," bemerkte sie scharf, „und die müssen sich nachher auch mit dem Zusehen begnügen."

Jetzt merkte Reinhold Völz die Absicht eines ernsthaften Hiebes und fragte verwundert und sehr bestimmt:

„Soll das mir gelten, Frau Capitän? Dann trifft's einen Unrechten. Ich versteh' mich nicht drauf, jungen Mädchen die Köpfe zu verdrehen, und hab' auch nicht das Zeug dazu. Da müssen Lieutenants oder Ladendiener kommen."

„Nun, sehen Sie," nickte Tante Fritzchen gelassen, „ich hab' es ja gleich gedacht, daß es wieder mal Unsinn ist, was die Leute von Ihnen reden. Ich kenn' so was auch und weiß mein Liedchen davon zu singen."

„Was reden die Leute?" fragte Völz auffahrend.

„Na, Dummheiten natürlich," versetzte sie gleichmüthig.

„Und welche Dummheiten?" betonte er scharf, „ich bitte sehr dringend, mich davon in Kenntniß zu setzen. Was sie von mir reden, kann mir ganz gleichgültig sein, zumal ich heute in See steche; aber daß vielleicht andere Personen von dem Geklatsch mit getroffen werden, darf ich nicht dulden."

„Das scheint sich allerdings ungefähr so zu verhalten," bemerkte sie lässig. „Sie sollen in der letzten Zeit ein bißchen reichlich nett gewesen sein zu einem Fräulein Käthe Berghoff, Majorstochter, und ihr etwas in den Kopf gesetzt haben, und jetzt gehen Sie ihr durch die Lappen. Na, wenn's wahr wäre, schlimm wär's ja auch nicht, am wenigsten für einen Seemann; aber, die Wahrheit zu sagen, grade von Ihnen hab' ich es gleich nicht recht geglaubt."

Der Steuermann war blutroth geworden und machte ein gründlich verblüfftes Gesicht.

„Aber das ist ja ein ganz niederträchtig infames Gerede!" rief er empört, „nein, aber so was! Das wär' ja rein zum Krankärgern, wenn's nicht gar so dumm wäre."

„Nun, an sich wär' es so sehr dumm eigentlich auch wieder nicht," meinte Tante Fritzchen; „ein hübsches Mädchen ist sie immer und auch sonst die Uebelste nicht. Wenn Sie an der Geschmack gefunden hätten, wär' nichts dagegen zu sagen. Aber wenn Sie höher hinaus wollen, ist's freilich noch klüger. Geld hat der Engel nicht."

„Aber Frau Capitän, wie können Sie nun bloß so etwas denken," sagte er vorwurfsvoll, „das liegt doch grade umgekehrt. Ich kann doch mein Lebtag nicht im Ernst an solch ein Fräulein denken, das an Lieutenants und Referendare und Adlige gewöhnt ist. Und grade diese mit ihrer vornehmen Art! Hochmüthig ist sie ja nicht, das weiß ich sehr wohl, aber stolz und fein. Ich wär' ja rein ein Narr, wenn ich mir da etwas einbilden wollte. Und eben darum, weil Niemand und am wenigsten das Fräulein selbst auf solche Gedanken kommen konnte, bin ich denn ja wohl, wie Sie sich ausdrücken, ein bißchen reichlich nett zu ihr gewesen. Warum sollt' ich ihr nicht zeigen, daß

sie mir gefiel und ich sie gern hatte, wenn ich doch sonst nichts von ihr wollte, und sie natürlich von mir erst recht nichts. Darin kann ich kein Unrecht sehen; und wenn die Leute nun doch reden, so lass' ich sie reden, und das Fräulein braucht sich auch ganz und gar nichts draus zu machen. Die schwatzen heute dies und morgen das, und übermorgen wissen sie kein Wort mehr von dem allen. Wissen Sie denn, Frau Capitän, was die Leute sonst noch faseln? Noch keine halbe Stunde ist's her, daß mir Einer den Unsinn hergebetet hat, der ‚Seehund' soll nicht mehr seetüchtig sein und soll ein heimliches Leck haben und eine Höllenmaschine zum In-die-Luft-sprengen im Raum versteckt, und was sonst nicht noch Alles für Wunderdinge. Und die Mannschaft soll aufgeopfert werden aus purer Bosheit und Mordgier von Ihnen — was sagen Sie dazu? Da kann Einer mal lernen, was das Sprichwort werth ist: Volkes Stimme Gottes Stimme."

Er lachte laut und fröhlich und tippte dabei mit dem Zeigefinger gegen die Stirn.

„Sie wollen sich also nicht warnen lassen?" fragte Tante Fritzchen mit einem schrecklich funkelnden Blicke, „es könnte doch etwas Wahres an der Sache mit der Aufopferung sein — natürlich nicht aus Mordgier, aber doch aus Gewinnsucht."

Er wiederholte nur schweigend seine Fingerbewegung.

„Nun, wie Sie wollen," sagte sie ruhig, „aber eins muß ich doch bemerken: das mit dem Mädchen ist so einfach nicht, wie Sie sich das ausrechnen. Sie reden da von Lieutenants und Referendaren, die ihr wohl den Hof machen mögen. Aber glauben Sie im Ernst, daß Einer von diesen sie heirathen wird? Da kennen Sie die Herren schlecht: sie ist so arm wie eine Kirchenmaus. Und wenn nicht zufällig ein Anderer kommt, der weniger schön geschniegelt ist und weniger Redensarten macht, dafür aber den Muth und das Ehrgefühl hat, ein armes Mädchen zu nehmen, wenn er ihm den Kopf verdreht hat, dann bleibt sie rettungslos sitzen, und zwar wie? Im kläglichsten Elend, wenn auch die Mutter mal stirbt."

Der Steuermann blickte mit großen, erstaunten Augen zu ihr nieder.

„Ich verstehe nicht recht," versetzte er unruhig, „Sie können doch nicht meinen —"

„Allerdings! Grade das meine ich!" unterbrach sie ihn schnell. „Ob Sie ihr wirklich etwas in den Kopf gesetzt haben, kann ich ja nicht wissen; aber versucht haben Sie's doch nach eigenem Geständniß. Und warum sollte es Ihnen nicht gelungen sein? Stellen Sie sich nicht gar so blöde und kläglich an, Völz; Sie sind ein Mann, der sich sehen lassen kann trotz einem. Und Ihren Stand brauchen Sie wahrhaftig auch nicht gering zu achten, ich meine nach außen hin, vor den dummen Menschen; nach innen thun Sie's schon ganz von selbst nicht. Mein seliger Mann hat hier genug was vorgestellt in der Stadt in seinen letzten Jahren, so jung er noch war; und angefangen hat er doch auch als ein armer Steuermann. Und was das Vornehmthun von dem kleinen Mädchen betrifft — du liebe Zeit, das schmilzt wie Butter an der Sonne, und ich kenne die Sonne, vor der es am schnellsten schmilzt. Sie

würden aber ganz gut thun, von der Art etwas auf sich abfärben zu lassen; in der Welt hilft das vorwärts, denn die Welt ist dumm und glaubt jedem Menschen seine Manieren. Also, meine Meinung ist die: wenn Sie dem Mädchen schön gethan haben, sind Sie auch verpflichtet, sich darum zu kümmern, ob sie das nicht am Ende ernst aufgefaßt und sich zu Herzen gezogen hat. Möglich ist das jedenfalls immer; und die Möglichkeit legt Ihnen die Pflicht auf: da kann ich nichts ablassen."

„Ja, wie soll ich denn das heraus bringen?" fragte er erschrocken und doch mit einem Schimmer verschämter Hoffnung auf dem gebräunten Antlitz.

„Ja, wie bringen Sie es denn beispielsweise heraus," fragte Tante Fritzchen, „ob eine Stelle auf einem Schiff für Sie zu haben ist?"

„Ja, da — da meld' ich mich beim Makler," sagte der Steuermann, „indessen hier —"

„Nun, wenn Sie hier nichts weiter brauchen als einen Makler," fiel sie lebhaft ein, „der soll Ihnen nicht fehlen. Oder eine Maklerin ist in diesem Falle wohl besser. Und wenn Sie mich etwa nehmen wollen, will ich es billig machen."

„Mein Gott, wenn Sie das für mich thun wollen —" stammelte er verwirrt, „aber solche große Güte verdiene ich ja gar nicht. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken sollte —"

„Aber ich sag' Ihnen ja, ich mache es billig," unterbrach sie ihn abermals, „Sie brauchen dafür im Herbst, wenn Sie Ihr Capitänsexamen gemacht haben, nur von meinen Schiffen eins zu übernehmen, da rechnen wir nachher schon ab."

Er beugte sich tief nieder und küßte ihr schweigend die Hand.

„Dann können Sie eine Frau ganz gut ernähren," fuhr sie gleichmüthig fort, „schon gleich von Anfang, und nachher mit jedem Jahre besser; die Zeiten sind nicht schlecht, ein ordentlicher Mensch kann etwas zurücklegen. Und das Mädchen ist zwar nicht reich, aber an einer kleinen Aussteuer wird es ihr doch nicht fehlen; da lassen Sie sich von ihr nichts einreden, wenn Sie Ihnen etwa mit dieser Sache kommen will und darum zimperlich thut. Ich weiß es zufällig, sie kriegt eine Aussteuer, nämlich von einer alten Freundin her, die sie ihr ausgesetzt, aber bisher davon geschwiegen hat. Die Kleine soll erst davon erfahren wenn sie wirklich Braut ist. Besagte alte Freundin ist nämlich eine ziemlich verrückte Person und steckt voller Schrullen und sogar voll allerhand Bosheiten. — Nun, so können wir denn getrost an die Maklerarbeit gehen. Ihren Auftrag also hab' ich?"

„Ich muß ja aber heut' Abend noch in See gehen," wendete er schüchtern ein, „wie soll ich da grade vorher —"

„Drum eben haben wir Eile," versetzte sie schnell, „also halten Sie mich nicht auf. Ich will auf der Stelle gehen. Und Sie können inzwischen die Ringe besorgen."

„Wenn sie nun aber Nein sagt?" fragte er bedenklich. „Und ich fürchte trotz alledem mehr als ich hoffe."

„Dann verwahren Sie die Ringe für den nächsten Fall. Ein junger Mann sollte überhaupt immer Verlobungsringe in der Tasche tragen, er weiß ja nie, was ihm passirt. Im Uebrigen aber: glauben Sie wirklich, sie könnte Nein sagen, wenn ich für Sie werbe? So etwas gibt's nicht. Ich denke, Völz, Sie sollten mich kennen. Ich fang' kein Geschäft an, wenn ich nicht im Voraus weiß, es wird glücken. Ich sage, kaufen Sie die Ringe, schon allein damit Sie eine Beschäftigung haben; sonst zappeln Sie sich ja todt vor innerer Unruhe, bis Sie die Antwort kriegen."

„Da könnten Sie fast recht haben," seufzte der Steuermann leise.

Gemüthsruhig nahm sie nunmehr ihren Umhang aus dem Spinde und trippelte auf die Thüre zu. Die Klinke in der Hand aber drehte sie sich noch einmal herum und sagte im trockensten Ton, doch mit einem schalkhaften Augenzwinkern:

„Da fällt mir aber ein: Sie sind im Einkaufen von Verlobungsringen gewiß nicht sehr geübt; man könnte Sie übers Ohr hauen. Wie wär's denn, wenn wir tauschten, Sie dies Geschäft lieber mir überließen und dafür das andere selbst besorgten? Geübt sind Sie zwar darin auch nicht: doch übers Ohr gehauen werden Sie da nicht."

Der Steuermann wurde feuerroth und erklärte hastig:

„Lieber ist es mir so. Ich wollte den Vorschlag schon selber machen."

„Nun, dann sind wir einig," sagte Tante Fritzchen, „also grüßen Sie mir das Mädchen — vergessen Sie das nicht; ich weiß genau, sie gibt etwas darauf. Und ich hole nun die Ringe."

Damit schlüpfte sie aus der Thür. Reinhold Völz stand noch einen kurzen Augenblick mit gefalteten Händen. Auf einmal entdeckte er mich in meinem lauschigen Kuchenwinkel, zog mich in die Höhe und küßte mich heftig ab. Mir war das sehr unangenehm, denn sein Bart war rauh, und ich strampelte mich los.

„Ach, die arme Braut!" dachte ich, „die wird's gut haben!" Denn ich verstand schon etwas vom Brautstand.

Und da war er auch schon verschwunden.

Conrad Ferdinand Meyer zum Gedächtniß.

[Nachdruck untersagt.]

So sind sie nun beide dahin, die großen Züricher; acht Jahre nach Gottfried Keller ist Conrad Ferdinand Meyer seinem Landsmann im Tode gefolgt. Sie haben uns noch einmal diesen lieblichen Erdenfleck, von Klopstock besungen, dieses Ufergelände, Goethe'scher Erinnerungen voll, diese Stadt und diesen See theuer gemacht — der Eine, der so gern im vertrauten Schatten von Großmünster und Frauenmünster gewandelt, der Andere, der, die dörfliche Stille liebend, einen jener Hügel sich zum Wohnsitz erkor,

— an dessen Fuß
Zürch in ruhigem Thal freie Bewohner nährt.

Hier, auf der eng umfriedeten Scholle der Heimath, mit dem Blick auf die ferne Größe der Alpenwelt, schufen diese Beiden, fast um dieselbe Zeit und neben einander, Werke, welche wir schon jetzt zu den unvergänglichen der deutschen Literatur zählen.

Wie Basel, die Stadt Holbein's, von je die Kunststadt gewesen, der wir in unseren Tagen Jacob Burckhardt und Arnold Böcklin verdanken, so steht der Ruhm Zürichs als einer deutschen Literaturstadt fest und für immer begründet. Von hier aus, man weiß es, kam mit Bodmer und Breitinger der Anstoß zu jener Bewegung, die langsam, aber stetig zu den Höhen Lessing's und unserer classischen Dichtung führte; und gute Züricher wie Jene, jedoch bessere Poeten, waren auch die beiden Anderen, deren Namen gleichfalls in Zukunft unzertrennlich von einander sein werden. Denn auch sie bedeuten in all' ihrer inneren Gegensätzlichkeit einen gemeinsamen Gipfelpunkt der deutschen Literatur und ein besonders schönes Blatt in der Chronik der Stadt, die mit verdienten Ehren sie hoch hält. Echte Söhne der Schweiz beide, der Eine hervorgegangen so recht aus dem Kern ihres mittleren Standes, der Andere der oberen Schicht angehörend, einem jener Patriciergeschlechter, die man als den untitulirten Adel dieser Bürgerrepubliken bezeichnen kann: so zieht auch, was sich Verwandtes und Unterschiedenes daraus ergibt, durch die Lebensanschauung und das Schaffen beider hin. Beide wären nicht denkbar ohne den gleichen Schweizer Grund und Boden, auf dem sie stehen; aber während aus jedem Worte Gottfried Keller's die urwüchsige Kraft und Eigenart seines Volkes spricht, ist in Allem, was Conrad Ferdinand Meyer gedichtet, etwas — im edelsten Sinne genommen — Aristokratisches. Wie sein anmuthig auf der Höhe von Kilchberg gelegenes, von einem parkartigen Garten umgebenes Haus pietätvoll den Hausrath der Väter und die Porträts seiner Vorfahren bewahrte, so war er selbst gleichsam von der Atmosphäre einer ehrwürdigen Vergangenheit umgeben, und gern verweilt er bei den Traditionen seiner eigenen, wie der Familie Ziegler, mit der er durch seine Gemahlin verschwägert war. „Geboren bin ich in Zürich, den 12. October 1825," erzählt er in einer autobiographischen Aufzeichnung (Reitler, Conrad Ferdinand Meyer. Eine literarische Skizze zu des Dichters sechzigstem Geburtstage. Leipzig, Haessel. 1885). „Mein Geschlecht ist seit mehr

als zwei Jahrhunderten hier einheimisch. Im Jahre 1802, als Zürich von den Truppen der helvetischen Regierung bombardirt wurde, befehligte mein Großvater, Oberst Meyer, die Vertheidigung der Stadt, während mein anderer Großvater, Statthalter Ulrich, der Stellvertreter der helvetischen Regierung, sich hatte flüchten müssen" ... Sein Vater, Regierungsrath Ferdinand Meyer, heißt es dann weiter, sei von sehr zartem Körper, ohne Leidenschaft und von durchaus makellosem Charakter gewesen, „ein überzeugter Verfechter der repräsentativen Republik und ein entschiedener Gegner der Demokratie, deren tumultuarisches Wesen ihn sozusagen körperlich verletzte." „Meine Mutter, Betty Ulrich, war nach dem Urtheile Aller, die sie gekannt haben, eine Frau von großer Liebenswürdigkeit und originellem, aber feinem Wesen, nicht ohne einen Anflug von Melancholie, ‚heiterer Geist und trauriges Herz', wie sie sich selbst charakterisirte." Mit den Zieglers, deren Haus wir nie nach der Nummer, sondern immer nur alter, guter Sitte gemäß nach seinem Zeichen, einem Pelikan, genannt finden, war Conrad Ferdinand Meyer's Mutter schon befreundet gewesen; und in seiner Schwiegermutter, der Wittwe des hochangesehenen Obersten und Mitgliedes des großen Rathes, Ziegler, verehrte der Dichter eine Frau von seltenen Eigenschaften des Herzens und Charakters, deren Andenken als Wohlthäterin der Armen in weiten Kreisen der Züricher Bevölkerung fortlebt. Sie war die Tochter eines Bodmer „Zur Arche", und ihre Mutter war eine Escher aus dem „Felsenhof" — lauter alte Züricher Geschlechter. Von einer anderen Escher, Mathilde, der Erbauerin der St. Anna-Capelle, hat Conrad Ferdinand Meyer „ein Porträt" gezeichnet (Züricher Taschenbuch für 1883), das die Herausgeber seines Nachlasses sich nicht entgehen lassen werden: es ist ein Bild von unvergleichlichem Reiz, knapp in den Umrissen, aber mit den feinsten individuellen Zügen. Im Sommer lebte die Familie Escher auf ihrem am Seeufer gelegenen Landsitze, der schönen „Schipf", in der von Alters her eine weite Gastfreundschaft geübt ward, und hier lesen wir: „Es ist eine Tradition der Schipf, daß zu Ende des letzten Jahrhunderts der fast fünfzigjährige Goethe ihr Gast gewesen sei. Den Saal des oberen Hauses betretend und einen weiten Raum mit einer Orgel erblickend, habe er nach dem Ausrufe: ‚Hier muß man tanzen!' den ganzen Saal wie ein reigenführender Apollo im Tanzschritte durchmessen."

Aus demselben Jahre (April 1883) stammt ein dem Hause Ziegler gewidmetes Festgedicht, ein Hochzeitscarmen: auf rosa Papier gedruckt und goldumrändert liegt es dem Verfasser dieser Zeilen vor, dem es der Dichter einst als „localste Kleinigkeit" gesandt hat.

In des Pelikanes oberstem Raum,
In Zwielicht oder Dämmertraum
Steh'n Ahnenbilder aufgereiht:
Die Züricher Ziegler alter Zeit.
Jahrhundert stößt sich mit Jahrhundert
So kunterbunt, daß man sich wundert:
Zwischen Perücken trotzt ein Bart,
Breit gehalten nach Landsknecht-Art,
Vor gestrengen Richterbrauen
Fächeln sich gepuderte Frauen.
Es schweigt die hohe Societät,
Die unterm Giebel zusammensteht,
Dieweil sie von ihren Werken ruht
Und ein gründliches Schläfchen thut.

Doch nun, von dem fröhlichen Lärm im Hause geweckt, erwachen sie Einer nach dem Anderen —

Den Ahnfrau'n zuckt es durch die Glieder,
Machten gern einmal ein Tänzlein wieder,
Sie regen die wohlgeformten Lippen,
Als ob sie aus einem Gläslein nippen,
Die Wangen beginnen sich zu erhitzen,
Zart färben sich die Nasenspitzen —

Kurz, sie wollen dem jungen Paare auch etwas stiften: das Hochzeitslied, und wenden zu diesem Behufe sich an einen uralten Ziegler, der

vor etlichen hundert Jahren
Auf diesem Erdball herum gefahren

und seiner Zeit als Geiger und Poet bekannt gewesen. Zu diesem erheben sie die Hände:

„Heer Vetter, seyt ein Carmen hin
Für unsre jüngste Frau Zieglerin!"

„Der im Sammt" freilich meint, ein Carmen sei keine Kleinigkeit, läßt sich aber dennoch erweichen —

Er reibt sich sanft die Stirn und schreibt
Conlant, daß die Feder nicht hangen bleibt:

„Bräutlein unten im Festgemach,
Dich grüßen die Ziegler oben im Dach!
Die Ziegler hinter den Spinneweben
Freuen sich, in Dir aufzuleben!
Aus jeder Zeit und jedem Amt,
Menschen waren wir allesammt,
Wir haben geweint und auch gelacht,
Manchen ernsten Possen gemacht,
Wir sind eine lange Lebenskette —
Wiege und Sterbebette —
Die wohl sich noch verlängern mag
Um einen Brautring und Hochzeitstag.
Wir haben noch eine weite Bahn,
Ein Lichtlein zündet das andre an.
Wen senden wir in den Hochzeitssaal?
Frau Freude mit ihrem Sonnenstrahl,
Die aus dem Lebensflämmchen glimmt
Und mit dem Leben den Abschied nimmt!
Freude, redliches Himmelskind,
Du liebst die Herzen, die offen sind!
Wandle, schwebe mit leichtem Schritt!
Bring' der Braut das Kränzlein mit! . . ."

Und dann, damit jeder Gast „ein Stücklein Freude" habe, treten, nachdem das Gedicht zu Ende gesprochen, zwei Kinder in alter Tracht mit einem Körbchen ein und vertheilen das Rosacarmen unter die Festgenossen.

Ein solcher Festschritt der Freude geht eigentlich, trotz eines fast immer dunklen, zumeist tragischen Untergrundes, durch alles Schaffen und Dichten Conrad Ferdinand Meyer's. In künstlerischer Ruhe steht er den Dingen gegenüber: alle Leidenschaften hat er gekannt und dargestellt, er selbst war „ohne Leidenschaft", wie der Vater, „heiterer Geist und trauriges Herz", wie die Mutter. Ein völlig gereifter Mann, trat er in die Literatur; er war fast vierzig, als sein erstes Bändchen „Zwanzig Balladen" erschien, und hatte die fünfzig bereits überschritten, bevor sein Name durch den Roman „Georg Jenatsch" dem größeren Publicum bekannt ward. Eine lange Vorbereitungszeit rastlosen, aber zersplitterten, willkürlichen Studiums und unruhigen Wanderns lag hinter ihm. Er selber spricht von der Ziellosigkeit seines Daseins in jenen Jahren, aus der ihn endlich der Aufenthalt in den romanischen Ländern, die Vertiefung in ihre Kunst und Literatur befreit habe. Wie er die Objectivität seiner politischen und Weltanschauung auf die Mischung des Blutes und jene beiden Großväter zurückführt, die sich im helvetischen Kriege schroff gegenüber standen, so ist auch sein Bildungsgang durch die beiden Culturelemente bedingt worden, die sich in ihm zu schöner Harmonie verbanden. Er machte, wenn man ihn in diesen späteren Jahren auf seinem Besitzthum sah, ganz den Eindruck des vornehmen Herrn, aber eines von gewinnender Güte des Herzens, das volle,

freundliche Gesicht strahlend wie vom Sonnenschein des Glücks, das ihm auf der Höhe des Lebens zu Theil geworden. So zeigt ihn, am besten von allen Bildern, die wir kennen, die prächtige Radirung von Stauffer-Bern, und so erschien er dem Schreiber dieser Zeilen, als er zuerst an einem heißen Augustmittag 1877 den Hügel von Bendlikon nach Kilchberg emporstieg. O der guten Tage von Zürich, als dort unten noch Gottfried Keller zu den Symposien der „Meise" kam, als fern über dem See in Meilen das epheubewachsene Herrschaftshaus der Willes gastlich einlud, und hier oben, in Kilchberg, Conrad Ferdinand Meyer den eintretenden Fremden herzlich begrüßte! Das Jahr zuvor war der „Georg Jenatsch" erschienen, und zwei Jahre später — denn der Dichter überhastete sich nicht — im Novemberheft 1879 der „Deutschen Rundschau", begann „Der Heilige" zu erscheinen, die Reihe jener Novellen und Romane eröffnend, die während der Jahre von 1879—1892 die schönste Zierde dieser Zeitschrift gewesen sind. Ist es nöthig, sie hier ihren Namen nach aufzuführen? Jeder kennt sie; sie sind ein Theil unserer Nationalliteratur geworden; aber auch der „Deutschen Rundschau" wird man es vielleicht in künftigen Tagen noch gedenken, daß es ihr zuerst vergönnt war, mit jedem neuen Werke dem Dichter neue Bewunderer zu gewinnen. Und welche Wonne, sie zu lesen in der schönen Handschrift der Schwester, welcher der Dichter sie zu dictiren gewohnt war! Den letzten dieser Romane, so weit er damals fertig, las er dem Herausgeber dieser Zeitschrift selber vor; und da dies auch sein letztes Begegnen mit Conrad Ferdinand Meyer überhaupt war, mag hier ein Tagebuchblatt Platz finden, das sich darauf bezieht. Es war Ende Mai 1890 — derselbe Mai, wo der über Zürich Heimreisende zum letzten Male dem sterbenden Gottfried Keller die Hand gedrückt hat.

„Auch bei Conrad Ferdinand Meyer, zu dem ich Nachmittags hinauffuhr, war lange nur von Keller die Rede. Wie Meyer mir bereits früher mitgetheilt, war er noch im Winter bei ihm gewesen, hatte ihn erträglich wohl gefunden und zwei Stunden in herzlichem Gespräch an seinem Bette gesessen. Die Beiden, die sich im Leben immer ein wenig fremd und ablehnend gegen einander verhalten hatten, sind mit dem Gefühl innerlicher Versöhnung von einander geschieden; und dieser Gedanke hat für Meyer offenbar etwas sehr Wohlthuendes und Beruhigendes. Er erzählte mir, daß der Kranke bei seinem Eintritt seine Karte zwischen den Händen hin und her bewegt, so daß es ihn zuletzt ganz nervös gemacht und er sie ihm habe fortnehmen wollen. Aber Keller habe ihn gebeten, ihm Etwas darauf zu schreiben, einen Vers; er wolle sie dann in der Hand behalten, wenn er im Grabe läge . . . Auch über seine Schriften habe Keller in dieser letzten Unterredung zweifelnd gesprochen, worauf Meyer ihm aus voller Ueberzeugung erwidert, daß sie die beiden Merkmale der Dauer in sich trügen: sie seien Werke dichterischer Phantasie, hervorgegangen aus der Liebe zu seinem Volke. — Dann in der Stille seines einfachen, aber durchaus künstlerisch anmuthenden Arbeitszimmers, am Schreibtisch sitzend und dem ins Grüne schauenden Fenster zugewandt, las mir Meyer das erste, gerade vollendete Capitel seiner neuen Novelle „Angela Borgia" vor. Er hatte die letzten Seiten an eben diesem Morgen seiner Schwester dictirt. Es ist ein wundervoller Anfang, italienische Renaissancestimmung, mit all' ihrer Schönheit und Verworfenheit glänzend dargestellt . . . Nach dem Kaffee, den wir in Gesellschaft seiner sorglichen Hausfrau und seines eben aus der Schule heimgekehrten Töchterchens Camilla tranken, wandelten wir noch eine Weile in seinem großen Garten mit den alten Nußbäumen und den beiden hohen Pappeln vor der Thür und setzten uns dann in eine schattige Laube, wo wir von der Anhöhe herab durch das niederhängende junge Grün den See bläulich schimmern sahen. Hier trug mir Meyer ein sehr feines Frühlingsgedicht vor, welches er jüngst auf sein Kind — es hat die hellen, blauen Augen des Vaters — gemacht hat; ich habe mir folgende Strophe daraus gemerkt:

Lieb' und Lust und Leben saugen
Will ich aus den Kinderaugen,
In dem Blicke meiner Kleinen
Will ich nach dem Himmel spähn,
Ja, es ist das gleiche Scheinen,
Hier im Blauen, dort im Blauen;
Und dasselbige Vertrauen —
Lenz, wer kann dir widerstehn?[1])

Hierauf sprach er mir von einem neu geplanten Schweizer Roman, „Der Dynast", welcher das Gegenstück zum Jenatsch werden solle, und von einer Tragödie „Kaiser Friedrich II." Es ist immer sein Traum gewesen, ein Drama zu schreiben! Dieses solle durch den Conflict zwischen Kaiser und Kanzler etwas Actuelles bekommen. Er bewunderte die Kühnheit, mit der unser junger Kaiser sich von seinem alten Kanzler getrennt habe. Den deutschen Angelegenheiten ist er von je mit der äußersten Theilnahme gefolgt, immer hat er an den Beruf Preußens geglaubt und seine erste größere Dichtung, „Hutten's letzte Tage", deren Gegenstand ihn schon jahrzehntelang beschäftigt, ward geschrieben im Winter von 1870 auf 71 unter dem unmittelbaren Eindruck jener gewaltigen Ereignisse, aus denen das Deutsche Reich hervorging. Ich erinnere mich, daß Meyer, als im Jahre 1882 die große Prachtausgabe (die vierte) seiner Dichtung erschien, mir schrieb, er hätte wohl gewünscht, sie dem Kronprinzen des Deutschen Reichs (nachmals Kaiser Friedrich III.) zuzueignen, und es nur unterlassen, um Mißdeutungen auszuweichen. Thatsächlich ist das Werk den Beiden in Meilen, mit denen er stets gute Nachbarschaft hielt, Eliza und François Wille, gewidmet: — Letzterer der Freund Heine's und der Corpsbruder Bismarck's aus der Göttinger Zeit. Nach einem Aufenthalt von mehr als drei Stunden bei Meyer schied ich von ihm und Frau und Tochter; er brachte mich an den Wagen, und seine letzten Worte waren: ‚Unverändert wie bisher!' . . . Und wie waren Hin- und Rückfahrt unvergeßlich schön gewesen unter dem blauen Himmel, im goldenen Nachmittagssonnenschein, in dem die Frühlingspracht wahrhaft südlich leuchtete — rothe Kastanien und weiße, Rothdorn, Weißdorn, blauer und weißer Flieder, Goldregen, Magnolien und breitblättrige Palmen, indeß von unten herauf, über den See und seine mit weißen Häusern besäeten Ufer ein kühler Luftzug wehte . . ."

Wer hätte da, als er in voller Rüstigkeit und Frische, unter der Pforte seines Gartens stand, Abschied winkend, so lange die Blicke sich noch erreichen konnten — wer hätte da gedacht, daß es ein Abschied sein werde für immer? Aber kaum ein Jahr, und der Schleier sank nieder . . . Wie viel, was er noch sagen wollte, ist ungesagt, wie viel ungeschrieben geblieben! Wohl hat man überall in der Schweiz und in Deutschland am 11. October 1895 seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert; aber die Huldigungen, die man ihm darbrachte, haben ihn kaum noch berührt. Denn wenn auch von einer schweren Erkrankung körperlich genesen, war doch die frühere Lebendigkeit von ihm gewichen, um nur noch einmal wieder, vor seinem Ende, hell aufzuleuchten. Das Letzte von ihm, was wir einer befreundeten Hand verdanken, sind einige im März 1895 verfaßte Verse auf den Tod der Schwiegermutter, die er innig geliebt und schmerzlich betrauert hat:

Gott hat ihr das Erdeleid vergütet.
Und wir wissen, daß sie uns behütet,
Daß sie segnend blickt auf uns hernieder —
Einstmals sehen wir die Mutter wieder.

O, der Freude! O, der reinen Wonne,
Wenn uns aufgeh'n wird die ew'ge Sonne!
Wenn uns dort, geläutert und gereinigt,
Unsre Mutter wiederum vereinigt.

J. R.

[1]) Das Gedicht ist seitdem gedruckt worden, zuerst in der vierten, vermehrten Auflage seiner „Gedichte" (1891), S. 46, mit der Ueberschrift: „Lenz, wer kann dir widerstehn?"

Zum Aveſta.

Von

Albrecht Weber.

[Nachdruck unterſagt.]

Die Aveſta-Studien haben in den letzten Jahren ſchwere Einbuße erlitten. Der Tod Darmeſteter's († 19. October 1894) war ein ganz unerſetzlicher Verluſt für ſie; hinter ihm drein haben ſie noch zwei ihrer hervorragendſten Vertreter verloren, hoffentlich nicht auf immer, aber doch ſo, daß ſie ſich zunächſt anderen Studiengebieten zugewendet haben. Da iſt es denn hocherfreulich, aus der „Deutſchen Rundſchau" (September 1898, S. 402—437: „Zarathuſtra" von Hermann Oldenberg) zu erſehen, daß ſich ihnen eine neue Kraft, und zwar kein Geringerer als H. Oldenberg, mit voller Energie und Gründlichkeit gewidmet hat. — Mit Recht betont Oldenberg, daß es gar nicht darauf ankomme, ob in der vorliegenden Redaction der Aveſta-Texte, welche erſt in der Saſanidenzeit (von 230 unſerer Zeitrechnung an) ſtattgefunden hat, ſich auch moderne Stücke und Anſchauungen vorfinden, wenn nur im Uebrigen Inhalt und Form derſelben für ihre Authenticität und Alterthümlichkeit eintreten, und in dieſer Beziehung legt er dann volles Gewicht auf die Gâthâ-Stücke, welche er direct als in die Zeit Zarathuſtra's ſelbſt, reſp. ſeiner unmittelbaren Anhänger gehörig bezeichnet, da ſie ſich durch ihren Inhalt als unbedingt ſynchroniſtiſch erweiſen. Solche Texte können nicht wohl hinterdrein auf Grund einer Fiction, als Nachdichtung, entſtanden ſein; ſie tragen den Stempel ihrer Zeit an der Stirn.

Die Lehre des Zarathuſtra erweiſt ſich nach ihnen nicht als ein ſpeculatives Syſtem, ſondern als eine kräftige, praktiſche, auf das einfache hausbackene Leben eines Bauernvolkes ſich beziehende Religion, hervorgegangen aus dem gläubigen, gottbegeiſterten Willen einer beſtimmten Perſönlichkeit, welche mit einem gewiſſen Fanatismus ſogar gegen alles das auftritt, was in der Welt nicht als gut und wahr auf den Träger und Schöpfer derſelben zurückgeht, ſondern im feindlichen Gegenſatze dazu als böſe und unwahr, als Schöpfung des Vertreters des Böſen daſteht.

Es beruht im Uebrigen dieſe als das rein ſubjective Werk eines Propheten erſcheinende Religion auf einer älteren Vorſtufe, welche in die vor-iraniſche Zeit, in die ſogenannte ariſche Periode zurückgeht, in welcher die ſpäteren Iranier und Inder noch ein Volk bildeten. In dieſer Periode hatte ſich neben den aus der indogermaniſchen Zeit herſtammenden, auf reiner Naturſymbolik beruhenden Göttergeſtalten bereits eine Gruppe von Göttern herausgebildet, welche einen weſentlich ethiſchen Charakter trägt und das Streben bekundet, zu einem einheitlichen Gottesbegriff zu gelangen. Die Vertreter dieſer Gruppe ſind in den alten Liedern des

Veda die sieben Âditya (Freien oder Ewigen). Der Führer derselben, der Lebendige (Ahura), ist der gewaltige Varuna, der Gott des dunklen Nachthimmels, der Alles entweder selbst oder durch seine Späher (die Sterne) erschaut, und daher als der allgegenwärtige Rächer des Bösen gilt. An seiner Seite steht zunächst Mitra, der Bei freundliche Gott des lichten Taghimmels und Beschützer alles menschlichen Verkehrs. diesen beiden Göttern liegt somit immerhin noch eine natursymbolische Grundlage vor, während bei den übrigen Âditya: Aryaman „der Freundliche", Bhaga „der Zutheiler", Ança „Antheil, Glücksloos", Daksha „zähe Kraft", Pûshan „Ernährer" (der Name des siebenten wechselt) nur die Beziehung auf die göttliche Thätigkeit dem Menschen gegenüber zum Ausdruck kommt. Aus dieser Gruppe der sieben Âditya hat nun der Prophet des Avesta seinen Ahura Mazda und dessen sechs Gefährten, „die heiligen Unsterblichen" (Ameśa Spenta), gebildet. Wenn schon Ahura eine weit strengere Gestaltung des Gottesbegriffes repräsentirt als die, welche uns in Varuna vorliegt, so ist bei den Namen seiner sechs Genossen überhaupt gar keine Beziehung mehr zu den alten Âditya's nachweislich, vielmehr repräsentiren dieselben durchaus speculative Begriffe. Mitra gehört gar nicht dazu[1]).

Nach Oldenberg's Meinung nun steht diese im Avesta vorliegende monotheistische Richtung im Zusammenhange mit der einheitlichen Gestaltung des iranischen Königthums. Man wird sich hierfür zwar auf die in den Avesta-Texten vorliegenden derartigen Angaben (vergl. den „Erstgestellten der Länder", dahyûnâm fratamadâtô) nicht als Beweis beziehen dürfen, denn das iranische Königthum war ja zur Sasanidenzeit, in welcher die Texte redigirt wurden, eine selbstverständliche Thatsache. Indessen ist Oldenberg's Annahme doch sehr ansprechend. Gerade der Umstand, daß die Entwicklung der Âditya-Gruppe im Veda nicht zu einem so scharf pointirten Monotheismus, wie er uns im Avesta vorliegt, geführt hat, sondern in der Entwicklung stecken geblieben ist, scheint dafür einzutreten, daß es äußere Umstände waren, die hierauf hinwirkten. Man könnte sich etwa denken, daß die in den alten bisher gemeinsamen Sitzen verbleibenden arischen Stammesgenossen durch ihre geographische Lage (es war dies zunächst der Natur der Dinge nach der in den nördlichen Theilen des Landes sitzende und bereits wohl als Bauernstand seßhafte Theil des Volkes) und die damit gegebene Nachbarschaft semitischer Königreiche ihrerseits zu einer stärkeren Hervorkehrung der königlichen Gewalt gelangt waren, während der in den südlichen Districten des Landes noch wesentlich in nomadisirenden Formen sich bewegende Theil der Arier sich gerade dadurch in seiner freien Beweglichkeit gestört und zur Weiterwanderung veranlaßt sah. Factisch gibt es in den Liedern des Rigveda noch kein fixirtes Königthum, sondern nur einzelne zerstreute Stämme mit einer großen Zahl kleiner Fürsten und Herrscher. Die Gruppe der sieben Âditya ist mit dem Weiterwandern der vedischen Arier in den Hintergrund getreten[2]); dieselben hatten andere Dinge zu thun als sich mit Speculationen zu beschäftigen, sie brauchten für ihren Eroberungszug die Hülfe ihrer alten natursymbolischen Götter, die sie bis dahin auf ihren Kriegszügen geleitet hatten, zum Theil unter neuer Gestaltung und Benennung derselben. Nicht unter der Aegide der Âditya, sondern unter der des eigentlich vedischen Volksgottes, des Indra, findet die Eroberung und Besitznahme Indiens statt.

[1]) Obschon er im Uebrigen dem Avesta wohl bekannt ist; er war eben eine dem arischen Volke so liebe Persönlichkeit, daß er auch neben dem Ahura seine Stellung behauptete. Und zwar wurde er in Iran schließlich geradezu zum Genius der Sonne, und sein Dienst hat sich als Sonnendienst über das Abendland ausgebreitet.

[2]) Mittlerweile hatte sich immerhin die Vorstellung von einer Göttermutter Aditi aus dem Namen der Âditya herausgebildet, welcher Name mit ihr jedoch nur dadurch in Zusammenhang steht, daß er auf das Appellativum Aditi Untheilbarkeit oder Ungebundenheit (√dâ theilen oder √dâ binden) zurückgeht. Der Aditi ist dann im weiteren Verlauf die Diti, Mutter der Dämonen (Daitya, Daiteya) als ihr Gegenpart zur Seite getreten

Erſt nach erfolgter Beſiedelung Indiens durch die Arier in der zweiten vediſchen Periode, welche durch die Brâhmana-Texte repräſentirt wird, kommt man auch in Indien zu größeren Königreichen, und gleichzeitig, vermuthlich doch eben auch im inneren Zuſammenhang damit, zu erneuten Zuſammenfaſſungen der göttlichen Geſtalten in einheitliche Gruppen und Formen. (Savitar, dem ſchon in der Rik Sanhitâ als Lenker der Götter und Menſchen ſchöne Lieder gewidmet ſind und der zur Zeit der Bildung der Yajus-Formeln offenbar in erſter Linie ſtand, Prajâpati etc.). Von den Aditya's iſt aber auch dabei nicht mehr die Rede. Wie der Dienſt ihres Führers Varuna während der Einwanderungsperiode durch den Dienſt Indra's verdrängt ward, ſo wird auch dieſer Letztere wieder durch den Dienſt einer der neuen Göttergeſtalten der Brâhmanazeit, den Brihaſpati nämlich, verdrängt. In Indien hat es keinen Propheten nach Art des Zarathuſtra gegeben, welcher dem Beſtreben nach einer monotheiſtiſchen Gottesverehrung einen ebenſo wuchtigen und begeiſterten Nachdruck gegeben hätte wie Dieſer, vielmehr hat ſich umgekehrt dem pantheiſtiſchen Monotheismus der Brâhmana-Texte gegenüber in Buddha ein Prophet gefunden, der mit ebenſo ſtarkem Willen wie Zarathuſtra die unbedingte Unterordnung der Götter, ja der Gottheit, unter den Willen des Menſchen ſich zum Ziel ſetzte, und dieſes Ziel als ein Volksprediger erſten Ranges auch durchzuführen gewußt hat.

Es ſind in dem Bisherigen einige Punkte, in welchen ich von Oldenberg abweiche; ich kann ihm unter Anderem vor Allem darin nicht beipflichten, daß er den vediſchen Varuna als eine Mondgottheit auffaßt. Ich bin vielmehr nach wie vor der Meinung, daß wir in ihm den „Deckenden", d. h. das nächtliche Himmelsgewölbe, den griechiſchen Uranos, zu erkennen haben. Der Mond iſt eine zu milde, weiche, um nicht zu ſagen weibliche Geſtalt (wird daher auch faſt ſtets als *Göttin* verehrt), als daß er dem ſtarren Rächer des Unrechts zu Grunde liegen könnte. Wie Varuna beim „Fortgang" der Sonne ſeinen mit ehernen Säulen verſehenen Wagen beſteigt, worunter eben wohl das dunkle Gewölbe des Nachthimmels zu verſtehen iſt, ſo Mitra nach aufleuchtender Morgenröthe ſeinen goldenen Wagen. Der Mond „*beſchaut*" nur „die Werke des Varuna". Die Siebenzahl der Aditya iſt für eine Beziehung auf die ſieben Planeten von gar keiner Beweiskraft. Zumal wenn Mond und Sonne wegfallen! Denn wie Varuna nicht der Mond, ſo iſt Mitra im Veda auch nicht die Sonne, und die übrigen Âditya-Namen haben erſt recht keine Beziehung zu den Planeten. — Sodann diſſentire ich von Oldenberg darin, daß er Indra als den eigentlichen Kriegsgott ſchon der ariſchen Zeit hinſtellt. Der Gewittergott war natürlich wie den Indogermanen ſo auch den Ariern bekannt, aber er hieß eben wohl noch nicht Indra, erhielt dieſen Namen vielmehr erſt in vediſcher Zeit. Es iſt nicht ganz ſicher, ob Indra im Aveſta überhaupt vorkommt. Die betreffenden Stellen zeigen auch die Namensform Andra. Sicher aber iſt es, daß er im Hom Yaſht nicht unter Denen genannt wird, welche den Haoma verehrten, und daß die Tödtung des Ahi, ſeine Haupttheldenthat im Veda, daſelbſt nicht ihm, ſondern dem Thraetaona zugeſchrieben wird. (Im Veda wird die Tödtung des Ahi außer Indra auch dem Trita zugetheilt.) Sodann hieß der Gegner des Gewittergottes in der ariſchen Zeit noch nicht Vritra. Das im Aveſta entſprechende Wort iſt darin noch, wie übrigens vielfach auch im Veda, reines Appellativum und bedeutet Abwehrer (Feind), Abwehr (Sieg), und auch die Compoſita verethraghna und verethrajan haben mit dem Eigennamen Vritra nichts zu thun.

Einen Abſchnitt vermiſſe ich in Oldenberg's Darſtellung leider gänzlich, nämlich die Beziehungen des Aveſta zum Alten und Neuen Teſtament. Es gab eine Zeit, wo dieſe ein Lieblingsgegenſtand unſerer Theologen waren. Jetzt iſt man ganz ſtill davon geworden, und zwar hauptſächlich wohl darum, weil ſeit einiger Zeit ungünſtige Anſchauungen über das Alter und die Authenticität der Aveſta-Texte bei uns in Gang gekommen ſind, daß man Anſtand zu nehmen hatte, ſich auf

Avesta Anschauungen als alt zu berufen, weil ja die Möglichkeit nicht in Abrede gestellt werden konnte, daß dieselben erst aus ganz moderner Zeit, womöglich aus der Redactionsperiode selbst, herrührten. Indessen bei allen solchen Vergleichungen stützen sich beide Theile gegenseitig selbst, nicht bloß einer den anderen. Finden sich in der Bibel Avesta-Anschauungen, so dient dies unter Umständen gerade zur Begründung der Alterthümlichkeit des Avesta und ist ein Beweis für dieselbe.

Daß der starre Jehovismus der jüdischen Propheten sich durch das Bekanntwerden mit der Lehre des Avesta während des Exils von dieser mächtig angezogen fühlen mußte, liegt auf der Hand. Wir besitzen ein zwar nur im Atharvaveda (4. 16, s. Indische Studien, Bd. 18, S. 66 ff.) überliefertes, aber doch wohl uraltes vedisches Lied von der Allgegenwart Gottes, welches nach Inhalt und Reihenfolge der Verse genau zu Psalm 139 stimmt. Daß eine Uebersetzung dieser Lieder von der einen oder anderen Seite vorliege, daran ist natürlich nicht zu denken, wohl aber daran, daß beide Lieder auf demselben Boden wurzeln, das ist auf dem Geiste, welcher die Lehre des Avesta hervorgerufen hat. Und zwar liegt im Veda wohl ein directes Zeugniß des Wehens dieses Geistes aus der alten arischen Periode selbst vor, während für den Psalm, wenn überhaupt ein Zusammenhang stattfindet, nur an eine Entlehnung vom Avesta her gedacht werden kann. Dafür treten denn noch die übrigen Punkte ähnlicher Art ein, die sich im Alten Testament seit dem Exil vorfinden: die Vorstellung von einem personificirten Princip des Bösen, dem Satanas, von den sieben Erzengeln, von dem Lobsingen der himmlischen Heerscharen, von Seraphim und Cherubim, von dem Himmel als dem Ort des Lobgesanges (garô nmâna im Avesta) ꝛc. Der Einfluß des Avesta beschränkt sich im Uebrigen (s. Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1894, S. 782 f.) nicht bloß auf das Alte Testament, sondern auch die Entwicklung der christlichen Doctrin erscheint sehr erheblich durch ihn beeinflußt. Der Mithra-Dienst der Maga, Mager mit ihrem Nama-Heilgruß, erstreckt sich in den ersten christlichen Jahrhunderten bis nach Rom und Gallien. Die christliche Lehre von der Auferstehung am dritten Tage, von dem Todtengericht, von der Höllenfahrt (Arda Viraf) sind speciell parsisch gefärbt. Das Wort γνῶσις ist in seiner prägnanten Bedeutung (und sogar auch in seiner Etymologie und Bildung) identisch mit dem Zendischen: zanti, sowie γνωστικος mit zendik, und auf die Bildung des Gnosticismus ist sicher nicht bloß der Hellenismus, sondern auch der Parsismus (sowie der Buddhismus und eventuell noch anderweite indische Philosopheme) von Einfluß gewesen, wie dies vor langen Jahren schon Ferd. Chr. Baur und Chr. Lassen dargethan haben. Gerade diese orientalische Beeinflussung der Gnosis wird dazu mitgewirkt haben, daß die christliche Katholicität sich von derselben abwandte.

Als die wichtigste aller dieser Fragen erscheint die nach dem etwaigen Zusammenhange zwischen der Avestischen Trias: Gott, Lehre, Seelen der frommen Gläubigen (Fravashi's), wie sie in der Zusammenfassung der drei heiligsten Gebete des Avesta: yathâ ahû vairyô, ashem vôhû und yenhê hâtãm zu einem Ganzen vorliegt, mit der christlichen Trinitätslehre: Vater, Sohn und heiliger Geist; natürlich ist auch die buddhistische Trias: Buddha, Gesetz und Gemeinde (Buddha, dharma und sangha) heranzuziehen.

Berlin, October 1898.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte December.

Kaiser Wilhelm hat nach der glücklichen Heimkehr von der Orientfahrt am 6. December den Reichstag mit einer Thronrede eröffnet, in der die auswärtige Politik als durchaus friedlich gekennzeichnet wird. Die Beziehungen Deutschlands zu allen auswärtigen Mächten werden als unveränderlich freundliche dargestellt; auch wird als das vornehmste Ziel der kaiserlichen Politik bezeichnet, zur Aufrechterhaltung und immer größeren Festigung des Weltfriedens beizutragen. In diesem Zusammenhange wird dann der Kaiser von Rußland aus Anlaß seiner Anregung einer internationalen Conferenz, die dem Frieden und der bestehenden Ordnung der Verhältnisse zu dienen bestimmt ist, als „theurer Freund" der Sympathie versichert, mit der die deutsche Regierung die auf der Conferenz zu machenden Vorschläge aufnehmen, sorgfältig prüfen und behandeln wird. Als „theurer Bundesgenosse" wird ferner der Kaiser von Oesterreich in demjenigen Theile der Thronrede bezeichnet, indem dem Schmerze und Abscheu über das anarchistische Verbrechen Ausdruck verliehen wird, dem die Kaiserin von Oesterreich zum Opfer gefallen ist.

Die herzlichen Beziehungen zu den beiden Monarchen bekunden, daß der Dreibund, dem Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien angehören, keineswegs im Gegensatze zu dem russisch-französischen Bündnisse steht. Verfehlt waren andererseits die Betrachtungen einzelner Organe des Auslandes, die den Dreibund als erschüttert betrachteten, weil der österreichische Ministerpräsident, Graf Thun, an Maßnahmen der inneren preußischen Politik Kritik üben zu müssen glaubte. Der österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin wird sicherlich nicht ermangelt haben, der deutschen Regierung ausreichende Erklärungen zu geben, und der Leiter der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns, Graf Goluchowski, ist mit den Gebräuchen des internationalen Verkehrs allzu wohl vertraut, als daß er für Mißgriffe des Grafen Thun verantwortlich gemacht werden könnte. Das deutsch-österreichische Bündniß ist zugleich so fest begründet und entspricht in so hohem Maße den Interessen Oesterreich-Ungarns und Deutschlands, daß selbst eine vorübergehende Trübung durch einen parlamentarischen Zwischenfall nicht hervorgerufen werden konnte. Wie der Initiative des Kaisers von Rußland im Hinblick auf die geplante Friedensconferenz, wird auch dem Könige von Italien Anerkennung dafür gezollt, eine internationale Conferenz vorgeschlagen zu haben, die über wirksame Maßregeln gegen die anarchistische Propaganda berathen soll. Auch wird die Bereitwilligkeit hervorgehoben, mit der dieser dankenswerthen Einladung von allen Seiten entsprochen worden ist. Da wurde auch in Bezug auf Italien behauptet, daß es „dreibundmüde" geworden sei, braucht nur auf die Worte hingewiesen zu werden, die König Humbert in diesen Tagen an die Vertretung der beiden italienischen parlamentarischen Körperschaften richtete, als sie ihre Antwort auf die Thronrede

überbrachten. Ebenso betonte der italienische Minister des Auswärtigen jüngst erst das ungeminderte Fortbestehen des Dreibundes, woran auch nichts durch die Thatsache geändert wird, daß Deutschland und Oesterreich-Ungarn sich von den übrigen europäischen Großmächten in der kretischen Angelegenheit getrennt haben.

Abgesehen von dem Defensivzwecke der Tripelallianz, hat eben jede Macht, die ihr angehört, ihre Actionsfreiheit bewahrt, und dies gilt noch mehr auf handelspolitischem Gebiete. In Deutschland wurde denn auch stets der Wunsch gehegt, daß die früher einigermaßen gespannten Beziehungen zwischen Italien und Frankreich sich günstiger gestalten möchten, zumal da nicht bloß die wirthschaftlichen Verhältnisse Italiens unter diesem Gegensatze litten, sondern auch die Gefahr politischer Verwicklungen nicht ausgeschlossen war. Das Handelsabkommen, das zwischen den Regierungen Frankreichs und Italiens vereinbart worden ist, darf daher als eine weitere Friedensbürgschaft bezeichnet werden. Auf Seiten der italienischen Regierung fehlte es seit geraumer Zeit nicht an dem besten Willen, ein solches Abkommen mit Frankreich auf der Grundlage zu schließen, daß dieses seinen Minimaltarif gewährte und dafür den Conventionaltarif bewilligte. Auf diese Weise sollte erzielt werden, daß jede der beiden Nationen die andere auf handelspolitischem Gebiete als „meist begünstigte" behandelte. Aus dem Exposé, das die französische Regierung dem der Deputirtenkammer zur Genehmigung vorgelegten Handelsabkommen beigefügt hat, erhellt, daß am 6. Mai 1897 bereits von Italien „kategorische Eröffnungen" gemacht worden sind, und daß Frankreich sich im Principe bereit erklärte, seinen Minimaltarif auf die italienische Einfuhr anzuwenden, wogegen die französische Einfuhr in Italien dem Conventionaltarife unterliegen sollte. Allerdings wurden von Frankreich sogleich gewisse Vorbehalte erhoben, die sich insbesondere auf die italienische Seide bezogen. Auch sollte der Einfuhrzoll für italienischen Wein eine Erhöhung gegenüber dem Minimaltarife erfahren, während andererseits für nicht weniger als 118 französische Artikel Tarifermäßigungen von Seiten Italiens zu bewilligen wären. Trotz des Entgegenkommens, das die italienische Regierung auch diesen Vorbehalten gegenüber an den Tag legte, geriethen die Verhandlungen ins Stocken.

Méline, der in einem extrem schutzzöllnerischen Systeme das Universalheilmittel für alle wirthschaftlichen Schäden Frankreichs erblickte, befand sich eben noch am Staatsruder. Inzwischen verschlechterte sich die französische Handelsbilanz; die Ausfuhr ging zurück, und die Einfuhr wuchs. Das gegenwärtige Ministerium der französischen Republik ist nun aber nicht mehr in den extrem schutzzöllnerischen Anschauungen Méline's befangen; ja, es weist sogar entschiedene Freihändler wie den Finanzminister Peytral als Mitglieder auf; und als Luzzatti, der frühere Schatzminister im Cabinet Rudini im Auftrage der italienischen Regierung in Paris eingetroffen war, um ein rascheres Tempo in den handelspolitischen Verhandlungen herbeizuführen, sah er nach wenigen Wochen seine Bemühungen vom Erfolge gekrönt. Welcher Nachtheil seit der Aufhebung des Handelsvertrages beiden Ländern erwachsen ist, erhellt aus den statistischen Belegen, die sich in dem französischen Exposé befinden. Im Jahre 1887 erreichte die italienische Ausfuhr nach Frankreich einen Gesammtwerth von 307 709 000 Francs und fiel bereits im folgenden Jahre, nach dem Abbruche der handelspolitischen Beziehungen, auf 181 163 000 Francs. Im Jahre 1897 belief sich der Gesammtwerth der Ausfuhr Italiens nach Frankreich auf 131 738 000 Francs, hatte also im Verlaufe eines Jahrzehntes eine Verringerung von etwa 57 Procent erfahren. Was die französische Ausfuhr nach Italien betrifft, so erreichte der Gesammtwerth im Jahre 1887 die Höhe von 326 188 000 Francs, um im Jahre 1897 auf 160 833 000 Francs zu sinken. Diese Zahlen führen eine so beredte Sprache, daß sie auch in Deutschland von den extremen Schutzzöllnern beherzigt zu werden verdienen. Deutlich zeigt sich, welche Einbuße unsere Industrie erleiden würde, wenn wir uns durch eine Art von chinesischer Mauer gegen das Ausland abschließen sollten.

Italien war immerhin in der Lage, für seine Naturproducte, insbesondere für seine agrumi — unter dieser Bezeichnung werden Apfelsinen, Citronen und andere Südfrüchte zusammengefaßt — sowie für seinen Wein sich andere Absatzgebiete zu erschließen. Andererseits verzichtete man jenseits der Alpen auf die „articles de Paris“ und stellte sie entweder im eigenen Lande her oder bezog sie aus Staaten, mit denen man sich nicht im Zollkriege befand. Es wird daher längerer Zeit und großer Anstrengungen von Seiten der französischen Industrie bedürfen, ehe die Ausfuhr wieder die frühere Höhe erreicht. In Italien fehlt es auch nicht an Stimmen, die sich in dem Sinne vernehmen lassen, daß das Handelsabkommen sich zunächst als vortheilhafter für Frankreich erweisen würde. Es wird darauf hingewiesen, daß die italienische Ausfuhr von Wein, die früher so bedeutend war, weil die französischen Weinberge zum Theil von der Phylloxera zerstört waren, nicht mehr in derselben Weise in Betracht kommen könnte. Richtig ist jedenfalls, daß der italienische Wein, ebenso wie der spanische vielfach zur „Herstellung des Bordeaux“ benutzt wurde. So kann man z. B. unweit der spanischen Grenze, in Cette, die nach vielen Tausenden zählenden Gebinde spanischen Weins wahrnehmen; das Recept für die Metamorphose des spanischen und italienischen Weins in französischen wird denn auch in Zukunft nicht verloren gehen; nur wird allerdings in Spanien bereits Klage darüber erhoben, daß die eigenen Producte in Folge des französisch-italienischen Handelsabkommens in den Hintergrund gedrängt werden könnten.

Zunächst muß abgewartet werden, wie sich die Parlamente in Italien und Frankreich zu diesem Abkommen stellen werden. In Italien legte sowohl die Rechte unter der Führung des Marchese di Rudini und des früheren Ministers des Auswärtigen, Visconti-Venosta, als auch die radicale Partei stets großes Gewicht auf gute Beziehungen zu Frankreich. Da nun die gegenwärtige Regierung der Linken unter der Leitung des Generals Pelloux die Vereinbarung geschlossen hat, darf als gewiß gelten, daß diese trotz verschiedener Einwendungen von der Deputirtenkammer und dem Senate genehmigt werden wird. Aber auch in Frankreich werden die Stimmen Derjenigen verhallen, die im Stile des früheren Conseilpräsidenten Méline mit dem extrem schutzzöllnerischen Systeme eine Art von Götzendienst treiben. Als wenig zutreffend erweisen wird sich jedenfalls die Meinung eines Pariser Blattes, das das Handelsabkommen zwar billigt, als ein Motiv für die Annahme jedoch anführt: „Der Eindruck der Enttäuschung, der durch die Nachricht der Unterzeichnung der Convention in den Ländern hervorgerufen worden ist, wo man ein Interesse daran hat, uns mit Italien entzweit zu sehen, ist ein neues und wirksames Argument zu Gunsten der Verhaltungslinie, die wir anempfehlen.“ Gerade das Gegentheil ist richtig; und zwar gilt dies nicht bloß von den Mächten, die im Dreibunde mit Italien vereinigt sind und dessen wirthschaftliche Stärkung mit Genugthuung begrüßen, sondern auch von England, dessen gemeinsame Interessen mit Italien im Mittelländischen Meere nach wie vor fortbestehen.

An Widerspruch gegen das italienisch-französische Handelsabkommen wird es von Seiten der Schutzzöllner unter der Führung Méline's nicht fehlen. Das Ansehen dieses Politikers ist jedoch stark abgeblaßt, seitdem er nicht nur durch die Handelsbilanz in Bezug auf die wirthschaftlichen Verhältnisse widerlegt worden ist, sondern auch in der Dreyfus-Angelegenheit eine arge Schlappe erlitten hat. Trieb er doch denselben Fetischdienst, wie mit dem „Universalheilmittel“ seiner Schutzzölle, auch mit der „rechtskräftig entschiedenen Sache“, hinter der er und sein Ministerium sich verschanzten, sobald in den Kammern triftige Gründe für die Revision des Dreyfus-Processes angeführt wurden. Wie grundlos dieser Einwand von Anfang an war, ergibt sich daraus, daß die französische Gesetzgebung selbst ganz bestimmte Modalitäten für die Wiederaufnahme einer „rechtskräftig entschiedenen Sache“ vorgeschrieben hat. So war es denn auch das Ministerium

Brisson, das die Revision des kriegsgerichtlichen Urtheils gegen den Capitän Dreyfus in die Wege leitete. Schritt für Schritt rückt das neue Verfahren vor, dessen Ausgang sich noch klarer vorhersehen ließe, wäre nicht von der mit dem großen Generalstabe gemeinschaftliche Sache machenden Militärpartei eine neue Frage, die auf den Oberstlieutenant Picquart bezügliche, geschaffen worden. In der Deputirtenkammer ist es deshalb zu einer lebhaften Auseinandersetzung gekommen, bei der das neue Ministerium Dupuy Farbe bekennen sollte. Daß der Militärgouverneur von Paris, General Zurlinden, mit seinem Vorgehen gegen den früheren Leiter des Nachrichtenbureaus im großen Generalstabe bezweckte, den classischen Zeugen für die Unschuld des Capitäns Dreyfus und die Schuld des Commandanten Esterhazy unschädlich zu machen, drängte sich jedem unbefangenen Beurtheiler sofort auf. Wäre es in einem kriegsgerichtlichen Verfahren gelungen, den Oberstlieutenant Picquart als Fälscher und Verräther militärischer Geheimnisse verurtheilen zu lassen, so hätte sich der Cassationshof in einer mißlichen Lage befunden, da nicht bloß der Hauptzeuge im Revisionsverfahren beseitigt worden wäre, sondern auch die Schuld des Capitäns Dreyfus eine neue Stütze erhalten hätte.

Bezeichnend ist nun, daß Diejenigen, die sich am entschiedensten der Ermittlung der Wahrheit entgegenstemmten, mit dazu beitragen müssen, Klarheit zu schaffen. Wie der frühere Kriegsminister Cavaignac durch die Entlarvung des Fälschers Oberstlieutenant Henry den hauptsächlichen Anstoß gab, daß das Cabinet Brisson den Cassationshof zur Einleitung der Revision veranlaßte, sind es auch Mitglieder des früheren Ministeriums Dupuy, unter dem der Capitän Dreyfus verurtheilt wurde, die nunmehr in öffentlicher Kammersitzung bekennen mußten, was damals gefehlt worden ist. „Ich hatte die Ehre," betonte der frühere Minister des Auswärtigen, Poincaré, unter Anderem, „im Jahre 1894 der College meines Freundes Dupuy zu sein. Ich hatte die Pflicht, mich aufklären zu lassen; wie meine Freunde Barthou, Leygues und Delcassé habe ich die Verhaftung des Capitäns Dreyfus erst vierzehn Tage später durch einen Zeitungsartikel erfahren." Der Kriegsminister in demselben Cabinet, General Mercier, war es, der in dieser eigenmächtigen Weise vorging. Der frühere Minister des Auswärtigen, Poincaré, constatirte denn auch, daß er und seine Collegen niemals von einem anderen Belastungsdocumente als dem „bordereau", insbesondere nicht von einem diplomatischen oder geheimen Actenbündel sprechen hörten, und daß niemals von einem Geständnisse des Capitäns Dreyfus die Rede gewesen sei, das der Capitän Lebrun-Renaud übermittelt habe. General Mercier war es wiederum, der von einem früheren Kriegsminister, Cavaignac, als der Gewährsmann für die Angaben über dieses Geständniß bezeichnet wurde, dessen Existenz von anderer Seite mit aller Entschiedenheit bestritten wird. Man wird auch kaum bei der Annahme fehlgehen, daß General Mercier einen großen Theil der Verantwortlichkeit für die Gesetz- und Rechtswidrigkeiten trägt, die im Dreyfus-Processe verübt worden sind. Oberstlieutenant Henry und der Commandant Esterhazy, die im eigenen Interesse gefälscht und verrathen hatten, wollten sich später aus der Schlinge ziehen, und der Eine hat bereits seine schwere Schuld mit dem Tode gebüßt, während der Andere flüchtig geworden ist.

Als ein Sieg der „intellectuels" darf es bezeichnet werden, daß die Wahrheit sich unaufhaltsam Bahn bricht. Wie arg verspottet wurden die Schriftsteller, die Gelehrten, die Mitglieder der freien Künste, als sie, der irregeführten öffentlichen Meinung in Frankreich Trotz bietend, die Revision des Dreyfus-Processes forderten! Was ein Ehrenname sein sollte, die Bezeichnung: „intellectuels", wurde zum Hohne, und selbst ein Kritiker von dem Rufe Brunetière's trug kein Bedenken, in diesen Spott einzustimmen, der sich nun gegen dessen eigene Urheber richtet.

Während in Frankreich die gesammte innere Politik durch die Revisionsangelegenheit beherrscht wird, tagte in Paris die amerikanisch-spanische Commission,

die mit der Aufgabe betraut war, die Friedensbedingungen festzusetzen. Der Friedensvertrag selbst ist am 10. December zur Unterzeichnung gelangt. Allerdings muß dieser noch dem Congresse der Vereinigten Staaten von Amerika und den parlamentarischen Körperschaften Spaniens unterbreitet werden. In der Botschaft, mit der der Präsident der Vereinigten Staaten, Mac Kinley, am 5. December den Congreß eröffnete, ließ er sich eingehend über den Krieg mit Spanien vernehmen, indem er von der Voraussetzung ausging, daß Spanien den Anlaß zu diesem Kriege geboten habe, da es der Regierung dieses Landes nicht gelungen sei, den Frieden auf Cuba herzustellen, wo wichtige amerikanische Interessen in Betracht kamen. Wenn nun aber in der Botschaft auch der „Zerstörung" des Kriegsschiffes „Maine" Erwähnung geschah, so muß darauf hingewiesen werden, daß von spanischer Seite mit aller Bestimmtheit jede Verantwortlichkeit für den Untergang dieses Schiffes abgelehnt worden ist. Auch kann kein Zweifel darüber obwalten, daß nur eine gemeinsame Untersuchung hätte feststellen können, ob in der That die Katastrophe des mit „der Ausführung einer internationalen Höflichkeitsmission" beauftragten Kriegsschiffes „Maine" der spanischen Regierung unmittelbar oder mittelbar zur Last gelegt werden darf.

Mit besonderem Interesse sah man den Ausführungen der Botschaft über die Zukunft Cuba's entgegen. Nachdem der Präsident Mac Kinley hervorgehoben hatte, daß die Räumung der großen Antille nicht vor dem 1. Januar 1899 bewirkt sein könnte, fügte er hinzu, er verschiebe die Erörterung über die Frage der Verwaltung der neuen Besitzungen bis nach der Ratification des Friedensvertrages. Inzwischen soll die gegenwärtige Militärherrschaft bestehen bleiben, bis Ruhe und eine ständige Verwaltung hergestellt worden sind. Zugleich wurde in der Botschaft die Nothwendigkeit betont, engere wechselseitige Handelsbeziehungen mit Cuba zu schaffen, dessen Industrie zu ermuthigen und die Bevölkerung der Insel in dem Bestreben zu unterstützen, das darauf abziele, eine freie, unabhängige Regierung zu bilden, die im Stande wäre, alle internationalen Verpflichtungen zu erfüllen und den Frieden unter den Bewohnern der Insel zu fördern.

In Bezug auf die Philippinen läßt die Botschaft klare Ausführungen vermissen. Wohl aber betonte der Präsident, die Vereinigten Staaten seien keine gleichgültigen Zuschauer bei den außerordentlichen Ereignissen in China geblieben, wodurch Theile der Seeprovinzen dieses Reiches unter die Verwaltung verschiedener europäischer Mächte gekommen sind. Die Rechte der amerikanischen Staatsbürger und der Bedarf an Hauptproducten der Vereinigten Staaten, der sich in Ostasien herausgebildet, soll nun nach der Auffassung Mac Kinley's nicht durch eine ausschließende Behandlung von Seiten der neuen Besitzer geschädigt werden. Vielmehr berechtige die Stellung der amerikanischen Nation, die über weite Küsten am Stillen Ocean verfüge und ihren directen Handel nach dem äußersten Orient beständig ausdehne, sie zu der Forderung, in dieser Richtung berücksichtigt und freundlich behandelt zu werden. Im Hinblick auf die Verpachtung von Kiautschou, Weihaiwei, Port-Arthur und Talienwan, sowie auf die Ankündigung, daß diese Häfen dem internationalen Handel offen sein sollen, wird in der Botschaft der Erwartung Ausdruck verliehen, daß keine differentielle Behandlung der amerikanischen Staatsbürger und ihres Handels sich in den bezeichneten Gebieten herausstellen würde. Es wird denn auch die Ernennung eines Ausschusses empfohlen, dessen Aufgabe die Prüfung der auf Handel und Industrie bezüglichen Bedingungen Chinas sein soll, damit der Markt für amerikanische Rohproducte und Fabrikate erweitert werden könne. Andererseits befinden sich bereits in Tientsin amerikanische Kriegsschiffe, um die Vorgänge im Auge zu behalten, während eine Abtheilung Marinemannschaften nach Peking geschickt worden ist, um dem Gesandten der Vereinigten Staaten denselben Schutz angedeihen zu lassen, den die anderen Nationen für ihre diplomatischen Vertreter angeordnet haben.

Die Beziehungen zu Großbritannien werden in der Botschaft als fortdauernd höchst freundlich bezeichnet. In England hat man wohl eine wärmere Anerkennung der guten Dienste erwartet, die dessen Regierung im spanisch-amerikanischen Kriege geleistet. Allerdings beruft sich der englische Colonialminister Chamberlain in der Rede, die er am 8. December zu Wakefield in Yorkshire gehalten hat, auf die Botschaft Mac Kinley's, um der Erwartung Ausdruck zu geben, daß in Zukunft die Engländer nicht die einzigen Wächter der „offenen Thür" sein würden. Mit Recht durfte Chamberlain zugleich betonen, daß, wie die Vereinigten Staaten und Großbritannien, auch Deutschland und Japan ein wichtiges handelspolitisches Interesse daran haben, durch die Besitzergreifungen im äußersten Orient den Handel mit China allen Mächten gleichmäßig erschlossen zu sehen. Andeutungen einer Allianz zwischen England und den Vereinigten Staaten vermochte Chamberlain jedoch aus der Botschaft Mac Kinley's nicht herauszulesen, und es ist bezeichnend, daß der englische Staatsmann sich vielmehr an „gewisse deutsche Freunde" wendet, um zu betonen, daß es, wie mittelst eines freundschaftlichen und ehrlichen Gedankenaustausches festgestellt worden sei, sehr wichtige Fragen gebe, durch die die deutschen Interessen ebenso wie die englischen berührt werden. In Deutschland kann es nur Zustimmung finden, wenn Chamberlain die Hoffnung äußert, daß in Zukunft die beiden Nationen, die größte Flottenmacht der Welt und die größte militärische Macht, sich häufiger einander nähern, und daß ihr gemeinsamer Einfluß im Interesse des Friedens und des freien Handels angewendet werden könne. Der englische Colonialminister bezeichnet zugleich die „entente" mit Deutschland als einen nicht geringen Erfolg, und da er es nicht an der Einschränkung fehlen läßt, daß England nicht die Mitwirkung Deutschlands verlangen würde, wenn jemals die Interessen der beiden Länder nicht die gleichen wären, so dürfen die deutschen Freunde Großbritanniens, an denen es nie gefehlt hat, durchaus zufrieden sein.

Was nun diese „entente" betrifft, so handelt es sich zunächst um das Abkommen, das zwischen der deutschen und der englischen Regierung behufs Abgrenzung gewisser Interessen geschlossen worden ist. Man wird hierbei freilich nicht an ein Bündniß denken dürfen, wie es durch den Dreibund oder den Zweibund dargestellt wird. Nach zuverlässigen Mittheilungen richtet denn auch das englisch-deutsche Einvernehmen keinerlei Spitze gegen irgend welche andere Großmacht; und es darf hervorgehoben werden, daß vor der Abschließung des Uebereinkommens die russische Regierung von deutscher Seite befragt worden ist, ob sie Einwendungen gegen die Vereinbarung geltend zu machen habe. Da Graf Murawiew dies ausdrücklich verneinte, kann als feststehend gelten, daß weder die russische noch die französische Interessensphäre durch die englisch-deutsche „entente" berührt oder gar verletzt wird. Die Rede Chamberlain's ist also trotz ihres oratorischen Schwunges nicht geeignet, bei den Mächten des Zweibundes Mißtrauen zu erwecken, zumal da Deutschland nach wie vor großes Gewicht darauf legen wird, mit Rußland freundnachbarliche Beziehungen zu pflegen und das ungestört friedliche Verhältniß zu Frankreich aufrecht zu erhalten. Der deutsche Staatssecretär des Auswärtigen, Herr von Bülow, hat daher mit Fug in seiner aus Anlaß der Budgetberathung am 12. December im Reichstage gehaltenen bedeutsamen Rede, die von Neuem für die hohe diplomatische Begabung und den politischen Tact dieses ausgezeichneten Staatsmannes vollgültiges Zeugniß ablegte, bei der Erörterung des Verhältnisses zu auswärtigen Staaten in Bezug auf Großbritannien hervorgehoben, daß Deutschland mit diesem in manchen Punkten zusammengehen könne und wolle „ohne Schädigung anderer werthvoller Beziehungen".

Literarische Rundschau.

Beiträge zur Culturgeschichte des Rheinlandes.

[Nachdruck untersagt.]

Unter den Kämpfen der Gegenwart das Andenken an die Vergangenheit nicht zu vergessen, ist eine der vornehmsten Aeußerungen wahrer Cultur. Unser viel gescholtenes Zeitalter steht in der Pietät, die „Aeltestes bewahrt mit Treue", hinter keiner anderen Periode zurück. Bei uns in Deutschland zumal ist die Freude an der Vorzeit durch den Aufschwung, den das ganze Dasein unserer Nation durch ihre staatliche Einigung erfahren hat, wesentlich erhöht worden; sie gibt sich aller Orten in der sorgsamen Pflege, vielfach in der Wiederherstellung der Baudenkmäler kund und ruft auch auf dem literarischen Gebiete eine reiche Fülle von Veröffentlichungen hervor, denen in weiteren Kreisen, als dies früher der Fall war, Beachtung zu Theil wird.

Eine der stattlichsten Publicationen dieser Art, die von dem Freiherrn Cornelius Heyl zu Hernsheim seiner Vaterstadt Worms gewidmete „Geschichte der rheinischen Städtecultur", deren erster Band im Maiheft 1898 der „Deutschen Rundschau" angezeigt worden ist, hat so lebhaften Anklang gefunden, daß eine zweite Ausgabe in Lieferungen veranstaltet wurde. Inzwischen schreitet das Werk rüstig fort; der zweite Band[1]) liegt bereits vor, und der dritte ist dem Vernehmen nach so weit gefördert, daß er voraussichtlich noch vor Schluß des Jahres erscheinen wird.

Während der erste Theil die Zeit von den vorgeschichtlichen Anfängen bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts umfaßt hatte, wird im zweiten die „Geschichte der rheinischen Städtecultur bis gegen das Ende des Mittelalters" fortgeführt. Mit „der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit", die über Deutschland nach dem Untergang der Hohenstaufen hereinbrach, hub die Periode des Faustrechts und der unaufhörlichen Fehden an, gegen welche die Städte sich durch Bündnisse zu schützen suchten. Der große rheinische Städtebund, an dessen Begründung das Dreiblatt am linken Rheinufer, Worms, Speier und Mainz, den Hauptantheil nahm, ist für den Bestand, die Kraft und den Werth des deutschen Städtewesens von kaum geringerer Bedeutung gewesen als der seemächtige Bund der Hansa im Norden. Beide hat man neuerdings für die Zersplitterung des Reiches mit verantwortlich machen wollen. Aber wo der Kaiser nichts ist, da hat er sein Recht verloren: in den Jahrhunderten, in denen die Kaiser das Reich sich selbst überließen, um Haus-

[1]) Geschichte der rheinischen Städtecultur von den Anfängen bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der Stadt Worms. Herausgegeben im Auftrag von Cornelius W. Freiherrn Heyl zu Hernsheim durch Heinrich Boos. Mit Zeichnungen von Joseph Sattler. Zweiter Theil. Berlin, J. A. Stargardt. 1897.

machtspolitik zu treiben, war das Zusammenstehen der Städte einfach eine Pflicht der Selbsterhaltung, und daß sie mit zäher Beharrlichkeit und mit Erfolg geübt worden ist, hat unserer Nation den wichtigsten Träger ihrer Cultur gerettet.

Leicht ist den deutschen Städten dieser Kampf ums Dasein wahrlich nicht gemacht worden, namentlich auch den dreien nicht, deren Lage am Mittelrhein sie Angriffen von den verschiedensten Seiten aussetzte, während ihr durch Handel, Verkehr und Gewerbefleiß immer wieder rasch erblühender Wohlstand die Begehrlichkeit der kleinen Landesherren und der raufluftigen Ritterschaft ringsum auf sie lenkte. Dazu der immerwährende Zwist mit dem Clerus, der in diesen drei Bischofsstädten der rheinischen Pfaffengasse von jeher besonders warm gesessen und von jeher mit Aufwendung aller weltlichen und geistlichen Waffen sie dem Krummstabe völlig unterwürfig zu machen gestrebt hat. Zwiespältige Bischofswahlen, in der langen Zeit des Kirchenschisma keine Seltenheit, trugen zur Verschlimmerung dieser Lage bei; es ist nicht zu sagen, wie oft Worms im Kirchenbann gewesen ist, und welches Aufwandes städtischer Diplomatie es bedurft hat, um die zahllosen Pfaffenhändel durch „Machtungen" beizulegen und zu schlichten. Endlich innerhalb der Stadtgemeinde der erbitterte und langwierige Kampf zwischen den Geschlechtern und den Zünften, ein Kampf, der beiderseits mit rauher Faust und scharfen Waffen geführt worden ist und nicht selten Mord und Brand im Gefolge gehabt hat.

Die ausführliche Schilderung aller dieser Wirren prägt dem Text des vorliegenden Bandes eine hier und da ermüdende Eintönigkeit auf, deren Colorit durch die großen Plagen jenes Zeitalters, Pest und Geißler, Judenverfolgungen und Hussitennoth noch verdüstert wird. Sparsamer noch als im ersten Theile wird die Chronik der Leiden, welche Worms zu erdulden gehabt hat, durch Ausblicke in die innere Entwicklung der Stadt und durch Culturbilder unterbrochen, und auch bei ihnen ist die dunkle Seite des Mittelalters stark in den Vordergrund gerückt, die Freude an schrecklichen, martervollen Strafgerichten und die Unerbittlichkeit in der Unterdrückung abweichender Meinungen. Mit einem gewissen Behagen verweilt der Verfasser bei dem Kampf gegen das Verbrecherthum; er mißt den Gaunern jener „guten alten Zeit" eine Arbeitstheilung bei, welche derjenigen in den großen Städten der Gegenwart nahe komme, und führt uns rings um die Stadt zu den zahlreichen Richtstätten, auf denen, ebenfalls mit einer gewissen Arbeitstheilung, gehängt und aufs Rad geflochten, geköpft und verbrannt, das Abschlagen der Hände und das Brandmarken besorgt wurde. „Falschmünzer werden vor der St. Andreaspforte in einem Kessel gesotten. Im Allgemeinen war die Strafjustiz in Worms sehr milde." Den Abschluß bildet eine Musterung der Vorboten der socialen Revolution, welche in den Bauernkriegen des Reformationszeitalters Süddeutschland mit rauchenden Trümmern erfüllen sollte.

Dem Illustrator ist es schwer geworden, gegen den Druck anzukämpfen, welcher ihm durch die dunkle Farbe des Textes auferlegt war. Dem Grausigen, das sich reichlich darbot, ist Joseph Sattler vollauf gerecht geworden. In zweien seiner Vollbilder sehen wir den Tod, der einmal auf einem den Rhein hinab treibenden Floß in schwarzer Kutte unheimlich vor sich hinstarrt, und der das andere Mal, in Landmannestracht bei der Schnitterarbeit begriffen, sich nach den darnieder Gemähten umschaut. Auch an packenden Darstellungen des Faustrechts fehlt es nicht; hier sehen wir die Städter bei der Ausjochung einer Raubritterburg, dort wehren sie von der Stadtmauer mit Eisen und Feuer den feindlichen Angriff ab. Aber wo es, ohne dem Text Zwang anzuthun, möglich war, hat der Künstler seinen Zeichnungen einen Tropfen versöhnenden Humors beigegeben. So in den Charakterköpfen der Handwerker, welche das Capitel vom Aufkommen der Zünfte einleiten, und in dem Doppelbild, worin die große Rolle der Weinschankfrage in den Händeln mit der Pfaffheit deutlicher als im Text vor die Augen geführt wird. Und während die größte Leistung der rheinischen Städtecultur, die Erfindung der Buchdruckerkunst, vom Verfasser nur nebenher in der Erzählung der Zeithändel

erwähnt ist, hat der Maler das Schlußbild des ganzen Bandes Johannes Gutenberg und seinen weltverbreitenden Lettern gewidmet, indem es eine der ältesten Buchdruckerpressen in voller Arbeit zeigt.

Alles in Allem eine schwere Kost, dieser Band, und nicht leicht, sich durch ihn hindurch zu arbeiten, weil der Verfasser bei den Lichtseiten des städtischen Lebens zu wenig und nicht nachdrücklich genug verweilt. An ihnen kann es auch damals nicht gefehlt haben. Worms, dessen ganze Geschichte mit der des Rheinweins eng verflochten ist, wird auch während des Zeitalters des Faustrechts und der Ritterfehden ein Hauptsitz rheinischen Frohsinnes gewesen sein. Erinnern wir uns des Panegyrikus auf Deutschland, den gerade um diese Zeit ein Mann von scharfer Beobachtungsgabe, Aeneas Sylvius Piccolomini, verfaßt hat, und des Lobes, das darin dem Glanz der deutschen Städte und der Feinheit ihrer Bürger gewidmet worden ist. Aus eigener Anschauung hat der am Rhein wohlbewanderte Cardinal, der nachherige Papst Pius II., die Wohlhabenheit und die Cultur der freien Reichsstädte besonders hervorgehoben; auch an der Schönheit und Liebenswürdigkeit der rheinischen Frauen ist der Kirchenfürst nicht so achtlos vorübergegangen, wie der Verfasser der rheinischen Städtecultur dies für geboten zu halten scheint.

Von dieser Unterlassungssünde hat sich der Herausgeber eines vor Kurzem erschienenen rheinischen Familienbuches[1]) auf das Erfreulichste frei zu halten verstanden. Vielmehr ist in seiner Schrift, welche die Familienerinnerungen zweier in Bonn und Köln hochangesehenen Geschlechter und ihrer weitverzweigten Verwandtschaft sorgfältig und geschmackvoll zusammenstellt, neben der Rührigkeit und dem Frohsinn der rheinischen Männer auch der Anmuth und Tüchtigkeit der Rheinländerinnen die gebührende Ehre erwiesen. Dem schön ausgestatteten und durch eine reiche Sammlung von Familienbildnissen geschmückten Buch liegen Aufzeichnungen zu Grunde, welche ein Oheim des Herausgebers, der zu Wertheim am Main verstorbene Archivrath Dr. Alexander Kaufmann, hauptsächlich nach den Erzählungen seiner Mutter niedergeschrieben hatte. An diese Aufzeichnungen reihen sich archivalische Forschungen, sowie eigene Erinnerungen des Herausgebers an. So zieht eine stattliche Reihe von Männern an uns vorüber, die im vorigen und in der ersten Hälfte des jetzigen Jahrhunderts in der rheinischen Metropole und ihrer näheren Umgebung im Staats- und Gemeindedienst, in Kirchenämtern und als Vertreter der Wissenschaft, als kluge Kaufleute und als tapfere Soldaten gewirkt haben. An die Räthe und Feldhauptleute der Kurfürsten von Köln reihen sich würdige Stadtoberhäupter rheinischer Gemeinwesen; beide werden in den Tagen der Fremdherrschaft vorübergehend von Commissarien der französischen Republik, wie Präfecten und Officieren des Napoleonischen Kaiserreiches, abgelöst, die aber bald den Männern Platz machen, welche unter dem Scepter der Hohenzollern den preußischen Staat das ihm Anfangs widerwillig angeschlossene Rheinland in rüstiger Arbeit innerlich anzugliedern und geistig zu gewinnen geholfen haben. Noch vor vierzig Jahren konnte der aus den östlichen Provinzen herstammende Bonner Student im rückhaltlosen Verkehr mit rheinischen Commilitonen, namentlich wenn die Geister beim Wein auf einander platzten, gelegentlich nicht aus Schmeichelei sich einen Altpreußen nennen hören. Jetzt blickt von dem schönsten Aussichtspunkte von Bonn, dem Alten Zoll, das eherne Bild des alten Ernst Moritz Arndt auf den Rhein hinunter, den er als Deutschlands Strom, aber nicht als Deutschlands Grenze so viele Jahrzehnte behütet hat, und allenthalben stehen auf den besten Plätzen der Städte am Rhein Kriegerdenkmäler zur Erinnerung an die Siege, welche die Söhne des Rheinlandes wetteifernd mit ihren Brüdern aus allen anderen deutschen Ländern auf Frankreichs Schlachtfeldern errungen haben.

---

[1]) Zur Geschichte der Familien Kaufmann aus Bonn und von Pelzer aus Köln. Beiträge zur rheinischen Culturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Paul Kaufmann. Bonn, P. Hanstein. 1897.

Auch wer nicht durch frohe Jugenderinnerungen mit der freundlichen Musenstadt am Rhein verbunden ist, wird die behagliche Schilderung des Patricierhauses zum „Güldenen Kopf" mit Vergnügen lesen, in dessen stattlichen Räumen die Familie von Pelzer ihren gastfreien Haushalt geführt hat. Die Urgroßmutter des Herausgebers war eine schöne, muntere Frau, mit welcher der in Bonn residirende Kurfürst von Köln gern zu plaudern liebte. Durch die Musik und die Literatur zogen sich manche Fäden über den Rhein nach dem damals so fernen Innern Deutschlands hin. Ein Freund des Hauses hatte als Jenenser Student im Schiller'schen Hause verkehrt und war mit Charlotte von Schiller beständig im Briefwechsel geblieben. Als er von ihr das „Lied von der Glocke" zugeschickt erhielt, unterbrach er sein juristisches Colleg, um seinen Zuhörern zu ihrem größten Entzücken das Schiller'sche Meisterwerk vorzulesen. Später trat der in unserem Buche angeführte Familienkreis mit dem ältesten Sohn des Dichters, Ernst von Schiller, der als preußischer Jurist in Köln gestorben ist, in persönliche Beziehungen.

Zahlreich waren die Freunde des Kaufmann-Pelzer'schen Hauses, die sich manches Jahr hindurch auf dem am rechten Rheinufer nahe der Mündung der Sieg belegenen kleinen Landsitz in Mondorf zusammen fanden. Johanna Kinkel hat die stille Bucht bei Mondorf anmuthig besungen, Gottfried Kinkel hat sich dort landschaftliche Anschauungen für seinen Otto den Schützen geholt, und der alte Arndt hat in seinem Gedichte „Nachtheimfahrt" einen bei Mondorf erlebten Sturm beschrieben. Auch Berthold Auerbach und Karl Simrock haben häufig als Gäste in Mondorf geweilt.

Späteren Culturhistorikern des Rheinlandes sei das Kaufmann'sche Buch als eine reichhaltige und zuverlässige Quelle empfohlen.

P. D. Fischer.

Gedichte von Otto Braun.

[Nachdruck untersagt.]

Aus allerlei Tonarten. Von Otto Braun. Zweite, vermehrte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1898.

Verschieden nicht nur in der Tonart, Dur und Moll, sondern ebenso sehr in der eigenthümlichen Klangfarbe sind die Gedichte dieses Bändchens, dessen höchst bescheidener Umfang darauf deutet, daß es aus strenger Sichtung hervorgegangen ist. Dennoch, oder wohl eben darum, weil es sich auf das Charakteristische beschränkt, spiegelt sich klar darin des Dichters liebenswürdige Persönlichkeit und dessen Lebensgang, auf den kein anderes Wort so gut paßt wie das „Still und bewegt". Geboren zu Kassel 1824, hat Otto Braun das solide Fundament classischer Bildung erhalten, dessen Werth zu damaliger Zeit noch unbestritten war, und unter deren Pflegstätten in Hessen das Lyceum Fridericianum obenan stand; und er hat ferner das Glück gehabt, an genannter Anstalt der Schüler Franz Dingelstedts gewesen zu sein, dessen erste poetische Flügelschläge das Gemüth des Knaben nicht unberührt ließen, wie diesen in späten Jahren noch Pietät und Freundschaft mit dem ehemaligen Lehrer verbanden. Zu den romanischen Studien, die zunächst unter Friedrich Diez in Bonn und dann Zeitlebens seine Lieblingsbeschäftigung waren und blieben, ward er durch den merkwürdigen Umstand geführt, über den er einmal im Feuilleton der „Allgemeinen Zeitung" (29. April 1891) sehr anziehend berichtet hat: daß er sein Spanisch aus den Briefen eines Oheims gelernt, der, als Jüngling aus der hessischen Heimath ausgewandert, nach mannigfachen Abenteuern es zu hohem militärischen Rang unter Bolivar im spanischen

Südamerika gebracht und nach seiner Rückkehr lange noch eine populäre Figur in Kassel war. Wenn General Braun tapfer dazu beigetragen, die spanischen Colonien vom Joche des Mutterlandes zu befreien, so suchte der Neffe dieses in einer friedlicheren Absicht auf: er ging als Correspondent der „Allgemeinen Zeitung" nach Madrid und benutzte die Jahre seines dortigen Aufenthaltes, um sich mit spanischer Sprache, Literatur und Dichtung an der Quelle gründlicher vertraut zu machen. Alsdann in die Redaction der „Allgemeinen Zeitung" berufen und nach Kolb's Tode dessen Nachfolger in ihrer obersten Leitung, zeichnete er sich in dieser Stellung und unter schwierigen Zeitumständen so sehr aus, daß die Münchener Universität aus Anlaß seines fünfundzwanzigjährigen Jubiläums ihn zum Doctor honoris causa promovirte. Vor seinem völligen Rücktritt von der „Allgemeinen Zeitung" redigirte er noch eine Zeit lang deren wissenschaftliche Beilage und genießt nunmehr das otium cum dignitate, indem er uns alljährlich durch den mit feinem Geschmack herausgegebenen „Cotta'schen Musen-Almanach" erfreut. Denn daß Otto Braun über der Politik und Wissenschaft die Poesie niemals vergessen hat, bezeugt die vorliegende Sammlung, ebenso wie sie darthut, daß er den beiden vorherrschenden Richtungen seines Geistes und Gemüthes treu geblieben ist: der Liebe zur eigenen Heimath, dem alten Chattenlande, und der Liebe zur Heimath des Cid, des Cervantes und all' der Anderen. Das sind die „Tonarten", aus denen dies Büchlein erklingt. Meisterhafte Uebersetzungen aus spanischen Dichtern schmücken es, und an ihnen hat er sich selber zum Meister in der Handhabung ihrer kunstvollen Metrik gebildet. Von tadelloser Reinheit und Vollendung sind seine Sonette, darunter das zum hundertsten Geburtstage Platen's, der

— das strenge Maß mit männlich dreister,
Tonreicher Seele lebenswarm durchdrungen.

Diese hohe und, wie wir glauben, nicht übertriebene Schätzung Platen's ist bezeichnend für Otto Braun; und wenn sein Vers all' den ursprünglichen Reiz des Klanges zu bewahren weiß:

Sei's an der Cantabrer Küste
Oder in castil'schem Lande,
An des Tajos grünem Strande
Oder am Guadalquivir —

so vernimmt man auch in den romanischen Formen immer die Stimme des deutschen, fast möchte man sagen des hessischen Herzens, wenn es des lieben Thales am Fuldastrande gedenkt und sich fragt, warum es ihn so früh hinaus getrieben?

— Vielleicht hat mir Frau Holle
Die Rune schon aufs Wiegenbett geschrieben.

Dieser Heimathscholle gehören die wärmsten Töne seines Gesanges, jene zarten, innigen Lieder, die der Erinnerung und den Freunden gewidmet sind. Wer alt wird, muß verlieren lernen: und unserm Vierundsiebzigjährigen, dem einst „die blondgelockte Mähne" bis zu den Schultern niederwallte, ist diese schmerzliche Erfahrung nicht erspart worden. Aber wenn er mit Wehmuth auf das Vergangene sieht, so haben ihm die zunehmenden Jahre doch den freien Blick und den empfänglichen Sinn für das Gegenwärtige nicht getrübt. Wohl richtet er eines seiner Sonette mit dem Motto: „Le laid, c'est le beau", an die Jüngsten; doch nicht weit davon findet sich ein anderes, das mit den Dreizeilen schließt:

Die Jugend ist, gottlob, sich gleich geblieben:
Sie lacht der greisenhaft vergrämten Zöpfe
Und treibt es heute, wie wir's damals trieben.

Einen besseren Schluß wüßten wir auch dieser Anzeige nicht zu geben.

-g.

Was ist die Kunst?

[Nachdruck untersagt.]

L. Tolstoi, „Qu'est ce que l'Art?" Traduit du Manuscrit original russe par E. Halperine-Kaminsky. Paris 1898.

Was ist die Kunst? An der Lauterkeit des Motives, das Tolstoi vor diese Frage stellte, soll nicht gezweifelt werden. Millionen Menschen sieht Tolstoi die ganze Kraft ihres Lebens den Anforderungen der Kunst hingeben. Die Staaten opfern denselben Zwecken ungeheuere Summen. Das Geld dazu „ist dem Volke abgenommen worden, und die armen Teufel, die gezwungen sind, ihre letzte Kuh zu verkaufen, um ihre Steuern zu bezahlen, die spüren gewiß nichts von den Genüssen, die die Kunst verschafft." Und wäre zum Mindesten den Künstlern selbst gedient! Aber gerade sie sind am schlechtesten dran. Tolstoi nimmt einen bestimmten Fall. In einer Reihe kleiner Bilder schildert er den Verlauf einer Opernprobe mit all' ihren Unerquicklichkeiten. Diese Unerquicklichkeiten scheinen ihm typisch für das künstlerische Leben überhaupt. Ueberall diese gegenseitigen Chicanen, Erbitterungen um Nichtigkeiten und lächerlichste Sectirerei. Das ist die Kunst, der zu Liebe ein Theil des Volkes sich unbrauchbar macht für das praktische Leben, der zu Liebe der Staat Millionen verschwendet und der Bauer seine letzte Kuh verkauft!

Wäre es nicht Tolstoi, der diese Dinge behauptet, man würde das Buch nach dem ersten Capitel in aller Ruhe bei Seite legen. Diese mysteriöse letzte Kuh, die nie aussterben will, hat nachgerade etwas Märchenhaftes. Der Sänger, der uns mit suchtelnden Armen ein Dutzendmal versichert:

J'a—a—emène la fiancé—e—e à la maison,

eine Hackländer-Figur vom Barett bis zu den Stiefeletten, wird dadurch nicht interessanter, daß sie hier einmal ausnahmsweise tragisch wirken soll. Wenn uns vollends versichert wird, eine Opernvorstellung mache Eindruck nur auf junge Lakaien oder verdorbene Arbeiter, der Widerspruchsgeist der Schulen lasse Kunstwerke entstehen, so sind schon einige Erinnerungen an den Verfasser von „Krieg und Frieden" nothwendig, um uns auf die neunzehn Capitel neugierig zu machen, die diesem ersten noch folgen sollen.

Was ist die Kunst? Die Art Tolstoi's, seinem Problem gerecht zu werden, hat Methode, wissenschaftliche Methode. Er sucht Antwort auf seine Frage zunächst nicht bei den Künstlern selbst, sondern bei den Theoretikern der Kunst. Er stellt die verschiedenen Antworten zusammen und ordnet sie nach der Nationalität der Autoren und den von ihnen vertretenen „Richtungen". Es ist unnöthig, zu bemerken, daß auch nicht eine der spitzfindigen Erklärungen, die uns da in vier Capiteln vorgetragen werden, irgend etwas zu sagen hat, und daß die Definition, mit der Tolstoi schließlich selbst vor uns hintritt (wie gesagt, dieser Abschnitt seines Werkes ist streng wissenschaftlich), in nichts besser ist als die seiner Vorgänger. Was ist die Kunst? Der Gelehrte Tolstoi weiß uns das ebenso wenig zu sagen wie der mitleidsvolle Beobachter.

Wir haben es bereits aufgegeben, auch nur einen anregenden Gedanken in dem Buche zu finden, als uns plötzlich eine Aenderung des Tones aufs Neue fesselt. Tolstoi kommt auf religiöse Fragen zu sprechen. In diesen Dingen bedarf es für ihn keiner Excerpte aus gelehrten Büchern, am eigenen Leibe hat er ihre Gewalt erfahren. Mit Worten von einer Einfachheit und Kraft, wie sie nur das Erlebniß geben kann, spricht er von seiner Weltanschauung.

„Die Menschenliebe," heißt es da (S. 94 f.), „schreitet stetig vorwärts. Hinter sich läßt sie ein geringeres, engeres, verworrenes Dasein, um einem weiteren und reineren entgegenzugehen. Hier, wie bei jedem Marsch nach vorwärts, haben

sich Pioniere des Fortschrittes gefunden, die besser als die Uebrigen das Ziel des Lebens verstanden haben. Unter diesen Menschen der Vorhut gibt es immer Einen, der auf dieses Ziel klarer und machtvoller als die Anderen hinweist, sei es durch Worte, sei es durch sein Beispiel. Der Hinweis auf den Sinn des Lebens, den solch' ein Apostel gibt, und den die Ueberlieferungen, die Sagen, die Ceremonien nicht wieder vergessen lassen, das ist das, was man eine Religion nennt. Jede Religion ist die Darstellung der höchsten Lebensanschauung, wie sie die größten Geister einer Epoche oder einer Gemeinschaft zu fassen vermochten."

„Was ist die Kunst? Was soll die Kunst?" fragt Tolstoi von Neuem. Und nun, Angesichts des weiteren Horizontes, der sich vor ihm erschlossen hat, findet er eine Antwort, die uns in ihrer schlichten Größe zur Bewunderung hinreißen kann. Von jeher ist die Kunst für die Menschen ein Organ der Mittheilung gewesen, der Verständigung über den Sinn innerer Erlebnisse. Innere Erlebnisse können gering sein oder bedeutend: die Kunst kann uns die Unterhaltung eines liebenswürdigen Gesellschafters vermitteln, sie kann aber auch den Dolmetscher abgeben für einen Apostel und damit die höchsten und erhabensten Gefühle übersetzen, deren ein Volk oder eine Epoche fähig ist. Das entscheidet, wie über den Werth der Kunst im Allgemeinen, so des besonderen Kunstwerkes. Unser Jahrhundert hat seine großen Aufgaben so gut wie jedes vorausgegangene. Als die größte der uns zugefallenen Aufgaben haben unsere Besten das Streben nach einem Glückszustand erkannt, der sich verwirklicht in einer brüderlichen Vereinigung aller Menschen. Es heißt sich der Größe dieser Aufgabe unwürdig zeigen, wenn wir nach ihren Gesichtspunkten nicht erbarmungslos auch Alles das beurtheilen, was die moderne Kunst uns bietet.

Es ist kein Zweifel, daß Tolstoi mit einem solchen Postulat für alle Bekenner des „l'Art pour l'Art" von vornherein „erledigt" ist. Aber es ist auch kein Zweifel, daß dieses Postulat im Einklang steht mit unseren Ueberlieferungen, und daß keines der classischen Kunstwerke, die ein Theil unseres Volksbewußtseins geworden sind, ihnen irgend widerspricht. Die Ausführungen, die Tolstoi in den Capiteln 6—9 gibt, lassen uns so die Einseitigkeiten der fünf ersten vergessen und machen uns begierig auf sein Urtheil über die künstlerischen Erscheinungen der Gegenwart.

Und welcher Art ist dieses Urtheil?

Zwei Stellen mögen genügen, die kritischen Fähigkeiten Tolstoi's zu charakterisiren. Er will einen Ueberblick geben über die Leistungen der heutigen Malerei und spricht von drei kleinen Pariser Ausstellungen des Jahres 1894. Der Impressionismus herrschte auf den Ausstellungen vor. „Heute," beschließt Tolstoi seine Betrachtung, „hat diese Richtung sich noch verschärft, und wir haben Boecklin, Stuck, Klinger, Sascha Schneider u. s. w." — Ferner gibt Tolstoi eine Schilderung der modernen Musik. Er findet ihre Eigenheiten am schärfsten ausgeprägt im Virtuosenthum der Pianisten. Dasselbe, was diese Pianisten mit ihrer Fingergymnastik uns bieten, bekommen wir auch zu hören „in allen Concerten, wo man die Compositionen Liszt's, Wagner's, Berlioz', Brahms' aufführt, und die des Modernsten, des Richard Strauß." Als er später (S. 203) noch einmal auf die moderne Musik zu sprechen kommt, nennt er Brahms einen Nachfolger und Nachahmer R. Wagner's.

Auf das strengste Urtheil über die moderne Kunst konnte man bei Tolstoi nach der Einleitung des Werkes wohl gefaßt sein. Nur auf das eine nicht, daß ein Schriftsteller, der doch Anspruch erhebt auf gewissenhafte Arbeit, es wagen könne, ein Buch über einen Gegenstand zu schreiben, den er überhaupt nicht kennt. Die — Leichtfertigkeit Tolstoi's im Urtheil ließe sich im Einzelnen nachweisen. Wie er nach den drei zufälligen Ausstellungen in Paris die moderne Malerei beurtheilt, genügt es ihm, von den Büchern französischer Lyriker jedesmal die Seite 80 aufzuschlagen und nach den auf diese Weise zusammengewürfelten Proben die gesammte Production zu beurtheilen. Von Wagner, den er mit einer ganz besonderen

Feindschaft ehrt, glaubt er mit gutem Gewissen eingehend sprechen zu können, nachdem er eine Siegfriedaufführung — zum Theil angehört hat. Er betritt das Theater erst, als der 1. Act bereits im Gange ist (man hat ihm gesagt, daß der Anfang nichts Wesentliches enthält). Nach Schluß des 1. Actes will er das Theater verlassen („pour moi, la question était absolue"), und nur die Bitten seiner Freunde können ihn bewegen, auch noch den 2. Act zu hören. Länger aber hält er es nicht aus. In höchster Empörung geht er fort, und nun gibt er uns über das Ereigniß einen eingehenden Bericht. Wir kennen ja diese Sorte Berichte, diese travestirenden Inhaltsangaben in seinem saloppen Ton, dessen man bald satt geworden ist. Als Max Nordau („Entartung") ihn wieder anschlug, mußte er, um überhaupt Gehör zu finden, seiner Rede hier und da den Accent sittlicher Entrüstung geben. Auch Tolstoi thut das und weiß nicht genug zu donnern gegen Richard Wagner's „Folie". „sottise". „stupidité". „bêtise".

Es liegt nahe, Tolstoi vorzustellen, daß eine solche kritische Methode sich nicht ganz mit den Allüren eines Wahrheitsapostels verträgt, machte sie uns nicht schließlich klar, daß hier nicht ein fanatischer Theoretiker, sondern ein armer Monomane das Wort führt. Derselbe Tolstoi, der so schöne Worte zur Formulirung unserer höchsten Ideale findet, ist auch der sonderbare Schwärmer, der durch gründliche Verneinung einer Jahrtausende alten Kulturarbeit diesen Idealen näher zu kommen meint. Eine brüderliche Vereinigung aller Menschen herbeizuführen, möchte Tolstoi unsere Staaten und Städte zertrümmern in eine Unzahl kleinster Gemeinden. Das Leben und die Arbeit der Städte ist ihm ein Einwand gegen sein Ideal, während in Wirklichkeit doch gerade hier am Intensivsten in seinem Dienste gearbeitet wird. Tolstoi verurtheilt in den heftigsten Worten die Millionen Menschen, die alle ihre Kräfte dem Dienste des modernen Verkehrs widmen, und ahnt nicht, wie unendlich mehr deren unscheinbare Arbeit zur Ausgleichung trennender Gegensätze beiträgt als die rührendsten Ermahnungen zum Völkerfrieden. Ist es ein Wunder, daß Tolstoi für die moderne Kunst, die eben im modernen Leben wurzelt, nicht nur kein Herz, sondern auch nicht das geringste Verständniß hat.

Dem Buche „Was ist die Kunst?" will Tolstoi ein zweites folgen lassen unter dem Titel „Was ist die Wissenschaft?" Es wäre sehr schön, wenn er die Trilogie vollständig machen und uns schließlich noch erklären wollte „Was ist die Industrie?" Dann bliebe nur noch ein Wunsch: der nämlich, daß noch einmal in Tolstoi der alte Künstler lebendig würde und er uns in klarem Bilde die Zukunftswelt ausmalte, in der die Menschen jenseits der modernen Kunst, der modernen Wissenschaft und modernen Industrie auf ihre Art Gott ähnlich werden. Ob Tolstoi vor solcher Gottähnlichkeit nicht am Ende bange würde? Ob der dumpfe Apostel in ihm nicht alle Ursache hat, dem klaren Künstler so energisch das Wort zu verbieten?

Willy Pastor.

„Aus der preußischen Hofgesellschaft".

Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß die zum Briefe des Fräulein von Boguslawski vom 23. Mai 1824 ausgesprochene Vermuthung (Deutsche Rundschau, 1898, Bd. XCVI, S. 52, Anm. 1), mit dem von Goethe erwähnten „heutigen Improvisator in Holland" könne der Professor C. L. B. Wolff gemeint sein, wohl auf einem Irrthum beruhe. „Der große Dichter," so schreibt man uns, „meinte damit offenbar Willem de Clercq (15. Januar 1795 bis 4. Februar 1844), der als Improvisator berühmt war und (laut Willem de Clercq naar zyn dagboek door A. Pierson. Haarlem, Tjeenk Wellink 1889, Bd. II, S. 315) unter Anderem im Jahre 1823 über den ‚Faust' in Gegenwart von zwei preußischen Domcandidaten improvisirte." Wir sind dankbar für diese Berichtigung, die dem Thatbestande zu entsprechen scheint.

γ. **Lehrbuch der gesammten wissenschaftlichen Genealogie.** Von Dr. Ottokar Lorenz, Professor der Geschichte. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1898.

Ottokar Lorenz, der schon früher die Bedeutung der Generationen für die Erfassung der Geschichte in seinem Werk über die Geschichtswissenschaft klar zu stellen gesucht hat, bietet nunmehr eine systematische Darstellung der Genealogie, wobei er sie in allen ihren Beziehungen zu historischen, gesellschaftlichen, staatlichen, rechtlichen und naturwissenschaftlichen Fragen verfolgt. Seit der Göttinger Professor Gatterer vor mehr als hundert Jahren ein Lehrbuch der Genealogie verfaßt hat, ist ein ähnlicher Versuch nicht mehr gemacht worden, und man darf sagen, er ist hier von einem Mann unternommen worden, welcher über das ganze Rüstzeug der Wissenschaft unseres Jahrhunderts verfügt. Es hat in der That einen großen Reiz, „den Zusammenhang lebender Wesen in Folge von Zeugungen der Einen und Abstammung der Andern" nachzuspüren, und wenn man den allgemeinen wie den individuellen Faktoren der Geschichte auf den Grund kommen will, so kann man das genealogische Studium nicht entbehren. Eine Darlegung und Kritik der Grundideen des Buches ist an dieser Stelle gar nicht möglich: es kann nur gesagt werden, daß weder die Philosophie noch die Geschichte, noch die Naturwissenschaft an solchem Werke vorüber gehen darf.

γ. **Fürst Bismarck nach seiner Entlassung.** Von Johannes Penzler. Sechster Band. Leipzig, Walther Fiedler.

Der Verfasser dieses Werkes hat sich bemüht, alle irgendwie authentischen Aeußerungen Bismarck's seit seiner Entlassung zu sammeln, und er hat sich dabei der Hülfe desjenigen Mannes bedienen können, der als der Vertraute Bismarck's in der Presse κατ ἐξοχήν bezeichnet werden kann: des Dr. H. Hofmann von den „Hamburger Nachrichten". Bis an das Lebensende des Fürsten hat dieser Mann ausschließlich die Veröffentlichung der Ansichten des Fürsten sowohl in den „Hamburger Nachrichten" als in andern Blättern besorgt, und er ist daher einzig im Stande, zwischen „echten" und „unechten" Schriftstücken auf diesem Gebiete zu scheiden. Weiter hat Penzler zu den Bismarck'schen Reden, Ansprachen und Preßaufsätzen noch alle irgend wichtigeren Artikel gefügt, die von Anhängern und Gegnern Bismarck's über ihn, sein Leben und seine Thaten seit 1890 veröffentlicht wurden, und Alles ist an dem chronologischen Faden aufgereiht. Der vorliegende Band reicht vom 26. December 1894 bis zum Ende des Jahres 1895, enthält also namentlich eine Beschreibung der Feier des 80. Geburtstages Bismarck's mit allen darauf sich beziehenden, vielfach hochbedeutsamen Schriftstücken. Wie man weiß, ist in zahlreichen Artikeln der „Hamburger Nachrichten", der „Allgemeinen Zeitung" in München und anderer „Bismarckblätter" ein überreiches geschichtliches Material aufgeschichtet, das in den stattlichen Bänden des Penzler'schen Werkes nun wohlgeordnet und vor dem Vergessenwerden bewahrt ist. Ein bloßer Blick in das Register zeigt schon, wie viel Belehrung über geschichtliche Vorgänge in dem Bande steckt, so über die Carolinenfrage, über die Krisis von 1875, über das Verhältniß Bötticher's zu Bismarck und die Vorgeschichte der Entlassung, über die Entstehung des Reichstagswahlrechts u. s. w. Thaten hat ja Bismarck nach dem 20. März 1890 nicht mehr thun können; aber die Bedeutung seiner Arbeit seit jenem Tag liegt darin, daß er sein Lebenswerk tapfer vertheidigt hat, so lange ein Athem in ihm war. Nun haben diese Aufgabe wir, die wir ihm über den Tod hinaus Dankbarkeit und Treue bewahrten.

ρ. **Faust.** Eine Tragödie von Goethe. Erster Theil. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag (O. J.).

In gefälliger Ausstattung und handlichem Format, klar gedruckt und solid in Leder gebunden, empfiehlt sich dies zierliche Bändchen allen Bücherfreunden. Kein gelehrter Apparat in Form von Anmerkungen oder dergl. beschwert den Text, der von Prof. Georg Berlitt auf Grund der neuesten Feststellungen besorgt ist; ein knapper Anhang gibt das Verzeichnis abweichender Lesarten. Die Verlagshandlung beabsichtigt, in gleicher Taschenausgabe weiterhin erlesene Werke der classischen deutschen Dichtung folgen zu lassen, wenn sie mit diesem ersten Versuch — woran wir nicht zweifeln — Anklang findet.

π. **Im Reiche des Zaren.** Büsten und Bilder aus Rußland von Eugen Zabel. Berlin. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1898.

Wer über russisches Leben sich unterrichten, in russische Landschaft einen Blick werfen, von russischer Kunst ein Bild gewinnen will, dem werden die Aufsätze, die Eugen Zabel jetzt in einem stattlichen Bande vereinigt hat, gewiß willkommen sein. Sie sind zum Theil unter unmittelbaren Eindrücken auf Reisen nach Petersburg, Nischny-Nowgorod, Kijew entstanden und geben die so hervorgerufenen Gedanken in aller Frische und Lebendigkeit wieder; sie gründen sich zum andern Theil auf eingehende Studien der russischen Literatur und Kunst, der Eugen Zabel von jeher seine besondere Liebe geschenkt und um deren Eingang in Deutschland er sich viele Verdienste erworben hat. Diesmal charakterisirt er W. Garschin, widmet dem Fabeldichter Krylow eine Betrachtung, gedenkt der schriftstellerischen Thätigkeit des Grafen Walujew, und legt klar, wie Katharina II. als dramatische Dichterin gewirkt hat. Von der Dichtung wendet er sich dann weiter zu anderen Künsten: von Rubinstein und Tschaikowsky erzählt er und setzt das Schaffen des Bildhauers Antokolsky in helles Licht. Sein liebenswürdiges Plaudertalent erzielt bei alledem freundlichste Wirkungen: man fühlt sich stets angeregt und gefesselt und wird durch keinen lehrhaft-trockenen Ton gestört, so manche Belehrung man erfährt; und gerade das wollte wohl der Verfasser in erster Linie erzielen, als er diese Aufsätze in die Welt schickte: nicht mehr, aber auch nicht weniger!

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 1. December zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alexis. — Capobianco. Von Dr. Guido Alexis. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1899.

Arnold. — Maskirt und andere Novellen. Von Hans Arnold. Mit Illustrationen von Wilh. Claudius. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1899.

Berber. — Sprüche für's Leben. Worte und Gedanken hervorragender Dichter und Prosaisten alter und neuer Zeit. Gesammelt und geordnet von Agnes Berber. Zweite Auflage. Jena, Hermann Pohle. O. J.

Berlin. — Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1889 bis 1895. Mit Abbildungen, Karten u. Plänen. Erster Theil. Carl Heymann's Verlag. 1898.

Bernays. — Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte von Michael Bernays. Dritter Band. Zur neueren und neuesten Literaturgeschichte. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Georg Witkowski. Leipzig, G. J. Göschen. 1899.

Bilder-Atlas zur Zoologie der Fische, Lurche und Kriechthiere. Mit beschreibendem Text von Prof. Dr. William Marshall. Mit 208 Holzschnitten nach Zeichnungen von G. Mützel, E. Schmidt u. A. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1898.

Bilderbogen für Schule und Haus. Heft 2. Wien, Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. 1898.

Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog. Unter ständiger Mitwirkung von F. v. Bezold, Alois Brandl, August Fournier u. A. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Zweiter Band. Mit den Bildnissen von Burckhardt und Brahms in Heliogravuren. Berlin, Georg Reimer. 1898.

Bismarck. — Gedanken und Erinnerungen. Von Otto Fürst von Bismarck. Zwei Bände. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898.

Blätter für die Kunst. Eine Auslese aus den Jahren 1892—1898. Berlin, Georg Bondi. 1899.

Blum. — Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk. Von Dr. Hans Blum. Anhang und Registerband. 1895—1898. München, C. H. Beck. 1899.

Blum. — Vorkämpfer der deutschen Einheit. Lebens- und Charakterbilder von Dr. Hans Blum. Mit vierzehn Porträts. Berlin, Hermann Walther. 1899.

Boguslawski. — Contra Bebel und Bleibtreu. Noch ein Wort in Heeresachen für weitere Volkskreise von A. von Boguslawski. Berlin, Albert Schall. O. J.

Bon. — Psychologie du socialisme par Gustave le Bon. Paris, Félix Alcan. 1898.

Boyé. — Stanislas Leszczynski et le troisième traité de Vienne. Par Pierre Boyé. Paris, Berger-Levrault et Cie. 1898.

Brausewetter. — Meisternovellen deutscher Frauen. Zweite Reihe. Herausgegeben von Ernst Brausewetter. Mit 16 Charakteristiken und 16 Porträts. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1898.

Brète. — Mon oncle et mon curé. Par Jean de la Brète. Paris, Librairie Plon. S. a.

Buchner. — Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre von Prof. Dr. H. Buchner. Leipzig, B. G. Teubner. 1898.

Burckhardt. — Griechische Kulturgeschichte von Jakob Burckhardt. Herausgegeben von Jakob Oeri. Dritte Auflage. Zwei Bände. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Busch. — Die Berliner Märztage von 1848. Die Ereignisse und ihre Ueberlieferung. Von Dr. Wilhelm Busch. (Historische Bibliothek. Siebenter Band.) München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1899.

Busse. — Gedichte von Carl Busse. Vierte Auflage. Stuttgart, A. G. Liebeskind. 1899.

Cesaresco. — Cavour. By the countess Evelyn Martinengo Cesaresco. London, Macmillan and Co. 1898.

Con Dante e per Dante. — Discorsi e conferenze tenute a cura del comitato milanese della Società Dantesca Italiana. Milano, Ulrico Hoepli. 1898.

Dante. — La divina commedia di Dante Alighieri. Riveduta nel testo e commentata da G. A. Scartazzini. Terza edizione, nuovamente riveduta, corretta e arrichita col rimario perfezionato. Milano, Ulrico Hoepli. 1899.

Detter. — Die Schutz- und Kampfmittel des Organismus gegen die Infectionskrankheiten. Von Dr. med. Hermann Detter. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1898.

Düring. — Iracema. Ein Sang aus den Urwäldern Brasiliens von Christa von Düring. Hamburg, C. Boysen. 1898.

Ebers. — Das Wanderbuch. Eine dramatische Erzählung aus dem Nachlasse und gesammelte kleine Schriften von Georg Ebers. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1899.

Engelmann. — Pompeji. Von Richard Engelmann. Leipzig, E. A. Seemann. 1898.

Ermatinger. — Meleagros von Gadara, ein Dichter der griechischen Decadence. Von Dr. Emil Ermatinger. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1898.

Eyth. — Hinter Pflug und Schraubstock. Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs. Von Max Eyth. Dritte Auflage. Zwei Bände. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1899.

Fahlweid. — Schwalben. Sagen, Märchen und Gedichte von A. Fahlweid. Mit dem Bildnis der Verfasserin. Glarus und Leipzig, Schweizer Verlags-Anstalt. O. J.

Fleury. — L'âme du criminel. Par le Dr. Maurice de Fleury. Paris, Félix Alcan. 1898.

Forbyões. — Die Leere. Roman von Th. Forbyões. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1898.

Fournière. — L'idealisme social par Eugene Fournière. Paris, Félix Alcan. 1898.

Francke. — Glimpses of modern German Culture by Kuno Francke. New-York, Dodd, Mead and Company. 1898.

Friedrich. — Ignaz von Döllinger. Sein Leben auf Grund seines schriftlichen Nachlasses dargestellt von J. Friedrich. Erster Theil. München, C. H. Beck. 1899.

Fulda. — Herostrat. Tragödie in fünf Aufzügen. Von Ludwig Fulda. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898.

George. — Die Bücher der Hirten- und Preisgedichte, der Sagen und Sänge und der hängenden Gärten. Von Stefan George. Zweite Ausgabe. Berlin, Georg Bondi. 1899.

George. — Das Jahr der Seele. Von Stefan George. Zweite Ausgabe. Berlin, Georg Bondi. 1899.

George. — Hymnen. Pilgerfahrten. Algal. Von Stefan George. Zweite Ausgabe. Berlin, Georg Bondi. 1899.

Golm. — Bäume, die in den Himmel wachsen. Roman von Rudolf Golm. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1899.

Goethe. — Faust. Eine Tragödie von Goethe. Erster Theil. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. (O. J.).

Göttermoral. Ein Cyclus Gedichte. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1898.

Gotthilf. — Von Berlin nach Constantinopel. Von Karl Gotthilf. Rathenow, Max Babenzien. 1898.

Goyau-Pératé-Fabre. Der Vatican, die Päpste und die Civilisation. Deutsche Uebersetzung von Karl Muth. Bis zum 24. (letzten) Heft. Einsiedeln, Waldshut und Köln, Benziger & Co., A.-G. 1898.

Graf. — Leben im Leben. Gedichte von Wilhelm Graf. Worms, Julius Stern. 1898.

Hartenstein. — Donate vom Freihof. Roman von Anna Hartenstein. Zwei Bände. Berlin, Friedrich Schirmer. 1898.

Hase. — Unsere Hauschronik. Geschichte der Familie Hase in vier Jahrhunderten von Dr. Karl Alfred von Hase. Mit 235 Abbildungen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1898.

Hauser. Ouvriers du temps passé. Par H. Hauser. Paris, Félix Alcan. 1899.

Haushofer. — Allerhand Blätter. Geschichten von Max Haushofer. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1899.

Heitmüller. — Tampete. Novellen von Franz Ferd. Heitmüller. Berlin, S. Fischer's Verlag. 1899.

Henckell. — Gedichte von Karl Henckell. Bildschmuck von Fidus. Zürich u. Leipzig, Karl Henckell & Co. O. J.

Heyse. — Der Sohn seines Vaters und andere Novellen. Von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1898.

Juvenal. — Rom's Weiber. (Kulturhistorische Satire aus der Weltliteratur.) Deutsch von Dr. Maximilian Rohn. Hamburg, Adolph Will. 1899.

Kaeding. — Welche Kraftleistung verwendet die Kurrentschrift auf die Darstellung der Sprache? Von F. W. Kaeding. Steglitz bei Berlin, Selbstverlag des Verfassers. 1898.

Kalender. — Langenscheidt's litterarischer Abreiß-Kalender 1899. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt).

Kalender. — Meyers Historisch-Geographischer Kalender. Dritter (1899) Jahrgang. Mit über 600 Landschafts- und Städteansichten, Architekturbildern, Porträts, Autographen ꝛc. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Kobell. — König Ludwig II. und die Kunst. Von Louise Kobell. Bis zur einundzwanzigsten (letzten) Lieferung. München, Jos. Albert. 1898.

Kohl. — Denkwürdige Tage aus dem Leben des Fürsten Bismarck. Eine Zeittafel zur Geschichte des ersten deutschen Reichskanzlers. Von Horst Kohl. Leipzig, Pahl'sche Buchhandlung. 1898.

Köstlin. — Geschichte der Musik im Umriss. Von Heinrich Adolf Köstlin. Fünfte, verbesserte Auflage. Bis zur siebenten (letzten) Lieferung. Berlin, Reuther & Reichard. 1898.

Kraemer. — Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild. Politische und Kultur-Geschichte von Hans Kraemer, in Verbindung mit Reg.-Rat G. Ewert, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Wilh. Förster u. A. Erster Band. 1795—1840. Berlin, Leipzig, Stuttgart, Wien, Bong & Co. O. J.

Krämer. — Stimmungen und Sehnsuchtsklänge. Von Max Krämer. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1898.

Kronenberg. — Moderne Philosophen. Porträts und Charakteristiken von Dr. M. Kronenberg. München, C. H. Beck. 1899.

Kußmaul. — Jugenderinnerungen eines alten Arztes. Von Adolf Kußmaul. Mit dem Porträt des Verfassers nach einem Gemälde von Franz Lenbach. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1899.

Lampérière. — Le rôle social de la femme. Devoirs — droits — éducation. Par Anna Lampérière. Paris, Felix Alcan. 1898.

Lauff. — Advent. Zwei Weihnachtsgeschichten von Joseph Lauff. Berlin, Köln, Leipzig, Albert Ahn. O. J.

Lee. — A life of William Shakespeare by Sidney Lee. With portraits and facsimiles. London, Smith, Elder and Co. 1898.

Lehnert. — Lieder eines Soldaten. Von Georg Lehnert. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1899.

Liebmann. — Weltwanderung. Gedichte von Otto Liebmann. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Limprecht. — Der Ursprung der Gothik und der altgermanische Kunstcharakter. Von Carl Limprecht. Elberfeld, Im Selbstverlag des Verfassers. O. J.

Literaturbilder für die siècle. Herausgegeben von Anton Breitner. III. Greif. Mit Beiträgen von Prof. Dr. Karl Siegen: Martin Greif. — Oskar Pach: Richard Voss. — Dr. Michael Maria Rabenlechner: Das Weibliche im literarischen Wien. Leipzig-Reudnitz, Robert Baum. 1898.

Litten. — Hanna. Eine Tagebuchnovelle für junge Mädchen von R. Litten. Mit einem farbigen Titelbilde und 4 Illustrationen von Maler Hans Schulze. Berlin, Friedrich Schirmer. O. J.

Lohmeyer. — Julius Lohmeyer's Vaterländische Jugendbücherei für Knaben und Mädchen. Band I. Johann von Neuss, der Kampf um die Marienburg. Eine Geschichte aus der Zeit des deutschen Ordens in Preußen von Johann von Wildenradt. Mit zahlreichen Abbildungen von Woldemar Friedrich. — Band II. Der Raub Straßburgs. Geschichtliche Erzählung von Fritz Lienhard. Mit Abbildgn. von W. Weiman. — Band III. Aus Tagen deutscher Not. Eine geschichtliche Erzählung von Anton Ohorn. Mit Abbildungen von Maler H. W. Schmidt in Weimar. — Band IV. Der Löwe von Flandern von Hendrik Conscience. Aus dem Niederdeutschen in das Hochdeutsche übertragen und bearbeitet von A. Schowalter. Mit Abbildungen von Maler A. Hoffmann und O. Porsche. — Band V. Deutsche Charaktertöpfe von Werner Hahn. Mit zahlreichen Bildern von Prof. Woldemar Friedrich, Eugen Klimsch und Richard Knötel. München, J. F. Lehmann. 1899.

Lohmeyer. — Humoresken von Julius Lohmeyer. Berlin, Freund & Jeckel. 1899.

Märtens. — Süd-Amerika unter besonderer Berücksichtigung Argentiniens. Nach den neuesten amtlichen Quellen und auf Grund eigener Anschauung von Dr. P. Märtens. Mit Illustrationen und einer Karte in Farbendruck. Berlin, Johannes Räde. 1899.

Matthes. — Italienische Dichter der Gegenwart. Von Valerie Matthes. Berlin, Carl Duncker. 1899.

Meisner und Geerds. — Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild in Briefen. Nach ungedruckten und gedruckten Originalen herausgegeben von Heinrich Meisner und Robert Geerds. Berlin, Georg Reimer. 1898.

Memoiren der Königlich preußischen Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth, Schwester Friedrichs des Großen. Vom Jahre 1709—1742. Von ihr selbst geschrieben. Erster Band. Zehnte Auflage, fortgeführt bis zum Jahre 1758. Mit dem Porträt der Markgräfin. Leipzig, H. Barsdorf. 1899.

Milukow. — Skizzen russischer Kulturgeschichte. Von Paul Milukow. Deutsche vom Verfasser durchgesehene Ausgabe von C. Davidson. Erster Band. Leipzig, Otto Wiegand. 1898.

Mohl. — Sitten und Betragen der Tübinger Studirenden während des 16. Jahrhunderts. Von Robert von Mohl. Dritte Auflage. Mit Illustrationen von Gustav Adolf Closs. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1898.

Müller. — Nordische Alterthumskunde. Nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig. Von Sophus Müller. Zweiter Band. Fünfte bis siebente Lieferung. Strassburg, Karl J. Trübner. 1898.

Müller-Irminger. Gedichte von Hans Müller-Irminger. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1899.

Muralt. — Vier Namens-Schwestern. Eine Erzählung für Mädchen im Alter von 12—15 Jahren. Von Lily von Muralt. Zürich, Orell Füßli. 1898.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genuss der Werke bildender Kunst von Wilhelm Spemann. Vierter Jahrgang. Bis zur vierten Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Musiker und ihre Werke. Franz Liszt, sein Leben und seine Werke. Von Arthur Hahn, Adolph Pochhammer und Fritz Volbach. Frankfurt a. M., H. Bechhold. O. J.

Nouchette-Carey. — Baron Gottfrieds Enkelinnen. Roman von Rosa Nouchette-Carey. Nach dem Englischen von Margarete von Wenden. Zwei Bücher in einem Bande. Berlin, J. Harrwitz Nachf. 1898.

Penzoldt. — Das Medicinstudium der Frauen. Referat auf dem 26. deutschen Aerztetag zu Wiesbaden von Dr. F. Penzoldt. Jena, Gustav Fischer. 1898.

Pfau. — Ausgewählte Gedichte. Von Ludwig Pfau. Herausgegeben von Ernst Ziel. Mit einem Bildnis des Dichters. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898.

Pfordten. — Handlung und Dichtung der Bühnenwerke Richard Wagners nach ihren Grundtagen in Sage und Geschichte dargestellt von Dr. Hermann Freiherrn von der Pfordten. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 1899.

Pfordten. — Musikalische Essays von Dr. Hermann Freiherrn von der Pfordten. Neue Folge. München, C. H. Beck. 1899.

Philipp. — Vier skeptische Thesen von S. Philipp. Leipzig, O. R. Reisland. 1898.

Philippi. — Die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden. Zweites Buch: Die deutsche Kunst in ihrer Blüthezeit. Von Adolf Philippi. (Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen Nr. 8). Leipzig, E. A. Seemann. 1898.

Pintär, Manfredi Siotto. — Sovranità populare o sovranità degli ottimi? Contributo alla teoria democratica della sovranita. Torino. Fratelli Bocca. 1898.

Poschinger. — Fürst Bismarck. Neue Tischgespräche und Interviews. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Zweiter Band. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags Anstalt. 1899.

Reichesberg. — Die Sociologie, die sociale Frage und der sog. Rechtssocialismus. Eine Auseinandersetzung mit Herrn Prof. Dr. Ludwig Stein, Verfasser des Buches: „Die sociale Frage im Lichte der Philosophie". Von Dr. jur. N. Reichesberg. Bern, Steiger & Co. 1899.

Ries. — Novellen vom Genfer See. Von C. E. Ries. Zweite Auflage. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 1899.

Ries. — Der Schnitter und andere Märchen von C. E. Ries. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 1899.

Scartazzini. — Enciclopedia Dantesca. Dizionario critico e ragionato di quanto concerne la vita e le opere di Danti Alighieri. Da G. A. Scartazzini. Volume II. Milano, Ulrico Hoepli. 1899.

Schäffer. — Hokus-Pokus in Vers und Reim, Jux und Jocus im eignen Heim. Humoristische Dichtungen von Heinrich Schäffer. Berlin, Fischer & Franke. O. J.

Scherl. — Berlin hat kein Theaterpublikum! Vorschläge zur Beseitigung der Mißstände unseres Theaterwesens von August Scherl. Berlin, August Scherl. 1898.

Schiller's dramatische Entwürfe und Fragmente. Aus

dem Nachlaß zusammengestellt von Gustav Kettner. Ergänzungsband zu Schillers Werken. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Schmidt. — Die Geschichte Jesu. Erzählt von D. Paul Schmidt, ord. Professor der Theologie an der Universität Basel. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1899.

Schoener. — Rom. Von Dr. Reinhold Schoener. Mit 9 Original-Illustrationen. Wien und Leipzig, Verlagsanstalt Emil M. Engel. O. J.

Schoof. — Marburg, die Perle des Hessenlandes. Ein literarisches Gedenkbuch. Herausgegeben von Wilhelm Schoof. Mit einem Lichtdruck und zweiundzwanzig Abbildungen im Text. Marburg, N. G. Elwert. 1899.

Schoof. — Seelenklänge. Gedichte von Wilhelm Schoof. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1898.

Schroeder. — Geschichte des Lebensmagnetismus und des Hypnotismus von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Verfasst von H. R. Paul Schroeder. Mit vielen Illustrationen und den Bildnissen der hervorragendsten Vertreter beider Richtungen. Erste Lieferung. Leipzig, Arwed Strauch. 1899.

Schroeter. — Minnesangs Rosenzeit. Ausgewählte Minnelieder, den mittelhochdeutschen Originalen nachgedichtet von Adalbert Schroeter. Vignetten von H. Flintzer. (Illustrirte Elzevier-Ausgaben Nr. XV. Leipzig, Hermann Seemann. O. J.

Schultz. — Kunstgeschichte. Von Alwin Schultz. Bis zur 21. Lieferung. Berlin, Historischer Verlag Baumgartel. 1898.

Schuß-Liste für Treibjagden. Berlin, Theodor Jahn.

Schweiger. — Eine Reise um die Welt. Von Georg Schweiger. Mit 24 Vollbildern. Berlin, Hermann Waltver. 1899.

Seidel. — Transvaal, die südafrikanische Republik. Historisch, geographisch, politisch, wirtschaftlich dargestellt von A. Seidel. Mit 17 Vollbildern, 48 Textillustrationen und 6 Karten. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. 1898.

Shakespeare's Dramatische Werke. Uebersetzt von Aug. Wilh. von Schlegel und Ludwig Tieck. Herausgegeben von Alois Brandl. Fünfter und sechster Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. O. J.

Smith. — Ueber Temperenz-Anstalten und Volksheilstätten für Nervenkranke. Von Dr. A. Smith. Würzburg, A. Stuber. 1899.

Sosnosky. — Pierres de Strass. Imitationen von Theodor Sosnosky. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben. 1899.

Steimann. — Rom in der Renaissance von Nicolaus V. bis auf Julius II. Von Ernst Steimann. (Berühmte Kunststätten Nr. 5.) Mit 142 Abbildungen. Leipzig, E. A. Seemann. 1899.

Straß. — Die letzte Wahl. Roman von Rudolph Straß. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Tanera. — Aus drei Welttheilen. Reiseskizzen von Carl Tanera. Illustrirt von Henny Deppermann. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur. 1898.

Tennyson. — In memoriam von Alfred Lord Tennyson. Aus dem Englischen übersetzt von Jakob Feis. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1899.

Thelmer. — Die Frau der Zukunft. Von Camilla Thelmer. Wien, Leipzig, Berlin, Verlag der „Wage". O. J.

Trinius. — Hamburger Schlendertage. Von August Trinius. Dritter Band. Minden in Westf., J. C. C. Bruns. O. J.

Trowitzsch. — Trowitzsch's Damen-Kalender auf 1899. 52. Jahrgang. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 1899.

Trowitzsch. — Trowitzsch's Volks-Kalender. LXXII. Jahrgang. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 1899.

Unsere Volksschüler im Stadttheater. — (Schrift der Lehrer-Vereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung, Hamburg.) Hamburg, C. Boysen. 1898.

Weddigen. — Geschichte der Berliner Theater von Dr. Otto Weddigen. Berlin, Oswald Seehagen (Martin Hoeser). 1899.

Villinger. — Das dritte Pferd und andere Erzählungen von Hermine Villinger. Illustrirt von Curt Liebich. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1899.

Volksunterhaltung, Die. — Zeitschrift für die gesammten Bestrebungen auf dem Gebiete der Volksunterhaltung. Herausgegeben von Raphael Löwenfeld. Erster Jahrgang, erstes Heft. Berlin, Expedition: Zimmerstr. 94.

Vollmöller. — Erstes Beiheft zu „Ueber Plan und Einmischung des romanischen Jahresberichtes". Von Karl Vollmöller. Erlangen, Fr. Junge. 1897.

Walcker. — Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus. Von Dr. Karl Walcker. Vierte, völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Rossberg'sche Hofbuchhandlung. 1898.

Wendt. England. Seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen. Von Dr. G. Wendt. Zweite Auflage. Leipzig, O. R. Reisland. 1898.

Werner. — Bilder aus der deutschen Seekriegs-Geschichte von Vice-Admiral a. D. Reinhold Werner. Mit 165 Abbildungen nach Quellenwerken und Originalzeichnungen von Maler A. Hoffmann, H. Petersen u. A. München, J. F. Lehmann. 1899.

Wiedfeldt. — Statistische Studien zur Entwicklungsgeschichte der Berliner Industrie von 1720 bis 1890. Von Otto Wiedfeldt. Leipzig, Duncker & Humblot. 1898.

Wirth. — Geschichte Sibiriens und der Mandschurei. Von Albrecht Wirth. Bonn a. Rh., Carl Georgi. 1899.

Wolf. — Geschichten aus Tirol. Von Carl Wolf. Vierte Sammlung. Innsbruck, A. Edlinger. 1895.

Worms. — Du bist mein. Ein Zeitroman in zwei Büchern von Carl Worms. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Wyß. — Allezeit hülfbereit. Eine Erzählung für Kinder von zwölf bis sechzehn Jahren von Maria Wyß. Zürich, Orell Füßli. O. J.

Zichen, Der Fall. — Ein Appell an die öffentliche Meinung. Berlin, Hugo Metscher. 1898.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Adam und Eva.

Roman

von

Helene Böhlau al Raschid Bey.

[Nachdruck untersagt.]

(Fortsetzung und Schluß.)

IX.

Isolde geht an einem blüthenschweren Maimorgen in ihrem Atelier gedankenvoll auf und nieder. Das Atelier liegt in einem Garten still versteckt, ebenerdig. Frischer, herber Laubgeruch strömt zu den Atelierfenstern herein, die in der großen Glasfläche weit geöffnet stehen. Der blaue, leuchtende Himmel schaut durch das Oberlicht zu ihr nieder. Schwalben ziehen ihre schrillen Sommertönchen im schnellen Flug wie feine, glitzernde Fäden über den blauen Aetherraum hin. Sie weben im Kreuz- und Querflug ein Netz von diesen süßen, spitzen Lauten. Ein Zug Tauben fliegt über das gläserne, kuppelförmige Dach. Die Flügelschwingungen hören sich so fein, so fließend an, so durchdringend frei, ohne jede Erdenschwere.

Isolde ist ganz in sich selbst versunken. Sie bewegt sich in dem starken, mächtigen Licht, in dem großen, kahlen Raum wie im Freien. In ihrer Hand hält sie achtlos den Grabstichel. Auf einem kleinen Tisch liegen zwei geöffnete Briefe. Gipsabgüsse stehen längs der Wände, Abgüsse nach der Natur, Glieder, Häupter, Todtenmasken. Der Schädel, der Isolden durch fünf Jahre begleitet hat, ist das Einzige im Raum, was gewissermaßen als Schmuck auffällt. Er trägt eine schimmernde Narrenkappe aus einem alten, köstlichen Goldstoff und darüber einen broncenen Lorbeerkranz.

Sonst im ganzen Atelier kein Schmuck, weder ein Teppich noch sonst ein Luxusgegenstand. Unter der Kuppel, jetzt ganz von Licht übergossen, ein wunderlich fremdartiges Werk, eine sitzende Buddhastatue aus fleckenlosem Marmor: Isoldens Werk.

Um den Sockel der meterhohen Gestalt stehen die Worte:

Inbrünstig bin ich gewesen,
Inbrünstig wie noch kein Andrer.
Rauhsinnig bin ich gewesen,
Rauhsinnig wie noch kein Andrer.

Wehmuthig bin ich gewesen,
Wehmuthig wie noch kein Andrer.
Abgelöst bin ich gewesen,
Abgelöst wie noch kein Andrer.

Und diesen Spruch einzugraben, war Isoldens Morgenwerk. Sie hatte es tiefbewegt gethan. Ja, und es war ihr gewesen, als läge in dem sanft geneigten Buddhahaupte der große Friede — der große Friede der Erkenntniß, der vornehme, ganz von mächtigem Menschengeist durchdrungene und gehaltene Friede, nicht der demüthige, unselbständige. Wie ein Jubel, wie eine erstickende Seligkeit war es über sie gekommen. Es schien ihr gelungen, was sie gewollt hatte.

In dem Buddhahaupte lag das Königliche, das ganz Souveräne, das über der Natur steht, die große Menschenmajestät, die über dem Menschenschmerz steht, die das Größte auf Erden und über der Erde ist. Du ungeheurer Todesschmerz, Leidens- und Lebensschmerz, du bist zu besiegen!

In Isoldens Augen waren heiße Thränen gestiegen. In Wahrheit, ihr schien das Haupt das zu sein, was es sein sollte, wie sie es in langer, leidenschaftlicher Hingebung ersehnt hatte. Schien es ihr nur so — oder war es wirklich so? Im Augenblick — jetzt, in dieser Stunde, war es so. Sie fühlte die große Seligkeit des Schöpfers. Sie glaubte, wenn sie auch im Voraus wußte, daß sie wieder zweifeln würde. Sie ging wie über der Erde schwebend in ihrem lichtvollen Raum auf und nieder. Daß das Werk für diese beiden Menschen bestimmt sei — für ihre liebsten Menschen auf Erden! Für ihn und sie! Daß sie das ihnen geben durfte und konnte!

Was waren ihr in diesen Jahren Helwig und Anna Geber geworden! „O, ihr lieben, wahren, einfachen Menschen!“ dachte sie. Und wie würde Anna sich freuen, wie würde es ihr warm ans Herz greifen, wenn sie die schönen, stillen Züge ihres Mannes und seine Seele im Buddhahaupte wieder erkennen würde! Was Alles hatte Isolde ihm zu danken! Was für schöne, tiefe Stunden hatten sie zu Dreien mit einander durchlebt! „O, ihr weltentrückten Menschen!“ dachte Isolde, „in Eurem schönen, stillen Heim — auf Eurer Insel der Seligen — mitten in der schmutzigen Welt!“ Wie liebte sie diese Beiden! Bei ihnen hatte sie menschenwürdig denken und fühlen gelernt.

Was mit ihnen zusammenhing, war so zweifelsohne, daß es etwas so Wahres gab wie diese! Wie freute sie sich, beide in ihr Atelier zu führen und zu sagen: „Das danke ich Euch! Dir danke ich es, Du weiser, guter, abgeklärter Mann, der Du so anders bist als Andere, von Niemandem draußen in der Welt verstanden, Du stiller Großer Du!“

Isolde ist schöner geworden, vornehm, streng im Stil. Sie neigt zu der Art Erscheinungen, wie Mrs. Wendland in ihrer ersten Jugend gewesen sein mochte, schlank, bleich, das mächtige, lockige Haar wie eine dunkle Wolke über der Stirn, tiefe Augen, über denen es wie ein Schleier liegt.

Ihre Art, sich zu kleiden, ist völlig ungesucht; doch was diesen Körper berührt, wird vornehm.

Isolde ist heute in Feierstimmung. Sie denkt nicht daran, noch etwas zu thun. Sie hört jetzt auf die Schwalben, die hoch oben am blauen Firmament mit ihren seidenen Tönen wie mit Fäden weben und wirken. Da steht ihre Schwester Marie geistig ihr vor Augen. Was für ein kleines Gesicht hat der arme Sammtaffe bekommen! Das Sammtige, Volle ist von ihr geschwunden. Isolde sieht sie vor sich, wie sie oben in Mengersen's Sommerwohnung, die er sich in der Nachbarschaft von Gebers gebaut, in dem schönen Waldgarten mit einander spazieren gingen, hoch über dem Ufer der Isar.

Marie war damals Mutter ihres ersten Kindes, dessen Geburt ihr fast das Leben gekostet hatte. Sie hatte sich seelisch und körperlich nicht recht davon erholen können. Ihr Kind gedieh, aber sie selbst hatte etwas wie vom Frost Getroffenes, etwas Mattes, Stilles, Banges. Das Kind mochte ein halbes Jahr alt sein, als sie damals mit einander unter den dichtbelaubten Bäumen gingen.

Da hatte sich Marie mit einem Mal an Isolde geklammert und ihr etwas zugeflüstert, ein Geständniß — ein so banges, schweres, daß sie wieder der Qual und dem Tod entgegen ginge, und Isolde war von den fassungslosen, verzweifelten Thränen der Schwester naß am Hals geworden. Die beiden jungen Geschöpfe hingen an einander und wagten sich nicht in die Augen zu sehen.

Marie weinte trostlos, und Isolde wußte nicht, was sie sagen und fühlen sollte. Es war so peinlich, so schrecklich.

„Ide," schluchzte Marie, „er kann mich doch gar nicht lieb haben! Wie kann er denn? Er weiß ja, wie es war, wie entsetzlich! — Er weiß doch Alles. Ide, wenn das Liebe ist!"

Marie schrie wie entsetzt auf und warf sich ins Gras, und lag mit dem Gesicht an die Erde gedrückt, hörte und fühlte und sah nichts vor Weinen.

Isolde kniete neben ihr.

„Sterben, zu Tode gerissen und gemartert werden — Alles, wenn es sein muß! Alle Qual — alle Todesangst — und Alles — Alles — Alles! — Aber Ide — er ist ja nicht mein Freund!"

Diese arme, wehe Stimme! Isolde hörte sie jetzt noch mit voller Deutlichkeit.

„Nichts bin ich ihm! Gar nichts! Das, was ich ihm bin, haff' ich! Ich weiß, ich bin dumm — ich weiß! — Aber wenn er mit mir spräche, ich würde es doch verstehen, schon weil ich ihn so lieb hab'. Ide, glaub' mir, ich würde klug aus Liebe. Ich merk' es. Was er Schönes hat, verschweigt er mir. Nichts, was er denkt, sagt er mir."

Sie klagte rührend in die Erde hinein.

Das Alles hörte und sah Isolde im Geiste wieder vor sich, so lebhaft, so ergreifend, wie eben erst geschehen. Sie sah sich selbst, wie sie unbeweglich neben ihrer Schwester kniete. Und was Maria sprach, schluchzte sie noch immer wie in die Erde hinein. „Glaubst Du, daß er Mitleid mit mir hat? — Nein, sag' ich Dir, keine Spur. Es muß halt so sein, denkt er. Dafür ist

sie eine Frau. Er denkt, ich brauch' nichts Anderes. Essen und Trinken und sein Weib sein. Ach, was sich so ein Mann denkt — so ein fremder! Und dann glaubt er, daß er unsäglich geduldig zu mir ist, wenn er mich mal anhört." „Siehst Du," hörte sie ihre Schwester sagen, „daß ich nun wieder Mutter werde, das ist so eine Schmach, so ein Elend für Leib und Seele. Die Hände würde ich ihm küssen, wenn er mit mir spräche wie mit einem Freund. — Und ich hab's mal versucht — nie mehr, Ide, — nie mehr! Wenn er nicht selbst kommt, ich komm' nicht wieder." Ihr Körper war von wilden, leidenschaftlichen Thränenfluthen erschüttert und gepeinigt. „Siehst Du, Ide, — die Mutter! Der Mutter ist's grad' so gegangen. Du hast mal gesagt, Du glaubtest, sie wäre dumm. Ach, Ide, nein, dumm nicht, verprügelt — abgestorben! Geschlagen hat er sie nicht — aber doch verprügelt. Mit Worten, mit Gedanken. So ewige Mißachtung ist wie ein ewiger, grauer Regentag. Dabei stirbt die Seele. Ich fühl's, ich werde wie Mama."

Und wie Isolde ihre von Weinen ganz entstellte Schwester ins Haus zurückgeführt hatte, kam Mengersen eben aus seinem Atelier. Man sah ihm an, er hatte mit Glück gearbeitet und befand sich geistig und körperlich außerordentlich wohl, blies behaglich die blauen Wölkchen seiner Cigarrette in die Luft, da bemerkte er die beiden Schwestern.

„Was ist geschehen, Marie?" fragte er kurz. „Hast Du Dich wieder gehen lassen? Du sollst ja nicht, bedenke doch Deine Lage, und verschone mich etwas, wenn es Dir möglich ist, mit diesen Launen. Ein wenig kannst Du Dich ja wohl zusammen nehmen."

Er war unangenehm berührt. Isoldens Besuch bei ihrer Schwester mochte ihm auch fatal sein. Isolde fühlte, daß sie ihn irritirte. Ihm gegenüber hatte sich bei ihr ein ganz sonderbarer Ton herausgebildet, der ihrer Natur fremd war, eine leichte, kühle Ironie. Dem Schädel, ihrem einstigen Symbol, hatte sie nicht ohne Sinn eine goldene Narrenkappe aufgesetzt — und nicht umsonst den Lorbeerkranz. Henry Mengersen's Kunst war und blieb ihr das Anbetungswürdige, das Große, das sie liebte. Die Liebe zu diesem Inbegriff von Kunst hatte sie zur Künstlerin gemacht. Eine Anerkennung von ihm war ihr heute noch von höchstem Werth, und er konnte sie ihr auch nicht versagen. Wahrhaftig, sie hatte es jetzt erreicht: er erkannte ihr Talent an und ihren Fleiß und das Ziel, das sie wollte.

Wie hatte sie diese Jahre gearbeitet! Als sollte sie sich mit der Arbeit rein waschen von aller Schmach, die ihrer Seele anhaftete, als sollte die Arbeit den schmählichen Schlag vergessen machen. Nur das konnte heilen und reinigen. Und hätte er ihr zu Füßen gelegen und um Verzeihung gefleht — nichts — nichts hätte das geholfen. Aber daß er sie anerkennen mußte!

Asketisch hatte sie diese Jahre gelebt, als gäbe es für sie keine Jugend, keine Schönheit und keinen Reichthum.

Daheim, in dem luxuriös ausgestatteten Hause ihrer Eltern, in der Leopoldstraße, bewohnte sie ein kleines, unscheinbares Zimmer, schlief auf einem harten Feldbett, Winter und Sommer bei offenem Fenster, badete täglich kalt, litt nichts Weichliches — nichts Zärtliches in ihrer Umgebung;

bei Wetter und Wind machte sie weite Gänge. In ihr war das Gefühl lebendig: die Schmach abwaschen! die Schmach, die er ihr angethan, rein werden, stark werden, arbeiten, erreichen, Mensch werden!

Daß sie so schön war, freute sie. Wie sie ihre eigene Schönheit verstand! Und sie wurde reiner und reiner. Ihre Seele wußte nichts mehr von Schmach. Ein solches Gefühl von Starksein, von Schönsein, von Können, von Macht erfüllte sie jetzt oft. „Ja, das glaub' ich," dachte sie hin und wieder. „Ihr möchtet mich einfangen, einkasteln. Einer möchte mich selbst besitzen, meine Schönheit, mein Vermögen, und damit schalten und walten nach Gutdünken. Daß i net lach!"

Das Alles ging ihr jetzt durch den Sinn, als sie in ihrem hohen, weiten Atelier auf und nieder wandelte. Was war aus ihr geworden in diesen Jahren — etwas so Freies! So wie in eine andere Luft war sie gekommen. Zum Ersticken, wenn sie an ihre Schwester dachte, an ihre Mutter, an Alle, die Weib sind. Die Nacht, in der sie still wie eine Todte in ihrem Bett gelegen hatte, war unvergessen, war eingebrannt in ihr Bewußtsein. Wie eine große, schwere Schildkrötenschale lag die Verachtung des Weibes auf ihr. So lebte sie in ihrem innersten Sein schwer bedrückt, da bedeutete es nichts, daß es ihr selbst wohl erging. Sie gehörte doch zu Denen, die tief unter dem Begriff Mensch stehen, zu den Körpern ohne Geist, ohne Feinheit, die beschimpft, mißachtet, ohne Menschenwürde leben, zu der dumpfen, gedankenlosen, thatenlosen Hälfte der Menschheit, die nicht das Recht hat, voll Mensch zu sein.

Sie stand jetzt vor dem Tisch, auf welchem die zwei Briefe lagen, einer, der heute gekommen war, und ein anderer, der seit drei Wochen hier schon gelegen hatte.

Sie nahm den älteren Brief in die Hand und las ihn wieder. Von ihrer Schwester Marie aus Berlin. Ein wirrer, mit Bleistift gekritzelter Brief:

„Ode, Todesqual, vierundzwanzig Stunden lang — wie jedesmal, von Anfang bis zu Ende entsetzlich. Nur mein Wille, meine armen Kinder nicht zu verlassen, erhielt mich am Leben. Nicht chloroformirt, weil Kind sonst — — sonst Alles in Ordnung. Henry an Vater geschrieben. Denke an mich.

Einsam! Einsam! Weißt noch? Ade."

O ja, sie wußte!

Sie wußte auch, was Henry, Schwager „Weißröckchen", wie sie ihn nannte, geschrieben hatte:

„Alles vortrefflich! Das kleine Ungeheuer ist, was man so einen ‚prächtigen Jungen' nennt. Schwere Entbindung, wie wir das nun einmal in der Gewohnheit haben. Marie befindet sich jetzt mehr als gut. Der Arzt ist außerordentlich zufrieden. Nicht die geringste Ursache zu Besorgniß."

Und der heutige Brief: Isolde hatte ihn schon mehrmals gelesen. Sie überflog jetzt noch einmal diese und jene Stelle:

„Mein Mann reist jetzt, weil er ästhetisch leidend ist, der Herr Wöchner leidet schmerzlich darunter, daß ich meine Mutterpflichten an dem Jüngsten

erfülle — noch schmerzlicher aber darunter, daß ihm jetzt so viel unpoetische Dinge unverhüllt entgegentreten. Dieser Realitäts- und Wahrheitsfanatiker kann nämlich absolut nicht die Wirklichkeit vertragen. Und da ich noch vollkommen erschöpft bin, sehr wenig außer Bett sein darf, so kann ich mich nicht mehr als gnädig verhüllende Wolke zwischen ihn und die Wirklichkeit schieben.

„Die einzige Person, die um mich besorgt war, meine alte Wartefrau, mußte leider sehr bald zurück. Sie war anderweitig beschäftigt. Die biß für mich etwas Ruhe heraus. Schade, daß Du wegen der armen Mama nicht zu mir kommen durftest. Welcher Trost wäre mir das gewesen!

„Wenn ich mich auch kaum bewegen kann vor Schwäche, muß ich doch mindestens ein Kind warten und häufig noch eins dazu beaufsichtigen. Dann kommt der Gatte und schimpft, daß immer Kinder bei mir sind, und klagt den Himmel an, daß er Familienvater ist, dann versuche ich, einige seiner Schmerzen zu lindern, bis die meinen zu stark werden. So vergehen im Wechsel meiner Pein die Tage. Ich halte mich an meinen alten Trost: die Zeit steht nicht still. Also muß ein Wechsel kommen.

„Henry hat Recht — so komisch es klingt — eine Frau, die ein Kind erwartet, sollte nicht im Hause bleiben. Er ist so sehr empfindlich darin. Es beleidigt seinen Schönheitssinn, mich in diesem Zustand zu sehen. Es ist ihm unerträglich. Ich weiß das. Zuerst erschien es mir ein grausamer Wahnsinn, wie er das sagte; mir war, als thäte sich ein Abgrund vor mir auf. Er sprach es so ganz naiv aus, als Künstler, weißt Du. Aber wie Alles nun einmal ist, hat er von seinem Standpunkt ganz recht. Wundert mich, daß es nicht ein solches Gesetz gibt. Für die Frau wäre es im Grunde auch besser.

„Meine Ide, schreib mir doch recht bald einen lieben, langen Brief. Mich verlangt stürmisch danach, denn ganz inwendig sitzt bei mir etwas Heißes — Feuchtes. Das sollst Du fortwischen, Du hast den Zauber der Liebe, Du kannst es.

„Vergiß mich ja nicht, Ide! Von Dir kommt mein Leben. Was meine Seele auf Erden hat, hat sie von Dir! Einzig von Dir. Mit Dir wach' ich und denk' ich. Du hältst mich. Laß mich nicht ganz fallen."

X.

Als Isolde spät Abends in dieser Maizeit mit dem letzten Zuge aus Ludwigshöhe nach Hause zurückgekehrt war, befand sie sich in einer wunderlichen Stimmung.

Sie hatte heute ein Stück aus dem Werke ihres guten Freundes gehört. Das war nicht die Arbeit eines modernen Menschen. So mochte Angelus Silesius gearbeitet haben, zeitlos. Das war die Offenbarung eines Menschen, der wie die Natur schafft, ohne Eitelkeit, ohne Ehrgeiz, ohne Hast. Das, was er erkannt hat, legt er nieder in einer Form, die mit dem Inhalt in Eins wächst, ein ganzes Leben der Erkenntniß.

Wie schön war es da oben gewesen, auf der Insel der Seligen! Wie glücklich hatten sie zusammen gesessen! Nu in ihrer rührend überirdischen

Liebe die Hand ihres Mannes haltend, als er las. Dann war sie leise zu Isolde gegangen und hatte deren Kopf an ihre Brust gedrückt. Wie konnte diese Frau schön sein, wenn es ihr in ihrer großen Liebe wohl auf Erden würde. Jede Bewegung von einer süßen, tiefen Zärtlichkeit; in jeder Silbe Wonne und lebendiger Frieden.

Isolde hatte daran gedacht, daß Mrs. Wendland einmal sagte: „Wenn ich die Lu mir vorstelle, so sehe ich, daß sie genagelt ist an ein Kreuz, mit tausend Rosen überdeckt, ein Golgatha, ganz in Rosen."

Isolden erschien es immer, als würde der Haushalt da oben in Ludwigshöhe von einem großen Kinde geführt. Nachdem sie so weltentrückt bei einander gesessen und eine Stunde erlebt hatten, wie sie schöner und reiner auf Erden nicht zu denken ist — Isoldens Buddha hatte auf sie niedergeblickt und wie ein Licht im Zimmer geleuchtet — da war Frau Lu mit einer Schüssel voll Schlagsahne aufgetaucht und einer Kanne holländischen Cacao. Schlagsahne und Cacao gab es da oben immer in der größten Seligkeit, und auch wenn sie Kummer hatten. Es war eine ganz naive Art, zu leben, die von Frau Lu ausging.

Isolde kam so warmen, weichen Herzens von ihren Freunden zurück, so erfüllt von allem Guten. Dazu heute der mild duftende Maiabend. Schwere, bange Wolken am Himmel, Sternaufflimmern und ein Rauschen der neuen Laubmassen.

Sie fuhr in offener Droschke vom Bahnhof nach Hause. Mama schlief schon, der Vater war auswärts.

Isolde seufzte auf. Seit Mama die Sorgen los geworden, war sie immer leidend und oft weinerlicher, kleinmüthiger Stimmung. Isolde hatte es nicht leicht mit ihr. Mama war eine so unbewegliche, müde Seele geworden, die sich wie ein Bleigewicht an eine junge Kraft hing. Der Vater lebte, wie er es von jeher gethan hatte, nur anderen Stils jetzt. Er hatte sein Heim in Berlin wie in München und genoß den Umschwung der Vermögensverhältnisse seiner Frau auf das Energischste. Der Frau selbst waren die Fähigkeiten, zu genießen, abgestorben, sogar der gute Appetit. Mama war meist leidend und mußte knappe Diät halten. Die Kräfte aufgebraucht, die Sinne stumpf, so stand sie dem Schicksal gegenüber wie der Mann ohne Löffel, wenn es Brei regnet. Das war, wenn auch unbewußt, der Grund eines tief innerlichen Mißmuthes.

Isolde trat in ihr stilles, ganz von lauem Maienduft erfülltes Zimmer. Vom englischen Garten brachte die feuchte Nachtluft' ganze Wolken frischen Laubathems. Sie legte die Hände übers Haupt. Wie empfand sie heute das Frühjahr so stark! Es war etwas Beseligtes in ihr, und in dieser Beseligung eine so wehe, weiche Sehnsucht. Sehnsucht nach Liebe, nach zärtlichen Händen, Anschmiegen, Einswerden mit dem Andern. Sie wollte einmal lieben, das stand ihr ganz fest. „Ein arbeitendes Weib ohne Liebe! O nein!" Sie lächelte. 'Sie wollte das ganze Leben; — das bis an den Rand volle! Sie wollte tief, tief lieben; nur nicht etwas Halbes! Sie sah ihr Gesicht im Spiegel: wie beruhigend, welcher Trost, daß sie so schön war. Jetzt sollte der kommen, der sie lieben würde —

den sie lieben würde. Sie war bereit. Sie stand fest, da, wo sie wollte. Nein, von hier verdrängt sie nichts mehr. Jetzt konnte sie lieben! Wie jung sie war! Solch' eine Jugend, die schwer an all' dem trug, was sie besaß, wie eine beladene Biene, die aus Blumenkelchen kommt. So viel Macht und Willen — und ihr Können! — und die göttlichen selbständigen Stunden! Diese Seelenräusche, die einsamen, in denen ihre Seele untertauchte und badete, und denen sie glückselig und stark entstieg. Sie hielt immer noch die Hände über dem Haupt gefaltet. Ein Jubel in ihr!

Ja, jetzt durfte er kommen, der, den sie lieben würde — jetzt! Ihr Leben sollte reich und schön werden.

Da kam ihr die Erinnerung, wie sie als Kind vor Henry Mengersen's Radirungen gestanden, zum ersten Male vom großen Geheimniß der Liebe rein berührt, nach jenem frühlingshaften Koboldstreiben unter den Schulmädchen; und wie sie nach Hause gelaufen war, das arme, junge Herz zerspringend voll von dem Gefühle: das Herrlichste auf Erden ist Weib sein! — sich opfern!

„Ja, ja," sagte sie leise, „nur anders. Noch größer muß das Opfer sein. Menschlicher, schöner, bewußter."

Da lag ein Brief, den sie übersehen hatte.

Sie nahm ihn, schaute auf die Adresse. Eine fremde Hand. Eine Bangigkeit stieg ihr wie von diesem Briefe auf — etwas sie Ueberschauerndes, Sonderbares. So erregt war sie in diesen dunkeln Frühlingsstunden!

Eine Frauenschrift — eine gelenke Schrift ohne Charakter, mit blaßbrauner, gewässerter Tinte geschrieben.

„Ein Bettelbrief," sagte sie sich und öffnete ihn:

„Liebes, hochgeehrtes Fräulein!" las sie. „Verzeihen Sie einer Ihnen ganz Unbekannten, daß sie sich an sie wendet. Eine feine, junge Dame, wie Sie, lebt so anders wie unsereins und wird sich sehr verwundern. Mißachten Sie mich nicht, ich bitt' Sie recht herzlich darum. Ich steh' ganz allein und, liebes Fräulein, ich bitt' Sie noch einmal recht herzlich, sein Sie so gut und denken Sie nicht schlecht von mir. Ich bin ein armes Mädchen. Es ist mir immer schlecht und knapp im Leben gegangen. Ich bin Ladnerin und auch Buchhalterin bisher gewesen und kenn' Sie auch, gnädiges Fräulein. Sie haben manchmal unser Geschäft besucht.

„Ich bin in der Hoffnung, damit ich's nur gesagt hab'. Ich hab' keinen Pfennig Geld in der Hand, und meine Entbindung kann ich jede Stunde erwarten. Glauben Sie mir, nur in der größten Noth und Angst wend' ich mich an Sie. Die Hebamme, wo ich seit ein paar Tagen wohn', will mich nicht behalten, weil ich ganz mittellos bin. Sie will mich in die Sonnenstraß' schaffen.

„Du lieber guter, barmherziger Gott! Haben Sie Mitleid mit mir!

„Ich weiß nicht aus und ein vor Angst. Ich bin guter Leute Kind. Die Eltern sind gestorben. Retten Sie mich, gutes, liebes Fräulein, daß mir das nicht geschieht. Ich stürb' vor Scham. Thun Sie was für mich! Der Vater von meinem Kind will nichts mehr von mir wissen. Er hat jetzt eine Andere.

„Ach, daß er's zuläßt, daß ich dort niederkommen soll! So nackt und bloß vor Aller Augen. Die Hebamme sagt, der Kopf wird einem verdeckt! — Es ist doch auch sein Kind, er hat mich doch einmal gemocht.

„Liebes, gutes, barmherziges Fräulein, thun Sie was für mich! Ich bitt' Sie so sehr ich kann, mit aufgehobenen Händen. Gott lohn's Ihnen, liebes Fräulein."

Hier folgte die Adresse der Hebamme und als Nachschrift stand: „Fragen Sie nur nach dem blonden Mädchen aus Aussee."

Ja, von diesem Brief stieg es bang und schwer auf. Als wenn zwei arme, zitternde Hände sie faßten und zur Thüre drängten, so empfand sie's; „Geh' — geh' — ach, geh' doch gleich!" Sie fühlte sich wie nicht allein in ihrem Zimmer. Das, was aus dem Briefe aufgestiegen, erfüllte es ganz und gar, war leibhaftig da, so weh, so hülflos, so hülfesuchend. Und sie ging. Da stand sie im Vorhaus, warf im Gehen ihren leichten Abendmantel um. Ihr Käppchen stülpte sie auf. Unter den hohen, flüsternden Pappeln der Leopoldstraße schaute sie noch einmal zum Hause zurück und bemerkte in dem Zimmer ihres Bruders Licht. Der war merkwürdiger Weise schon um diese Zeit zurückgekehrt. Die Fensterflügel standen offen. Er hatte die Hausthür wohl gehen hören, war ans Fenster getreten und mußte sie bemerkt haben, denn er bog sich hinaus und schaute ihr nach, rief ihren Namen mit einer ganz sonderbaren Betonung, die sie lächeln machte. Jetzt beschleunigte sie ihre Schritte, denn sie fürchtete, er könnte auf den Gedanken kommen, ihr zu folgen.

Am Odeonsplatz nahm sie eine Droschke und fuhr durch die stillen, nächtlichen Straßen; im langsamen Trott ging es vorwärts. Ihr Herz klopfte der fremden Noth entgegen. Vor einem Hause in der Buttermelcherstraße ließ sie halten. Die rothe Laterne einer Hebamme leuchtete dort.

Auf Isoldens Läuten öffnete sich die Hausthür, und eine starke Person in einem verschabten Prinzeßmorgenkleid, das sie mit einer ordinären Petroleumlampe beleuchtete, trat halbwegs auf die Straße heraus.

Isolde fragte nach dem Mädchen.

Die Augen der Frau bohrten sich in Isoldens Erscheinung ein, als wollten sie mit einem Blick durchschauen, wie das vornehme junge Mädchen mit der armen Ladnerin zusammenhing. Was wollte die denn jetzt?

„Wohnt nicht mehr hier?" fragte Isolde enttäuscht.

„Ich habe sie heute in die Sonnenstraße gebracht, gnädiges Fräulein. Da ist sie wohl aufgehoben, besser dran als bei mir. Sehn Sie, unsereins muß oft mehr herhalten als recht ist. Die jungen Mädchen — wie das so ist — sparen thuns net, mit ei'mal stehns vor der Bescherung. Da soll die Hebamme herhalten. Wenn's irgend angeht, hat er sich bei Zeiten gedrückt. Wissen's Fräulein — verzeihen's; wir sind doch auch net da, um Alles auszubaden. Für solche ist eben die Anstalt in der Sonnenstraße. Möcht' wissen, für wen sonsten, wenn net für die!"

Die Frau war noch in dem Eifer, den sie angewandt haben mochte, um das unglückliche Mädchen los zu werden und anzubringen.

„Ich zahl' für sie," sagte Isolde. „Holen Sie sie wieder zu sich. Benützen Sie gleich meine Droschke. Fahren Sie sofort."

Isolde war es, als wenn wieder zwei arme, arme Hände sich an sie legten und sie rührend drängten.

„Ein paar Stunden, wanns früher gekommen wären. Jetzt glaub' i net — i mein' mal net."

„Ich zahl' für sie," wiederholte Isolde noch einmal. „Mein Name ist Isolde Frey."

Da stutzte die Frau eigenthümlich. „Erlaubens, Frey? wenn ich recht gehört habe?"

„Ja, Frey, Leopoldstraße."

Die Frau schaute Isolden ganz perplex an, schloß die Hausthür, die noch ein wenig offen stand, stellte die Lampe auf den Fußboden neben sich hin und sagte: „Also vom Herrn Bruder geschickt?"

„Von meinem Bruder?" fragte Isolde verständnißlos.

„Herr Studiosus Karl Frey?" fragte die Frau noch einmal.

„Das ist mein Bruder."

„No also! Und der ist auch der Vater von dem Mädchen seinem Kind. So weit als ich die Kleine kenne, ist sie ganz a saubres Madel, das was auf sich hält. Also da hat er doch noch ein Einsehn gehabt. Ja, die ganz jungen Herren die sind a Kreuz für 'n Mädel."

Isolde war in der größten Verwirrung. „Ich fahr' zu ihr, ich bring' sie!" sagte sie heftig. „Kommen sie nach." Sie drückte der Hebamme zehn Mark in die Hand. „Alles wird gezahlt."

Als Isolde mit zitternder Hand nach der Klingel an dem eisernen Gitterthor des rothen Hauses in der Sonnenstraße suchte, schlug ihr das Herz zum Zerspringen. Sie war wie im Fieber. „Unmöglich!" sagte sie immer von Neuem leise vor sich hin. — „Unmöglich — unmöglich!"

Ein Grausen vor ihrem Bruder stieg in ihr auf. Dies blonde, joviale Gesicht — das breite Lächeln, die Wohlhäbigkeit, die Ueberhebung in jedem Wort, die herablassende Höflichkeit gegen die Mutter und sie selbst! Und nichts hatte man diesem Gesicht angesehen, diesem breiten, frechen Gesicht. So behaglich wie immer hatte er dieser Tage ausgesehen, dieselben dummen, faden Witze, dasselbe Räkeln und Dehnen daheim. Und seine plumpen Fäuste hatten sich von solch einem armen, unseligen Herzen losgemacht und seine plumpen Füße waren über ein Menschenwesen hingegangen, das sich ihm in Liebe gegeben hatte!

Als die Thüre geöffnet wurde, konnte Isolde nicht sogleich zu Worte kommen. Dann erfuhr sie das „Zu spät".

„Die müssens schon jetzt hier lassen."

Isolde stand rathlos.

Die Thür wurde geschlossen. Isolde zahlte den Kutscher. Sie wollte nach Hause gehen. Ja, sie mußte gehen, ihre eigenen Füße gebrauchen, um

weiter zu kommen. Das Kind ihres Bruders wurde da drin in dem Hause geboren von einem armen, ganz verlassenen, preisgegebenen Geschöpf. Weil sie arm war, mußte sie Alles über sich ergehen lassen, was an Entsetzen auszudenken ist; weil man ihr Barmherzigkeit erwies, mußte sie mit dem Einzigen, was sie hatte, mit der Scham ihrer armen Seele, überzahlen. Ihre Schmerzen, ihre Todesqual wurden kühl beobachtet, notirt, vielleicht belächelt. Das hatte ihr Bruder der angethan, die er geliebt!

In Isoldens Seele wurde etwas starr. In ihren Schläfen hämmerte es vor Empörung. Sie ging, als berührte sie den Boden nicht. Jeder Blick ins Leben, in das, was die Menschen „Leben" nennen, Ekel! Eine Welt für Bestien, Raubthiere, die einander würgen, und die dann fragen: „Wie ist das Böse nur auf unsre gute Welt gekommen!"

Da dachte sie an ihren Freund, der seine Lebenskraft gab, um diesen wunderlichen stumpfen Hirnen die Sinne zu öffnen dadurch, daß er das Wunder und Geheimniß enthüllte, wie das Gute auf diese Welt gekommen ist. Ein Wunder ohne gleichen!

Am anderen Morgen, nach einer schlaflosen Nacht, wurde Isolde zur Mutter gerufen, die sich nicht wohl befand. Es gab da zu trösten und zu ermuthigen. Die Mutter litt oft an einer plötzlichen nervösen Herzschwäche und war dann in tausend Aengsten um ihr Leben.

„Fühl' nur, Isolde, wie der Puls wieder geht, fühl'."

„Gar nicht so übel; was willst Du denn, wie soll er denn gehen?"

„Meinst Du?" fragte Mama aufathmend, „mir war, als wenn er ganz aussetzen thät. Geh', bitt', reib mich mal ein bissel in der Herzgegend, da zuckt's und druckt's bis in die Fingerspitzen. Ach — ach," Mama stöhnte.

Isolde rieb und tröstete.

„Die Angst! die Angst! — ach, Isolde! So was kannst Du Dir nicht vorstellen, wie das ist! Geh', gib mir ein Brompulverl."

„'s ist ja keins mehr da, Du weißt ja."

„Dann laß es in der Apotheke schnell machen; aber schnell ein bissel."

Isolde ging, um es einem der Mädchen zu übergeben. Auf dem Vorsaal hörte sie im Speisezimmer ihren Bruder schelten. Das Zimmermädchen, das den Theetisch zu besorgen hatte, kam aus der Thür. „Der Lachsschinken für den jungen Herrn ist net von Dallmeier geholt," sagte sie.

Da that sich die Thür auf und Karl erschien auf der Schwelle. Er hatte Isolde gehört. „Möchte wissen," rief er, „wie oft ich's noch wiederholen muß, daß ich keinen andern Schinken mag. Ich dächte, Isolde, Dir fiel keine Perle aus der Krone, wenn Du den Dienstboten ein bissel besser auf die Finger passen thätest!"

Isolde starrte den kauenden Bruder wie eine unbegreifliche Erscheinung an. Er wollte eben die Thür wieder schließen. „Uebrigens, wo warst Du gestern Abend?" fragte er barsch.

Isolde wandte ihm den Rücken. Karl schloß die Thür heftig.

Als Isolde endlich von Allem, was diesen Morgen sie bedrängt und aufgehalten hatte, frei gekommen, und bereit war, dahin zu gehen, wohin es sie wie mit Händen zog, hörte sie ihren Bruder behaglich mit dem Vater lachen und plaudern.

Die Stunde nach dem Morgenthee verbrachten Vater und Sohn gewöhnlich im Frühstückszimmer, Zeitung lesend und rauchend. Isolde graufte es vor der vollen männlichen, sorglosen Stimme ihres Bruders, in der so viel Wohlbefinden lag. Die behagliche Stimme verfolgte sie noch auf der Straße und trieb sie wie mit einer Peitsche an.

Und jetzt stand sie wieder vor dem stattlichen rothen Hause und drückte wieder bang in schwerer Erregung auf die Klingel. Sie that ihre Frage und bekam etwas zur Antwort, etwas, das ihr das Blut wie einen Strahl zum Herzen trieb und die Augen verdunkelte.

Sie hatten das Mädchen auf die Anatomie gebracht.

„Wie?" fragte Isolde verwirrt. „Ich will hin," sagte sie.

„Heut' könnens auch hin," meinte die Person, die geöffnet hatte. „Aber ich möcht's Ihna net rathen."

In einem öden, breiten Gang, wie sie officiellen Gebäuden eigen sind, stand sie, bis eine Art Hausmeister sie in den Saal führte. Ein kahler Raum, die untere Hälfte der Fensterscheiben mit weißer Oelfarbe verstrichen. Die Wände grau-weiß, lange, graue Tische, grauer Steinboden, dort um den Tisch, da standen sie dicht gedrängt. Da lag ihres Bruders Weib nackt vor kalten Blicken. Neben der Mutter ihres Bruders Kind wie eine welke Blüthenknospe, formlos, schlaff. Isolde drückte sich an die graue Wand und starrte auf die Gruppe junger Männer in weißen Schürzen und auf den lang gestreckten, nackten, zermarterten Leib.

Ein weißes, starres Gesicht mit geschlossenen Augen, die Stirn von blonden, noch gebrannten Löckchen umrahmt, lag wie im tiefen, reinen Schlaf, einen wehen, eisernen Schmerzenszug um die blauen Lippen. Isolde starrte auf diesen Zug.

Der Brief des armen Dinges knisterte noch in ihrer Tasche. Sie faßte danach. Sie hielt ihn fest in der Hand wie ein wichtiges Document.

Da fuhr ein furchtbarer Schnitt über Brust und Leib des todten Weibes. Das stille, reine Gesicht mit den schweren, starren Augenlidern lag theilnahmlos, voll rührender Hoheit über all' dem Entsetzen, dem blutigen Gräßlichen, das da geschah.

Da traf Isoldens Ohr ein Lachen, ein so widerlicher Witz, der krallte sich in ihre Seele ein und haftete da, ein Witz, so voller Weibverachtung. Das jammervoll zerrissene, zermarterte Geschöpf hatte dazu herausgefordert. Der zu Tode gepeinigte Körper predigte vom Leiden des Weibes, von seiner Schwäche, vom Opfer des Weibes.

Die Weißbeschürzten fühlten sich im Besitz strotzender Kräfte, strammer Jugend. Da lag der ganze Jammer des Weibes vor ihnen, so blutend und

zerfetzt, zerriſſen und entſtellt, war ihnen preisgegeben; und das ſtille Geſicht mit der Hoheit in ſeinem Geſicht, die die Welt und den Schmerz überwunden, was wollte das? Was ſagte das?

„Du Schmerzenshoheit, du Todeshoheit!“ dachte Iſolde, „wie ſtehſt du doch über Allem, biſt größer als Alles!“ — Sie ſah das Gemeine, als ſchwebte ſie über der Erde . . . Sie hätte ſterben mögen vor Ekel und Entſetzen, wäre dies ſtille Geſicht nicht geweſen. Da überſchaute Iſolde die ganze große Weibverachtung mit einem Blick; der zerriſſene Leib, der vor frechen Blicken unverhüllt dalag, das war das Weib! Das Weib, dem Alles ohne Scheu geboten werden darf, das Weib, das wie ein Thier verlaſſen liegt, das nie zur Menſchenwürde kam.

Etwas wie fanatiſcher Jubel regte ſich in Iſolde, daß ſie zu den Niederen, den Erniedrigten gehörte. Die Witze galten ihr! Sie theilte ſich darein mit dem zerfetzten Leibe dort! Aber das ſtille, unberührte Antlitz mit dem furchtbar ſtarren Zug leuchtete wie ein Licht unter den gemeinen, rohen, lebendigen Geſichtern.

Es überſtrahlte ihres Bruders kauendes Geſicht wie eine Sonne. Da war etwas in dem Todtenantlitz, etwas Sieghaftes. Und dies Sieghafte fühlte ſie in ſich ſelbſt. Sie preßte die Hände an ihre Bruſt. Wie ein Schatten, wie in ſich ſelbſt verkrochen, ſtand ſie ganz entrückt. Da, da iſt etwas groß geworden im Weib und unüberwindlich groß durch Schmach. Mitten in all' dem Dummen, Kleinlichen, Armen, Albernen, Unentwickelten iſt eine Kraft gewachſen, die durch Verachtung und Verſtoßung wächſt.

Es war ihr, als hörte ſie ihren eigenen Namen da an dem Tiſche mit Entrüſtung ausſprechen. „Es wird mich Einer oder der Andere wohl kennen,“ dachte ſie kühl.

Hellſehend überſchaute Iſolde das rechtloſe, herabgedrückte, geiſtberaubte, ſchmerzbeladene Weibthum dieſer Welt, das Lallende, Demüthige, Armſelige. Aber das heilige Weibantlitz, das Unerſchütterliche in dieſem Antlitz, das war das Begeiſternde, das Wundervolle, das Lebendige, die große Hoffnung.

Als vier Fäuſte den Leichnam achtlos, ohne jede Barmherzigkeit, die der junge, ſchmerzzermarterte, verlaſſene Leib als heiliges Recht hätte verlangen dürfen, in eine Kiſte warfen wie etwas völlig Abgethanes und das Kind auf den Körper der Mutter fallen ließen, und der flache Kiſtendeckel, der zum Sarg der Aller-Allerärmſten gehört, und den ſie den „Naſentetſcher“ nennen, darüber gelegt wurde, da war die Tragödie zu Ende.

In Iſolden ſtieg einen Augenblick der Gedanke auf, daß ſie einen menſchenwürdigen Sarg für das arme Opfer beſorgen wollte. — Aber nein, daran nicht rühren! Sie ging, die ganze Seele voller Weltliebe, bereit, ſich zu opfern — bereit, mit ihrem Leben einzuſtehen gegen die ganze Welt.

Und draußen war voller Frühling, Werdeluſt und Werdekraft in der warmen, ſonnendurchſtrömten Luft. Sie athmete tief, tief auf und ging an den gedankenloſen, hetzenden Menſchen wie an Larven vorüber. Bis in die kleinſte Faſer war ſie jetzt lebendig und wach, ſo ſich ihrer ſelbſt bewußt,

ihr Wille so mächtig. Alle die Alltagsgesichter, die ihr begegneten, waren ihr wie durchsichtig, das dumpfe Befangensein in diesen Köpfen fühlte sie. Wie Todte erschienen sie ihr Alle. Sie aber lebte!

Sie blieb über Mittag in ihrem Atelier. Unmöglich hätte sie heute ihrem Bruder gegenüber sitzen können. In dem großen, weiten Atelier wanderte sie auf und nieder, durchmaß breite Strecken in diesem Stunden langen, unaufhörlichen Sich-hin-und-her-bewegen. Ueber ihr webten und wirkten wieder die Schwalben mit ihren seidenen Tönen Fäden über dem blauen Himmelsraum. Wie sie ihr zu Herzen drangen, diese Sommerlaute!

Und immer dieses starke, weite, Alles überwindende Lebendigsein! Dieser große Wille, dies Sich-opfern-wollen!

Erst am Abend wagte sie sich zaghaft nach Hause.

Im Wohnzimmer traf sie auf ihren Vater. Noch immer war er eine stattliche Persönlichkeit, mit einer Weltzufriedenheit im Auge jetzt, ein zufriedener Prophet.

Er trat auf sie zu, legte ihr die Hand weich auf die Schulter. „Deesse! Extravaganzen! Du bist — da — heut' gesehen worden, bestes Kind!"

Isolde blickte ihren Vater mit großen Augen an.

„Karln ist es mitgetheilt worden. Deesse! — Kind!"

Eine Würde sondergleichen ging von der mächtigen Persönlichkeit aus. Isolde erwiderte mit keinem Wort. Der Vater schwieg auch. Seine volle, lebendige Hand lag noch immer auf Isoldens Schulter.

„Sag' mal, Kind," begann er wieder, „was ging das Dich eigentlich an? Wie kamst Du darauf? Weißt Du, Deesse, das ist im vollen Sinn eine Tactlosigkeit! Mir vollkommen unverständlich, wie Du darauf gekommen bist. Spionirst Du vielleicht? Controlirst Du vielleicht auch . . ." Doctor Frey sprach nicht aus. „Weißt Du, mein Kind, Karl ist ein junger Mann — kein Institutsfräulein! — braucht keine Governeß. Hat der arme Junge Unglück gehabt — steck Deine Nase nicht hinein! — Laß ihn! Karl ist außer sich über Dein Betragen. Meinst Du denn, daß es ihm angenehm war, von Deiner Anwesenheit — dort — zu hören? Junge Leute unter einander! Teufel auch! Davon verstehst Du nichts. — Was für ein Gesicht soll er denn machen, wenn das von Dir erzählt wird?"

„Ja — weißt Du, Isolde, das ist denn doch!" das war Karl, der das sagte. Er stand in der Thür, voll, breit, schwerfällig, empört. Die Weste stand ihm offen. Sein Gesicht war stark geröthet. „Fahr Du nur so fort mit Deinen Verrücktheiten! Das wird ja nett werden. Heirath' endlich, damit man Ruh' hat!" Er trat in das Zimmer zurück, aus dem er gekommen war und warf die Thür mit vollster Gewalt ins Schloß.

„Ein andermal laß ihn in Ruh'," sagte Doctor Frey. „Kein Mensch hätte von der Sach' gehört. Nicht eine Stunde wär' der Frieden gestört — und nun! Du weißt, daß ich Aerger im Haus net vertragen kann."

Mama machte die Thür vorsichtig auf. „Ach Gott — was ist denn?"

Isolde stand bleich, in sich zusammengefaßt, wie eine Weltdame, die in einer leichten Unterhaltung gestört wird. „Gar nichts, liebe Mama. Nicht der Rede werth — etwas ganz Alltägliches."

XI.

Sie hatte so in sich selbst verschlossen gelebt — in ihrer Arbeit. Sie hatte gewissermaßen nicht für ihre eigene Person erstrebt, was sie nun anfing, zu besitzen. Das Weib in ihr war es, was sich mühte, was rang, was ein Ziel verfolgte, was tief erregt bei jedem Mißlingen verzweifelte, was aufjauchzte bei jedem Gelingen. Sie wollte den Begriff Weib in sich selbst umwerthen, umgestalten. Erlöserseligkeit und Schmerzen standen ihrer Seele nah.

Das stille, starre Todtenangesicht mit dem Zuge der Weltüberwindung verließ sie jetzt seit Wochen nicht. Sie wollte und mußte dies Antlitz schaffen, wie sie es vor sich gesehen; sie wollte etwas bilden, wie sie selbst das todte Antlitz empfunden hatte: „das Antlitz des Weibes." Jahre lang nur von einem fanatischen Arbeitsgeist beseelt, war ihr Vieles so neu. Wie mit wunden Nerven hatte sie seit jener Nacht vor fünf Jahren das „Weibsein" empfunden, das Ausgeschlossensein von allem geistig Lebendigen. Es war etwas so Trauriges um das Weib. Sie arbeitete fanatisch, sprach aber zu Niemandem von ihrer Arbeit. Kein Wort über Kunst. — Tactlos — albern. Wozu? Einfach lächerlich!

Wie ein Fluch traf sie's, als sie durchschaute, daß auch Buddha, der Tiefe, der Leidenserlöser, wie alle anderen Großen es gethan, das Weib ausgeschlossen hatte vom Geiste, selbst aus ihrem ureigensten Reiche der Leidensüberwindung. Sie litt unter der scharfen Einsicht ihrer Lage, der Lage des Weibes. Wie ein leidenschaftlicher, verzweifelter Fanatismus ergriff es sie oft. Ihre Seele war eine so freie, frohe. Stolz, freiheitstrunken wäre sie oft gern gewesen, wenn sie nicht immer Alles gesehen und durchschaut hätte. Wie Peitschenhiebe fuhr, was sie empfand, oft über sie hin. Sie konnte nicht so dumpf leben wie die Anderen, so breit behaglich, so angebetet verachtet.

In dieser Zeit hörte sie zum ersten Male mit Bewußtsein von der unglaublich wunderlichsten Sklavenbewegung: Das Weib begann zu revoltiren, das Weib, das, so lang es Menschen auf Erden gibt, sich geduckt hatte.

In einer kleinen Provinzialstadt, in einer Kochschule war ein sonniger Saal mit Tannenguirlanden und frischen Laubgewinden, Blumensträußen und Fähnchen decorirt. Da kamen die Frauen zusammen.

Isolde trat etwas spät, von der Reise ermüdet, in den Saal ein, als schon Alle versammelt waren.

Eine heiße, sonnige Luft. Das welkende Laub strömte betäubend duftend seine Säfte aus. So etwas Mattes, wie Herbstgeruch in der schwülen Luft. Ein ganzes Feld von Hüten aller Arten und Formen. Diese vielen Frauen in ihren vielen Kleidern bedrückten und verstimmten Isolde. Häßlich wie jede Menschenansammlung, eine Anhäufung von Lappen, die alles Menschliche

verbirgt, etwas Formloses, Todtes, Trockenes. Und aus all' dem Wust die kleinen, vom Leben angekränkelten Mondchen, die menschlichen Gesichter.

Vor weißverhangenen, sonnenbeschienenen Vorhängen saßen die Frauen vom Vorstand, mächtige, ehrbare Frauen, ein schmaler, langer Tisch vor ihnen. Die weißen, blendenden Vorhänge hinter ihnen ließen sie wie compacte, schwarze Schatten erscheinen. Sie hatten einen zu grellen Hintergrund, der sie wie in sich aufsog.

Die Versammlung wurde in würdiger Form geleitet. Ein Reichskanzler konnte den Reichstag nicht vortrefflicher eröffnen.

Aus der Menge erhob sich hin und wieder aufgefordert Eine und sprach mit einem befangenen Stimmchen von ungeheuren Dingen, unter denen die Menschheit seufzt. Sie faßte diese Dinge bei einem kleinen Zipfel und zeigte ihn wie ein winziges Pröbchen von einem ganz wunderbaren, riesigen Stoff, in dem ungeheure Gestalten, geheimnißvolle, mächtige Muster eingewirkt sind.

Isolde kannte ein altes Kloster in Südtirol, das hoch auf einem Felsen liegt, ein Kloster zur ewigen Anbetung. Sie hatte einen Winter mit ihrer Mutter in Südtirol zugebracht, und am Allerseelentag war sie zu diesem Kloster in der Dämmerung hinaufgestiegen. Weißverhangener Himmel, als wollte schon Schnee kommen; Regen rieselte und Nebel stiegen dicht aus dem Thale auf und schieden das Kloster zur ewigen Anbetung von aller Welt ab, so daß es von keinem Auge mehr gesehen wurde. Geheimnißvoll, wie eine Graalsburg, schimmerte, wenn der Nebel ein wenig riß, ein Thurm, eine Fensterreihe, wie mitten aus Wolken. Eine unsagbare Einsamkeit war's da oben — eine herzbeklemmende, bange Einsamkeit. Und hoch vom Felsen, aus der kleinen, im tiefen Nebel verborgenen, uralten Klosterkirche heraus kamen zwei Stimmchen, wie im unendlichen Raum schwebend — so traurig, so weltverlassen. So körperlos mystisch, so übermenschlich weh sangen die Stimmchen am Allerseelentag vom Tod und vom Leiden der Welt, so ganz abgeschieden von allem Leben.

Dieselben Stimmchen, im Raume schwebend, drangen jetzt wieder zu ihr, rührend, weltfremd, schmerzbeladen, ihre Seele bedrängend. Dazu parlamentarische Würde und Sicherheit, ein ganz wunderliches Gemisch. So etwas Strammes, als hätten die mächtigen, dunkeln Schatten der Frauen am Vorstandstisch, vor dem grellen Hintergrund, Boden unter den Füßen und könnten auf eigenem Grund sich regen, so etwas Gesetzmäßiges, Wichtiges, als wären die Gesetze schon da, um besser, menschenwürdiger zu leben. Dazu der Saal mit den Guirlanden und Fähnchen! so tragisch und unbeholfen sicher. Ein ganz eigener, banger Eindruck.

In Isolde's Seele war das reine Todtengesicht wie eingebrannt. Das Gesicht, das mit seinem Ausdruck des Großgewordenen durch Leiden wie eine Sonne alle lebendigen und befriedigten Gesichter überstrahlte. Es wurde ihr hier schwerer, an dies Gesicht zu glauben, als irgendwo sonst. Und doch — in den weltfremden, weltverlassenen Stimmchen zitterte heute, so rührend und

lallend sie auch klangen, das ganz Tiefe, das große Wollen — das Wollen, das sich Bahn bricht, sei es, wie es sei.

Isolde träumte, während die compacten Schatten Bericht erstatteten, was in Sachen der Frauen in diesem Jahre geschehen und nicht geschehen war. Gut bürgerliche Vereinsbefriedigung lag während dem über ihnen.

Isolde träumte, daß sie aufgestanden und an den Tisch mit dem gelben Sonnenhintergrund getreten wäre und in die Blendung hinein und zu den mächtigen, dunkeln Schatten gesprochen hätte:

„Würdige Frauen, laßt doch Eure Barmherzigkeit jung sein! Jung, stark und heiter. Laßt sie nicht alte, ausgekrochene, ausgeschlichene Geleise schleichen. Thut doch etwas ganz Erstaunliches? Etwas, worüber die Welt in Lachen ausbricht, in Zorn und Wuth. Weil Ihr zu trotten versucht, wie der Mann trottet, so schwer und bedächtig — glaubt Ihr, Ihr habt es schon erreicht, was Ihr wollt — oder werdet's erreichen? Ich beschwöre Euch, thut etwas Königliches! Etwas Freies! Nichts Kluges — nichts Althergebrachtes — laßt die That der Frau wie eine lang verschüttete, eingeengte Quelle mächtig rücksichtslos hervorsprudeln — thut Etwas, das davon zeugt, daß Ihr den großen Willen habt, den weltüberwindenden Willen. Breitet Eure großen Flügel aus wie Glucken. Bereitet dem jungen, starken Weibe ein Nest. Ein Nest mitten in der harten, frechen Welt. Breitet Eure großen Flügel aus wie Glucken und laßt ihnen nichts geschehen! Laßt in unangetasteter Reinheit das junge Weib ein Kind ihr eigen nennen. Ein Kind und Arbeit! Laßt ihnen Arbeit, bei der ihnen die Seele weit wird, und ein Kind, das ihnen das Herz froh macht. Laßt sie nicht in der Arbeit nach einem Kinde hungernd verlangen. Baut eine Festung aus Eurem Willen. Seht Ihr: — Ich habe den großen Willen, nehmt ihn . . .

„Des Menschen Wille schafft die Welt! Weshalb dem jungen Weibe nicht ein Nest, worin es werden kann, was es werden will und werden muß, wenn es einmal mit beiden Lungen frei athmen kann wie ein Geschöpf Gottes. Und aus diesem kleinen Nest wird eine neue, starke Menschheit ausgehen — Allen zum Trotz, die eine Menschheit von Sklaven und Hausthieren wollen. Achtung wird das Weib unter der Sonne genießen. Lachen und jubeln wird's! Die ungeheure Gesetzeslast und die Mißachtung hat die Frau mit einem leichten Fußtritt bei Seite geschoben, wie durch ein Wunder, und wieder wie durch ein Wunder ist sie nun frei geworden und sieht, daß sie nie gefangen war.

„Streicht ihr über die verwirrten Augen mit sanften, klugen, wollenden Mutterhänden!"

So hatte Isolde, im Stuhl zurückgelehnt, thöricht geträumt, gerade als die würdigen Frauen am Vorstandstisch die Frage aufwarfen: „Soll die Frau den Titel des Mannes führen oder nicht?" Und dann kam wieder eine andere sehr vernünftige, untadelhafte Frage — sehr correct.

Isolden war es zu Muthe, als müßte draußen ein dunkles, starkes Gewitter ausbrechen. Es schien aber helle, grelle Julisonne, kein Wölkchen

am Himmel. Schwüle, erdrückende Schwüle im Saal. Die Laubguirlanden strömten ihre Säfte aus. Es duftete nach sterbendem Laub und heißen Körpern, eine einschläfernde Atmosphäre.

Und doch stieg aus dieser drückenden Atmosphäre etwas Starkes, Lebendiges auf. Für eine feine Seele voller Weltliebe war es auch zu spüren. Aber, was ein Sturm sein sollte, war noch ein kleiner, spitzer Luftzug, wie aus einer Fensterritze.

XII.

Es war in diesem selben Jahre, Weihnachts-Heiligerabend. —

Der Zusammenschlag aller Herzen, alter und junger, trauriger und fröhlicher, durchzieht wie ein mächtiger Strom die Stadt, liegt wie ein leuchtender Nebel über den Häusern, klingt von den Thürmen in vollen schweren Tönen, hallt in den Schritten der Menschen, die durch die Straßen eilen.

Weihnacht! Weihnacht! Der großen Weihnachtsstimmung kann kein Herz entfliehen, und wenn es sich in seinem Weh bis in den dumpfesten, tiefsten Keller vergrübe. Es müßte mit hinein in den Zusammenschlag. Da fühlt Ihr's einmal: das „All-Eine". Das Zusammenfließen der Seelen, das Empfinden, Früchte an einem Baum zu sein.

In allen Heimstätten feiern sie Weihnachten. Aus den Fenstern der Häuser an der Leopoldstraße strahlt es festlich in die Nacht hinaus, glänzen die lichtvollen Weihnachtsbäume wie Sterneninseln. Draußen leichter, schon hartgetretener Schnee und doch ein milder Winterabend, zwischen Gefrieren und Thauen. Die hohen, kahlen Pappeln ragen schattenhaft zart in den blanken Sternenhimmel hinein. Stadtgeräusche klingen heute anders als sonst, so scheint es Jedem. Die Pferdebahn kommt so eilig weihnachtlich daher, die Droschken fahren, als führen sie irgend eine Ueberraschung zu irgend einem Ziele. Lebendiger ist Alles als sonst und heimlicher. Eines scheint dem Andern nahe bekannt. Man freut sich mit Denen, die sich freuen können, und fremdes Leid greift zum Herzen, und nicht nur an die Nerven und auch nicht nur zum Herzen, nein, bis in den Geldbeutel hinein, der tiefer und unzugänglicher beim menschlichen Geschöpf sitzt als Herz und Nieren. Ja, ein schöner Abend, ein sehr merkwürdiger Abend, der Abend der Weihnachts-Heiligennacht.

Bei Dr. Frey's waren sie auch in Feststimmung und Festerwartung. Die Mutter, Isolde und Bruder Karl sitzen im Salon und warten auf den Vater, um im Speisezimmer den Weihnachtsbaum anzuzünden, dann während des Lichterglanzes ein kleines festliches Abendessen mit einander zu verzehren — und Frau Dr. Frey ihr Haferschleimsüppchen.

Um den Weihnachtsbaum stehen, von Tüchern verdeckt, Tische mit Geschenken.

Es ist Alles bereit. — Das Hasten und Eilen des ganzen Tages ist einer leichten Abgespanntheit gewichen, der große, schöne Raum hell erleuchtet. Tannennadelduft mischt sich mit dem frühlingszarten Athem von Maiglöckchen, Hyacinthen und Tulpen, die in einer schönen Schale, wie ein ganzes Blumen-

beet, auf dem großen Tisch im Salon unter der Hängelampe stehen und ihr zu früh erwecktes Leben in die heiße, trockene Zimmerluft ausströmen, statt in hellem Maiensonnenschein hinein.

Isolde geht ab und zu in das Weihnachtszimmer, schlingt noch ein paar glänzende Fäden über einen Tannenstrauß mit Rosen oder ordnet etwas an den Geschenken. Die Ausschmückung der Zimmer zu Weihnachten ist immer ihr Werk gewesen.

Wie fremd sind sich die drei wartenden Menschen in dem Salon! Mutter, Sohn und Tochter. Fremd, wie sich nur Familienglieder sein können. Wie kennen sie jede Aeußerlichkeit an einander, jede Angewohnheit! Sie kennen sich bis zum Ueberdruß, das heißt: Jedes die Larve des Andern.

So sitzen sie und hängen ihren Gedanken nach.

Was weiß Mama von dem inneren Leben ihrer Tochter und Isolde von Mama's innerem Leben? Sie sieht Mama sitzen in ihrem schwarzseidenen Kleide. So fein ist die Gestalt, das müde Gesicht mit dem leidenden, etwas stumpfen Ausdruck. In Mama's Gesicht ist etwas Ausgelöschtes. Wer hat das ausgelöscht? Das Leben? Jedenfalls. Mama wird doch schon alt; noch nicht gar so alt — nein. Sie ist aber wie mitten im Leben eingeschlafen. Gerade als es anfing gut zu werden.

Isolde denkt, wie Mama sich früher geplagt hat, eigentlich so stumpf wie eine Magd, die fürs Leben gekauft ist, der der Herr kein freundliches Wort zu geben braucht. Er ist ihrer sicher. Sie kann sich nicht eines besonders liebenswürdigen Ausdrucks erinnern, den der Vater je an Mama gewendet hätte. „Na Alte," so ganz gedankenlos hingesagt — das hört sie in der Erinnerung, so ein klein wenig Ironie dabei — so von oben herab.

Mama's Heirath war eine Liebesheirath gewesen, gegen den Willen ihrer Eltern. „Ach" — Isolde dehnte sich im Stuhl und reckte die Hände von sich: „Triste! . . ." Gott behüte einen vor so etwas.

Mama ist ein Kind geblieben, ein armes, unwissendes Kind — müde gearbeitet, ohne Liebe, ohne Sonne. Isolde hat das Gefühl, sie möchte zu ihr hingehen und sie küssen und streicheln; dann fängt aber Mama immer zu klagen an um alles Mögliche — und auch darum, daß sie zu nichts Appetit hat und auch nichts vertragen kann. Isolde weiß das schon. Es ist für Mama nicht gut, zärtlich mit ihr zu sein, sie kann damit nichts mehr anfangen.

Isolde denkt daran, wie Papa vor Jahren Mrs. Wendland den Hof gemacht hat. Er hat immer irgend eine Flamme gehabt.

Komisch, wie eigentlich Mama sich damit abgefunden hat. Sie weiß von Mama's Art zu denken und zu fühlen gar nichts. Und jetzt ist's mit Papa auch nicht ganz geheuer. Er ist gar zu vortrefflicher Laune.

Isolde erinnert sich daran, wie damals Papa sich vor Mrs. Wendland's Thür in einen Gentleman verwandelt hatte und wie Marie und sie selbst darüber entsetzt waren. Ja, das war sehr sonderbar gewesen, unvergeßlich sonderbar. Sie hatten jetzt fast immer einen wohlfrisirten, blühenden, jovialen Papa, gut gekleidet, jugendlich, von bester Gesundheit und vortrefflich im Betragen.

Allerdings hatten sie dies Vergnügen nicht allzu oft, denn er hielt sich viel in Berlin auf, und auch in München war er, wie immer, der Vielbegehrte. Aber merkwürdig, daß er heute nicht kam, heute, am Weihnachts-Heiligenabend.

Mama saß ganz still, wie vor sich hinbrütend. Ungeduldig hatte Isolde Mama überhaupt nie gesehen; und eigentlich kannte sie Mama zumeist nur wartend — auf den Vater wartend. Auch Nachts wartete sie — lang, lang, das wußte Isolde ja. Mama wartete von jeher Nachts und schlief nicht eher ein, bis der Vater kam. Was mochte wohl Mama ihr Lebtag diese vielen, vielen Stunden gedacht haben? Schrecklich! Wie in sich verschlossen sie doch war! Ganz geheimnißvoll, nachtthierhaft. Wie sah Mama's Leben aus, wenn man es mit ihren eigenen Augen betrachtete? Isolde konnte den Blick von Mama gar nicht wegwenden.

Karl hob sich aus seinem Fauteuil, in den er sich hineingeräkelt hatte — zog seine Uhr — „Neune schon!"

Seine Stimme war erregt. Karl hatte heute Abend außer der Familienfeier jedenfalls etwas vor. Er ging ein paar Mal im Salon auf und nieder, griff nach der Abendzeitung zum so und so vielten Male und versank wieder in dem weichen, bequemen Polster, die Hand in seinem dicken Haarschopf vergraben, die Blicke gedankenlos über das Zeitungsblatt hinschweifend. Mit der Spitze seines Fußes klopfte er ungeduldig im Tacte auf das Parquet. Ein so harter, trockner Ton. Isolde wurde ganz nervös davon.

Mama sagte: „Heute kommt Papa aber spät. Das Abendessen wird verderben." Dann saßen alle Drei wieder ganz stille eine lange Zeit.

„Karl, klopfe nicht so mit dem Fuße auf," bat Isolde.

Draußen an der Hausthür schellt es auf eine eigenthümliche Weise. „Das ist Papa nicht," sagte Isolde.

Alle drei schauen wie erschreckt, wie unangenehm berührt. „Nein, das ist Papa nicht," sagt Mama auch. „Bewahre."

„Na, und Dreiviertel auf Zehn wär's jetzt glücklich." Karl war sehr ungeduldig geworden.

Da that sich die Thür auf. Das Zimmermädchen erschien in blendend weißer festtäglicher Schürze.

„Nun," — Isolde wollte weiter fragen, da sah sie in ein paar wirre, entsetzte Augen, in ein erdfahles Gesicht.

Sie fragten jetzt alle Drei beunruhigt: „Nun? Was denn? Was ist denn?"

Das starre, erdfahle Gesicht über der weißen Schürze veränderte sich nicht. Die Lippen bewegten sich, um zu sprechen, brachten aber keinen Ton hervor.

„Nun?" fragte Karl, „was ist denn eigentlich los?"

Und da kam es — in abgerissenen, unklaren Worten: dem Herrn war was passirt.

Alle Drei hatten sich von den Stühlen erhoben und standen und starrten im ersten Augenblick. Das Hirn will das Schwere nicht ins Bewußtsein auf-

nehmen, das Leben soll behaglich sein, gleichmäßig. Nur keinen Schreck, keine schlimmen Ueberraschungen.

Da drangen Geräusche bis in den Salon, ungeschickte, schwere, fremde Schritte. Karl stürzte zur Thür.

Bebend, flüsternd sagte Isolde etwas und faßte hastig nach der Hand des Mädchens. Die starrte ohne Erwiderung — aber der Druck ihrer Hand sagte Alles.

Da wendete Isolde ihre Blicke auf die Mutter. Die stand noch unbeweglich — nach irgend einem Halt mit rathlosen Augen suchend. Isolde trat zu ihr, schlang den Arm um ihre Schultern, um sie zu stützen.

Karl hatte das Zimmer verlassen. Die Thür war angelehnt geblieben, die Schritte draußen drangen jetzt deutlicher, schwerer in den Salon. „Soll der Herr in sein Schlafzimmer gebracht werden?" fragte das Mädchen.

Mama ging jetzt, auf Isolde gestützt, zur Thüre hinaus. Es lag etwas Hausfrauliches in der Art, wie sie das that, etwas Geschäftiges — ihre alte Weise. Es gab für sie zu thun. Es mußte für einen Gast gesorgt werden.

Drei Männer hatten Dr. Frey aus der Droschke die Treppe heraufgebracht. Ein Droschkenkutscher, ein Dienstmann, und ein Herr hielt den schlaff herabhängenden Arm des Todten gefaßt.

Die Hand des Todten hielt ein mit weißem Wollpelz überzogenes Schäfchen mit rothem Halsband, ein Spielzeug, umklammert.

„Er soll in sein Schlafzimmer gebracht werden," sagte Mama langsam, völlig klanglos.

Karl stand verblüfft, der Schreck und der Schmerz ließen seine Züge merkwürdig dumm und rathlos im Ausdruck erscheinen. Die drei Männer folgten Frau Dr. Frey und Isolde.

Jetzt hatte auch Karl seinen Vater mit angefaßt und blickte in das bläuliche, schlappe Gesicht und auf den haltlosen Körper, der einer großen, schweren Masse glich.

Der Droschkenkutscher sagte etwas, um seine Theilnahme auszudrücken, etwas von einem „bösen heiligen Christ" — das klang schaurig, wie die Stimme aus einem alten Märchen.

Mama's in sich gekehrtes Benehmen stach wunderlich gegen das Betragen aller übrigen Personen ab. Das Hausgesinde war so außer sich, daß ein lautes Schluchzen und Heulen den Raum erfüllte. Karl hatte das Dumme, Rathlose, Verblüffte in den Zügen. Isolde war vor Entsetzen ganz überwältigt, wich keinen Schritt von ihrer Mutter — nicht mehr um sie zu stützen, um von ihr gestützt zu werden. Und da war über Mama wieder das Nachtthierhafte, Geheimnißvolle gekommen, vor dem Isolde vor Jahren sich so gefürchtet hatte.

Wie oft hatte Mama in der langen Ehe ihren Mann tief in der Nacht empfangen, wenn er zu ihr zurückgekehrt war, ohne daß ihr von seiner Seele, seinem Wesen auch nur ein Theilchen mehr gehört hätte, als jetzt. Sein Körper war zu ihr zurückgekehrt — sein für sie todter Körper, nicht anders,

als heute — nein — nicht anders. Ihre Ruhe war die Ruhe langen, stummen Leidens, einer langen, schweren Erfahrung.

Sie hatten ihn auf sein Bett ausgestreckt, und der Herr, der sich als Arzt vorstellte, versuchte das weiße Wollschaf aus der Hand des Todten zu lösen. Es war ein so ganz unmöglicher Anblick, die gelbe Todtenhand um das lächerliche Ding geklammert zu sehen; so leidenschaftlich geklammert, wie der Mensch die lächerlichen Dinge des Lebens umklammert hält. Es gelang ihm nicht, Dr. Frey von diesem komisch-grausigen Anhängsel zu befreien.

„Lassen Sie das," sagte Mama. Sie hatte den Blick nicht von dieser gelben, armen Hand mit ihrem Spielzeug gewendet.

Jetzt sprach der Arzt mit Karl, gewissermaßen als mit dem männlichen Oberhaupt der Familie. Er bot seine weitere Hülfe an und that allerhand geflüsterte Fragen. Dann ging er, ein Mann in Amt und Würden, der augenblickliche Beistand der schwer getroffenen Familie.

Isolde lag erschüttert in einem Stuhl, das Gesicht in die Hände vergraben. Karl ging im Zimmer hin und her und schaffte den Rock des Vaters, den dieser vor dem Ausgehen über den Stuhl vor dem Bett geworfen hatte, stumpf und unbewußt bei Seite. Darauf goß er ein halbgefülltes Wasserglas gedankenlos ins Waschbecken. Er machte, wie es schien, Ordnung. Seine Züge verloren für keinen Augenblick das Verblüffte.

Mama kniete neben der Leiche ihres Mannes nieder, nahm die schwere Hand des Todten sanft in die Höhe und versuchte den starren Fingern das Spielzeug zu nehmen. Durch einen Zufall wohl gelang es ihr leicht. Isolde schaute entsetzt ihrem Thun zu, auch Karl. Jetzt legte sie die Hand still behutsam zurück und blickte auf. Ihre beiden Kinder sahen in ein bleiches, rührendes Gesicht, auf das der Schmerz, oder sonst ein Gefühl, einen Jugendhauch gelegt hatte.

Es war der Ausdruck einer weltfremden Nonne, die von Dingen sprechen sollte, die ihr nicht über die Lippen wollten, von sündhaften, schweren Dingen. Die Lippen regten sich wohl schon — die Worte fehlten noch. Wie Hülfe suchend blickte sie auf Karl und Isolde. „Laßt es ihn nicht entgelten," sagte sie leise bittend — „der Vater hatte da was Liebes. Es ist da auch ein Bübchen." Sie zeigte auf das kleine Schaf wie zur Erläuterung.

So kniete Mama vor ihren Kindern. Die Hände legten sich bei ihrer großen Bitte wie zum Gebet zusammen. Isolde stürzte mit einem Strom von Thränen zu ihr hin und schlang die Arme um sie und erstickte Mama fast mit ihrer Liebe.

Nun kannte sie Mama. Da lag die arme Seele vor ihr, geläutert wie reines Gold — ganz ausgeglüht. Ihr Lebtag bedrückt, mißachtet, haftete nichts an dieser Seele von Wissen und Macht, nichts, wovon sie irgend eine Ehre hätte — aber stärker schien da etwas zu sein, als alles Starke auf Erden: das große Welt- und Schmerzüberwindende lag in ihr.

Isolde hing schluchzend wie in einer erlösenden seligen Ekstase an Mama. Ihre Seele verschmolz mit Mama's Seele. Sie empfand die Kraft ihrer

armen Mama, als könne solche Kraft die alte müde Menschheit, wenn sie sich frei und bewußt über sie ergösse, erlösen und verjüngen; die Kraft, die in ihrer unscheinbaren, gedrückten Mama verschüttet und begraben war.

XIII.

Ein dumpfer, trüber Winter folgte jenem Weihnachts-Heiligenabend, an dem die Lichter am Baume nicht entzündet wurden. Der Tod hatte die Lebendigen angestarrt und wie vom Frost gerührt schienen sie eine Zeit lang welk und schlapp geblieben zu sein, bis neuer Lebenssaft aufstieg, neue Triebe die welken, verkümmerten überwuchert hatten. Dann wurde es wieder, als wäre nichts geschehen.

Henry Mengersen zog dieses Frühjahr von Berlin mit Frau und Kindern hinaus in seine Villa nach Ludwigshöhe. Mama freute sich, Tochter und Enkelchen so in nächster Nähe zu wissen. Marie stand ihr so viel näher als Isolde. Marie war das Weib, das die Wege ging, die sie selbst gegangen war. Sie konnte Marie's Leben mitleben. Marie brauchte gar nichts zu sagen. „Das ist nu ma so, ja, siehst Du — das ist nu ma so." Das konnte sie immer von Mama hören, wenn sie nur den Mund aufthat, um Mama etwas zu klagen oder zu erzählen. Mama wußte Alles immer im Voraus. Sie sah gewissermaßen behaglich zu, wie Marie das Martyrium des jungen Weibes trug, die Ekstasen des jungen Weibes.

Die Ekstasen hatten bei Mama nie eine große Rolle gespielt. Lange, qualvolle Zustände, kranke Kinder, Geldsorgen, große Müdigkeit — weiter war ihr nicht viel in der Erinnerung hängen geblieben. Viel geduldiger als Marie war sie gewesen, dessen entsann sie sich — und das sagte sie auch Marien oftmals — und das kam davon, daß Marie doch nicht so selbstlos war, wie eine Frau sein mußte. Marie war eben auch Papa's Tochter. Beide Töchter hatten leider etwas so Aufrührerisches, wenngleich Marie nicht annähernd wie ihre jüngere Schwester. Aber heute noch konnte Marie ganz verzweifelt Mama um den Hals fallen, solcher Dinge halber, derenwegen eine Frau gar kein Wort verlieren darf, die sich ganz von selbst verstehen. Die Frau hat sich eben nach dem Mann zu richten, und wie der ist, so ist er, und was der thut, das thut er; dafür ist er das Haupt der Familie, und das sagte dann Mama ihr tüchtig. Das war aber gleichgültig, Marie nahm nichts an, und wenn Mama noch so Recht hatte; in Marie war und blieb etwas Wehes, Sehnsüchtiges. Nein, auch mit Marie hatte Mama viele Sorge.

Da lobte sie sich Henry Mengersen's Schwägerin, Pauline, die in Ludwigshöhe mit Mann und Kindern neben Henry wohnte. Das war eine Frau nach ihrem Sinn. Wenn eine von Mama's Töchtern so geworden wär'! So drall und fidel wie diese Frau war!

Und die prächtigen Ammen und Wartefrauen und Kinderfrauen, die sie hatte — ein ganzes Regiment Weiber war da immer im Hause. Und diese Wäsche! Und wie im Hause gegessen wurde! Ja, die verstand was aus sich zu machen. Vor der hatte der Mann auch Respekt.

Ach ja, Mama hatte es nicht leicht mit ihren Töchtern.

Dies Jahr gab es einen warmen, schönen April.

Es hatte sich oben in Ludwigshöhe in einer Nacht über die Wälder wie zarter, grüner Nebel niedergelassen. Der war wie von den Wäldern eingesogen worden, hatte sich schmeichelnd um die röthlichen, knospenden Buchenkronen gelegt und war daran geblieben in Milliönchen zarter, grüner Blättertröpfchen.

Ein Leuchten ging von diesem jungen Grün aus, ein durchsichtiges, unsäglich zartes Schimmern, das die Seelen wie in ein grünes, helles Bad tauchen ließ, die armen, rußigen Winterseelen. Und der blaue Maienhimmel dazu, der endlich als helle Sonnenbahn hervorgebrochen war.

Ja, es war da oben jetzt schön. Die prächtigen Waldgärten mit ihrem knospenden Buchenlaube, der feuchtbraunen Blätterdecke unter den Bäumen, aus der das frische Leben in tausendfältiger Gestalt brach. Hier ein Himmelsschlüssel, ein zerschlissenes, dürres Eichenlaub um den Stengel, und dort hebt eine Familie blauer Leberblumen ein ganzes Stück Laubdecke in die Höhe. Wie ein blauer Blick schaute es aus dem Erdreich.

In Geber's Garten blüht es wie jedes Jahr an allen Ecken und Enden.

Henry Mengersen's und seines Bruders Garten hatten diesen intimen Reiz nicht, den Frau Anna ihrem Stück Land gegeben hatte; aber in ihrer Art waren sie prächtige Besitzthümer, groß und schattig.

Isolde war, weil Marie es brennend wünschte, auf einige Tage hinauf zu ihr nach Ludwigshöhe gekommen. Sie hatte da oben, wenn sie ihre Schwester zu besuchen kam, ein kleines Zimmer in dem Gartenhäuschen einer Nachbarvilla als Absteigequartier. Henry Mengersen's Gastfreundschaft anzunehmen vermied sie, wenn es sich thun ließ. Sie hatte eine Abneigung, ihm irgend wie zu Dank verpflichtet zu sein — auch nicht der Form nach.

Es war da auch etwas, was sie in seinem Hause bedrückte und erregte. Sie konnte das unermüdliche Werben ihrer Schwester um seine Gunst, das hieß um sein sich geistig ihr Mittheilen auf die Länge nicht vertragen. Quälend war es Isolden von jeher gewesen, Marie im Atelier zu beobachten, wenn Henry einem Gast eine neue Arbeit zeigte. Marie ließ es sich bei solchen Gelegenheiten nicht nehmen, ein wenig die Sachverständige zu spielen. Und jedes Mal traf sie derselbe spöttische Blick, sie kühl in ihre Grenzen zurückweisend. Ueber Marie's Gesicht ging dann der tief wehe Zug, so gekränkt, so überaus demüthig.

Isolde wußte sich bei solch einer Scene kaum zu beherrschen. Ein Gefühl von Haß gegen ihn stieg in ihr auf und zugleich etwas wie Verachtung gegen ihre Schwester, Verachtung und Mitleid.

In den letzten zwei Jahren hatte Isolde bemerkt, daß Marie schwerfälliger in der Art sich auszudrücken geworden war, auch ihr gegenüber. Bis dahin war in Marie ein leidenschaftlicher Zug gewesen, mit der Schwester weiter leben zu wollen, ein so rührendes Sich-Hingeben. Diesmal stand sie Isolde eigenthümlich fremd gegenüber; oder schien es ihr nur so? Sie fragte nach

nichts und unterhielt ihre Schwester von Dienstleuten-Misère, von Kinderwäsche, klagte endlos über ihr Befinden und lobte ihre Schwägerin Pauline.

Henry hatte immer gewünscht, daß Marie sich ihrer Schwägerin anschließen möchte, war aber auf Abneigung von Marie's Seite gestoßen. Jetzt war das anders geworden. Marie hatte von ihrer Schwägerin, wie es schien, mancherlei profitirt. Pauline in ihrem breiten Weibbehagen ging wie eine Walze über Alles hin, was nicht aufs Engste mit diesem Behagen zusammenhing.

Paulinen's Hand schien man überall zu spüren, ein barscherer Ton machte sich in dem Verkehr mit den Kindern bemerkbar, die Leibwäsche der Kleinen hingegen war um Vieles feiner und luxuriöser geworden. Die Dienstleute fürchteten Frau Pauline, und so schien ein ganz anderer Zug in die Wirthschaft oben in Ludwigshöhe gekommen zu sein.

Man aß dies Jahr auch ganz vortrefflich bei Mengersens.

Kurz, ehe das jüngste Kind bei Mengersens geboren worden war, hatte es eine wunderliche Scene zwischen Mann und Frau gegeben.

Marie, in der Empfindlichkeit ihres Zustandes, war bei einem abweisenden Blicke Mengersen's nicht demüthig, traurig verstummt, sondern in lautes, unaufhaltsames Weinen ausgebrochen, war ihrem Gatten zu Füßen gefallen, hatte verzweifelt seine Hände gefaßt und diese Hände heftig geküßt und dabei geschluchzt! „Verstoß mich nicht — ich bin doch auch ein Mensch!" Und das hatte sie wie sinnlos immer von Neuem wiederholt.

Henry Mengersen war diese Scene unbeschreiblich peinlich gewesen. Was wollte sie denn? Dieses ewigen ungeschickten Eingreifens von ihr in seine eigensten Angelegenheiten war er unendlich überdrüssig geworden. Sie hatte etwas von einer Fliege an sich, die Geduld und Beharrlichkeit einer Fliege. Henry Mengersen wußte nicht, was er ihr antworten sollte. Er wollte sie nicht erregen, aber er wollte auch nicht schweigen.

„Marie," sprach er, „was willst Du eigentlich? Hast Du etwas zu klagen — so sag's. — Aber dies ewige Nörgeln!"

Er ging hastig im Zimmer auf und nieder und sagte mit unterdrückter Erregung: „Wenn ich offen sein soll — mir ist in einer Künstlerehe, und in einer Ehe überhaupt, der weibliche Abklatsch vom Manne in der Seele zuwider — einfach unerträglich. Bin ich nicht so weit Herr im Hause, daß ich mir gestatten darf, einer Idiosynkrasie, die ich nun einmal habe, auszuweichen? Weshalb ist es denn durchaus nöthig, daß Du dasselbe, was ich sage, noch einmal verdünnt nachsprichst? Darauf kommt es ja doch hinaus. Sag mal, findest Du das so durchaus nothwendig, daß Du deshalb wieder und wieder kommst und mich peinigst? Sag' doch, was hast Du geleistet, das Dir das Recht gäbe, mit zu reden oder mit zu handeln? Das, was ich errungen habe, rechnest Du Dir das etwa mit an? Meinst Du, man theilt sich in so etwas, wie in eine Torte oder in ein Vermögen? Bitte, mach' Dir das einmal klar. Die Frauen berühmter Männer versäumen es gewöhnlich, darüber nachzudenken. Du hast Deine Kinder, bist dabei, sie so ziemlich gedankenlos zu erziehen,

Du stehst Deinem Hausstand erträglich vor, läßt mich bei jeder Gelegenheit aber unter Deinen Nachlässigkeiten leiden. Erfülle Deine Pflichten und laß alles Uebrige auf sich beruhen. Nimm Dir ein Beispiel an Paulinen, die ist, wie eine Frau sein soll. Haben wir uns endlich einmal verstanden, Marie?"

Er sah in ein blasses, thränenloses Gesicht.

„Ja," sagte sie.

In diesem Augenblicke klammerte sich ihre verachtete Seele an die Liebe zu ihren Kindern, und diese Liebe wurde zu einer Ekstase, die jede Marter des Herzens überwog.

Von diesem Tage an warb sie nicht wieder um die geistige Zugehörigkeit zu ihrem berühmten Gatten. Er hatte von dem Tage an Ruhe vor „der Fliege", hatte von diesem Tage an sich eines tadellosen Hauswesens zu erfreuen. Der Einfluß der Schwägerin Pauline begann zu regieren. Ein zarter, zudringlicher Geist, der mit erhobenen Händen unermüdlich gefleht hatte: „Nimm mich mit, laß mich nicht verschmachten", war verstummt. Diese arme, bittende Seele drängte sich nicht mehr an ihn heran. Ob er das wohl bemerkte?

Den ganz kleinen Kindern vertraute Marie sich an, nahm sie auf den Schoß und klagte es ihnen leise in die Oehrchen, was ihr gethan worden war.

Auch Isolden sagte sie kein Wort. Die fühlte nur eine große Müdigkeit und Stumpfheit in ihrer Schwester, ähnlich der Müdigkeit und Stumpfheit, die sie in Mama empfand. „Triste," dachte Isolde wieder, „Triste! Gott bewahr' einen vor so etwas."

Sie war dieses Frühjahr selbst so schwer verstimmt gewesen, so schwer, wie noch nie.

Es war doch der Tod des Vaters und der Tod selbst, der ihr das Leben so bedeutungslos, so unnöthig erscheinen ließ.

Und was für ein Leben lebte sie denn eigentlich selbst? Es spielte sich in ihrem stillen, hohen Atelier ab; da lebte sie — ja — das nannte sie „Leben", was sie da that.

Zu einer rechten Liebe hatte sie es seit der leidenschaftlichen Anbetung Henry's nicht wieder gebracht, hatte kein einziges Mal warm wieder als Weib empfunden, so viel sie auch begehrt wurde.

Ihr lieber Freund, Anna's „Guter", ja, der liebte ihre Seele, dem gegenüber durfte sie sich ganz geben, wie sie sich selbst empfand. Ein wunderbares Verhältniß, das sie zu diesem seltenen Manne hatte, so wohlthätig bis in die innersten Nerven. An dieser Freundschaft war sie gesundet. Bei ihm fühlte sie sich als freies, vollgültiges Geschöpf. Hier wagte sie zu hoffen, daß sie in ihrer Kunst nach Großem streben dürfe. „Schaff' Dir Deine Welt; wie Du sie schaffst, so ist sie. Sie ist nur in Dir, in Deiner Vorstellung. Schaff' sie Dir und glaub' an Deine Welt!" Ja, sie hatte an ihre Welt geglaubt. Wie sie gearbeitet hatte! Ernst und glühend, um die Seele von der Schmach zu reinigen.

Henry Mengersen hatte ihr von ihr selbst ein so tief gemeines Bild gezeigt. Ihre junge, heilige Liebe zu ihm, ihr großes Opfer hatte er wie etwas

Schmutziges mit dem Fuße bei Seite geschoben, so wenig Umstände mit ihr gemacht, wie mit der gemeinsten Straßendirne. Er hatte sie mit seiner Beschimpfung vergiftet, daß sie bis heute nicht wieder gesund hatte werden können, wie andere Leute, die ihre Jugend gedankenlos genießen. Jahre lang hatte sie es mit angesehen, wie er ihrer Schwester, seinem Weibe, dasselbe that, wie ihr einst, wie er Mariens Seele verleugnete und danach schlug, wie nach einem zudringlichen Thiere. Er, der hochentwickelte Geistesmensch, konnte es nicht ertragen, neben sich ein Geschöpf zu dulden, dessen Geist auch wachsen und sich entwickeln wollte.

Unter solcher Mißachtung leben zu müssen! Ja, schaff' Dir Deine Welt, wie Du sie schaffst, so ist sie. Sie ist nur in Dir, in Deiner Vorstellung. Schaff' sie Dir und glaub' an Deine Welt! „Und so schuf' ich sie mir!" dachte Isolde, „eine so feine Welt! Und meine lieben Nächsten schufen sich die Gegenvorstellung zu meiner Welt. So ziehen die Träume der Menschen gegen einander zu Felde und vernichten sich gegen einander. Nur die Träume der Menschen! und doch welches Leid — welche Qual!"

Auf Isolde wirkte in diesem Frühjahr Alles so schwer und trostlos. Sie zweifelte an sich. Stand das, was sie in ihrer Kunst erreicht hatte, irgendwie mit dem großen Fleiß, ihrer großen Hingebung im Einklang? War es doch nur das elende Mittelmäßige? Weshalb sollte gerade sie etwas Außerordentliches leisten?

Selten, selten, so viel sie wußte, nur in ganz wenigen Ausnahmefällen hatte das Weib mehr als Mittelmäßiges geleistet. Nun, und weshalb sie?

Das Widerlichste auf Erden ist das Mittelmäßige — das Unerfreulichste. Ja, sollte man nicht das Weib mit Feuer und Schwert verfolgen, wenn es die ungeschickte, unbegabte Hand an die Kunst legt?

Isolde empfand den großen Fluch, der auf dem Weibe liegt, erdrückend, athemraubend; nein, es war keine Freude, mit klaren Sinnen geistig so unheimisch auf Erden zu leben.

Das, was sie in jener Nacht empfunden, was ihr den Jugendmuth genommen, hatte sich ihr ins Bewußtsein wie eingegraben.

Isolde machte in dieser Zeit weite Spaziergänge in der Umgegend, währenddem sie dumpf und doch leidenschaftlich vor sich hinbrütete.

Henry Mengersen schien von diesem einsamen Umherschweifen seiner jungen Schwägerin nicht angenehm berührt zu sein. Er untersagte es ihr. Sie standen mit einander in seinem Atelier, als er das that.

Es war in diesen langen Jahren keinmal vorgekommen, daß sie ihm Zeit gelassen hatte, sich ihr gegenüber mit ihrer Person zu beschäftigen. Er hatte ihre Nähe nicht wieder empfunden, seit sie, wie in uralten Märchen, in ihrer großen Schönheit vor ihm gestanden hatte, wie die, die ihre Brust geduldig dem Messer bot, damit ihr Herr genesen sollte. Nicht um einen Schritt hatte er sich ihr wieder nähern können; als Künstler wohl — und oft — nie als Mensch.

Isolde blickte ihn daher jetzt mit kalten, erstaunten Augen an. Sie würdigte ihn keiner Antwort und verließ das Atelier.

An diesem Abend fand sie in ihrem Zimmer, als sie spät in der Nacht aus dem Hause ihrer Schwester kam und sich schlafen legen wollte — es waren Gäste bei Mengersens gewesen — ein kleines Paket und einen Brief.

Henry Mengersen schrieb ihr:

„Verzeih', Isolde" — sie nannten sich „Du" auf Mariens ausdrückliche Bitte — „mich beunruhigen Deine weiten, einsamen Spaziergänge. Du gestattest mir leider keinen Einfluß auf Dich, sonst würde ich Dich ersuchen, diese Gänge einzustellen. Ich bitte Dich, führe wenigstens dieses kleine Ding mit Dir, zu Deiner Sicherheit. Verstehst Du damit umzugehen?

Es ist geladen! Sei vorsichtig. Schwager Henry."

Isolde löste das Paket und nahm aus dem Kästchen einen kleinen, zierlichen Revolver. „Sonderbar," dachte sie.

Und aus diesem „Sonderbar" spann sich eine lange, lange Kette von Gedanken und Gefühlen — eine schwere, drückende Kette.

Auf die Kniee war Isolde wie von einer Last niedergezogen; den Kopf an den Tischrand gestützt, so blieb sie lange unbeweglich, den kleinen, glatten Revolver zwischen den Fingern. Die Thür ihres ebenerdigen Gartenzimmers stand noch weit offen. Die herbe, frische Luft, die die schäumende Isar mit sich bringt, drang zu ihr ein.

Da draußen reckte und streckte sich jedes Blättchen, ungeheure Massen zarter, grüner Lebewesen. Es lag ein Werden, ein mächtiges Gedeihen, ein Sichausbreitenwollen im Dunkel. Die Luft war wie berauscht von all dem jungen Athem, den sie in sich trug. All' das Junge da draußen erfüllte Ferne und Nähe mit einem so starken, feucht duftenden, lebendigen Geist.

Isolde schluchzte wild und bitterlich auf. Was hatte sie im Leben? Wen hatte sie im Leben? War denn das, was sie lebte, das Leben? Das wirkliche, wahrhaftige, lebendige Leben? Wann hatte sie denn je so einen vollen, glückseligen Athemzug gethan?

„Ah — einsam!" Sie reckte die Arme, als wäre sie ans Kreuz geschlagen — und blieb so lange, lange Zeit wie im Schmerz erstarrt. Ueber ihr Gesicht rannen langsam Thränen. Die Seele war von der großen Lebenssehnsucht gepackt und wie von einem Riesen überwältigt. Sie zuckte unter mächtigen Griffen und wand sich. Die jungen starken Sinne wollten in Daseinsjubel ausbrechen — und hatten nichts, um in Jubel ausbrechen zu können — nichts — gar nichts, auch gar nichts! Das, was ihr allein lebenswerth erschienen war, ihre Kunst, schrumpfte zusammen, zu einem Unsinn, einer Besessenheit, zu einem Unglück.

„Und Alles ist wie ein Weinen im Wald," klang es ihr durch das Bewußtsein. Ja, wäre sie ein Mann! Da lohnte es sich, für die Kunst zu leben und zu sterben, sich martern zu lassen. Da lag die große, glänzende Vergangenheit des Mannes über seinem Wollen wie eine Sonne, die ihm leuchtete, ihm Leben gab und Muth machte, die ihm Alles verhieß.

Aber sie als Weib! Da lag die todte, leblose Vergangenheit des Weibes über ihr wie eine dunkle Masse und drückte und erstickte und machte jede Bewegung schwer, über jeder Hoffnung lag sie, über jeder Freudigkeit — ach — das war etwas Schreckliches, Trostloses, da wurde man so müde — so müde zu glauben, da sanken die Hände herab, wie vor einer Unmöglichkeit.

Und wie war sie trotzdem immer tapfer gewesen! Aber heute nicht mehr — nein, heute nicht mehr.

Die Arme, die sie wie ans Kreuz geschlagen gehalten hatte, sanken herab. Nein, heute war sie ganz fertig, ganz zu Grunde gerichtet.

Sie hielt noch immer den kleinen, glatten Revolver in der Hand. Er war warm geworden von dem Lebensfieber, das in ihr tobte.

Da ging sie nun über die Erde und hatte Nichts und hatte Niemanden. Wenn Anna's „Guter", ihr geliebter Freund, noch einmal auf der Welt zu finden wäre! . . . O, wie geborgen wäre sie dann, du glückselige Anna! Ja, so eine Insel der Seligen — so geliebt werden — so lieben! Wie ein guter Geist ging er neben Anna her. Jetzt stellte sie sich vor, wie er sagte: „Du gewinnst in dem Maße, wie Du aufgibst. Sei selbstlos aus Selbstsucht. Du tauschest den Himmel ein für die Erde — für den sterblichen Menschen die ewige Gottheit. Sei selbstlos gegen Deinen Nächsten, sei selbstlos gegen Fernstehende, sei selbstlos gegen die ganze Menschheit, gegen alle Wesen, gegen die ganze Welt. Das ist Erlösung! Gieb das „Ich" auf und Du bist das „All". Was für eine Welt war das, in der die Beiden lebten! Welch' eine gesegnete, reine; und Anna pflanzte Blumen in diese Welt.

In Anna's Augen aber stand immer: „Wirst Du, mein Lieber, Dein Werk vollenden? Wirst Du mir auch bleiben? Was kann ich thun, um Dich zu halten? Wie soll ich's ertragen, wenn Du mir genommen wirst? Was kann ich thun, ich Arme? Ich möchte mich wie einen Teppich zu Deinen Füßen legen, wenn es Dir hülfe."

Isolde kannte Anna's schmerzvolle Liebe, die den Tod jede Stunde neben dem Liebsten stehen sieht. Es ist leidvoll, so zu lieben. Aber es ist Leben! Schweres, banges Leben. Aber Isolde lebte nicht!

Leben kann man nur im Andern. Sich ganz fühlen kann man nur im Andern. Ach — was für ein Schatten sie ist!

Wieder breitet sie die Hände aus, als wäre sie ans Kreuz genagelt.

Draußen im Dunkeln das Junge, Neue, Wiedergeborene; der Jubel und Athem des Werdens, die heilige Frühlingsherrlichkeit. Ja — und auch sie will ihren großen, starken Frühling haben! Und mit ausgebreiteten Armen kniet sie leidenschaftlich, trotzig, verzweifelt.

Mit dem jungen ersten Laubathem, der zur offenen Thüre hereinquillt, kam die heiße seelenüberquellende Sehnsucht nach einem Kinde über sie mit Frühlingsgewalt. Sie sehnte sich nach Leben von ihrem Leben, nach dem süßen Körper von ihrem Körper, nach dem Ende der großen Einsamkeit, nach dem Wesen von ihrem Wesen, nach der Verkörperung einer großen Liebe, nach dieser so all-einigen Liebe, so eng aneinander gedrängt, so trostreich, so Zwei-Eins, wie Mutter und Kind sind.

Und da war es ihr, als wenn sie sich ganz in Frühlingsthränen auflöste, hingestreckt auf den Teppich, das Gesicht in die Hände vergraben, weinte sie. Und sie wußte von sich nichts mehr, als daß sie weinte, weinte. Das war ein Frühlingsregen sondergleichen, der von der Seele barmherzig alles fortspülen und fortschwemmen wollte — so ein junger mächtiger Frühlingsregen, der Alles verschleiert.

Da war es ihr — o Wunder, als legten sich zwei trostreiche Arme um ihren bebenden Körper. Wie denn? Was denn? Herr Gott! Wer auf der Welt! Wen hatte sie? Wer kam da? Wer war da? Ohne Schritte!

Ein Entsetzen durchrann sie. Ein Schrei stockte ihr in der Kehle. Ein Schwinden des Bewußtseins. — Entsetzen — ein Schwindel!

Noch lag sie wie gelähmt, ohne sich regen zu können, das Gesicht in die Hände vergraben. Da fühlte sie sich berührt, so wild, so leidenschaftlich, so brutal; und jetzt riß es sie in die Höhe.

Stumm, mit fliegendem Athem, außer sich, rang sie mit Henry Mengersen, Auge in Auge, Körper an Körper. — Waren das Henry Mengersen's kühle Augen? War er irre?

„Isolde, armes, schönes Ding!" keuchte er. „Ein kleiner hysterischer Anfall — was? Sind wir so weit? Das ist kein Leben, wie Du es führst, für so ein Racethier, wie Du bist. Damals — weißt Du . . . Welch' ein Narr ich war! Herr Gott, was bist Du gegen diese langweiligen Hühner um mich her! Du Dämon, Du kühler, brennender! Du verstehst Dich darauf, Feuer zu schüren, Du! Du mit Deinem göttlichen Körper."

Er hielt sie an sich gedrückt wie ein Opfer. „Was meinst Du, ich hätte Dich wohl gebändigt, Dich kleine Schwärmerin von damals. Wir wären mit einander ausgekommen. Wie herrlich mußt Du seitdem geworden sein! Wie schlau Du damals warst! Du glaubtest mich zu fangen. Was meinst Du — um ein Haar wär Dir's gelungen, Du kluge kleine Bestie, Du. Und Du liebst mich noch — Du wirst mich erst lieben! Was führst Du denn für ein Leben," fragte er scherzend, „das Dich so auf die Erde wirft wie eine Bacchantin!"

Er drang auf sie ein, unwiderstehlich durch Entsetzen ihre Kräfte lähmend.

„Weißt Du auch, was Dein Haß bedeutet — Weißt Du's? Du? Du — Du? Du Märtyrerin, sehnsuchtsvolle Du!"

Mit einem wilden Ruck hatte sich Isolde ihm entwunden, war auf Etwas losgestürzt. „Wie einen Hund!" schrie sie. Ein scharfer, kurzer Knall — ein schwerer Fall.

Isolde hatte ihren Schwager Henry Mengersen, den großen Künstler, erschossen.

Tiefe, tiefe Stille lag über der Welt.

Die heilige Stunde, die mit Mensch und Thier nichts zu schaffen hat, nur mit der stummen Erde, die vorweltliche Dämmerstunde, in der die einsame Seele vor der großen Stille erschauert, vor der Stille ohne den Menschen, die Stunde, in der die Erde Ruhe hat vor dem gierigen Volk mit seinem Jagen und Hetzen, seinem Weisethun und Sichwichtigmachen, seiner Qual

und Todesfurcht, seinem Elend — die heilige Stunde, in der der einsamwache Mensch einmal nicht Herdenthier ist, selbst ein großes, jetzt stilles, von Lebensunruhe nur noch vibrirendes Stück Natur — ein All-Einiges.

Und in dieser heiligen Stunde steht Isolde erstarrt vor der Leiche ihres Schwagers.

Mörderin! Das Wort schreckt sie nicht. Sie ist ruhig.

Der Anblick schreckt sie auch nicht. Sie ist entrückt. Ganz wunderlich fühlt sie sich, als wäre sie zum ersten Mal gesund. Sonderbar! Das ist das hervorstechendste Gefühl: Sie hat Gericht gehalten. Tiefernst ist sie, stark, ruhig. Sie empfindet sich nicht als kleines Lebewesen, als ein Tropfen im Nichts. Sie hat einen großen Künstler, einen Geistesmenschen, einen schöpferischen Menschen brutal getödtet. Das beunruhigt sie nicht. Sie steht hier als Eine, die die Hälfte der Menschheit in sich fühlt, die Hälfte der Lebenden und Todten, die Hälfte des Riesenreiches der Todten, in das das kleine Häuflein Lebender unausgesetzt hineinschmilzt.

Sie steht hier als der Begriff des ewig bedrückten Weibes, des geistberaubten, unentwickelten Geschöpfes, dem Alles geboten werden darf, das Alles hinnimmt; waffenlos und rechtlos jeder Erniedrigung gegenüber, der ewigen Sklavin aller Völker. Was sie gethan, wiegt keinen Hauch gegen das, was sie empfindet. Es ist nicht der Rede werth, was sie that. Ihre Seele ist ruhig und gelassen. Sie überschaut Alles, was sie zu thun hat, ist mit Allem einverstanden. Ja, so empfindet sie. Sie will noch einmal der Sonne entgegen wandern und will die Sonne noch einmal aufgehen sehen. Das denkt sie.

Den kleinen, zierlichen Revolver steckt sie zu sich und verläßt ihr Zimmer, ohne zurückzuschauen. Henry Mengersen liegt, wie ein Baum gefällt, der Länge nach im Zimmer. Er liegt auf dem Gesicht, die Arme weit von sich gestreckt.

Er ist sehr schnell gestorben — ein paar heftige Zuckungen, denen Isolde regungslos vor Entsetzen zugesehen hatte. Ihr Hirn arbeitet jetzt ruhig und sicher. In ihr ist kein Sträuben über solches Schicksal und solche Folgen.

Am Garten ihrer Freunde will sie noch einmal vorübergehen. Dahin zieht sie's jetzt unwiderstehlich. Ihnen will sie nahe sein, die ihr im Leben am meisten waren, bei denen sie sich am heimischsten gefühlt in der kalten Welt.

Ein Wunder auch dies! So kommt es ihr vor — da steht Frau Lu am Gartenzaun, mit dem Rücken gegen die stille Waldstraße. So steht sie im langen, weißen Morgengewand mit bloßen Füßen.

Wie es scheint, blickt sie auf ihre Blüthenbäume, die in dieser weißlichen Dämmerung unsäglich feinfarbig sich von der Luft abheben, ganz anders als am Tage — als schliefen auch sie und träumten.

Fledermäuschen schwirren und lassen hin und wieder sonderbar glucksende Tönchen hören.

Es ist so still — so still — leises Vogelgezwitscher. Das Licht ist gleichmäßig, von keinem Punkte ausgehend. Eine Ruhe sondergleichen. Isolde bleibt jetzt stehen und blickt auf die weiße, regungslose Gestalt.

„Was hat sie wohl aus dem Schlafe gescheucht? Was thut sie? Was denkt sie? Steht sie hier, um mir Lebewohl zu sagen? Fühlt sie mit? Weiß

sie?" Leise kommt Isolde näher. „Lu," ruft sie. „Weshalb bist Du denn schon auf?"

„Isolde, Du!"

Ein verweintes, überwachtes Gesicht wendet sich Isolden zu, dann gehen die beiden Frauen eng aneinander geschmiegt in dem von weißem Dämmerlicht übergossenen Garten auf und nieder — Anna zaghaft; ihren bloßen Füßen thun die harten, kühlen Kiesel weh.

Wie still ist's auf der Insel der Seligen, mit ihren schlafenden Frühlingsblumen, ihren Buchenbäumen und Büschen, die alle das junge Laub wie einen zarten Schleier tragen! Anna flüstert mit vom Weinen erstickter Stimme: „Isolde, bitte Gott, daß Du nie einen Menschen liebst."

„Nein," sagte Isolde, „das werd' ich auch nicht."

„Mein ‚Guter' sagt: „Laß Deine Liebe wie Schnee sein; selbst kühl, Alles wärmend, was sie berührt. Das ist erlöste Liebe. — Du lieber Gott, da müßte man ganz anders werden. Aber siehst Du, mich haben heut' wieder die Schreckgespenster aus dem Bett getrieben, die Todesfurcht für ihn. Man lebt doch wie vor einer Hinrichtung."

„Ja," sagte Isolde mit eigenthümlicher Betonung.

„Du bist heute so sonderbar," meint Frau Lu.

„Nein — Du. Weshalb gibst Du Dich dem Schicksal nicht hin? Weshalb sträubst Du Dich? Das ist unvornehm von Dir — nein — im Ernst, das ist Deiner nicht würdig. Du lebst neben diesem großen, guten Menschen und jammerst immer. Und daß sein Werk vielleicht nicht vollendet wird, deshalb quälst Du Dich. Du bist eitel! Das Werk ist in ihm vollendet. Kümmere Dich nicht so viel um ihn — er ist sich ja selbst genug; beunruhige ihn nicht. Nein, Du mußt ganz anders werden, Herzens-Lu. Ja, werde Du wie Schnee, so sollst Du mich lieben. Du bist ein so begabtes Geschöpf, eine von den ungeheuer wenigen Frauen, die etwas sind."

Isolde schlang leidenschaftlich die Arme um ihre Freundin und drückte sie an sich. „Lu, arbeite!" sagte sie warm. „Zieh' die Liebe in Dir nicht so unselig groß. Siehst Du, wir Frauen neigen dazu, Alles in die Liebe zu legen. Arbeite Dich zu Tode, meinetwegen Anna, verzehre Deine Kräfte in Deiner Arbeit — aber nicht in Liebe und Angst. — Du thust mit solcher Liebe nur weh. Gieb mir Deine Hand und schwöre mir, daß Du ehrlich thun willst, was Du kannst, mit ganzer Kraft!"

„Ja," sagte Anna — „wie Du."

„Ja, wie ich. Ich thue, was ich kann," das sagte Isolde so aus innerster Seele, so ganz überzeugt.

Auf ihrem Gesicht lag eine große Ehrlichkeit und Weltentrücktheit. Sie war von einer Schönheit, die Frau Anna ganz eigen berührte. „Du herrliches Kind!" sagte sie.

„Sag' das noch einmal," bat Isolde.

„Weshalb?"

„Weil ich mich ganz voll davon trinken will," antwortete Isolde heftig. „Weißt Du, und Deinem Guten gieb Du einen Kuß, wenn er heute Morgen

hier heraus in den schönen Garten kommt, einen Kuß von mir auf seine Stirn und sag' ihm: jeder Gedanke von ihm soll gesegnet sein. Und danke ihm für Alles, was er mir gesagt hat und was er an mir gethan hat. Und sag' ihm, ich geh' jetzt und seh' die Sonne aufgehen. Ade!"

Frau Anna sah ihr verwundert nach, wie sie mit leichten, fliegenden Schritten den stillen Weg entlang ging und ihren Blicken entschwand.

Isolde ging in einer wundervollen Ekstase, in einem ihrer heißgeliebten Seelenräusche und dem köstlichsten Seelenrausch, den sie je empfunden, durch die weiße Morgenstille. Jetzt stand sie still und lauschte.

Sie lauschte auf die Bewegungen ihrer eigenen Seele.

Es hatte sie jetzt ein fremdes, unerträgliches Weh durchzittert, ein Weh, wie es der Betäubte, Todtkranke empfindet, wenn er das Messer des Arztes fühlt, den schneidenden Schmerz wie aus der Ferne. Wem galt es? Ihr? War's ihr eigenes Weh? Und weshalb?

Isolde begann zu laufen. „Das muß man abschütteln mit aller Kraft — sonst frißt sich's ein."

Und sie lief einen stillen Wiesenweg entlang, lief und lief. Das Herz schlug ihr, die Pulse klopften, und ihre Seele lief auch durch ungemessene Räume — körperlos.

Also dem Tod lief sie zu? Ja, und mit ausgebreiteten Armen. Nein, sie kroch ihm nicht entgegen. Gottlob! Das fühlte sie mit Jubel, sie kroch nicht! Dann hatte sie doch Etwas im Leben erreicht: dann war sie doch Etwas.

Und da war es wieder, das wunderbare Gefühl. Sie empfand sich nicht als kleines Einzelwesen, nein, wieder als der Begriff des ewig bedrückten Weibes. Und da brach ein Jubel in ihr auf. „Und habt ihr eine Welt auf mich geworfen — ich breche durch! Und habt ihr mich verschüttet mit Schutt von Jahrtausenden — ich breche durch!" Da mußte sie aufschreien im Kraftgefühl. Dann barg sie ihr Gesicht in einen vollen, jungen Buchenbusch, der am Wege herrlich entfaltet stand, reich und grün, feucht und flaumig. Sie kühlte ihr brennendes Gesicht in seinem duftenden Laube, ehe der Tod es ihr kühlte. Sie wühlte es ganz darin ein, wie in die Freuden der Erde.

„Wie in die Freuden der Erde!" Das sagte sie weich und innig. Dann warf sie sich nieder und küßte den Boden, auf dem sie stand.

„Ich komme wieder!" rief sie laut, „ich komme wieder!" Und wie im Gebet preßte sie die Hände in einander.

Ja, sie wollte wiederkommen — und sie mußte wiederkommen. Das war ihr fester, großer Wille, ihr heiliger Entschluß.

Es gab hier eine Welt dumpfer, dummer, matter Seelen, Halbthierseelen! Sie wollte einen tiefen Todesschlaf halten, der die Kräfte stählte; dann wollte sie wiederkehren, in Wahrheit wiederkehren, stark und rein und gut — Alles vermögend mit der Kraft zu erlösen.

So stand sie unerschütterlich, Herrin über Leben und Tod, in der Wonne ihrer großen Kräfte schon entrückt — und wartete auf die Sonne.

Tsze-Hsi,

Kaiserin-Regentin von China, und der Staatsstreich in Peking.

Von

M. von Brandt.

[Nachdruck untersagt.]

Zum dritten Male in siebenunddreißig Jahren hat die merkwürdige Frau, deren amtliche Bezeichnung „Elterliche Liebe-Glückseligkeit" bedeutet, das Ruder des chinesischen Staatsschiffes ergriffen, unter Umständen, die noch schwieriger erscheinen als die, in denen sie 1861 zum ersten Male als Mitregentin auftrat. Bei der Bedeutung, die das Urtheil der öffentlichen Meinung für die weitere Entwicklung der Beziehungen zu China und das Schicksal des Reiches selbst haben muß, dürfte es wohl auch von Interesse für weitere Kreise sein, wenn in Nachfolgendem der Versuch gemacht wird, die innere Geschichte China's während der letzten dreißig Jahre, mit der die Kaiserin-Regentin auf das Engste verknüpft ist, auf rein historischer Grundlage darzustellen, unbeirrt von allen Fabeln und Verleumdungen, mit der Unwissenheit oder Parteihaß sie zu umgeben bestrebt sind.

Als Kaiser Hienfêng, der 1851 zur Regierung gekommen war, am 21. August 1861 zu Jehol starb, wohin er sich vor der englisch-französischen Armee geflüchtet hatte, hinterließ er einen Sohn, den späteren Kaiser Tungchih, und zwei Kaiserinnen, von denen die eine, seine rechtmäßige Gemahlin, in der chinesischen Geschichte der letzten Jahrzehnte als die östliche [1]) Kaiserin, die Kaiserin-Wittwe, die andere, die Mutter des jungen Kaisers, ursprünglich nur eine Concubine fünften Ranges, der wegen der 1856 erfolgten Geburt des Thronerben 1857 ebenfalls der Titel und Rang als Kaiserin (richtiger Königin-Gemahlin erster Classe) verliehen worden war, als die westliche Kaiserin, die Kaiserin-Mutter, bekannt geworden sind. Außerdem überlebten ihn drei von seinen acht Brüdern, Söhne des Kaisers Taokwang, die Prinzen von Tun, Kung und Chun oder, wie sie auch nach der Reihenfolge ihrer Geburt genannt wurden, der fünfte, sechste und siebente Prinz. Der

[1]) Nach dem chinesischen Ceremoniell ist der Wirth nach Süden gewendet: der erste Ehrenplatz ist auf der Seite der aufgehenden Sonne, östlich, also links von ihm, der zweite auf der der untergehenden, westlich, rechts.

fünfte Sohn Taokwang's war aber schon 1845 von einem kinderlosen Verwandten, eben dem Prinzen von Tun, adoptirt worden, und damit aus der Familie ausgeschieden, eine Thatsache, die mit Bezug auf spätere Ereignisse im Auge zu behalten ist.

Was sich vor dem Tode Hienfêng's in Jehol zugetragen, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, da selbst die Angaben, die in den verschiedenen, unter dem Namen des jungen Kaisers erlassenen, auf die Regentschaftsfrage bezüglichen Edicten enthalten sind, nicht ganz übereinstimmen. Jedenfalls kann, trotz der gegentheiligen Angaben in einem in der November-Nummer von „Blackwood's Magazine" veröffentlichten Artikel, wohl mit Bestimmtheit angenommen werden, daß der verstorbene Kaiser weder die beiden Kaiserinnen gemeinschaftlich zu Regentinnen ernannt, noch der östlichen schriftlich die Vollmacht ertheilt hatte, in gewissen Fällen allein die entscheidende Gewalt auszuüben. Wäre eine dieser Bestimmungen thatsächlich getroffen gewesen, so würden bei dem im November 1861 erfolgten Staatsstreich die beiden Kaiserinnen nicht verfehlt haben, sich auf diese letztwilligen Verfügungen zu berufen. Daß dies nicht geschehen, beweist, daß nichts Derartiges vorhanden war. Auf der anderen Seite haben die durch eine angeblich unmittelbar vor seinem Tode getroffene Verfügung des Kaisers zu Mitgliedern des Regentschaftsrathes ernannten acht Minister wahrscheinlich entweder das auf diese Ernennung bezügliche Edict ganz oder theilweise gefälscht oder den schwachen, durch Ausschweifungen und die Anstrengungen der übereilten Flucht nach Jehol vollständig erschöpften Kaiser während der letzten Lebensstunden zur Unterzeichnung desselben zu vermögen gewußt. Durch dieses Edict, durch das ein Regentschaftsrath von acht Personen ernannt wurde, dessen hauptsächlichste Mitglieder die Prinzen von I und Ching und einer der jüngeren Staatssecretäre, Sü Shüen, waren, alle drei Führer der fremdenfeindlichen Partei, sahen sich die beiden Kaiserinnen und die Prinzen des kaiserlichen Hauses von der Regentschaft ausgeschlossen und in ihren Interessen bedroht, ganz besonders der Prinz von Kung, der, wenn nicht gegen den ausgesprochenen Willen seines Bruders, so doch gegen die Absichten und Wünsche der Rathgeber desselben 1860 den Frieden mit den Engländern und Franzosen abgeschlossen hatte. Es war daher nur natürlich, daß die Betroffenen sich vereinigten, um ihre Interessen gemeinschaftlich gegen die neu ernannten Regenten wahrzunehmen: sie fanden dabei die Unterstützung der hervorragendsten Staatsmänner und der chinesischen öffentlichen Meinung, die in der Aufrechterhaltung der angeblichen letztwilligen Verfügung Hienfêng's die Quelle neuer Verwicklungen mit den Fremden sah; aus demselben Grunde waren auch die Sympathien der fremden Diplomaten auf der Seite der kaiserlichen Familie.

Die Vorbereitungen für den geplanten Staatsstreich müssen bereits in Jehol getroffen worden sein; am 1. November 1861 erreichten die beiden Kaiserinnen mit dem Kaiser und sieben der Mitglieder des Regentschaftsrathes — der achte, Sü Shüen, war mit dem Sarge des Kaisers eine Tagereise zurückgeblieben — Peking; hier versammelte der Prinz von Kung die Regentschaftsräthe und die höchsten Beamten der Centralbehörden und las ihnen ein

Edict des jungen, sechsjährigen Kaisers vor, durch welches der Regentschaftsrath aufgelöst, die drei vorerwähnten Mitglieder desselben aus allen ihren Stellungen entfernt, die anderen fünf aus dem großen Staatsrath entlassen und der letztere beauftragt wurde, die Strafen für die bisherigen Regenten festzusetzen. Die Regentschaft selbst wurde der Kaiserin-Wittwe übertragen. Als Gründe für diese Maßregeln wurde angeführt, daß die Unruhen an der Küste (d. h. die Zurückweisung der fremden Gesandten an der Mündung des Peiho im Jahre 1859 und die daraus damals und 1860 entstandenen Feindseligkeiten) und die Unruhen in der Hauptstadt (d. h. die Eroberung derselben) durch die schändliche Politik der Betreffenden veranlaßt worden seien, die zu ungeschickt gewesen, auf friedliche Rathschläge einzugehen, und kein anderes Mittel, sich der Verantwortlichkeit zu entziehen, gewußt hätten, als die englischen Unterhändler in verrätherischer Weise gefangen zu nehmen (in Tungschau am 18. September 1860). Sie hätten ferner, nachdem es dem Prinzen (von Kung) gelungen, die auswärtigen Angelegenheiten gut zu ordnen, den Kaiser durch falsche Berichte verhindert, nach Peking zurückzukehren, und damit den Zorn nicht nur des (jungen) Kaisers, sondern aller Beamten und des ganzen Volkes verdient. Die Absicht des (jungen) Kaisers sei gewesen, sie gleich nach seiner Thronbesteigung mit Strenge zu bestrafen; aber da sein Vater sie in seinen letzten Augenblicken zu Ministern (d. h. nicht zu Regenten) ernannt, habe er ihnen Gelegenheit geben wollen, das Vergangene gut zu machen. Er habe ihnen daher am 15. September befohlen, ein Edict vorzubereiten, daß, dem Vorschlage des Censors Tun-Yen-Chuan entsprechend, die Kaiserin-Wittwe für einige Jahre die Regentschaft übernehmen und ein oder zwei Prinzen vom höchsten Range ihr als Räthe beigegeben werden sollten; aber da sie dagegen, in ungehörigem Tone, schreiend Einwände erhoben und sich erlaubt hätten, in seinen, des (jungen) Kaisers Edicten eigenmächtig Aenderungen vorzunehmen, sei Nachsicht gegen die, welche sich so schwer vergangen, nicht länger zulässig. Die Hoffnung der Kaiserinnen und Prinzen, die Angelegenheit in dieser Weise beizulegen, bestätigte sich nicht; die Prinzen von I und Ching scheinen, auf ihre Stellung trotzend, jedes Zusammenwirken mit einigen der Chefs der Ministerien, besonders Kweiliang und Wensiang, abgelehnt zu haben; wenigstens erfolgte am Abend des 1. Novembers ein weiteres kaiserliches Edict, durch welches die drei Regenten ihres erblichen Ranges entkleidet und vor Gericht gestellt wurden. Am anderen Tage wurden zwei weitere Edicte veröffentlicht, durch welche die Verhaftung Sü Shüens angeordnet und die Vorschläge in Betreff der neuen Regentschaft dem großen Staatsrath unterbreitet wurden. Sü wurde durch den Prinzen von Chun mit eigener Hand vor den Thoren verhaftet; die Thatsache, daß er, während er den Trauerzug mit der kaiserlichen Leiche führte, von einer seiner Concubinen begleitet war, trug, als allen Begriffen und Vorschriften der chinesischen Moral Hohn sprechend, sehr wesentlich dazu bei, die Stimmung der Bevölkerung den Kaiserinnen noch günstiger zu gestalten. Am 7. November fällte der große Rath seinen Spruch, der auf langsame Hinrichtung lautete und von der Kaiserin-Wittwe für die Prinzen von I und Ching auf Selbst-

entleibung, für Sü auf öffentliche Enthauptung gemildert wurde. Am 8. November wurde das Urtheil an den drei Schuldigen vollstreckt; das auf Verbannung in die Militärcolonie in der Mongolei lautende Urtheil erlangte Rechtskraft nur gegen einen, Mu-Yin, der bei der verrätherischen Gefangennahme der Parlamentäre in Tungchau betheiligt gewesen war, die anderen Mitglieder des Regentschaftsrathes wurden begnadigt und nur ihrer Aemter enthoben. Ein an demselben Tage erlassenes kaiserliches Edict führte aus, daß die Verurtheilten sich eigenmächtig zu Regenten gemacht, da der verstorbene Kaiser sie nur mündlich angewiesen habe, seinen Sohn als seinen Nachfolger einzusetzen. Auf Grund eines gefälschten Schriftstückes hätten sie sich dann der höchsten Gewalt bemächtigt und versucht, die dem Throne am nächsten stehenden Prinzen (von Kung und Chun) von der Kaiserin-Wittwe entfernt zu halten. Sü Shüen wurde außerdem verschiedener Verstöße gegen das Ceremoniell und des Versuches beschuldigt, die beiden Kaiserinnen gegen einander aufzuhetzen. Die Regierung des Reiches wurde in der Weise geordnet, daß die beiden Kaiserinnen als Regentinnen und der Prinz von Kung als Mitregent ihre Leitung übernahmen. Bei der hervorragenden Befähigung der westlichen Kaiserin und ihrem auch im Vergleich zum Prinzen von Kung viel energischeren Charakter war es natürlich, daß sie ihre schon als Mutter bevorzugte Stellung ausnutzte, um bald thatsächlich den maßgebenden Einfluß auszuüben. In den Edicten wurden aber entweder beide Kaiserinnen nach ihrer Stellung, d. h. die Kaiserin-Wittwe zuerst, aufgeführt, oder der Kaiser selbst, der zwar herrschte, aber nur nominell regierte, erschien an der Spitze. Die Jahre der Regentschaft waren für China wichtige und segensreiche; in ihnen wurden die Aufstände der langhaarigen Rebellen (Changmao, Taipings) und der Nienfei, sowie der Mohammedaner in Yünnau, Kansu und Chinesisch-Turkestan unterdrückt, und die Entwicklung des Reiches schritt, wenn auch langsam, doch stetig vor. Die damals an der Spitze der Centralregierung stehenden Minister Wensiang, Mao-Ch'ang-Hsi, Pao-Yün, Shen-Kweifen und Tung-Hsün waren Staatsmänner im wahren Sinne des Wortes, ihrer schwierigen Aufgabe, den Frieden im Reiche wieder herzustellen, gewachsen und ihren Nachfolgern weit überlegen; aber keiner derselben — und die amtlichen und persönlichen Beziehungen des Schreibers dieser Zeilen zu ihnen sind lang dauernde und freundschaftliche gewesen — hat jemals die große Befähigung der Kaiserin-Mutter, ihren unermüdlichen Fleiß bei der Erledigung der Regierungsgeschäfte und ihren großen entscheidenden Einfluß in Abrede gestellt.

Am 23. Februar 1873 übernahm der Kaiser Tungchih die Regierung, nachdem wenige Monate vorher seine Vermählung stattgefunden hatte. Bereits im September 1874 kam es zum Bruch zwischen ihm und dem Prinzen von Kung. Am 10. September des Jahres erschien ein kaiserliches Edict, durch welches der Prinz von Kung, weil seine Sprache seit der Uebernahme der Regierung durch den Kaiser vielfach eine ungehörige gewesen sei, vom erblichen Prinzen erster Classe zum Prinzen zweiter Classe degradirt, aber in seiner Stellung als Mitglied des Staatsrathes belassen wurde. Der Sohn des Prinzen unterlag ebenfalls der Degradation.

Als Grund für diese Maßregel wurde von wohlunterrichteter Seite der Wunsch des Kaisers angegeben, die 1860 zerstörten, aber damals noch bis auf die Dächer erhaltenen Gebäude europäischen Stils in Yuen-Ming-Yuen wieder herzustellen, wogegen der Prinz wegen der bedeutenden Kosten, die dadurch veranlaßt werden würden, entschieden Einspruch erhoben hatte. Seine Ungnade dauerte nur vierundzwanzig Stunden. Bereits an demselben Tage, an welchem das Edict, betreffend die Degradation des Prinzen, veröffentlicht worden, war ein anderes erschienen, durch welches die Bauten in Yuen-Ming-Yuen aufgegeben und andere in den kaiserlichen Gärten in Peking angeordnet wurden, die den Kaiserinnen zur Residenz dienen sollten. Am nächsten Tage, 11. September, erschien ein neues Edict, durch welches dem Prinzen von Kung auf die Fürsprache der beiden Kaiserinnen sein früherer Rang wieder verliehen und für die Bauten in den Palastgärten die größte Sparsamkeit angeordnet wurde. Es liegt keine Ursache vor, anzunehmen, daß andere Gründe als der angeführte für den Zwischenfall vorhanden gewesen seien; es kann nur zweifelhaft erscheinen, ob die Baupassion, die sich fünfzehn Jahre später bei der Kaiserin-Mutter entwickelte, nicht etwa damals schon die Veranlassung zu dem Wunsch der Restauration von Yuen-Ming-Yuen gegeben habe; jedenfalls würde es auch in dem Falle anzuerkennen sein, wie schnell die Kaiserin-Mutter von ihrem Wunsche Abstand genommen.

Am 12. Januar 1875 starb Kaiser Tungchih, angeblich an den Blattern — wenn man den damals allgemein verbreiteten Gerüchten Glauben schenken darf, an den Folgen von Ausschweifungen, für die er häufig außerhalb der Mauern des kaiserlichen Palastes Gelegenheit gesucht und gefunden haben soll. Er starb, ohne Leibeserben zu hinterlassen oder einen Nachfolger adoptirt zu haben. Nach den bestehenden Vorschriften hätte sein Nachfolger aus der nächsten Generation gewählt werden müssen, um seinem Vorfahren die nach chinesischen Begriffen für das Wohl der Familie, hier der Dynastie, unerläßlichen Todtenopfer bringen zu können; ein solcher war aber nur in der Familie des Prinzen von Tun vorhanden, der, wie gesagt, als nicht mehr zur directen Descendenz von Taokwang gehörig angesehen werden konnte. Wollte man auf dieselbe Generation wie Tungchih zurückgreifen, so lag die Wahl nur zwischen dem einzigen Sohne des Prinzen von Kung — die andern demselben geborenen Söhne waren in andere Familien adoptirt worden — und einem Sohne des Prinzen von Chun. Der Sohn des Prinzen von Kung, der Beileh (Prinz) Tsai-Chêng war als ein Wüstling schlimmster Art bekannt. der später mit dem chinesischen Strafrecht in nahe Berührung kam; es lag also, abgesehen von einem vielleicht nicht unnatürlichen Wunsche der Kaiserin-Mutter, die Regentschaft noch weiter zu führen und die Krone ihrer Familie zu erhalten (ihre Schwester war die Gemahlin des Prinzen von Chun), ein thatsächlicher Grund vor, der die Wahl eines Sohnes des Prinzen von Chun als im Interesse des Reiches liegend erscheinen ließ. Mit der ihr eigenen Energie ging die Kaiserin-Mutter in den Palast ihres Schwagers und holte aus ihm das Kind, das mit der Regierungsbezeichnung Kwangsü als Kaiser anerkannt wurde.

In dem diese Wahl verkündenden Edict wurde gleichzeitig gesagt, daß, wenn dem (nur wenige Jahre alten) Kaiser dereinst ein Sohn geboren würde, dieser von seinem Vorgänger als Erbe adoptirt werden solle. Es fehlte nicht an Stimmen, die gegen den durch diese Wahl getroffenen Verstoß wider chinesische Sitte und Gebrauch Einspruch erhoben; die gewichtigste war die des Censors Wu-Ko-Tu, eines durch sein früheres, auf der Bestrafung eines hohen Generals bestehendes und sie schließlich durchsetzendes Vorgehen bereits bekannten und in Hof- und höheren Beamtenkreisen übel beleumdeten Mannes, der die Gelegenheit der 1879 erfolgenden Beisetzung des Kaisers Tungchih benutzte, um sich das Leben zu nehmen und in einer hinterlassenen Denkschrift in ziemlich confuser Weise nicht etwa praktische Vorschläge zu machen, sondern im Allgemeinen an der getroffenen Maßregel zu mäkeln, hauptsächlich in dem Sinne, daß der erstgeborene Sohn des Kaisers von seinem Vorgänger adoptirt werden und der Kaiser dann zu dessen Gunsten abdanken müsse. Wie in solchen Fällen gebräuchlich, wurde das Schriftstück dem hohen Rath unterbreitet, der sich in einem Majoritäts- und mehreren Minoritätsvoten über die Sache ausließ. Das bedeutendste der letzteren war unbedingt das des jetzigen Generalgouverneurs, damaligen Lehrers an der kaiserlichen Akademie und Lectors am Hanlin-Collegium, Chang-Chih-Tung, der sich mit einem großen Aufwand historischer Citate und Analogien dahin aussprach, daß, da einem Kaiser nur durch einen Kaiser die Todtenopfer gebracht werden könnten, der Erbe des Thrones dereinst den Vorgänger Kwangsü's bei Abdankung seines Vaters adoptirt, daß aber, da ein Erstgeburtsrecht bis jetzt in der kaiserlichen Dynastie nicht bestanden, auch dem jetzigen Kaiser die Wahl eines Nachfolgers aus seinen Söhnen vorbehalten werden müsse. Die Kinderlosigkeit Kwangsü's hat die Regelung dieser Frage bis jetzt nicht gestattet und damit die Schwierigkeiten der Dynastie nicht unwesentlich vermehrt.

Es mag hier gleich mit zwei Legenden aufgeräumt werden. In dem vorerwähnten Artikel in „Blackwood's Magazine" ist des angeblich ebenfalls in dem Todesjahre Tungchih's erfolgten Todes der Kaiserin-Wittwe Erwähnung geschehen, und daran sind allerhand Bemerkungen geknüpft, die auf einen unnatürlichen Tod schließen lassen könnten, eine Hypothese, die auch schon von Professor R. K. Douglas in einem in der „Times" veröffentlichten Artikel (The Mail vom 3. October 1898) zum Ausdruck gekommen war. Nun ist aber die Kaiserin-Wittwe nicht 1875, sondern erst 1881 gestorben, womit die Frage wohl als erledigt angesehen werden dürfte. Aehnlich verhält es sich mit dem Marquis Tseng und dem Prinzen von Chun, deren Tod Professor Douglas nach mittelalterlichem Recept ebenfalls der Kaiserin-Mutter zuschreiben möchte. Es steht aber auf Grund von vielfach nach langer, oft nach langjähriger Behandlung aufgestellten Diagnosen fremder oder chinesischer Aerzte, die nach fremden Methoden ausgebildet sind, ganz unzweifelhaft fest, daß der Prinz von Chun einer durch seine Lebensweise hervorgerufenen mehrjährigen Lähmung und der Marquis Tseng einem typhösen Fieber erlegen sind. In Betreff der Wittwe des Kaisers Tungchih, Aluté, war allerdings bald nach dem Hinscheiden ihres Gatten in den Pekinger Theehäusern das

Gerücht verbreitet, daß sie sich in einem Zustande befunden, der die Hoffnung auf einen Leibeserben für berechtigt anzusehen erlaubt habe, daß diese Hoffnung aber dadurch zu Schanden geworden sei, daß man sie gezwungen, den Sarg ihres Gemahls in einem Karren zu begleiten; in der Neuzeit hat in verschiedenen Berichten der Karren einem Pülverchen Platz machen müssen. Der Schreiber dieser Zeilen, der das Hinscheiden der jungen Kaiserin-Wittwe wenige Stunden nachher durch einen der höchsten Staatsbeamten, der bei der Aufbahrung der Leiche beschäftigt gewesen war, erfuhr, hat trotz aller Bemühungen nie etwas in Erfahrung bringen können, was als eine Grundlage für das vorerwähnte Gerücht hätte dienen können, dagegen ist ihm von Personen, die wohl unterrichtet sein konnten, wiederholt versichert worden, daß die junge Kaiserin-Wittwe zweimal versucht habe, sich den Tod zu geben, einmal durch Erhängen, wobei sie rechtzeitig befreit worden ist, und das zweite Mal erfolgreich durch Enthaltung von aller Nahrung. Der Selbstmord einer Wittwe ist in China eine so ehrenvolle That und kommt so häufig vor, und das Leben einer Wittwe ist ein so trauriges, daß beide Beweggründe vollständig hinreichen, die That der jungen Kaiserin-Wittwe zu erklären.

Bis zu dem 1881 erfolgten Tode der östlichen Kaiserin übten beide Kaiserinnen, wenigstens der Oeffentlichkeit gegenüber, gemeinsam die Regentschaft aus, wenn auch die westliche vielleicht noch mehr als früher die maßgebende Rolle gespielt haben wird. Die Beziehungen zu dem Prinzen von Kung sollen dadurch getrübt worden sein, daß sein Enkel, der Sohn eines seiner in die Tun-Familie adoptirten Söhne, aus dem schon angeführten Grunde bei der Wahl zum Kaiser übergangen worden war, zu Gunsten des Sohnes seines Bruders, des Prinzen von Chun, der sich übrigens nach chinesischem Gebrauche gegen die seinem Hause zu Theil gewordene Ehre gesträubt hatte. Jedenfalls war der Grund, aus dem der Prinz von Kung 1884 des Vorsitzes im Tsungli-Yamen, wie aller seiner anderen Aemter enthoben wurde, „Faulheit und Unfähigkeit", wie es in dem betreffenden Edict hieß, kein unberechtigter. Er litt schon damals an der Krankheit, die später eine der Ursachen seines Todes werden sollte, und war während der letzten Jahre gegen früher auffallend träge und entschlußunfähig geworden. Es war wohl nicht ganz unberechtigt, seiner und seiner mit ihm fallenden Collegen Geschäftsführung im Tsungli-Yamen den Conflict mit Frankreich wegen Tongkings zuzuschreiben, der gerade damals eine acute Form angenommen hatte.

Im März 1889 übernahm der Kaiser Kwangsü die Regierung, nachdem die Kaiserin-Regentin ihn dazu bereits im Jahre 1887 aufgefordert, aber auf seinen Wunsch fortgefahren hatte, ihm ihren Rath zu Theil werden zu lassen. Dieser Uebernahme der Regierung durch den jungen Kaiser gingen Versuche von Seiten verschiedener Beamten voraus, die Kaiserin-Regentin zu bewegen, gewisse Regierungsfunctionen auch weiter auszuüben. So stellte Mitte Februar ein Censor, Tu-Yen-Shau, den Antrag, daß der Kaiserin-Regentin nach wie vor die Berichte aus den Provinzen und die versiegelten (geheimen) Denkschriften der hauptstädtischen Beamten vorgelegt werden sollten. In einem vom 20. Februar datirten Edict wies die Kaiserin-

Regentin dies Ansinnen auf das Entschiedenste zurück, indem sie ausführte, daß die weibliche Regentschaft überhaupt nur als ein Nothbehelf eingeführt und in dem Augenblick aufhören müsse, in dem die Zeit dafür gekommen sei. Nach der Uebernahme der Regierung durch den Kaiser werde seinem Vater, dem Prinzen von Chun, allein das Recht zustehen, Eingaben in seinem eigenen Namen an sie zu richten. Die von dem Censor erwähnten geheimen Schriftstücke, die der Kaiserin durch den Prinzen von Chun vorgelegt worden seien, hätten sich auf wichtige Angelegenheiten bezogen, von denen man der Ansicht gewesen sei, daß der Kaiser während der ersten Zeit seiner Regierung gut thun würde, sie der Kaiserin gegenüber bei seinen Besuchen zu erwähnen; es habe sich dabei nur um eine vorübergehende Maßregel gehandelt, und es sei der Kaiserin nie eingefallen, daraus eine dauernde machen zu wollen. Der Censor wurde dann auf Veranlassung der Kaiserin seines Amtes enthoben.

Wie weit die vorstehenden Erklärungen der Kaiserin ihren Wünschen und Ansichten entsprochen haben, und wie viel ihr davon nur durch die Lage aufgenöthigt sein mag, die der Umstand, daß auch der Vater des Kaisers noch am Leben war, wesentlich erschwerte, muß dahin gestellt bleiben. Thatsache ist, daß sie sich nach der Uebernahme der Regierung durch den Kaiser anfänglich ganz von den Geschäften zurückzog und ihre ausschließliche Beschäftigung in der Vergrößerung und Verschönerung der ihr vom Kaiser unter dem 13. März 1888 überwiesenen Winterresidenz im westlichen Park und Sommerresidenz in Wan-Shau-Shan zu finden schien. Es wurden selbst in Beamtenkreisen vielfach Klagen darüber laut, daß diese gänzliche Enthaltung von Staatsgeschäften Seitens der Kaiserin dem Gange der Regierung nicht vortheilhaft sei. Als Gründe für diese Auffassung wurde die gänzliche Unbekanntschaft des Kaisers mit den Regierungsgeschäften und seine, schwächlicher Gesundheit zugeschriebene, von häufigen Zornanfällen unterbrochene Gleichgültigkeit angeführt; der persönliche Eindruck, den der Kaiser auf diejenigen Fremden machte, die ihn bei Audienzen zu Gesicht bekamen, war der eines kränklichen und melancholischen Knaben. Nur in einer Beziehung schien die Kaiserin-Exregentin noch Spuren ihrer alten Willenskraft zu besitzen, und zwar bei der Abwehr von persönlich gegen sie gerichteten Angriffen, an denen es nicht fehlte. Namentlich waren es die Vertreter der altconservativen Richtung und an ihrer Spitze der frühere Lehrer des Kaisers, Weng-Tung-Ho, die, sei es, weil sie die fernere Einmischung der Kaiserin in die Staatsgeschäfte in einem ihren politischen Anschauungen wenig günstigen Sinne thatsächlich fürchteten, oder auch nur aus principiellen Gründen — verbietet doch die chinesische Ethik jede Einmischung einer Frau in Staatsangelegenheiten — die gänzliche Beseitigung der Kaiserin-Exregentin wünschten. Besonders lebhaft wurde diese Opposition während des chinesisch-japanischen Krieges, an dessen Ausbruch und Führung die Kaiserin jedenfalls keinen Antheil gehabt hat. Sein unglücklicher Verlauf gab ihr aber Gelegenheit, mit der Mehrheit ihrer Gegner abzurechnen, so daß schließlich von maßgebenden Persönlichkeiten nur Weng-Tung-Ho übrig blieb, dem seine Stellung als früherer Lehrer des Kaisers ermöglichte, denselben nach den allgemeinen Audienzen des Staats-

raths allein zu sprechen und damit einen gewissen Einfluß auf ihn auszuüben. Bald indessen sollten der Kaiserin-Exregentin neue Feinde erstehen. Nach der Beendigung des chinesisch-japanischen Krieges bildete sich in Peking, wenn nicht unter den Auspicien, so doch unter dem Beifall der englischen Gesandtschaft, eine sogenannte Reformpartei, aus jüngeren Beamten und Literaten zusammengesetzt, deren offenkundiger Zweck die Verbreitung westlicher Bildung und Ideen war, die aber zugleich eine größere Betheiligung ihrer Mitglieder an der Regierung anstrebte, um diese in ihrem patriotischen, d. h. fremdenfeindlichen Sinne umzugestalten. Daß manche derjenigen, welche dieser nicht sehr zahlreichen Partei beitraten, nur ihre eigenen Interessen verfolgten, liegt in der Natur aller solcher Bestrebungen und Verbindungen; auf der anderen Seite darf nicht übersehen werden, daß das schmachvolle Unterliegen China's im Kampfe gegen das viel kleinere Japan bei Manchen ein Gefühl erweckt hatte, das, wenn auch in unklarer Weise, nach Reformen verlangte, um China zu kräftigen und widerstandsfähiger zu machen. Die Zwecke des Reformvereins, von dem einzelne Mitglieder einen eifrigen Verkehr mit zwei protestantischen Missionaren, dem Engländer Dr. Richards und dem Amerikaner Gilbert Reid, unterhielten, zwei unruhigen Köpfen, von denen der letztere in Peking eine Art Auskunftsbureau über alle möglichen Gegenstände eingerichtet hatte und dann die Gründung einer Universität in der Hauptstadt in die Hand nahm, sollten durch die Herausgabe einer neuen Zeitung gefördert werden, die aber nach einiger Zeit, ebenso wie der Verein überhaupt, von der Regierung unterdrückt wurde. Die journalistische und sonstige Thätigkeit des Vereins wurde nun nach Shanghai verlegt, von wo aus Versuche zur Gründung von Zweigvereinen in den Provinzen gemacht wurden; da die Zahl der Mitglieder dieser Zweigvereine von dem Dr. Richards, der fortfuhr, mit dem Reformverein in Verbindung zu bleiben, selbst nur auf einige Hundert angegeben wird, so ist die Annahme wohl nicht unberechtigt, daß die Propaganda keine besonderen Fortschritte gemacht habe.

Was den Mitgliedern der Reformpartei nicht gelungen war, in weiteren Kreisen der Beamtenwelt Unzufriedenheit mit der Regierung zu verbreiten, wurde hervorgerufen durch das Vorgehen der fremden Mächte gegen China und die fortwährende Bedrohung seiner Selbständigkeit, die in der fremden Presse einen weit über die Absichten der fremden Regierungen hinausgehenden Ausdruck fand. Bestimmend auf die weitere Entwicklung der Lage scheint auch die durch Seine Königliche Hoheit den Prinzen Heinrich an den Kaiser von China gerichtete Anregung zum schärferen Hervortretenlassen der eigenen Persönlichkeit, vielleicht des eigenen Willens, gewirkt zu haben. Die politischen Ereignisse waren durchaus dazu angethan, den Glauben zu erwecken, als wenn die vorhandenen Zustände eine energische Wahrnehmung der Interessen China's dem Auslande gegenüber nicht gestatteten; von dort zu der Annahme, daß nur innere Reformen den Zustand China's verbessern könnten, war nur ein logisch und thatsächlich durchaus berechtigter Schritt.

Es war das Unglück des Kaisers, daß ihm jeder Maßstab zur Beurtheilung des Nothwendigen und Möglichen fehlte, und daß er in die Hände eines untergeordneten Beamten, des Cantonesen Kang-Yu-Wei, fiel, der

Phantast und Fanatiker, sich ebenso wenig wie sein kaiserlicher Herr über das klar war, was die Verhältnisse erforderten. Beide suchten in Reformen auf dem Papier und im Erlaß zahlreicher sich überstürzender Edicte, denen jede thatsächliche Grundlage zur Ausführbarkeit fehlte, das Mittel, China wieder in den Sattel zu helfen, und es ist charakteristisch für den Mangel an Urtheilsfähigkeit Seitens des Rathgebers, daß dieser das Beispiel Peter's des Großen und Japans seinem kaiserlichen Herrn zur Nachahmung empfahl, wo einerseits die eiserne Persönlichkeit des russischen Reformators und andererseits die festgefügte aristokratische Hierarchie fehlte, der gegenüber das japanische Volk seit Jahrhunderten an blinde Gefügigkeit gewöhnt war. Beide übersahen außerdem, daß weder Rußland noch Japan zur Zeit der Einführung der zur Nachahmung empfohlenen Reformen eine eigene Civilisation besessen hatten, und daß fremde Ideen in diesen Ländern daher auf einen viel geringeren Widerstand stoßen mußten als in China, dessen Cultur, was man immer über die Versumpfung aller Zustände mit Recht denken mag, auf durchaus eigenen, mit den socialen und staatlichen Beziehungen und Interessen eng verwachsenen, Jahrtausende alten ethischen Grundlagen beruht. Recht bezeichnend für die politische Ungeschicklichkeit der Reformatoren ist auch, daß sie in dem Kampfe gegen die Kaiserin-Exregentin sich der Hülfe des Mannes beraubten, der stets deren erbittertster Gegner gewesen war, Weng-Tung-Ho's. Daß ein Zusammengehen desselben mit der Reformpartei auf die Dauer unmöglich gewesen, ist selbstverständlich, aber praktische Politiker würden seinen Einfluß im Kampfe gegen die gemeinsame Gegnerin ausgenutzt und ihn dann beseitigt haben. Statt dessen wurde er im August 1898 mit ungefähr derselben Motivirung wie seiner Zeit der Prinz von Kung — ungehörige Reden dem Kaiser gegenüber — aller seiner Stellungen entsetzt und in seinen Geburtsort verwiesen.

Ueber die Rolle, welche die Kaiserin-Exregentin während dieser Zeit gespielt, liegen keine zuverlässigen Angaben vor; in den Kreisen der Reformatoren war man der Ansicht, daß alle den Bestrebungen derselben zuwiderlaufenden Maßnahmen, wie z. B. besonders die Berufung des Generalgouverneurs von Chili, Wang-Wen-Shao, nach Peking und seine Ersetzung durch einen Mandschu, Yung-Lu, dem Einfluß der Kaiserin-Exregentin zuzuschreiben gewesen seien, und man stand daher nicht an, zu dem Versuch zu schreiten, sie und Yung-Lu aus dem Wege zu räumen. Der in Shanghai erscheinende „North-China-Herald", ein Blatt, das seiner ganzen Haltung nach als das Organ der chinesischen Reformpartei oder wenigstens der mit dieser in engen Beziehungen stehenden Fremden angesehen werden muß, gibt in einem am 10. October veröffentlichten, „Ein Schlüssel zur Lage" betitelten Leitartikel sehr unverhohlen Aufschluß über die Pläne jener Partei. Nachdem der Artikel geschildert hat, wie alle Maßnahmen der Reformatoren durch Gegenzüge der Kaiserin-Exregentin durchkreuzt worden seien, fährt er fort: „Die Ernennung Yung-Lu's zum Vicekönig von Chili und General en chef der Peyang- (nördlichen) Armee, drohte die Reformatoren zu stürzen; es blieb ihnen daher nichts übrig, als sich zu entschließen, ihn aus dem Wege zu räumen. So lange Yung-Lu im Stande war, Peking einzuschließen und in jedem Augenblick den Palast

mit seinen Truppen zu besetzen, die bereit waren, den Willen der dem Kaiser feindlichen Partei auszuführen, waren die Reformatoren hülflos und der Kaiser in Gefahr. Sie waren genöthigt, entweder ihre Bemühungen in feiger Verzweiflung aufzugeben oder auf Gefahr ihres Lebens hin einen muthigen Entschluß zu fassen, um ihr Vaterland zu retten. Sie handelten nur in Selbstvertheidigung, aber mußten handeln, wenn sie nicht ihrer heiligen Aufgabe, China zu reformiren, untreu werden wollten. Sie wünschten ihren Feldzug auf friedlichem Wege, durch die Erziehung der öffentlichen Meinung, zu führen, aber man gestattete ihnen nicht, ihre Absicht auszuführen. Als ein letztes Mittel wählten sie einen Weg, bei dem nur ein Leben, — das Yung-Lu's — geopfert und die Entfernung nur einer Person, — der Kaiserin-Exregentin — nöthig geworden wäre. In jedem Kampf um Reformen würde diese Methode mit Recht als eine milde und menschliche angesehen worden sein, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sie vom Volke mit Freuden begrüßt worden wäre. Wenn der Anschlag geglückt wäre, so würden Kang und seine Freunde wegen ihrer Weisheit gepriesen worden sein; ihr Verbrechen lag nur in ihrem Mißerfolg." Eines Commentars bedarf diese Apologie des Meuchelmordes nicht.

Die Nachricht von dem auf sie geplanten Attentat ist der Kaiserin wahrscheinlich durch den Befehlshaber der disciplinirten Truppen in Chili, früheren Residenten in Corea, Yuan-Shi-Kai, zugegangen, den die Verschworenen, da sie ihn für einen Anhänger ihrer Ideen hielten, zur Mitwirkung aufgefordert zu haben scheinen. Einmal von den Plänen ihrer Gegner unterrichtet, ging die Kaiserin mit ihrer gewohnten Energie vor; während man sie noch im Sommerpalast wähnte, war sie bereits in Peking eingetroffen und hatte die Zügel der Regierung wieder ergriffen, wie 1861 von den chinesischen Staatsmännern und der Sympathie oder, wenn man will, der Gleichgültigkeit der Massen den Bestrebungen der Reformatoren gegenüber unterstützt. Am 22. September kündigte sie die Wiederübernahme der Regierung an, und wenige Tage darauf waren acht der Mitglieder der Reformpartei hingerichtet und die übrigen auf der Flucht. Daß das Eingreifen der Kaiserin zu früh erfolgte, kann man kaum behaupten, denn es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß für den 23. September ein kaiserliches Edict vorbereitet war, durch das allen Beamten von der dritten Rangstufe aufwärts anbefohlen werden sollte, die Zöpfe abzuschneiden und europäische Tracht anzulegen. Damit aber und mit der Betheiligung des früheren japanischen Premierministers Ito, der wohl nicht nur zufälliger Weise gerade damals nach Peking gekommen war, wäre das Reformwerk zu einer Revolution geworden, die China in Blut und Brand gestürzt und mit den eigenen Interessen des Landes die aller Fremden schwer geschädigt haben würde. Daß dies nicht geschehen, ist der Kaiserin zu danken gewesen, die, richtig behandelt, unzweifelhaft mehr für zeitgemäße und durchführbare Reform zu thun im Stande sein dürfte und thun wird, als die Heißsporne der Reformpartei.

Der Betheiligung des Prinzen von Kung und Li-Hung-Chang's an den Ereignissen der letzten Jahre ist in Vorstehendem bisher nicht Erwähnung geschehen. Der Prinz war nach den ersten chinesischen Mißerfolgen gegen Japan 1894 wieder an die Spitze des Staatsraths und Auswärtigen Amts berufen

worden, und wenn er auch den in ihn vielleicht gesetzten weiteren Erwartungen nicht entsprochen hat und nicht entsprechen konnte, so muß ihm doch jedenfalls das Verdienst zuerkannt werden, die Friedenspolitik der Kaiserin-Exregentin entschlossen unterstützt und seinen ganzen Einfluß für die Mission Li-Hung-Chang's nach Japan und die Ratification des von diesem abgeschlossenen Abkommens eingesetzt zu haben. Nach dem Friedensschluß aber hat es ihm unzweifelhaft an Muth und Entschlußfähigkeit gefehlt, die Verantwortung für die Ein- und Durchführung der nothwendigen Reformen zu übernehmen, obgleich er dazu wiederholt, auch von chinesischer Seite, gedrängt worden ist. Im vorigen Jahre ist er dann seinem alten Leiden erlegen. Li-Hung-Chang, der bis zu den chinesischen Mißerfolgen in 1894 von der englischen Presse bis in den Himmel erhoben worden war, ist seit denselben entsprechend herabgesetzt und geschmäht, in letzter Zeit als in russischem Solde stehend bezeichnet worden. Li's Verdienste — und er besitzt deren viele, wäre es auch nur der Muth, mit dem er seit 1871 allen Anfeindungen von Peking zum Trotz einem gewissen Fortschritt in fremdem Sinne gehuldigt hat — sind seine eigenen, seine Fehler sind die seines Landes, seiner Rasse und seiner Zeit; er ist jedenfalls der Einzige gewesen, der gewagt hat, das Odium des Friedensschlusses mit Japan auf sich zu nehmen und die nicht geringere Aufgabe des Besuches der Herrscher und Präsidenten der Vertragsmächte mit Würde und Erfolg durchzuführen. Zur Erklärung seiner Hinneigung zu Rußland bedarf es nicht der Annahme einer Bestechung; der Eindruck der großen, bei den Krönungsfeierlichkeiten in Moskau entwickelten, für ein asiatisches Gemüth, das dort die Vertreter von hunderten von asiatischen Völkern sah, doppelt imponirenden Pracht und die ihm dort und in St. Petersburg von dem Kaiser selbst ertheilte Versicherung, daß Rußland eine Schädigung China's nicht beabsichtige und Concessionen nur zu dessen eigenem Schutz beanspruchen werde, genügen dafür vollständig; besonders wenn man dazu die Fehler in Betracht zieht, die Rußlands Gegner in Ostasien, England, seit einer Reihe von Jahren in seiner China gegenüber befolgten Politik begangen hat, und die hier aufzuführen theils überflüssig sein, theils zu weit führen würde. Wohl aber dürfte es an der Zeit sein, an den nachtheiligen Einfluß zu erinnern, den die Parteinahme protestantischer Missionare für die Taiping-Rebellion und die mehr oder weniger offenen Sympathien weiterer englischer Kreise für dieselben ihrer Zeit auf die chinesische Regierung ausgeübt hat. Eben daraus erklärt sich auch das Mißtrauen gegen die englische Politik, das seitdem ein Grundzug in der Haltung der chinesischen Staatsmänner geworden ist. Die Lage ist jetzt der zur Zeit des Ausbruchs des Taiping-Aufstandes nicht unähnlich. Wieder ist der Einfluß protestantischer Missionare auf die revolutionäre Thätigkeit und die Bestrebungen der sogenannten Reformatoren, die im Wesentlichen nur dem alten Grundsatz: „ôte-toi que je m'y mette“ huldigen, vorhanden, und wieder finden sich Freunde, Journalisten und Andere, die innerhalb und außerhalb China's — alle in der Landessprache in China erscheinenden Zeitungen sind als Eigenthum Fremder registrirt — den Aufstand gegen die Regierung des Landes predigen, und aus ihren Sympathien für deren Gegner und Feinde kein Hehl machen. Wie protestantische Missionare

zu Anfang der fünfziger Jahre in den Taipings die Reformatoren China's begrüßten, bis sie am eigenen Körper erfahren mußten, daß die Thaten der Taipings wenig den Principien entsprachen, mit denen sie anfänglich fremde Sympathien geködert hatten, so würde auch jetzt die Ernüchterung nicht ausbleiben, wenn es den sogenannten Reformatoren gelänge, ihren Plänen auch nur den Anfang einer praktischen Ausführung zu geben. Wie ein Times-Correspondent sehr richtig bemerkt hat, ist der moderne Typus des „jungen China" im Wesentlichen ein Product der Vereinigten Staaten, Hongkongs und der Vertragshäfen; die Betreffenden haben die Anfangsgründe einer englischen Erziehung erworben und besitzen eine oberflächliche Kenntniß von manchen Tagesfragen: sie sind vielfach als Schreiber bei den Behörden, in den Telegraphen-Bureaux und den Agenturen der Chinesischen Dampfschiffsgesellschaft, wie in fremden kaufmännischen Häusern beschäftigt, aber nur selten im Besitz eines öffentlichen Amts. Dieser Typus, der in China das ist, was in Indien der „Babu" (der eingeborne Schreiber in Bengalen) ist, nur in einem früheren Stadium der Entwicklung, hat nichts von den jetzigen Zuständen zu erwarten und gehört schon aus diesem Grunde zu deren bittersten Gegnern. Aber es ist kennzeichnend für die Auffassung weiter Kreise in England, daß, während alle Kenner indischer Verhältnisse sich einstimmig gegen die Zulassung der Babus zu den verantwortlichen Verwaltungsstellen aussprechen, man in China von der Uebernahme der Regierung durch Persönlichkeiten, die auf einer noch niedrigeren Stufe der Bildung stehen, nicht allein eine Reform der Verwaltung, sondern auch eine freundlichere Stellungnahme fremden Interessen und Wünschen gegenüber erwartet. Letzteres ist ein um so bedenklicherer Irrthum, als es in China nur ein allen Kreisen der Bevölkerung im ganzen Lande gemeinsames Gefühl gibt, das der nationalen patriotischen Abneigung gegen alle fremden Einflüsse. Auch die Reformatoren haben sich diesem Gefühl, selbst wenn sie es nicht getheilt haben sollten, was unwahrscheinlich ist, um so weniger entziehen können, als die Entrüstung über die Demüthigung China's und die Furcht vor weiteren Bedrohungen seiner Selbständigkeit die Grundlage ihres ganzen Systems bildeten. Auch die Annäherung an Japan, die einen Theil derselben ausmacht, ist nur in dem Sinne eines gemeinsamen Widerstandes gegen westliche Einflüsse erklärlich und verständlich. Wenn man in England glaubt, dieses Gefühl gegen Rußland ausnutzen zu können, so übersieht man dabei, daß ein japanisch-chinesischer Erfolg gegen letzteres oder irgend eine andere fremde Macht, auch wenn er mit Hülfe der activen Unterstützung oder einer wohlwollenden Neutralität Englands errungen würde, alle fremden Interessen und auch die englischen schädigen müßte, da asiatischen Mächten gegenüber — und auch Japan ist eine solche — Handelsfreiheit ohne politischen Rückhalt noch auf lange in die Kategorie der frommen Wünsche gehören dürfte. Es wird darum im wohlverstandenen Interesse der Vertragsmächte liegen, sich in China nicht auf politische Experimente einzulassen, sondern sich auf die Grundlagen zu stützen, auf denen allein eine weitere Fortentwicklung ohne gewaltsame Umwälzungen möglich erscheint und für deren Erhaltung Sorge zu tragen.

Studien zur Romantischen Schule.

Von

Ricarda Huch.

[Nachdruck untersagt.]

I. Karoline.

Wenn über einen Verstorbenen das Urtheil der Zeitgenossen auseinandergeht, Haß und Liebe wetteifern, sein Bild, jedes in seinen Farben, auszumalen, dann wünschen wir, alle die widersprechenden Zeugnisse einmal vergessen und anstatt dessen einen Blick in das Antlitz thun und ein Wort aus dem Munde vernehmen zu können, die der Tod ausgelöscht hat, damit wir das Geheimniß der Seele daraus ablesen. Wie war sie denn in Wahrheit, diese Karoline, die der große Schiller Dame Lucifer nannte, und die so vielen Andern die Einzige, Unvergleichliche war, die unwiderstehlich Alle anzog, auf die der warme, kluge Blick ihres liebevollen Auges fiel? Wenn wir sie selber fragen könnten, würde sie gewiß stolz und freimüthig und klar über sich Auskunft geben, und vielleicht würde sie mit lieblicher, halb scherzender Wehmuth sagen: Seht ihr es mir denn nicht an, daß mein Herz gut ist?

Sie war nicht eigentlich ein romantischer Charakter mit sonderbaren Mischungen, Dämmerungen, Räthseln, sondern ihr Wesen war die Sicherheit und Ruhe der Harmonie, und es ließe sich auf sie anwenden, was Friedrich Schlegel in seiner „Lucinde" von der kleinen Wilhelmine sagt: „Der stärkste Beweis für ihre innere Vollendung ist ihre heitere Selbstzufriedenheit."

Sie war die Tochter des Göttinger Professors Michaelis und im Jahre 1763 geboren, fast noch ein Kind des ancien régime, aufgeklärt und verständig, in ihrer frühen Jugend sogar ein wenig sentimental. Wie sie in einem Brief an ihre Freundin Luise Gotter ihre Verlobung und Hochzeitsfeier beschreibt, bei welcher Gelegenheit man das junge Paar in bekränzte und mit Versen geschmückte Lauben führte, das muthet wie Klopstock und Wieland an. Aber wenn einmal von Zeit zu Zeit ein heller starker Naturlaut durchbricht, so spürt man, daß diese Merkmale eines ausgehenden Zeitalters ihr nur angeflogen sind durch Beispiel und Sitte, die auf einen harmonischen Charakter

stark zu wirken pflegen. So dichtete ja der junge Goethe seine Anfänge ganz im Geschmacke seiner Zeit und mußte erst von Herder auf revolutionäre Bahnen geführt werden.

Karoline begann ihr Leben als Frau des Bergmedikus Böhmer in Klausthal, eingeengt in Wälder und Berge, zurückgezogen in einen beschränkten Kreis, wo sie sich niemals heimisch fühlte. Es war nicht, daß sie großartigere Verhältnisse ersehnt hätte; aber ihre starke Natur verlangte unbewußt nach Geschicken, die sie bilden und entwickeln könnten; denn der Genius des Menschen will immer, was ihn fördert, und ringt sogar Unglück herbei, wenn der Mensch es braucht und daher ein Anrecht darauf hat. Sie war nicht dazu angethan, über sich selbst nachzugrübeln und sich durch wirkliche oder eingebildete innere Conflicte einen Zeitvertreib zu verschaffen; aber sie fühlte deutlich, daß die Ruhe und Gemächlichkeit ihr nicht gut thaten, und eine leise Angst erwachte in ihr, die „edle Thätigkeit" möchte ganz erlahmen, sie könnte träger und träger werden in ihrer Meeresstille und zuletzt abseits liegen bleiben mit stockenden Kräften. Sie war auch deswegen frei davon, sich der Schwermuth hinzugeben, weil die ihr natürliche Weltanschauung war, der Mensch sei bestimmt zu genießen, mehr als jedes andere Geschöpf, und verfehle seinen Zweck, wenn er es nicht thue. Glücklich zu sein *schien* ihr, wenn sie es nicht von selbst war, eine Pflicht, und sie versuchte es immer wieder und wieder, wie auch die Umstände es ihr erschweren mochten. Leichtsinn oder Genußsucht war das nicht — wie es sich denn um ein roh materielles Genießen natürlich nicht handelte —, vielmehr eine große, seltene Gerechtigkeit; wenn sie unzufrieden war, suchte sie niemals die Schuld anderswo als in sich. Daß die Welt schön sei, voller Gaben und Segen, war ihr unumstößliches Gefühl; wenn ihr Blüthe und Frucht nicht zufielen, machte sie es sich zur Aufgabe, an einem Zweiglein oder Blatte froh zu werden. Unter gedämpften Thränen lächelnd, suchte sie sich heiter zu erhalten zwischen den ernsten, graden, schwarzen oder verschneiten Tannen des Harzes, mit denen sie nichts anzufangen wußte, las und las in den Büchern, die die Schwester ihr aus der Göttinger Bibliothek durch die Botenfrau hinüberschickte — Romane, Memoiren, Weltgeschichte, verschollene Philosophie und Lebensweisheit — oder stellte sich wohl auch inmitten der drückenden Einsamkeit vor den Spiegel, nickte ihrem betrübten Bilde zu und rief es ermunternd an: „Gräme Dich nicht allzusehr, Karolinchen!"

Ihres Mannes Rechtlichkeit achtete sie, und die blinde Zärtlichkeit, die ihr junges liebesuchendes Gemüth auf ihn geworfen hatte, hielt sie ängstlich, wie zum Selbstschutz, in ihrem Herzen zusammen. Auch Schwäche mag man es von einem anderen Standpunkte aus nennen, diejenige Schwäche, die ihr eigenstes Wesen ausmachte und zugleich ihre Stärke war, daß sie nämlich ohne Liebe nicht sein konnte. Da er nun einmal ihr Gefährte war, wollte sie nicht wissen und sehen, sondern liebhaben, liebhaben, weil sie ohne das nicht hätte athmen und sein können. Da er aber, wie es scheint, viel weniger Umfang des Wesens hatte, als sie Liebesfülle besaß, überschüttete sie mit allem Ueberfluß ihres Herzens die Kinder, die sie bekam, so daß man hätte meinen können, die Mutterschaft wäre ihre einzige Bestimmung gewesen.

Ueberhaupt ist das besonders an ihr zu schätzen, daß sie alle Pflichten, die das Leben mit sich brachte, und alle Gelegenheiten, sich zu bethätigen, wenn es auch geringfügige Haushaltsangelegenheiten waren, gründlich ergriff, und bei allem, was sie vorhatte, so sehr mit ganzer Seele war, daß man jedesmal hätte meinen können, gerade dies sei für sie die Hauptsache und gerade dafür sei sie geschaffen. Die kleine Auguste freilich war und blieb in Wahrheit die Hauptsache, das seltsame Geschöpfchen, unschön zuerst, aber von immer zunehmendem Liebreiz, wie es bei den Menschen der Fall ist, an deren Schönheit der sich entwickelnde Geist großen Antheil hat, altklug, kindisch, naiv, frühreif, wissensdurstig und vergnügungssüchtig, ein staunenerregendes Durcheinander, mit demselben zärtlich weichen Gesicht und der blumenhaften Neigung des Kopfes, wie es der Mutter eigenthümlich war. Die anderen Kinder starben früh, bald nach dem Tode ihres Mannes, der nach vierjähriger Ehe stattfand.

So rauh wurde sie aus dem Gefängniß ihrer kindlichen Jugend erlöst, und keinen anderen Gebrauch konnte sie zunächst von ihrer Freiheit machen, als daß sie den kleinlichen Kampf mit alltäglichen Familienkümmernissen und überflüssigen Nörgeleien aufnahm; sie kehrte nämlich zu ihrer Familie nach Göttingen zurück. Wie eng und klein die dortigen Verhältnisse auch waren, empfand sie es doch als eine Wonne, frei zu sein und die Flügel weit, so weit sie wollte, ausspannen zu können, und erinnerte sich mit Grauen an die dumpfen Jahre in Klausthal. Jetzt erst gestand sie sich, daß sie sich wie in einem Zwinger eingeschlossen gefühlt hatte. Aber kaum daß sie es recht inne geworden war, begab sich die Unglückliche freiwillig in neue Sklaverei. Das war eben ihr Fluch — wie vielleicht auch ihr Segen —, daß sie nicht frei sein konnte, daß ihr Herz die Abhängigkeit suchte von etwas Angebetetem. Dieser Hang ihres Herzens konnte, wie sie selbst wohl wußte, sogar für eine Zeitlang ihren hellen, sonst unbestechlichen Geist verblenden, obwohl sie es immer dunkel in sich ahnte, wenn sie auf Irrwegen war.

Der Mann, dem sich ihre Seele nun mit blinder, schrankenloser Hingebung vertraute, scheint ein problematischer Charakter gewesen zu sein. Der starke Instinkt, der sie so sicher machte, fehlte ihm. Er muß sie wohl auf seine Art geliebt haben und war jedenfalls ein Bewunderer ihrer Vorzüge; aber es wäre möglich, daß die Stärke ihrer Natur, die er an ihr liebte, ihn zugleich beängstigt hätte; denn er griff nicht zu, um sie festzuhalten, die ihm mit dem ganzen Stolze und der ganzen Freudigkeit ihrer Liebe entgegenkam. Ob er sich ihr nicht gewachsen fühlte und deshalb den Muth nicht hatte, sie besitzen zu wollen, oder ob er überhaupt unfähig war zu lieben und nur als ein schwächlicher Egoist eine Weile mit halbwahren Gefühlen spielte, bange von sich selbst, seiner Würde und Bequemlichkeit ein Stückchen zu verlieren — kurz, er ließ sich ihre unermüdliche Liebeswilligkeit und Güte gefallen, reizte sie wohl auch gar und blieb dabei doch in einer spröden Zurückhaltung. Mit ihrem vollen Herzen fühlte sie sich fähig, glücklich zu machen und wollte den, den sie sich erkoren hatte, zu seinem Glücke zwingen. Heirathsanträge, die ihr gemacht wurden, schlug sie um seinetwillen aus.

Damals machte sie die Bekanntschaft des jungen Wilhelm Schlegel, der im Umgange mit Bürger, dem einsamen, vergessenen Greise, seine ersten dichterischen Studien machte, und es läßt sich denken, daß der regsame, vorurtheilsfreie Jüngling eine erquickende Erscheinung für sie war inmitten der dumpfen Herkömmlichkeit oder vorsichtigen Steifheit der Göttinger Honoratioren. Daneben freilich fühlte sie sich ihm gründlich überlegen und das nicht nur, weil er sechs Jahre jünger als sie war. Für die moderne Richtung in der Literatur mit ihrem, wie man jetzt sagen würde, nervösen, sensitiven Leben hatte sie ohnedies keinen Sinn; der altmodische Gotter, der Mann ihrer Freundin Luise, war für sie, was man nur von einem ordentlichen Dichter verlangen kann. Mit allem Uebermuth ihrer starken, zuversichtlich das Höchste begehrenden Persönlichkeit, wies sie den jungen Schöngeist ab, ja, nicht ohne jene Grausamkeit, die nur Verliebte haben, wenn sie völlig in den geliebten Gegenstand versunken sind.

Man darf sich nun aber nicht vorstellen, sie hätte jemals über einen geliebten Mann wirklich sich und die ganze Welt vergessen. Das brauchte man kaum hervorzuheben und noch weniger zu rühmen. Es möchten leicht mehr Frauen zu finden sein, denen die Liebe Alles war; sie unterscheidet das gerade von den meisten, daß sie über ihrer Liebe, so groß und hingebend sie auch war, doch die Welt niemals vergaß. Ihr aufmerksamer Geist blieb ihrer blinden, elementarischen Leidenschaft ebenbürtig. Nie verlor sie die denkende Theilnahme an den Menschen und ihrem Thun. Wie klar war aber auch der Spiegel ihres geistigen Auges, mit dem sie die Bilder ihrer Zeitgenossen auffing. Sie konnte auch Vater, Mutter und Geschwister wie Fremde sehen und schildern, nur daß ihr Liebe oder Pietät immer zur Seite standen und wenn nicht ihr Urtheil, so doch den Ausdruck ihres Urtheils beeinflußten. In ihren Freundschaften mit Frauen war nichts Schwärmerisches und Verstiegenes, vielmehr lag eine gewisse Unerbittlichkeit in der Art, wie sie die Freundin ganz nahm, wie sie war, ohne je zu idealisiren; aber wenn sie auch nicht durch Schmeichelei verwöhnte, so beglückte sie um so mehr durch Verständniß, richtige Schätzung und unwandelbare Anhänglichkeit. Jene echte, geniale Kunst des Idealisirens verstand sie aber doch, daß sie nämlich die Menschen als Ganzes sehen konnte, ihr Wesen der zerstückelnden Zeit entreißend und schöpferisch zusammenfassend. Daher haben ihre Schilderungen von Personen, die wenigen Fälle ausgenommen, wo persönliche Leidenschaft ihren Blick erhitzte, die Milde parteiloser Wahrheit, der man unbedingt Glauben schenkt.

Wie deutlich tritt die Gestalt Therese Forster's aus den kurzen Bemerkungen hervor, die sie in Briefen über sie gemacht hat: der glückzerstörende Geist, der in ihrer ganzen Familie wohnt, ihre Unglückssucht, die sich Diejenigen, die sie liebt, durchaus unglücklich vorstellen muß, wie sie überall Bitteres findet, wie unerquicklich sie für die Menschen im Allgemeinen ist, wie unendlich viel sie Wenigen sein kann, ihr Zug zur Größe, ihre Energie und Kühnheit. Wie fein und gut ist es, daß sie in Allem, was an Theresen abstößt, die „convulsivischen Bewegungen einer großen Seele" erkennt. Wie Karoline war Therese die Tochter eines Göttinger Professors, des angesehenen Philologen Heyne, und

wurde, nachdem ihre Beziehungen zu dem jungen Wilhelm v Humboldt gelöst waren, die Frau des Naturforschers Georg Forster. Für keine Frau hatte Karoline jemals ein stärkeres Interesse. Gerade daß diese ringende und unklare Seele von ihrer Harmonie und Güte, die, nach ihrem eigenen Ausdruck, mit solcher Sicherheit am Busen der Natur ruhte und ihr ins Auge sah, so verschieden war, machte sie ihr merkwürdig und anziehend. In ihre thatenlose Einsamkeit kam eine Einladung dieser Freundin, zu ihr nach Mainz überzusiedeln, das sich eben der neuen französischen Republik angeschlossen hatte. Da war das Element, in dem sie athmen konnte: Leben und Handlung! Wie eine Erlösung, wie ein Ruf des Schicksals mußte diese Aufforderung erscheinen, ihr, die sich fähig fühlte „Wunder zu thun und ein widerstrebendes Schicksal durch ein glühendes, überfülltes, in Schmerz und in Freuden schwelgendes Herz zu bezwingen," und die keine andere Aufgabe vor sich sah als die Erziehung eines kleinen gutartigen Mädchens, überflüssige gesellige Pflichten und Aufheiterung einer mißvergnügten Familie. Allen Warnungen auch der geliebtesten Menschen zum Trotz zog sie mit ihrem Kinde in die aufgeregte Stadt, in das krampfhafte Treiben eines großen Volkes hinein, wo die wohlmeinenden Freunde ein so leidenschaftliches, liebebedürftiges Geschöpf allerdings für gefährdet halten konnten. Sie indessen pflegte sich auf den Zug ihres Herzens zu verlassen. Mit vollem Bewußtsein that sie es, es war ihr Stolz und ihre Sicherheit. Sie wußte, daß sie sich irren konnte, nie aber sich selbst verlieren. Sie besaß den glücklichen Instinkt der Nachtwandler, die nicht stürzen, wenn man sie nur ruhig gehen läßt. Auch die Fehltritte, die sie that, und die Irrwege, die sie wählte, mußten ihr dienen. Um nichts hätte man sie mehr beneiden dürfen als um dies Talent zur Bildung des Lebens, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen kann, das in jedem Schicksal zuversichtlich macht, weil man im Grunde um den letzten Ausgang nicht besorgt ist. „Vielleicht bin ich wirklich schwer zu einer Entscheidung zu bringen," sagte sie einmal, „allein ich habe sie noch stets gefaßt, ehe es zu spät war, und mich unverrückt an ihr gehalten. Ich sage nicht heute, ich will dies thun, und morgen, ich will ein anderes, und jedesmal so zuversichtlich, als wenn es ewig gelten würde, — nein, es malt sich wohl sehr deutlich in meinen Aeußerungen, daß ich nicht weiß, was ich thun soll, — bis der Moment kommt!" Scharf prägt sich in diesen Worten eine Natur von denen aus, die stets mehr halten, als sie versprechen, die zu klar bewußt sind, um sich selbst belügen zu können, und deren reiner, starker, nicht zu mißdeutender Instinkt sie schließlich, wenn es nöthig ist zu handeln, das für sie Angemessene thun läßt.

Es mochte nicht leicht für Karoline sein, zwischen Forster und Therese zu leben, die in entgegengesetzter Weise ihr Interesse in Anspruch nahmen; ihr Verstand erkannte Theresen's große Anlagen an, aber ihr Gemüth wurde immer weniger durch sie befriedigt; dagegen mißbilligte ihr Kopf Forster, „den schwächsten aller Menschen", während ihre weiblich mütterliche Zärtlichkeit ihm vielleicht gerade wegen seiner Unkraft nicht anders als liebevoll begegnen konnte, dessen Intelligenz, Bescheidenheit und großmüthige Gesinnung außerdem ihr Herz bewunderte. Das Verhältniß wurde dadurch noch verwickelter, daß gerade

um diese Zeit die Ehe sich vollends auflöste, indem Therese, die jetzt behauptete, ihren Mann eigentlich niemals geliebt zu haben, sich gänzlich Huber zuwandte, dem ehemaligen Freunde Schiller's und Bräutigam der Schwägerin Körner's, Johanna Stock. Forster hörte bis zum Tode nicht auf, seine Frau zu lieben, oder wie Karoline nicht ohne Geringschätzung es beschrieb: „man würde seine Liebe tödten können, aber seine Anhänglichkeit nicht." Er habe nicht die Kraft sich loszureißen, erzählte sie, lebe von Attentionen und schmachte nach Liebe. Nachdem Therese ihr Haus verlassen hatte, wurde Karoline die Trösterin des Unglücklichen. Kurze Zeit hernach traten furchtbare Ereignisse ein: Mainz wurde von den Deutschen belagert und erobert, Forster entfloh nach Paris, und Karoline fiel den Siegern in die Hände.

Die Gefangenen wurden als Geiseln auf eine Festung gebracht und mit ausgesuchter Roheit und Nichtachtung ihrer rechtmäßigen Forderungen behandelt. Karolinen's zarte Gesundheit und die Angst um ihr Kind, das sie bei sich hatte, machten ihr alle Leiden und Entbehrungen doppelt empfindlich. Was war aber das gegen die Martern, die ihrem zarten und stolzen Herzen zugefügt wurden! Niemand hatte ihr Verweilen in Mainz, ihren Enthusiasmus für die französische Freiheit oder ihre Theilnahme für Forster, den Vertreter derselben, gebilligt, man hatte ihr im Geiste die rothe Mütze der Jakobiner aufgesetzt, — und welcher Schlechtigkeit hielt man Jakobiner nicht für fähig? Ueber die Unglückliche und Wehrlose ergoß sich die Verleumdung: sie sollte die Geliebte des französischen Generals Custine gewesen sein, ihre Freundschaft mit Forster wurde nichtsdestoweniger als Liebesverhältniß aufgefaßt, ihr Schwager Böhme, der auf Seiten Frankreichs war und eine zweideutige Rolle gespielt hatte, wurde für ihren Mann gehalten. Sie konnte nichts thun, als stolz und entrüstet ihre Unschuld betheuern, aber sie that es mit dem Gefühl, daß der Schein gegen sie war. Denn, wie falsch auch die Anklagen waren, die gegen sie vorgebracht wurden, etwas Verhängnißvolles war geschehen: sie erwartete Mutter eines Kindes zu werden, ohne mit dem Vater desselben rechtlich verbunden zu sein, ja, was erst das eigentliche Unglück ausmachte, ohne sich ihm innerlich verbunden zu fühlen.

Man hätte nichts gewonnen, wenn man mit Sicherheit ermitteln könnte, wer der Mann war, dem sich die Einsame so unbesonnen und freudlos hingegeben hatte. Daß sie, die anschmiegsame, von einem Manne, der sie zu fesseln wußte, hingerissen werden konnte, um seinetwillen Vernunft und Vorsicht hintansetzte, ist weniger überraschend, als daß Leidenschaftlichkeit ihre hellen Augen so umflorte, daß sie die Unwürdigkeit des Liebhabers nicht erkannte oder übersah; und vielleicht hätte es doch nicht geschehen können, wenn nicht vorher die Pein, einen Mann zu lieben, der sie niemals ganz an sich zog und doch auch niemals entschieden von sich stieß, sie überreizt und im Herzen krank gemacht hätte.

Da sie nun aber allein in die entsetzlichsten Verhältnisse hinausgestoßen war, fand sie ihre ganze Ueberlegenheit, Seelengröße und Hoheit wieder. Das war es gerade, was ihrer Schwachheit das Verächtliche nahm, daß sie bei aller Weichheit die edle männliche Eigenschaft besaß, nach einem Sturze un-

verletzt aufstehen und ebenso stark und sicher wie vorher ihres Weges weitergehen zu können. Daß sie Liebe gegeben hatte für etwas, das sie für Liebe genommen hatte und das es auch wohl gewesen war, wenn auch von Seiten eines Schwächlings, war ihr vor sich selbst nichts, dessen sie sich geschämt hätte. Was in ihr vorging, war ihrem klaren Bewußtsein immer ganz übersichtig und durchsichtig, das verlieh ihr das Unschuldsgefühl derer, die durch keine Lüge in sich befleckt sind, und Festigkeit in schwankender Lebenslage, während Andere oft selbst dann schwanken, wenn der Boden unter ihnen fest ist. Wie sie immer zu thun pflegte, erkannte sie Alles, was geschehen war und was sie gethan hatte in seiner Folgerichtigkeit, und ertrug das Nothwendige, ohne ein außer ihr befindliches Schicksal anzuklagen. Ihr Muth und ihre Kraft wuchsen mit der Gefahr. Man weiß nicht, wie sie es aufnahm, daß der Mann, der so lange der Stern gewesen war, auf den sie gehofft hatte, und dem seine Stellung es am ersten ermöglicht hätte, ihr zu nützen, sich zurückzog, wie es den Anschein hat aus feiger Vorsicht, um sich nicht durch Beziehungen zu der verfolgten, politisch anrüchigen Frau bloßzustellen; möglich ist es, daß sie schon vorher mit diesem Traume abgeschlossen hatte. Etwas Bitteres muß es für sie gehabt haben, daß derjenige, der sich am unermüdlichsten ihrer annahm, Wilhelm Schlegel war, den sie in glücklichen Tagen so übermüthig verworfen hatte. Correct, wie er im Empfinden und Handeln zu sein pflegte, ritterlich und verliebt, sprang er ohne Bedenken für sie in die Schranken. Nachdem durch das Zusammenwirken mehrerer Freunde und namentlich ihres jüngeren Bruders ihre Befreiung erzielt war, übernahm er es, was fast noch schwieriger war, für ihre fernere Sicherheit zu sorgen. In völliger Abgeschiedenheit, in der Nähe von Leipzig, erwartete sie die Entbindung von ihrem vaterlosen Kinde. Hier lernte Friedrich Schlegel sie kennen, der sie gewissermaßen als Bevollmächtigter und an Stelle seines Bruders besuchte, der einzige Gast, der ihre Einsamkeit unterbrach. Friedrich kannte Karoline schon aus ihren Briefen an Wilhelm, und seine reflectirende Phantasie hatte sich so viel mit ihr beschäftigt, daß er schon ihr Bewunderer war, als er zum ersten Mal vor sie hintrat. Nun aber überwältigte ihn ihre Persönlichkeit vollständig; er vermochte nichts Einzelnes mehr zu tadeln, er empfand sie selbst als Ganzes und wurde ganz von ihr ergriffen.

Welchen Eindruck mußte sie aber auch gerade damals machen! In einer so peinlichen Lage doch voll natürlicher Würde, ohne ängstliche Gedrücktheit, bei beständigen körperlichen Leiden doch stets munter, zu Scherz oder geistigem Genuß geneigt, auch den Ernst und lebhaftesten Schmerz durch Humor oder kluge Betrachtung mäßigend. Ebenso lieblich wie im Glück, so groß und rührend war sie im Unglück.

Wie ein Wunder erscheint es an dem selbstbewußten Jüngling, daß er ihren Verstand als dem seinigen überlegen achtete, dazu aber, sagte er, habe sie das, was ihm fehle, nämlich die Seele der Seele: Liebe. Immer und immer wieder, Jahre später, als Bitterkeit, Eifersucht und Mißverständnisse das ursprünglich so reine und schöne Verhältniß getrübt hatten, rühmte er an ihr das Talent zur Liebe, mit dem sie jede Entfremdung überbrücken

könne, — wenn sie wolle. In der Lucinde hat er die Frau, „die einzig war und die seinen Geist zum ersten Mal ganz und in der Mitte traf," folgendermaßen geschildert:

„Ueberhaupt lag in ihrem Wesen jede Hoheit und jede Zierlichkeit, die der weiblichen Natur eigen sein kann, jede Gottähnlichkeit und jede Unart, aber Alles war fein, gebildet und weiblich. Frei und kräftig entwickelte und äußerte sich jede einzelne Eigenheit, als sei sie nur für sich allein da, und dennoch war die reiche, kühne Mischung so ungleicher Dinge im Ganzen nicht verworren, denn ein Geist beseelte es, ein lebendiger Hauch von Harmonie und Liebe. Sie konnte in derselben Stunde irgend eine komische Albernheit mit dem Muthwillen und der Feinheit einer gebildeten Schauspielerin nachahmen, und ein erhabenes Gedicht vorlesen mit der hinreißenden Würde eines kunstlosen Gesanges. Bald wollte sie in Gesellschaft glänzen und tändeln, bald war sie ganz Begeisterung, und bald half sie mit Rath und That, ernst, bescheiden und freundlich wie eine zärtliche Mutter. Eine geringe Begebenheit war durch ihre Art, sie zu erzählen, so reizend wie ein schönes Märchen. Alles umgab sie mit Gefühl und Witz, sie hatte Sinn für Alles, und Alles kam veredelt aus ihrer bildenden Hand und von ihren süß redenden Lippen. Nichts Gutes und Großes war zu heilig oder zu allgemein für ihre leidenschaftlichste Theilnahme. Sie vernahm jede Andeutung und sie erwiderte auch die Frage, die nicht gesagt war. Es war nicht möglich, Reden mit ihr zu halten; es wurden von selbst Gespräche, und während dem steigenden Interesse spielte auf ihrem feinen Gesichte eine immer neue Musik von geistvollen Blicken und lieblichen Mienen." Zum Schlusse aber hebt er hervor, daß diese Frau voll zarter Poesie bei jeder großen Gelegenheit Kraft und Muth zum Erstaunen gezeigt habe.

Es ist beklagenswerth, daß auf die höchste Entfaltung der menschlichen Geisteskräfte mit Nothwendigkeit eine Erschlaffung folgen muß; wie denn auch Karoline, nachdem sie eben als Ueberwinderin ihrer Schwäche und der Noth der Welt triumphirt hatte, gerade diejenige Handlung beging, um derentwillen man ihr am ehesten ernstlich zürnen möchte: daß sie nämlich die Ehe mit Wilhelm Schlegel einging. Denn abgesehen davon, daß sie in späterer Zeit selbst erklärte, ihn weniger aus Liebe geheirathet zu haben als auf den Wunsch ihrer Mutter hin und um sich und ihrem Kinde eine gesicherte Lebensstellung zu geben, wie könnte man glauben, daß sie den Mann wirklich liebe, von dem sie sechs Jahre vorher gesagt hatte: „Schlegel und ich! ich lache, indem ich es schreibe! Nein, das ist sicher — aus uns wird nichts!" Ja selbst, wenn man betonen wollte, welche Veränderungen sechs Jahre in Menschen hervorbringen können, wieviel die Zeit jene wirklich verändert hatte: daß die Ehe so bald sich wieder auflöste, beweist doch, daß eine innere Zusammengehörigkeit sich nicht ausgebildet hatte. Sich aber halb aus spielender Verliebtheit, halb aus Bequemlichkeit in Liebe hineinzulügen, ist doppelt sündhaft für eine Frau, die sich das Recht nimmt, dem Instinkte ihres Herzens, wie wenn es eine heilige, unbestechliche Stimme wäre, sich anzuvertrauen, was auch das Urtheil der Welt dagegen sagen möge. Im Geheimsten war sie sich dieses Unrechts auch

wohl bewußt, denn alle ihre Aeußerungen über ihre Verlobung den Freunden gegenüber scheint ein Gefühl von Verlegenheit zu lähmen.

Was Alles andrerseits ihren Schritt entschuldigen und erklären kann, ist so selbstverständlich, daß ich es nur flüchtig anzudeuten brauche. Sie hatte Ursache, Wilhelm dankbar zu sein, der sich so umsichtig, so thatkräftig, so selbstlos ihrer angenommen hatte, und Dankbarkeit macht das Herz für Liebe empfänglich. Die Lage war so, daß sie die Bedrängte und Hülflose, er der Beschützer war, was ihm ein Ansehen von größerer Männlichkeit und Ueberlegenheit verlieh, als er in Wirklichkeit besaß. Dazu kam noch Eifersucht auf die holländische Sophie, deren Liebe Wilhelm über Karolinen's Härte getröstet hatte, welches Gefühl er nicht ohne kokette Sprödigkeit, vielleicht auch seinerseits aus Eifersucht auf den Vater des neugeborenen Kindes reizte. Man braucht nicht zu bezweifeln, daß sie in den „anmuthigen Freund", der so jung, hübsch und unternehmend war, sich verliebt habe; der uneigennützige Friedrich behauptete „kolossalisch verliebt". Die Hauptsache war, daß sie ohne Liebe nicht sein konnte, und daß der Rechte nicht zur Stelle war.

Es sollte sich aber an ihr rächen, daß sie aus Furcht vor dem Alleinsein und vor dem Kampfe des Lebens eine Verbindung geschlossen hatte, in der man sein ganzes Selbst aufs Spiel setzt. Sie lebte nun in Gemeinschaft mit einem Manne, den sie trotz aller seiner Talente und geistigen Vorzüge übersah, nicht daß sie klüger oder edler oder verständiger gewesen wäre, sondern durch ihre allgemeine Wesensreife, die vorgerückter war als seine. Und als nach kurzer Zeit ein Mann in ihren Kreis trat, von dem auch wir zum ersten Mal das sichere Gefühl haben, daß er ihr nothwendig, ihr bestimmt war, Schelling, war sie gefesselt und fand sich durch eigene Unbesonnenheit und Schwäche in schreckliche äußere und innere Conflicte verstrickt. Bei alledem, wie erfreut man sich gerade dann an der unbezwinglichen Frische ihrer Natur, die kein Zweifel an sich selbst und der Wahrheit ihrer Empfindungen ankränkelte. An den um ihre Fähigkeit zur Treue sich sorgenden Freund schrieb sie:

„Spotte nur nicht, Du Lieber, ich war doch zur Treue geboren, ich wäre treu gewesen mein Leben lang, wenn es die Götter gewollt hätten, und ungeachtet der Ahndung von Ungebundenheit, die immer in mir war, hat es mir die schmerzlichste Mühe gekostet, untreu zu werden, wenn man das so nennen will, denn innerlich bin ich es niemals gewesen. Dieses Bewußtsein aber von innerlicher Treue hat mich oft böse gemacht, hat mir erlaubt, mir wagend zu erlauben; ich kannte das ewige Gleichgewicht in meinem Herzen. Konnte mich etwas Anderes vor dem Untergang in meinem gefahrvollen Leben bewahren als dieses Höchste? Und wenn ich mir Verzweiflung bereitet hätte in der Verzweiflung der von mir Geliebten — ja, ich würde im Schmerz darüber verzweifeln, im Gewissen nicht, niemals könnt' ich wie Hiob ausrufen: verlasse dich nicht auf dein Herz. Ich müßte mich verlassen auf mein Herz über Noth und Tod hinaus, und hätte es mich in Noth und Tod geleitet."

Man fühlt, daß das keine Redensarten sind; das glaubt man. Sie war treu, weil sie sich selbst treu war und, was für Umwege sie auch einschlug,

die rechte Richtung unerschütterlich im Sinne behielt. So bekommt man ein Vertrauen, daß wohl auch die Umwege nothwendig und zu irgend etwas nützlich und dienlich waren.

Haben aber alle Worte Karolinen lebendig machen können, so wie sie war? Wo ist ihr schalkhafter Muthwille, das unfehlbare Schicklichkeitsgefühl, mit dem sie das Ernste, das keinen Scherz vertrug, ernsthaft behandelte, wo die schlichte Würde, mit der sie jede Verleumdung und jedes Vorurtheil der Uebelwollenden oder schlecht Unterrichteten entwaffnete, die kluge Bescheidenheit, mit der sie die Grenzen ihrer Natur erkannte? Nichts von Allem ist doch so wundervoll wie die Unschuld ihres Selbstbewußtseins, das auf der zweifellosen Ueberzeugung von der ursprünglichen Güte ihres Herzens beruhte. Es ist, wenn sie von dem sanften Muthe ihres Herzens spricht, der sie wegtrage über die dunkelsten Stunden und drohendsten Gefahren, als freue sie sich dankbar eines schönen treuen Gesellen in ihrer Brust, des holden Genius, der ihr innewohnte. Nachdem sie den größten Schmerz ihres Lebens erfahren, ihr Kind verloren hatte, las sie einmal, daß in Homer die Worte vorkommen sollten: Die Herzen der Guten sind heilbar, und bat ihren Mann, ob er nicht die Stelle für sie aufsuchen wolle. „Denn in Homer", schrieb sie, „habe ich das niemals gefunden, bloß in meinem eigenen Herzen."

Land und Leute in Corsica.

Von
Theobald Fischer.

[Nachdruck untersagt.]

Von der in den verschiedensten Hinsichten anziehenden Doppelinsel Sardinien-Corsica wird neuerdings das landnähere, von Livorno und Nizza aus leichter erreichbare, auch durch die französische Verwaltung besser aufgeschlossene Corsica immer häufiger, namentlich von Deutschen besucht, wenn auch meist nur Ajaccio als winterliche Zufluchtsstätte. Da nun über die Insel, wenn wir von Gregorovius' wundervollen, aber nun schon etwas älteren, auch mehr geschichtlichen Schilderungen absehen, nicht viel, oder wenigstens nicht viel Zuverlässiges weder in deutscher noch in einer anderen Sprache geschrieben worden ist, so dürften die nachfolgenden Beobachtungen und Studien des Verfassers manchem Leser erwünscht sein.

Ringsum aus tiefem Meere, mitten aus der tiefen Hohlform der Erdrinde, die mit Salzwasser gefüllt uns heute als Nordwestbecken des Mittelmeeres erscheint, erhebt sich Sardinien-Corsica. Es ist diese Doppelinsel, deren Zusammenhang nur durch die schmale (12 km breite) und flache Meerenge von San Bonifacio verhüllt ist, die aber nach allen ihren geographischen Verhältnissen als zusammengehörig erscheint, das größte Trümmerstück einer alten Festlandsscholle, die in einer geologisch nahe liegenden Vergangenheit bei Bildung jener Hohlform durch centripetale Bewegungen dieses Theils der Erdrinde zertrümmert wurde. Da auf ihre Kosten im Wesentlichen das Tyrrhenische Meer entstanden ist, so hat man für dies alte Land die Bezeichnung Tyrrhenis eingeführt. Zu derselben gehörten, abgesehen von Calabrien und Nordost-Sicilien, auch die toscanischen Inseln und Theile von Toscana, die durch spätere Vorgänge dem Festlande von Italien einverleibt worden sind. Italien liegt denn auch Corsica am nächsten, die toscanischen Inseln verbinden es mit demselben. Corsica gehört also, wie Sardinien, zu dem *Lande* Italien, wenn es auch seit beinahe anderthalb Jahrhundert dem geographisch nächstberechtigten *Staate* Frankreich durch Waffengewalt angegliedert worden ist. Immerhin haben die Lothungen der italienischen Kriegsmarine festgestellt, daß

die Flachsee, auf welcher die toscanischen Inseln liegen, nicht nach Corsica hinüberreicht, sondern durch eine Rinne mit Tiefen von über 400 m von der Insel getrennt ist. Da das Nordwest-Becken des Mittelmeeres ringsum, außer zu beiden Seiten des Ostendes der Pyrenäen, von durch Faltung der jüngeren Schichten der Erdrinde gebildeten Kettengebirgen umgeben ist, so ragt also Sardinien-Corsica aus demselben als ein fremdartiges Gebilde inmitten dieses Wirbels jugendlicher Faltengebirge auf. Dies Fremdartige wird jeder geographisch und naturwissenschaftlich Gebildete bei einigermaßen aufmerksamer Beobachtung beim Betreten dieser Inseln bald feststellen, von welchem Punkte des umgebenden jungen festländischen Faltenlandes er immer kommen mag, dem alpinen, dem appenninischen, dem atlantischen, dem andalusischen oder pyrenäischen. Von wo immer er eine der beiden Inseln, aber namentlich Corsica betritt, wird er feststellen, daß er hier ganz andere Gebirge, Oberflächenformen, Fels- und Bodenarten vor sich hat, wie auf dem eben verlassenen Festlande. Und dringt er tiefer ein, so stellt er durch Beobachtung fest, daß auch die Pflanzenwelt, wenn sie auch naturgemäß alle wesentlichen Züge der Mediterranflora aufweist, manches Eigenartige, die Thierwelt und selbst der Mensch alterthümliche Züge aufweist, die auf längere Absonderung schließen lassen. Nur hier ist in ganz Italien der Damhirsch noch wild erhalten, ebenso das früher weit verbreitete Wildschaf, der Mufflon. Das Wildschwein hat so eigenartige, an das ausgestorbene Sus palustris erinnernde Züge entwickelt oder erhalten, daß manche Zoologen es als besondere Art unterscheiden möchten. Pferde, Esel und Rinder werden durch ihre geringe Größe gekennzeichnet. Auch die Bewohner sind fast unberührt geblieben von den großen Bewegungen des Festlandes, die die Völker unter einander geworfen, aber auch die Gesittung gefördert haben. In ihren Sitten, ihren Einrichtungen, ihrer Sprache selbst hat sich viel Alterthümliches erhalten, das auf dem Festlande längst vergangenen Zeiten angehört. Sardinien besitzt sogar in seinen Nuraghi ganz eigenartige vorgeschichtliche Denkmäler, mit denen die auf den Balearen und auf der Insel Pantelleria zwischen Sicilien und Afrika erhaltenen nur eine sehr entfernte Aehnlichkeit haben. Sie gleichen Wartthürmen, aber über ihren Zweck und ihre Erbauer hat bis heute noch kein Forscher Aufschluß zu geben vermocht. Auch Corsica besitzt in seinen sogenannten Stazzone und Stantare noch vorgeschichtliche Denkmäler, die man aber wohl mit den Dolmen und Menhir vergleichen kann.

So bedeutende Abtragung Corsica auch durch die zerstörenden Kräfte des Luftkreises während der langen Zeit, die es nicht vom Meere bedeckt gewesen ist, erfahren hat, so ragt es doch noch immer als alpines Hochgebirge mitten aus dem Mittelmeere auf zu Höhen, die selbst in den Alpen noch ansehnliche sind, im Mittelmeergebiet aber zu den größten gehören. Erreicht doch der Monte Cinto 2707 m. Sein Gipfel ragt also um beinahe 6000 m von der Sohle des Mittelmeers auf!

Aus Granit ist die Insel zum großen Theil aufgebaut. Hart und rauh wie dieses Gestein sind ihre Formen, dunkel ihr Pflanzenkleid, ernst der Charakter der Landschaft. Und ernst, zurückhaltend, hart und gewaltthätig

sind auch meist die Menschen, wenig fähig der Freude, um so mehr dem Schmerz und der Leidenschaft Ausdruck zu geben. Melancholisch sind ihre Gesänge. Schwarz ist die beliebteste Farbe der Frauen, die doch sonst im Süden so große Vorliebe für bunte, leuchtende Gewänder haben. Nur Männer, die sich durch kriegerische Thaten, durch Muth, Kühnheit und Selbstverleugnung ausgezeichnet haben, hat die rauhe Insel hervorgebracht, keine, die die menschliche Gesittung, die Kunst oder die Wissenschaft gefördert haben.

Nur an der Südspitze, aber in sehr geringer Ausdehnung, in größerer an der Nordostseite, sind, einen meridionalen Rücken und gleichsam den Stil der Insel, die Halbinsel des Cap Corso bildende Schichtgesteine, besonders der Kreideformation mit bedeutenden Serpentindurchbrüchen dem granitischen Inselkerne angelagert, und rufen dort wesentlich mildere Oberflächenformen, besseren Anbau, dichtere Bevölkerung und mildere Sitten hervor. Aber die Küste der Ostseite ist, außer im äußersten Süden und im äußersten Norden, von einer schmalen Schwemmlandebene gebildet, die hier an der Leeseite der Insel, der den stürmischen Südwest- und Westwinden und dem heftigen brandenden Meere abgekehrten Seite, die größten Flüsse Golo und Tavignano mit ihren Sinkstoffen angelagert haben. Dieselbe verläuft daher fast geradlinig, ist flach, von Haffen und Sümpfen begleitet, fieberschwanger und ungastlich. Wäre nicht im Süden der Porto Vecchio genannte herrliche Naturhafen, der freilich im Sommer der Malaria wegen fast unbewohnbar ist, im Norden, nahe dem Punkte der größten Annäherung ans Festland, die kleine Bucht von Bastia, so kehrte in der That Corsica Italien völlig den Rücken. Bastia ist daher zu allen Zeiten das Organ gewesen, durch welches Corsica den Verkehr mit Italien, namentlich Genua und Livorno unterhalten hat und noch heute unterhält. Hier legten die Genuesen auf steilem Felshügel über der kleinen Hafenbucht eine Festung an, die dem Orte den Namen (Bastei) gegeben hat. Die kleine Bucht selbst dient längst nur noch Fischerboten, durch gewaltige Steindämme ist ihr ein geräumiger Hafen vorgebaut worden, der nur den einen unverbesserlichen Nachtheil hat: wenn der Mistral sich von den steilen Höhen des Cap Corso in wüthenden Stößen herabstürzt, kann kein Schiff aus- und einlaufen. Ein guter Naturhafen, den Napoleon zu einem großen Kriegshafen auszubauen beabsichtigte, liegt westlich von Bastia an der Wurzel der Halbinsel, San Fiorenzo. Aber auch er wird von Malaria verpestet. Malariafrei ist dagegen die kleine, gegen alle Winde geschützte Bucht von San Bonifacio, nahe der Südspitze der Insel, deren sich die Genuesen daher auch für alle Zeit versicherten, indem sie dort ligurische Ansiedler ansetzten, die, gewissermaßen einen kleinen Freistaat bildend, zu allen Zeiten dem Mutterlande treu geblieben sind und sich noch heute von den Corsen scharf unterscheiden. Hier kennt man die Blutrache nicht; hier sieht man die Männer unbewaffnet gemeinsam mit den Frauen im Feld und Garten arbeiten; hier reitet die Frau auf dem Esel und der Mann geht nebenher. Beim Betreten der Gemarkung von S. Bonifacio könnte man sich an die Riviera, in den engen, von viele Stockwerke hohen Häusern gebildeten Gassen in das Hafenviertel von Genua versetzt wähnen. Auf 60 m hoher Kalkplatte, deren Wände zum Theil überhängen oder von der Brandung zu Höhlen ausgewaschen sind,

thront das Städtchen, das zu allen Zeiten Festung, von den Franzosen zu einem Gibraltar im Kleinen umgeschaffen worden ist. Dieselben haben bereits hier eine Flotte von Torpedobooten aufgestellt und beabsichtigen einen Kriegshafen zu schaffen, der im Stande ist, demjenigen der Italiener am anderen Eingange der Meerenge auf der Granitinsel von La Maddalena an der Nordspitze von Sardinien Trotz zu bieten. In genuesischer Zeit spielte auch Calvi, an der Nordwestseite der Insel Genua nahe gelegen, wegen seiner kleinen Hafenbucht und als Hauptort der fruchtbaren Landschaft Balagna eine gewisse Rolle, die es jetzt immer mehr an das nahe gelegene Isola Rossa abtritt. Ajaccio dagegen hat erst seit dem Anschluß der Insel an Frankreich und durch größte Begünstigung durch Frankreich, namentlich seit Napoleon III., größere Wichtigkeit erlangt, steht aber noch heute wie an Einwohnerzahl, so auch an Verkehr Bastia nach. Immerhin ist es auch durch die Natur begünstigt insofern, als es an dem größten der kleinen, sich nach Westen und Südwesten öffnenden Golfe und fast in der Mitte der Westseite liegt, mit einer kleinen fruchtbaren Ebene im Hintergrunde des Golfs, die man nach corsischen Begriffen wohl als Campo dell' Oro bezeichnen konnte. Vor Allem hat Ajaccio auch eine sehr geschützte Lage für sich, die es nach Milde des Klimas und südlicher Ueppigkeit der Vegetation fast Neapel gleich kommen läßt. Auch das Landschaftsbild, der Blick auf das Meer und die Vorgebirge, die einen Theil des Jahres schneebedeckten Gebirge, ist entzückend, aber kein Unbefangener wird Ajaccio Neapel im Allgemeinen gleichsetzen wollen, wie es hie und da versucht worden ist. Wo ist der Vesuv, wo sind Capri und Ischia, wo Sorrent und die geschichtlichen Erinnerungen, die den ganzen Golf, vor Allem aber Pozzuoli und Bajae verklären?

Die Küste von Corsica ist dem Seeverkehr im Allgemeinen nicht günstig, von außen her mußte derselbe hier eingebürgert werden, was aber die rauhe Landesnatur wesentlich erschwerte. Heißt es doch, daß Ansiedelungsversuche der Griechen und der Römer förmlich von den undurchdringlichen Wäldern zurückgeschlagen wurden. Völlig heimisch wurde das Seewesen in Corsica niemals, es blieb immer in den Händen der Fremden. Die Corsen sind, obwohl Inselbewohner, doch ein Bergvolk, wie auch die Bewohner der Insel des Pelops niemals in einer langen Geschichte Seefahrer gewesen sind und sich auch heute in geringem Maße an der griechischen Schiffahrt betheiligen. In den Kielen fremder Schiffe wurde den Corsen viel mehr festländische Gesittung tropfenweise zugeführt, als daß sie sich dieselbe selbst holten. Die Abgeschlossenheit der Küsten wie der Gebirge der Insel ist noch heute in der scharf ausgeprägten Eigenart dieser Insel- und Bergbewohner zugleich erkennbar. Der Corse ist nur Corse. Das stammverwandte Italien, dessen Sprache er spricht, mit dem ihn eine lange Geschichte und eine Vielheit geographisch bedingter Beziehungen verbindet, steht seinem Herzen ebenso fern wie Frankreich, das die Insel seit mehr als einem Jahrhundert beherrscht, und dem es seinerseits seinen gewaltigsten Herrscher gegeben hat. Aber der Corse weiß Frankreich zu schätzen, denn es gibt ihm Aemter und Pfründen, es baut ihm Häfen, Straßen und Eisenbahnen, und befruchtet die Insel mit seinem Golde. Frankreich ist auch

bemüht, und mit Erfolg, die Corsen mehr und mehr zu französiren und die französische Sprache, namentlich durch die Schule, an Stelle der italienischen zu setzen. Für Frankreich ist Corsica seiner Lage zu Italien und zur Südküste Frankreichs wegen außerordentlich wichtig, und es unterhält und ergänzt daher die vorhandenen meist veralteten Festungswerke, die naturgemäß die wichtigsten Punkte an der Küste decken müssen. Im Innern freilich, wo beispielsweise die Straße über den Vizzavona-Paß durch ein Fort gesperrt wird und der Bahnhof von Corte, ähnlich wie vielfach in Algerien, von einem mit Schießscharten versehenen Mauerviereck umschlossen ist, sind Befestigungen auffallende Erscheinungen.

Ein Granitgebirge durchzieht die Insel in ihrer ganzen Länge und scheidet die Westseite, von Alters her, naturgemäß von Italien aus Banda di fuori genannt, von der Ostseite, der Banda di dentro. In zahlreichen Gipfeln erreicht dasselbe mehr als 2000 m, der Monte Rotondo, fast in der Mitte der Insel, hat sogar über 2600, der schon genannte Monte Cinto, der höchste Punkt eines ausgedehnten Porphyrdurchbruches, etwas weiter nach Norden über 2700 m. Kleine, grüne Hochgebirgsseen, die wie Halsbänder von Smaragden fast jeden dieser massigen granitischen Hochgipfel umgeben, den Monte Rotondo allein sieben, Moränen und Gletscherschliffe weisen hier auf die ehemalige Vergletscherung, diluviale Schottermassen, oft mit riesigen Granitblöcken, in den Thälern auf die großartige Abtragung hin, die damals vor sich ging. Vom Gipfel des Monte Cinto überblickt man die ganze Nordhälfte der Insel bis zum Cap Corso, ja bei hellem Wetter erkennt man wohl noch in blassen Umrissen Elba, während nach Süden das Auge über eine großartige Gebirgswelt und Hochgipfel von wenig geringerer Höhe schweift, deren einzelne, wie der Monte d'Oro, nahe dem Paß von Vizzavona, und der Monte Incudine, der südlichste Hochgipfel, eine kaum minder schöne Aussicht bieten. Freilich muß dieselbe beim Fehlen guter Wege und Schutzhütten, wenn auch nicht häufig vorkommende Steilabstürze und Felswände leicht umgangen werden können, durch größere Anstrengungen und Entbehrungen erkauft werden, als sie ähnliche Höhen in den Alpen bieten, da man hier meist vom Meeresniveau ausgeht. Die Kamm- und Paßhöhe des Gebirges ist verhältnißmäßig groß. Der Col di Vergio, einer der wichtigsten der Insel, hat 1464 m, ist also höher als der Brenner. In schwierigem Anstieg, vielfach auf Treppen, erklimmt man die Paßhöhe der Saum- oder Ziegenpfade, die auf der Insel noch vorherrschen. Wo sie unter großen Kosten in Straßen verwandelt sind, stehen sie den kühnsten der Alpen nicht nach. Jede Windung bietet neue Ausblicke, sei es in Schluchten, sei es über Vorgebirge und Meer; alle Hänge sind mit dem dunkeln Grün der duftigen Macchien überkleidet, aus dem hie und da graue Granit- oder rothe Porphyrfelsen hervorragen, bis uns auf der Paßhöhe hochstämmige Wälder von Buchen, Lärchen oder Laricio-Kiefern aufnehmen. Darüber wölbt sich das herrliche Blau des südlichen Himmels.

Selbst die neue Eisenbahn, die jetzt nach langer kostspieliger Bauzeit die ganze Insel quert und Ajaccio mit Bastia verbindet, steigt von Ajaccio auf 47 km Linienlänge, 300 m empor und unterfährt schließlich den 1145 m hohen

Paß von Vizzavona in einen 4 km langen Tunnel. Eine Gotthardbahn im Kleinen windet sie sich an der Nordostseite in langen Kehren, wo man wiederholt die eben zurückgelegte Strecke tief unter sich sieht, bald durch tiefe Einschnitte, bald über gewaltige Viaducte und Brücken, die nicht selten kühn zwischen zwei Tunneln über einen Abgrund gespannt sind, zur Scheitelhöhe empor. Diese liegt über der immergrünen Region in einem herrlichen Revier schöner Buchen- und Lärchenwälder, in welchen, wenigstens im Frühling, sich von allen Seiten rauschende Gießbäche über Felswände in die Tiefe stürzen. Beim Aufstieg, noch unter Oelbäumen und Weinpflanzungen dahin fahrend, hat man nicht selten auf der einen Seite einen Ausblick über Berge und Hügel weithin auf das Meer, auf der andern in waldige Thäler, in deren Hintergrunde im Frühling mit Schnee bedeckte Berge herüber leuchten.

So hoch aufragende, längere oder kürzere Zeit mit Schnee bedeckte Gebirge mitten im warmen Mittelmeere und auf der Bahn der winterlichen Cyklone müssen bedeutende Niederschläge hervorrufen und die geringe Meerferne der höchsten Gipfel — die des Monte Cinto beträgt nur 24 km! — muß den für gewöhnlich wasserarmen, aber in ihren smaragdgrünen Tümpeln forellenreichen Flüßchen und Bächen, die bei der Schneeschmelze und nach starkem Regen zu tobenden Ungeheuern werden, eine riesige Erosionskraft verleihen. So ist die Insel überall von tiefen Thälern gefurcht, ja reich an Schluchten von großartiger Wildheit, die mit ihrer immergrünen Vegetation an einzelne Pyrenäenthäler erinnern, deren Steilhänge mit Buchsbaumgebüsch dicht bewachsen sind. Bei der Steilheit, mit welcher die Gebirge, namentlich an der Westseite, emporsteigen, liegen hier oft recht grelle Gegensätze nahe bei einander. Von der Küste und aus den untersten Thälern, die den Charakter lieblicher, hie und da allerdings mehr großartiger Mittelmeerlandschaft mit Dattelpalmen und Hainen von Apfelsinen tragen, steigt man in wenigen Stunden durch wilde, in immergrünes Gestrüpp gehüllte Schluchten und hochstämmige Wälder mitteleuropäischer Buchen und Lärchen zu alpinen Hochgebirgslandschaften empor, die nur im Spätsommer schneefrei werden. In breiten Rücken streicht das Granitgebirge nach Westen und Südwesten aus und bedingt dort die an die Rias von Galicia erinnernde Gliederung der Küste in Buchten und Vorgebirge.

Es zerfällt so die ganze Insel in zahlreiche kleine Sonderlandschaften und Thalschaften, ähnlich denen, die die Urcantone der Schweiz rings um den Vierwaldstätter See bilden. Alle diese, meist auch besondere, in der Geschichte der Insel viel genannte Namen führenden Thalschaften, selbst die ans Meer ausmündenden, verkehren meist nur durch Engpässe oder über steile Kämme mit einander. So begreifen wir, daß die Bevölkerung, wenn auch durch das allumfassende Meer zusammengehalten, von jeher in zahlreiche Clane zerfiel, wie im schottischen Hochlande, und daß die die einzelnen Clane führenden Familien, wenn nicht der Druck der Fremdherrschaft zur Einigkeit zwang, sich unablässig befehdeten. Noch heute haben, zum Hohne des allgemeinen Wahlrechts, thatsächlich etwa zwanzig Familien die wirkliche Herrschaft auf der Insel. Zu den noch nicht völlig ausgestorbenen Fehden der Clane unter einander sind nun die Wahlschlachten hinzu gekommen, die nach der Versicherung eines corsischen

Patrioten schlimmer sind, als das Banditenthum. Aemter und allerlei Vergünstigungen zum Schaden der Allgemeinheit sind die Beute des Siegers, wie das ja mehr oder weniger überall in den völkerbeglückenden Republiken der Fall ist.

Gemildert wird der gebirgige Charakter der Insel durch das üppige, immergrüne Pflanzenkleid, in welches das milde, niederschlagsreiche Klima den größeren Theil derselben bis zu etwa 800—1000 m empor hüllen und unter welchem die wilden Felsformen meist verschwinden. Die Ueppigkeit und Undurchdringlichkeit der corsischen Wälder war so groß, daß Besiedelungsversuche in griechischer und römischer Zeit dadurch vereitelt wurden. Freilich ist auch hier der Mensch, wie überall in den Mittelmeerländern, des Waldes schließlich und gründlich Herr geworden, nur noch im höheren Gebirge finden sich herrliche, ausgedehnte Wälder, an deren Stelle sonst überall ungeheure Dickichte immergrüner Sträucher, die sogenannten Macchien (von lat. macula Flecken), in corsischer Mundart Maquis, getreten sind. Man kann so Corsica wohl eine immergrüne Insel nennen. Diese Macchien, je nach Boden und Feuchtigkeit bald übermannshoch und vielfach von Schlingpflanzen, auch dornigen, durchrankt und undurchdringlich, bald niedrig und von vereinzelten Sträuchern gebildet, kennzeichnen Corsica ganz besonders, wenn sie auch eine überall in den Mittelmeerländern wiederkehrende Vegetationsformation sind. Sie sind hier von einer bunten Mischung von Sträuchern mit meist kleinen Blättern und unscheinbaren Blüthen gebildet, von denen viele, wie die Myrthe, Rosmarin u. a., bei uns in Töpfen gezogen werden. Alle sind aromatisch, und besonders im Frühling, wo das Blühen monatelang andauert, eine Art nach der andern, erscheint die Insel wie in Blüthenduft gehüllt, den der Wind vom Lande her, wie von tropischen Inseln, nicht selten dem Ankömmling entgegenträgt. Der Corse liebt diesen Duft seiner Macchien über Alles, wie auch Napoleon noch auf St. Helena wehmüthig diese Eigenart seiner Heimathsinsel pries. Wundervoll ist namentlich die Baumheide, die ihre schwanken Zweige mit einer unglaublichen Fülle duftiger, zierlicher weißer Glockenblüthen bedeckt. Das Aroma dieser Pflanzen wirthschaftlich zur Gewinnung von Wohlgerüchen zu verwerthen, wie in der Provence, in Algerien und anderwärts geschieht (Rosmarinöl, Thymöl, Lavendelöl u. s. w.), dazu ist der Corse noch nicht fortgeschritten, und auch sein Verdienst ist es wohl nicht, wenn die stärkeren Stämme der Baumheide (Briarwood vom franz. bruyère) zu jenen kurzen Tabakspfeifen verarbeitet werden, die bei den Engländern so beliebt sind. Ihm dienen die Macchien als Brennholz und als Weidegründe für seine Ziegen, und unzertrennlich ist mit denselben das Banditenwesen verbunden. „È andato nella macchia," er ist in die Macchia gegangen, ist der oft gehörte landesübliche Ausdruck für denjenigen, der es für gut findet, sich dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen, d. h. Bandit zu werden. Kein Gensdarm vermag ihn in der Macchia aufzustöbern. Aber nicht bloß sichere Zuflucht, auch Nahrung liefert das Waldgebirge dem Verfolgten, selbst wenn ihn seine Freunde nicht unterstützen sollten. Bis in die innersten Gebirgsthäler und im Mittel bis zu 1000 m Höhe kommt nämlich die Edelkastanie vor. Oft in Halbcultur gehalten und mächtige Stämme bildend, liefert

sie eine Fülle von Nährfrüchten, die getrocknet und gemahlen sich das ganze Jahr halten und der verschiedensten Zubereitung, ähnlich unserer Kartoffel, fähig sind. Auch bieten wohl kleine Steinhütten in den Kastanienwäldern, die nur zur Erntezeit bewohnt werden, Zuflucht in der rauhen Jahreszeit. Fast ohne Arbeit liefert die Edelkastanie, nach welcher eine der kleinen Sonderlandschaften geradezu Castagniccia genannt wird, dem Corsen den Brodstoff. Castagniccia, das übrigens heute eine der besser angebauten Landschaften Corsica's in dem mesozoischen Hügellande der Ostseite zwischen dem Golo und Tavignano ist, war daher von jeher einer der Hauptherde des Widerstands gegen die Genuesen, die Heimath Pasquale Paoli's, also ähnlich der von Eichenwäldern bedeckten Schumadia, der Zufluchtsstätte der Serben in ihrem langen Unabhängigkeitskampfe gegen die Türken. Zu seinen Kastanienbäumen bedarf der Corse nur noch einer Ziegenherde, die sich auch fast von selbst nährt. Sie liefert ihm Milch und Käse, den berühmten aromatischen Broccio, wohl auch gelegentlich Fleisch und durch Verkauf einzelner Stücke bares Geld zur Anschaffung der wenigen unentbehrlichen Gegenstände, vor allem eines Dolches und eines Gewehrs mit Schießbedarf, ohne die man keinen Gebirgscorsen sieht. Die Bewohner ganzer Landschaften, wie des Niolo, sind fast ausschließlich Hirten, die beinahe nur von Kastanien und Käse leben: Wanderhirten, denn der rauhe Winter des Gebirges zwingt sie mit den Herden an die Küsten hinabzusteigen, so daß dann die Gebirgsdörfer nur von Greisen, Frauen und Kindern bewohnt sind. Doch ist auch dies eine von der Landesnatur bedingte, überall in den Mittelmeerländern wiederkehrende Erscheinung. Kein Zweifel, daß die Kastanie und die Ziege die ausgesprochene Arbeitsscheu des Corsen wesentlich gefördert haben, den Anbau des Landes hindern und ihn in Armuth und Anspruchslosigkeit erhalten. So konnte in den Köpfen der französischen Jacobiner der Gedanke reifen, alle Kastanienbäume der Insel umhauen zu lassen, um die Corsen zur Arbeit zu zwingen.

Die nur im Hochgebirge erhaltenen Wälder verdanken dies ihrer geringen Zugänglichkeit, erliegen aber häufigen Waldbränden, die wohl meist von Hirten angelegt sein dürften. Tausende von Hektaren werden so jährlich vernichtet, ja in den letzten zwanzig Jahren soll ein Viertel des ganzen Waldbestandes dem Feuer erlegen sein. Wo sie erhalten sind, gleichen sie einsamen, schweigenden Urwäldern, in denen Baumriesen, Stämme von 8 m Umfang, nicht selten sind. Große Flechten, gleich dem Barte eines Greises, hängen an den Zweigen, Moos bedeckt die Stämme; vom Sturm gefällt, strecken sie ihre entrindeten, gebleichten Leiber — Ungeheuern der Vorwelt gleich — am Boden hin, um allmählich zu vermodern. Immerhin ist Bauholz noch ein wesentlicher Gegenstand der Ausfuhr, wie seit Jahrhunderten, besonders für die Schiffswerften von Genua und Livorno. Aehnlich wie im toscanischen Appennin beginnen sich auch in diesen Gebirgswäldern Sommerfrischen zu entwickeln, was wohl hauptsächlich zu ihrer Erhaltung beitragen wird.

Der Wildreichthum dieser Wälder und Macchien ist wegen übermäßiger Ausübung der Jagd nicht mehr sehr groß, aber noch groß genug und so leicht zu vergrößern, daß ein Engländer den Gedanken aussprechen konnte,

die Corsen würden sich am besten stehen, wenn man die ganze Insel in einen großen Wildpark verwandelte, jedenfalls für englische Sportsmen, also ungefähr so wie die schottischen Hochlande. Das edelste Wild Corsicas, den Mufflon, ein Wildschaf, zu jagen, ist schwierig und entbehrungsreich, aber selten erfolgreich.

Schon die bisherigen Andeutungen lassen erwarten, daß nur ein geringer Theil der Insel angebaut ist. Von vielleicht nicht mehr als einem Drittel mag das gelten. Auch der gebirgige Charakter, der felsige Boden und vor Allem die die Thäler und Küstenebenen im Sommer heimsuchende Malaria, die ebenso sehr wie die geringe Sicherheit die Bewohner zwang, sich hoch oben auf den Bergen, auf schwer zugänglichen Höhen anzusiedeln, wirken dabei mit. Die auch in der Landesnatur begründeten Clan-Fehden, die uralte Sitte der Blutrache, die Nothwendigkeit, sich gegen fremde Eindringlinge in jahrhundertelangen, fast nie endenden Kämpfen zu vertheidigen, ließen auch diesem Gebirgsvolke das Waffenhandwerk als die eines Mannes allein würdige Thätigkeit erscheinen. Höchstens das Weiden der Herden galt daneben noch als anständige Beschäftigung: also ganz wie bei den alten Arkadiern und den Bewohnern der Urcantone der Schweiz. Reisläuferei war daher auch hier heimisch. Italien und Frankreich zogen davon Nutzen. Wie schon früher, besonders im 16. Jahrhundert, corsische Söldner-Regimenter in Frankreich dienten, so war mit der Napoleonischen Zeit die Zahl der Corsen als Officiere und Soldaten im französischen Heere ebenso groß und wichtig, wie die der elsässischen. Im deutsch-französischen Kriege standen nicht weniger als 20500 Corsen gegen uns im Felde, $^1/_{12}$ der Bewohnerschaft, und 1885 zählte man nicht weniger als 1217 corsische Officiere im Heere und in der Gensdarmerie Frankreichs. Namentlich liefert die Waldlandschaft Bastelica, östlich von Ajaccio, viele Officiere. Die Zahl der Corsen, die es in den letzten hundert Jahren in Frankreich im Heere (und in der Verwaltung) zu hohen Stellungen gebracht haben, ist unverhältnißmäßig groß. In Bezug auf körperliche Tüchtigkeit der zur Aushebung kommenden Mannschaften steht Corsica unter allen französischen Departements bei weitem oben an, indem auf 1000 zur Stellung kommende Mannschaften im Durchschnitt 774—779, ja in einzelnen Bezirken 886 brauchbar sind. In Corsica spielen die Kinder, eine in nicht-deutschen Ländern sehr seltene Erscheinung, Soldaten oder Banditen. Es leuchtet ein, daß dies den Werth Corsicas für Frankreich wesentlich erhöht, andrerseits die feste Angliederung der Insel an Frankreich fördert.

Im bei weitem größten Theile von Corsica, überall da, wo italienische Cultureinflüsse nicht durchgedrungen sind, gilt es für den Mann nicht für anständig, das Feld selbst zu bestellen. Er überläßt das der Frau oder, wenn möglich, gedungenen italienischen Landarbeitern, wohl weil sie meist aus der Gegend von Lucca sind oder waren, Luccheſen genannt, deren etwa 12000 alljährlich zu dieser Arbeit herüberkommen. Auf diese fleißigen Leute sieht aber der Corse mit Verachtung herab, und gebraucht ihren Namen als Schimpfwort, gerade so wie der Magyare für die besten Bürger des ungarischen Staates den Namen desjenigen deutschen Stammes, aus welchem ein Schiller, ein

Uhland, aus welchem die Herrscherhäuser der Hohenstaufen, der Hohenzollern, ja das eigene Herrscherhaus hervorgegangen ist, als Schimpfwort gebraucht. Nur die ganz italienische Halbinsel des Cap Corso, die Gegend von Calvi und von San Bonifacio sind sorgsam bestellt und gleichen baumreichen Gartenlandschaften, sonst aber sind immer nur kleine Flächen um die Ortschaften angebaut. Wein, Oel, Südfrüchte, Vieh und Holz geben die Mittel zur Erwerbung der nicht hinreichend gewonnenen Brotstoffe und andrer Bedürfnisse. Die Viehzucht ist durchaus naturwüchsig, sie erstreckt sich auch fast nur auf Schafe und Ziegen, denen die saftarme, aromatische Vegetation besonders zusagt. Aehnlich wie man vor zwanzig Jahren (und vielleicht noch heute) in der Großstadt Palermo, vor Fälschung sicher, sich die Milchziege in das dritte Stockwerk eines Palazzo der Hauptstraße hinaufbringen und im Zimmer melken lassen konnte, so sind morgens und abends auch in den Straßen der Städte Corsicas die Ziegen Charakterfiguren. Nachdem sie tagsüber auf den Bergen und in den duftigen Macchien der Milcherzeugung obgelegen haben, tragen sie getreulich ihr Erzeugniß selbst in die Stadt, wo man beim Erscheinen der Herden die Hausfrauen und Mädchen aus den Häusern herbeieilen sehen kann. Die corsische Ziege zeichnet sich durch merkwürdige Buntfarbigkeit ihres langen, hängenden Seidenhaares aus.

Die Gewerbthätigkeit Corsica's erstreckt sich als Hausgewerbe und durchaus bodenständig nur auf Deckung des eigenen Bedarfs an Gebrauchsgegenständen, besonders der Bekleidungsstoffe der Gebirgsbewohner, aus Leinen, Schafwolle und Ziegenhaar. Aus letzterem fertigen namentlich die Frauen des Niolo die sogenannten Peloni, rauhe Mäntel, in unübertrefflicher Wetterbeständigkeit an.

Die wirthschaftliche Entwicklung der Insel wird aber doch mit der Erschließung derselben durch Straßen und Eisenbahnen, mit der Hebung des Verkehrs im Allgemeinen und auch durch den sich mehrenden Fremdenbesuch raschere Fortschritte machen. Unter den Fremden wird nächst den Engländern die Zahl der Deutschen immer größer, während gerade Franzosen die Insel verhältnißmäßig selten besuchen und die französischen Beamten gern dieselbe so rasch wie möglich wieder verlassen. Ajaccio namentlich entwickelt sich immer mehr zu einer vielbesuchten Winterstation.

Alle diese Umstände, zu denen aber noch andere, im Volkscharakter wurzelnde, hinzukommen, lassen keine dichte Bevölkerung auf der Insel erwarten. In der That hat Corsica, obwohl es nur um 1000 qkm kleiner ist als das Großherzogthum Hessen und trotzdem die vorher furchtbar zusammengeschmolzene Bevölkerung seit der französischen Besitzergreifung stetig gewachsen ist, nur soviel Bewohner, wie die kleine Provinz Ober-Hessen, so daß nur 32 Menschen auf 1 qkm kommen. Weite, mit Macchien bedeckte Gebiete, besonders zwischen Ajaccio und Calvi, sind fast menschenleer. Und doch könnte die Insel wohl die doppelte Bewohnerzahl ernähren! Lehrreich ist dabei, daß das nördlichste Viertel, die eigentliche Banda di dentro, auf ihrem nur Hügelland bildenden nichtkrystallinischen Boden eine der mittleren Frankreichs entsprechende Volksdichte hat, also doppelt so groß, als dem Mittel der ganzen

Insel entspricht, dreimal so groß wie im krystallinischen Corsica. Auf dem etwa 2100 qkm des aus geschichteten Gesteinen bestehenden Corsica wohnen 140000 Menschen, im Arrondissement Bastia sogar 76 auf 1 qkm, auf den 6600 qkm des krystallinischen Corsica nur 149000. Dieses letztere ist denn auch vorzugsweise das Gebiet der Wälder und Macchien, mehr von Hirten bewohnt als von Ackerbauern, vorwiegend der Schauplatz der Clan-Fehden und der Vendetta. Man wird selten einen so durchgreifenden Einfluß des geologischen Baues eines Landes auf den Charakter der Landschaft, den Anbau, die Volksdichte und den Charakter der Bewohner feststellen können, wie hier.

Dieser geringen Dichte der Bevölkerung entsprechend müssen alle Städte, die naturgemäß vorzugsweise Küstenstädte sind, klein sein. Bastia, noch immer die größte, hat doch nur 23000 Einwohner, Ajaccio, so sehr es von Frankreich gefördert wird, nur 19000. Die weit kleinere nationale Hauptstadt der Corsen, Corte, liegt aber im Innern, den Angriffen der Fremden möglichst entrückt. Sie hat in der Geschichte der Insel, namentlich im vorigen Jahrhundert, als Sitz des Dictators Pasquale Paoli gegenüber Bastia und Ajaccio etwa die Rolle gespielt, wie Drontheim als nationale Hauptstadt Norwegens in der Zeit, wo die Hanseaten in dem günstiger gelegenen Bergen, die Dänen in Christiania überwältigenden Einfluß auszuüben vermochten. Die Lage von Corte ist eine sehr malerische und bevorzugte. Nahe dem Mittelpunkte der Insel, auf der von einem kundigen Auge sofort zu erfassenden geologischen Grenze zwischen dem hohen rauhen Granitgebirge und dem rundere Formen und geringere Höhe aufweisenden mesozoischen des nordöstlichen Viertels, also auch zwischen dem wilden, menschenarmen Corsica und dem besser angebauten volkreicheren, haben drei sich hier vereinigende Flüsse, der Tavignano, der größte der Insel, und seine beiden Nebenflüsse Restonica und S. Pancrazio, eine Thalweitung ausgewaschen, deren durch ungeheure diluviale Geröllmassen wieder aufgehöhte Sohle nur eine Meereshöhe von 400 m hat. Mitten in derselben ist ein Felshügel von 100 m relativer Höhe stehen geblieben, der, von gegen das Krystallinische steil aufgebogenen Schichten gebildet, zur Hälfte noch vom brausenden Tavignano umflossen und benagt wird, so daß dort ein 100 m hoher, fast senkrechter Absturz entstanden ist, während gegen Osten der Felshügel etwas weniger steil ist. Auf demselben liegt die noch von den Franzosen als Festung benutzte Citadelle, zu welcher die Stadt mit über einander aufgethürmten Häusern emporglimmt. Sie bietet so mit ihren weißen, hohen, fensterreichen Häusern sich scharf von dem dunklen Gebirgshintergrunde abhebend, von fern ein entzückendes Stadtbild. Freilich, das Innere entspricht dem nicht. Schmutz und Unrath füllt die meist engen, steilen Gassen, wenn auch nicht in dem Maße wie in Bastia. Zu der natürlichen festen Lage kommt noch eine gewisse Begünstigung für friedlichen Verkehr: Corte ist der Knotenpunkt aller Verkehrswege im Innern der Insel. Das offene Thal des Tavignano führt zur Ostküste, das nahe und bequem zu erreichende Golo-Thal nach Nordosten nach Bastia, und selbst nach Ajaccio und an die Westküste führen verhältnißmäßig gangbare Pässe.

Während alle übrigen Städte ähnlich diesen drei größten und geschichtlich wichtigsten aus engen Gassen mit hohen Häusern bestehen und meist hoch auf

steilen Bergen liegen, bestehen die Dörfer, obwohl auch von ihnen viele eine ähnliche Lage haben, im Gebirge häufig aus vereinzelten kleinen Häuschen, die, aus Granitblöcken erbaut und mit Stroh gedeckt, von mächtigen Kastanien beschattet werden.

Die Bevölkerung eines schwer zugänglichen, meerumschlossenen Gebirgslandes wird nothwendig auch in ethnischer Hinsicht, in Charakter und Sitten manches Eigenartige haben bezw. erhalten haben. Die Corsen dürften, wie man namentlich aus Schädelmessungen zu schließen geneigt ist, Nachkommen der alten Iberer sein, die sich von jeher, von der Landesnatur geschützt, von fremder Zuwanderung und Blutmischung ziemlich rein erhalten haben dürften, wie die schon erwähnte ligurische Colonie von S. Bonifacio und die im vorigen Jahrhundert in Corghese angesiedelten Griechen zeigen. Die Schädelmessungen lassen wenigstens einen einheitlichen Typus erkennen. Braunes Haar und dunkle Augen überwiegen bei weitem, blonde sind wenig vertreten. Nur im Niolo zeichnen sich die Bewohner durch lichte Hautfarbe, blondes Haar und ungewöhnliche Körperhöhe aus, so daß man auch in ihnen versprengte Reste der Gothen hat sehen wollen. Das Niolo, das schwarze Land, nach den dunkeln Wäldern von Lariciokiefern benannt, ist in der That das innerste, abgeschlossenste Hochthal der Insel, in welchem der Golo von den Schneefeldern und Seen des Monte Cinto seine Gewässer sammelt. Von der Westseite her ist es nur über den 1464 Meter hohen Col di Vergio, von Osten her nur durch die enge Schlucht des Golo zugänglich, durch welche ein Ziegenpfad, seit Kurzem eine kühne Gebirgsstraße gebahnt ist. In vierundachtzig Windungen führt dieselbe empor, einer Treppe gleich, daher Scala di Sta. Regina genannt. Männer, welche zwei Meter und mehr messen, sind im Niolo häufig, und mit dem zottigen Pelone bekleidet, machen diese Riesen einen wilden Eindruck. Das Niolo war von jeher der Schauplatz der wildesten Vendetten, noch heute werden zahlreiche Gensdarmen dort aufgeboten, wenn Markt ist, um blutige Kämpfe zu verhindern. Auch sonst zeichnet sich der Corse durch kräftigen, gedrungenen Körperbau aus. Er ist geweckten Geistes, außerordentlich bildungsfähig und ehrgeizig, vaterlands- und freiheitsliebend, kriegerisch und tapfer, aber auch leidenschaftlich und zu Gewaltthaten geneigt. Die Volksbildung ist allerdings noch sehr dürftig, Aberglaube führt allgemein noch die Herrschaft. Das eigentliche Gebirgsvolk zeichnet sich ebenso sehr durch Einfachheit wie Reinheit der Sitten aus. Untreue ist selten und gilt als schwerste Verschuldung. Gastfreiheit wird in Ehren gehalten, selbst gegenüber dem der Vendetta Verfallenen. Bettler gibt es nicht, außer in einigen Städten, wo der Unverstand der Fremden sie groß zieht. Die öffentliche Sicherheit läßt für jeden, der nicht in Blutrache verwickelt ist, nichts zu wünschen übrig. Doch dringen neuerdings manche Schattenseiten höherer Gesittung ein. Der Absynthgenuß z. B. hat von Frankreich her in Schrecken erregender Weise Verbreitung gefunden. Bezeichnend für Charakter und Gesittung der Corsen ist jedoch die klägliche Stellung der Frau, obwohl einzelne Frauen wegen heldenhafter Thaten viel gepriesen werden. Alle Arbeit lastet auf der Frau, sie verblüht daher rasch. Sie ist mehr die

Sklavin als die Genossin des Mannes. Sie darf nur das Mahl bereiten, aber nicht mit dem Manne bei Tische sitzen; ja, es gibt viele Familien, in denen ein besseres Brot für die Männer, ein geringeres für die Frauen gebacken wird!

Manches Alterthümliche hat sich wie bei anderen Gebirgs- oder Inselvölkern auch bei den Corsen erhalten. Eigenartig ist die Todtenverehrung. Für die Eltern trägt man drei bis vier Jahre Trauer, für Gatten das ganze Leben, wenn nicht eine neue Ehe geschlossen wird. Jede Familie ist bemüht, eine eigene Todtencapelle zu besitzen, vorwiegend kleine viereckige, weiß getünchte Bauwerke mit Kuppelgewölbe, die den Kubbas, den Gräbern mohammedanischer Heiliger, wie man sie in Nordafrika so häufig sieht, auffallend ähneln, namentlich wenn sie, wie häufig, vereinzelt und weithin sichtbar auf den Kuppen der Hügel errichtet sind. Hie und da stehen sie, wie bei Ajaccio, in langen Reihen neben einander, von Cypressen beschattet. Schmuckloser sind die zahlreichen Kreuze an den Wegen, die die Stätte bezeichnen, wo ein Mord verübt wurde. Hierher gehören auch die Todtenklagen, die Voceri, die sich hier wie in Sardinien und anderen abgeschlossenen Landschaften noch erhalten haben. Meist in wehklagendem Tone von den Weibern vorgetragene gereimte Improvisationen zur Verherrlichung des Todten, seiner Tugenden, seiner Thaten, wohl auch Vorwürfe, daß er sie verlassen habe, vermögen dieselben, wenn sie einem Ermordeten gelten, auch auf den Unbetheiligten einen furchtbaren Eindruck zu machen. Die Weiber tauchen ihre Taschentücher in die blutenden Wunden, benetzen die Leiche mit ihren Thränen, lassen ihre aufgelösten Haare wehen, erheben die Hände in höchster Leidenschaft gen Himmel und stoßen Schreie der Verzweiflung aus. Die Männer zücken dann die Dolche, stoßen mit den Gewehren auf und brechen in furchtbare Schwüre der Rache aus.

Die Blutrache ist auch ihrerseits ein Ausdruck tieferer Gesittung und daher namentlich bei Gebirgsvölkern noch recht häufig, in Europa beispielsweise noch bei den Mainoten und den Albanesen. Es ist daher unrichtig, wenn behauptet worden ist, das genuesische System, eine Familie gegen die andere zu hetzen, um eine Einigung gegen den gemeinsamen Feind zu verhindern, habe die Vendetta erst ins Leben gerufen. Gefördert hat es dieselbe gewiß. Die Blutrache, gar nicht selten durch einen unbeabsichigten Todtschlag hervorgerufen, erbt sich vom Vater auf den Sohn und weiter, sie nimmt immer größere Ausdehnung an, daß oft die eine Hälfte eines Dorfes gegen die andere, ein Dorf gegen das andere zu Felde lag. Es ist vorgekommen, daß die erwachsene Schwester den kleinen Bruder bei der Todtenklage das Blut des ermordeten Vaters saugen und ihn dabei schwören ließ, den Todten zu rächen, sobald er ein Gewehr führen könnte. Und der Knabe erfüllte den Schwur, noch ehe er erwachsen war. Zehn Jahre lang (1830—1840) lieferten in Sartene, der viertgrößten Stadt der Insel, in deren Umgebung die Vendetta noch am meisten blüht, die Bewohner der unteren Stadt denen der oberen blutige Gefechte; ja noch Anfangs der neunziger Jahre ist es nahe bei Ajaccio zu einem Gefechte verfeindeter Familien gekommen, bei welchem vier

Todte auf dem Platze blieben und es mit Mühe einflußreichen Männern gelang, Frieden zu stiften, den alle Männer der gegnerischen Familien feierlich in der Kirche auf dem Altare unter dem Läuten der Glocken und Ausstellung der Sakramente unterschreiben mußten. Zuweilen wird auch durch Abschluß einer Ehe der Frieden besiegelt. Nicht selten endet aber die Fehde mit der Austilgung einer ganzen Familie. Im Innern der Insel kann man selbst die Gemeinderäthe mit dem geladenen Gewehr in der Hand oder umgehängt ins Rathhaus zur Sitzung kommen sehen. Auch heute noch ist die Achtung vor dem Gesetz so gering, daß sich dies in viel gebrauchten Sprichwörtern ausprägt, wie z. B.: Ich lege mehr Gewicht auf ein gutes Gewehr als auf einen guten Richter, oder: Wenn man einen Feind hat, so hat man die Wahl zwischen drei S: schioppetto, stiletto, strada, d. h. Flinte, Dolch, Flucht. Sich selbst Recht zu verschaffen, gilt für so heilige Pflicht, daß, wer es unterläßt, der Verachtung anheim fällt und man sich lieber dem Tode als der Schande aussetzt. Einen Mörder aus Blutrache pflegen corsische Geschworene frei zu sprechen, und wer nach einem solchen Morde in die Macchia flieht, ist, so lange er kein gemeines Verbrechen begeht oder gar einer Frau zu nahe tritt, der allgemeinen Theilnahme sicher. Die Hirten des Gebirges gewähren ihm Zuflucht, die ganze Familie, der ganze Clan unterstützt einen aus solchen Gründen Verfolgten gegen die Behörden und ihre Organe. Wollte Jemand gegen Geld einen derartig Verfolgten verrathen, der Rächer selber würde ihn tödten. So ist es möglich gewesen, daß im Schutz der Macchia derartige Banditen, die also keineswegs gemeine Räuber sind, Jahrzehnte lang allen Verfolgungen spotten konnten, ja die berühmte Banditenfamilie der Bella Coscia hielt ein halbes Jahrhundert die Gensdarmerie in Bewegung und schloß 1892 unter Gewährung völliger Amnestie mit der Regierung förmlich Frieden. Schon 1870 war stillschweigend ein Waffenstillstand eingetreten, als dieselben eine Compagnie Franctireurs gegen die Deutschen ins Feld stellten. Im vorigen Jahrhundert scheint die furchtbare Unsitte ihre größte Entwicklung erlangt zu haben. Es erlagen derselben in manchem Jahre bis zu 1000 Männer, meist natürlich in der Blüthe der Jahre, ja es wird die Zahl von 30000 für dreißig Jahre angegeben. Mit so großem Erfolge die Franzosen auch dagegen angekämpft haben, so bezifferten amtliche Angaben, die aber sicher hinter der Wahrheit zurück bleiben, die von 1821—1852 verübten Morde noch immer auf 4300, und nachdem sich dieselben unter Napoleon III. durch Einführung strenger Specialgesetze sehr gemindert hatten, scheinen sie in der allerneuesten Zeit nach deren Aufhebung sich wieder zu mehren. Man schätzte in den letzten Jahren die Zahl der in den Macchien und Bergen umher irrenden Banditen auf sechshundert. Nicht selten vereinigen sie sich zu dreißig bis vierzig, nie aber bilden sie wirkliche Räuberbanden. Sie erheben, wenn die Noth sie zwingt, nur bei nächtlicher Weile in den Dörfern die unerläßlichen Lebensbedürfnisse, die ihnen Niemand versagt. Auch wird der gewöhnliche Reisende, namentlich wenn er der Landessprache nicht kundig ist, und das Mißtrauen, welches der Corse jedem Fremden entgegen bringt, zu brechen vermag, kaum etwas, es sei denn durch Zufall im menschenleeren Hochgebirge, von Banditen

und Banditenthum merken. Diese Mittheilungen beruhen daher auch vorzugsweise auf französischen bezw. einheimischen Quellen.

Ausgefüllt mit fast ununterbrochenen Kämpfen der einzelnen Familien und Clane unter einander oder gegen die Fremdherrschaft, besonders der Genuesen, kennt die Geschichte von Corsica an Zügen ungebändigter Leidenschaft und Rachsucht, an der Fülle furchtbarer Blutthaten kaum ihres gleichen; andererseits kann sie sich aber auch an Thaten aufopfernder Vaterlandsliebe vielleicht nur mit der mittelalterlichen Geschichte des rauhen Norwegens messen. Sampiero, der große Patriot des sechzehnten Jahrhunderts, der sich in Frankreich und Italien vom einfachen Söldner zum berühmten Condottiere aufgeschwungen und, heimgekehrt, die Genuesen fast von der Insel vertrieben hatte, erwürgt mit eigener Hand sein junges, schönes Weib, so glühend er es liebt, als der Verdacht auf sie fällt, daß sie Beziehungen zu den Feinden angeknüpft habe. Bald rächt sie der Dolch eines Verwandten. Als 1729 ein allgemeiner Aufstand gegen die Bedrücker ausbrach, schworen die jungen Mädchen von Corte, keinem Manne ihre Hand zu schenken, so lange noch der Fuß eines Genuesen den Boden der Heimath beschmutze. In der That gelang es, die Zwingherren bis auf die festen Küstenstädte von der Insel zu verdrängen und die ewige Trennung derselben von Genua auszusprechen, so daß ein Abenteurer, ein westfälischer Edelmann, Theodor von Neuhof, der sich rasch die Herzen der Corsen zu gewinnen gewußt hatte, sich 1736 zum Könige von Corsica ausrufen lassen konnte. Freilich war die Herrlichkeit nicht von Dauer; bis 1768 behaupteten sich noch die Genuesen auf der Insel und traten sie dann an Frankreich ab, das sich jedoch auch nur durch Eroberung in ihren Besitz setzen konnte und erst 1796 sie endgültig mit sich vereinte.

So versteht man, wie sich weder die Bevölkerung vermehren noch der Wohlstand und die Gesittung heben konnte, und Frankreich hier noch eine große Aufgabe zu lösen hat. Aber zu den Naturreizen kommt auf der Insel die Fülle der geschichtlichen Erinnerungen, um jeder Oertlichkeit derselben eine besondere Anziehung zu verleihen.

Die Popularisirung des Hochschulunterrichts und verwandte Bestrebungen.

Von

H. Albrecht (Groß-Lichterfelde).

[Nachdruck untersagt.]

Es war um Weihnachten des Jahres 1896, als achtzehn der hervorragendsten Lehrer der Berliner Universität an den akademischen Senat das Ersuchen richteten, er möge zur Einrichtung und Leitung volksthümlicher Hochschulcurse einen Ausschuß unter dem Ehrenvorsitze Seiner Magnificenz des Rectors bilden und beim Herrn Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten um eine jährliche Unterstützung zum Zwecke der Ausführung der vorgeschlagenen Veranstaltung einkommen. Nachdem der damit angeregte Gedanke eine Reihe von Entwicklungsstufen durchlaufen hat, ist er jetzt, nach zwei Jahren, wenn auch unter wesentlich anderen Voraussetzungen, bis zu seiner Verwirklichung gediehen. Am 1. November vorigen Jahres hat die erste Serie volksthümlicher Curse, veranstaltet von Lehrern der Berliner Hochschulen, an ihrer Spitze der Rector der Universität, Geh. Medicinalrath Professor Dr. Waldeyer, und sein Amtsvorgänger, Professor Schmoller, ihren Anfang genommen.

Vom ersten Augenblick an, als die Kunde von dem Vorhaben, das damit Gestalt gewonnen hat, ihren Weg in die Oeffentlichkeit fand, hat sich eine lebhafte Controverse über die voraussichtlichen Consequenzen eines solchen Unternehmens entsponnen. Man war sich in allen Lagern darüber klar, daß das Eintreten der Berliner Universität in die Bewegung derselben einen mächtigen Anstoß über die Berliner Kreise hinaus zu geben geeignet sei. Die Freunde der Volkshochschulbestrebungen sahen darin den Anlaß, das Vorgehen der Berliner Professoren auf das Lebhafteste zu begrüßen. Sie erblickten darin einen verheißungsvollen Schritt vorwärts auf der Bahn, durch Hebung des geistigen und sittlichen Niveaus der unteren Volksschichten die Classengegensätze zu mildern. In den Augen der Gegner handelte es sich hier, wie bei allen „sogenannten Bildungsbestrebungen", lediglich um die Verbreitung einer

„hochmüthigen Halbwisserei," in der man die Grundursachen des Anarchismus und der socialdemokratischen Bewegung zu suchen habe. Angesichts dieses unausgeglichenen Gegensatzes der Meinungen dürfte es von Interesse sein, die durch das Vorgehen der Berliner Hochschullehrer neuerlich wieder in den Vordergrund der Erörterung gerückte Volkshochschulbewegung einmal vor einem größeren Leserkreise einer objectiven Prüfung auf ihre Berechtigung zu unterziehen. Dazu wird es zunächst erforderlich sein, durch eine kurze historische Zusammenfassung des Thatsächlichen den Ueberblick zu erleichtern.

I.

Die Idee der Ausbreitung der Hochschulbildung (University Extension) — auf die mehr als zwanzig Jahre älteren dänischen „Volkshochschulen", die vielfach irrthümlich mit derselben in eine Reihe gestellt werden, kommen wir weiter unten zurück — ist von England ausgegangen. Die Ausbildung der Methode, die später für das System charakteristisch geworden ist, verdanken wir, wie wir aus der Schrift von Dr. James Russel „Die Volkshochschulen in England und Amerika" [1]) erfahren, dem Privatdocenten am Trinity College in Cambridge James Stuart. Eine gründliche Erfahrung, welche dieser Ende der sechziger Jahre als populärer Wanderredner zu sammeln Gelegenheit hatte, brachten ihn zu der Ansicht, daß es dem Zweck, ein wissenschaftliches Thema gemeinverständlich abzuhandeln, nicht entspreche, eine einzelne Vorlesung oder auch eine Reihe solcher über beliebige, aus dem Zusammenhang herausgerissene Gegenstände zu halten; die damit lediglich erreichte Befriedigung einer vagen Neugier hielt er für ein zu niedriges Ziel. Nur durch längere Curse glaubte er die Vertiefung zu erreichen, die nöthig sei, um ein dazu geeignetes Gebiet wissenschaftlich zu durchdringen. Er gab seinen Zuhörern ferner, um ihnen das Folgen zu erleichtern, kurze gedruckte Leitsätze („Syllabus") an die Hand und vertheilte auf den Gegenstand bezügliche Fragen zur schriftlichen Beantwortung, die er dann in der nächsten Vorlesung mit Verbesserungen und Erläuterungen zurückgab.

Dieses System, das den Hörern statt des bloßen flüchtigen Eindrucks von dem Gehörten die Anregung zu weiterem Nachdenken und eigenem Studium bieten sollte, bewährte sich auch, als Stuart es auf ein anderes Publicum, d. h. auf einen Hörerkreis von Arbeitern, übertrug. Bei Gelegenheit solcher vor einem Arbeiterpublicum abgehaltenen Curse bildete sich dann noch die wichtige Unterrichtsform der „Classe" aus, die wir am besten mit den an den deutschen Universitäten üblichen seminaristischen Uebungen vergleichen können. Bei der häuslichen Beantwortung der Fragen nämlich fanden die Hörer, daß manche Schwierigkeiten für das Verständniß des behandelten Gegenstandes weder durch die Vorlesung selbst noch durch die Leitsätze behoben würden, daß vielmehr der persönliche Gedankenaustausch mit dem Vortragenden dazu unerläßlich sei. Eine besondere Stunde wurde angesetzt, wo solche Fälle in freier Aussprache behandelt werden sollten, und dieser Versuch erwies sich als außer-

[1]) Deutsch von O. W. Beyer. Leipzig 1895.

ordentlich förderlich für die Anbahnung des vollen Verständnisses und geeignet, die Hörer zu weiterem Nachdenken anzuregen.

Dreijährige Thätigkeit James Stuart's und einiger Freunde in der angedeuteten Richtung erbrachten den Beweis von der Nützlichkeit seines Vorgehens, gleichzeitig aber auch von der Unmöglichkeit, das begonnene Werk mit Aussicht auf Dauer fortzuführen, wenn ihm nicht eine festere Organisation gegeben würde. Stuart unterbreitete daher im Jahre 1871 der Universität Cambridge den Vorschlag, die Sache zu der ihrigen zu machen. Seine Eingabe fand die lebhafteste Unterstützung aus den Kreisen, in denen er bis dahin gewirkt hatte, und nach gründlicher Erwägung der Verhältnisse entschloß sich die Universität zu einem Probeversuch. Der erste Cursus, der von Cambridge veranstaltet wurde, fand in Nottingham, Derby und Leicester statt und umfaßte Nationalökonomie, Mechanik und englische Literatur; die Lehrer aller drei Fächer waren Privatdocenten des Trinity College. Das den Cursen zu Grunde gelegte Programm entsprach im Wesentlichen der durch Stuart ausgebildeten Methode: Curse von je zwölf Vorlesungen, je eine in der Woche; gedruckte Leitsätze; wöchentliche schriftliche Bearbeitungen von Fragen, die der Vortragende zu corrigiren und zurückzugeben hat; eine „Classe" in Verbindung mit jeder Vorlesung. Als neu kamen hinzu: facultative schriftliche Examina zum Schluß eines jeden Curses und Zeugnisse für diejenigen Candidaten, die sich in einer solchen Prüfung genügend ausweisen würden.

Der Erfolg war Anfangs nicht so ermuthigend, wie die Freunde der Sache gehofft hatten. Es fand sich zwar „nationale Begeisterung in weitesten Kreisen", aber selbst in den größeren Städten bereitete die Aufbringung der Kosten Schwierigkeiten, und es fehlte vielfach an den geeigneten Persönlichkeiten, welche die locale Organisation in die Hand nahmen. Es bedurfte daher des ganzen Enthusiasmus der für ihre Sache überzeugten Führer, um diese Enttäuschungen zu überwinden.

Inzwischen hatte die Bewegung auch in London Boden gewonnen. Es ist bekannt, daß in London eine Universität in unserem Sinne nicht besteht. Hier war es die aus dem Zusammenwirken einer Reihe der bedeutendsten höheren Bildungsanstalten Londons entstandene „London Society for the Extension of University Teaching", die sich der Sache annahm und 1876 unter dem Vorsitze Goschen's eine erfolgreiche Thätigkeit eröffnete. Die ersten Curse, die in London in örtlicher Verbindung mit höheren Unterrichtsanstalten eingerichtet wurden, fanden allerdings nicht gleich den erhofften Anklang. Der Besuch nahm erst zu, als man die Vorlesungen in passend gelegene öffentliche Versammlungslocale verlegte. Das System der zwölfstündigen Curse, von denen womöglich mehrere einander ergänzende sich an einander anschlossen, wurde beibehalten und bewährte sich.

Auch in Oxford, das 1878 dem Beispiel von Cambridge folgte, blieb ein anfänglicher Mißerfolg nicht aus, ja der Versuch, der sich ein paar Jahre hinschleppte, wurde zeitweise ganz wieder aufgegeben. In vielen Orten erwies sich der Boden für die Bewegung noch nicht genügend vorbereitet; die kleineren Städte, obgleich sie sich lebhaft um Curse bemühten, konnten die Kosten viel-

fach nicht aufbringen. Die Honorare ließen sich nicht herabsetzen, wenn man nicht gleichzeitig die Ansprüche an die Vortragenden herabsetzen wollte. Als 1885 von Oxford aus der Versuch erneuert wurde, entschied man sich — zum Theil aus diesen Gründen — für die Einrichtung kürzerer Curse von nur sechs Vorlesungen mit dem unmittelbaren Erfolg, daß bereits das zweite Versuchsjahr 50 Lehrstellen mit 67 Cursen und einer Zuhörerschaft von nahezu 10000 Köpfen aufwies. Ein gewisser Ausgleich wurde dadurch erreicht, daß man mehrere auf einander folgende Curse in sachlichen Zusammenhang brachte.

Oxford führte in einer weiteren Phase der Entwicklung dann noch mit Bezug auf die Methode die Neuerung ein, daß gleichzeitig mit den Lehrern Wanderbibliotheken ausgesandt wurden, die eine Reihe grundlegender Werke über den zu behandelnden Gegenstand enthielten und die Hörer jeweilig in den Stand setzten, ihre Kenntnisse durch selbständiges Studium zu erweitern. Oxford war es auch, das zuerst durch das System der „Affiliation" einer gewissen Kategorie strebsamer Zuhörer einen bedeutenden Ansporn zu anhaltender und intensiver Betheiligung an den Lehrcursen gab, indem es 1886 solchen Hörern, die gewissen Bedingungen entsprachen, das Recht ertheilte, sich „Affiliirte" der Universität Oxford zu nennen, und Cambridge ging noch einen Schritt weiter und räumte seinen „Affiliirten" das Recht ein, wenn sie die Universität beziehen wollten, ein Universitätsexamen nach zwei, statt nach drei Jahren abzulegen. Die geforderten Bedingungen waren Betheiligung an acht vollen Cursen zu je zwölf Vorlesungen über bestimmte zusammengehörige Gruppen von Fächern und Bestehen der Prüfung am Ende eines jeden Curses, ferner Erfüllung der Anforderungen der Universität bezüglich der allgemeinen Bildung.

Nach zeitweiligen Rückschlägen, die namentlich in den Anfang der achtziger Jahre fallen, hat sich heute die Einrichtung in England zu einer festgefügten und Dauer versprechenden Organisation erhoben. Im Jahre 1892/93, dem letzten, über welches uns die genauen Zahlen vollständig vorliegen, gab es in England nahe an 400 Lehrstellen, an denen 650 Curse mit insgesammt etwa 57000 Zuhörern abgehalten wurden. Die jährlichen Ausgaben für die Veranstaltung betragen über 600000 Mark.

Versuchen wir nun, uns an der Hand der oben angeführten Russel'schen Schrift ein Bild von der Organisation der populären Curse zu machen. Ihr Ursprung in dieser oder jener Stadt kann meist auf eine einzelne Persönlichkeit zurückgeführt werden, welche die Einrichtung anderswo kennen gelernt hat und sie nun auf ihren Heimathsort zu übertragen wünscht. Einige Freunde werden ins Interesse gezogen, vielleicht ist auch ein Verein vorhanden, der sich der Sache annimmt. Man sichert sich die Mitwirkung oder wenigstens das Wohlwollen der maßgebenden Behörden, der Arbeitgeber, der Arbeitervereine. Es wird in öffentlicher Versammlung für die Angelegenheit agitirt und die erste vorläufige Organisation getroffen, womöglich ein Garantiefonds zusammengebracht. Dann setzt man sich mit der Centralstelle, d. h. der nächst gelegenen Universität, in Verbindung, die nunmehr je nach dem örtlichen Bedürfniß den Vortragenden bestimmt, und geht hierauf an die Lösung der

schwierigen Aufgabe, die zur Deckung der Kosten erforderliche Anzahl von Theilnehmern zu gewinnen. Es wird hierbei sehr viel auf die Rührigkeit, auf das Geschick und den Tact der leitenden Persönlichkeit ankommen, die das örtliche Comité vertritt. Diese muß alle Anordnungen für die Abhaltung der Vorträge treffen, sie muß den Vortragenden empfangen und ihn mit den besonderen Verhältnissen des Ortes bekannt machen, sie muß alle Ankündigungen besorgen, ihr ist die Bibliothek anvertraut, kurz, sie steht in allen Dingen als Vermittler zwischen der durch den Lehrer vertretenen Centralstelle und den Zuhörern der Ortsstelle. Zunächst handelt es sich meist um einen einzelnen Lehrgegenstand; nach dem ersten Cursus erheben sich erneute Schwierigkeiten. Der erste Enthusiasmus, die Neugier hat Manche zur Theilnahme angelockt, die nun abfallen. Durch Vermittlung derer, die ein wirkliches Interesse an der Sache genommen haben, müssen neue Theilnehmer herangezogen werden, bis dann endlich eine gewisse Stetigkeit in die Organisation gekommen ist.

Der Centralstelle, d. h. der Universität, bezw. dem von dieser hierfür eingesetzten Ausschuß, fällt als die Hauptaufgabe zu, den Ortsstellen tüchtige Lehrer zu besorgen. Sie ist gleichzeitig die Vermittlungsstelle für passende Lehrmittel, Wanderbibliotheken und ähnliches. Von diesen Aufgaben ist die erstgenannte die weitaus schwierigste. Nicht jeder Gelehrte ist Lehrer, und nicht jeder Lehrer besitzt die Gabe des populären Vortrages. Dazu ist zwar die erste Vorbedingung eine umfassende Allgemeinbildung und sichere Beherrschung des Gegenstandes. Es gehört dazu aber außerdem noch eine große Begeisterung für die Sache und die Fähigkeit, sich den jeweiligen Bedürfnissen eines heute so, morgen so zusammengesetzten Publicums anzupassen. Es kommt noch der durchaus nicht nebensächliche Umstand hinzu, daß diese Art der Wanderlehrerschaft sehr erhebliche Anforderungen an die körperliche Leistungsfähigkeit stellt. Man wird daher die Schwierigkeiten leicht ermessen, die es den Hauptstellen verursacht, der Sache gute Lehrer zu gewinnen und zu erhalten, und es ist das höchste Zeugniß für die Lebensfähigkeit der Bewegung, daß sie über diese Schwierigkeiten hinweggekommen ist. Männer von hervorragenden Fähigkeiten haben einträgliche und gesicherte Stellungen aufgegeben, um sich dauernd diesem Beruf zu widmen. Die Universität Oxford macht zur Bedingung für die Bestellung als Lehrer der University Extension, außer dem Besitz eines akademischen Grades, den besonderen Nachweis der Befähigung, öffentlich frei zu sprechen. Der Bewerber muß einen Probecursus abhalten und sich einer Kritik durch den Ausschuß unterziehen. Die Besoldung der Wanderlehrer ist eine nach unseren Begriffen hohe. Der Vortragende erhält außer den Reisespesen für einen zwölfstündigen Cursus 700—1200 Mark; wird dieselbe Vorlesung Abends noch einmal gehalten, so wird für beide Curse zusammen das Anderthalbfache des einfachen Satzes bezahlt.

Was in der geschilderten Weise in England langsam heranreifte, wurde zwanzig Jahre später durch H. R. Adams, Professor an der John's Hopkins University in Baltimore, nach Nordamerika übertragen und nahm hier, wie so manche Einrichtung, die aus der alten Welt nach den Neu-England-Staaten übertragen wurde, sehr bald eine Entwicklung ins Großartige. Nach einigen

Vorversuchen an anderen Orten entstand 1890 in Philadelphia die „American Society for the Extension of University Teaching", deren erster und kräftigster Zweigverein Philadelphia seine Thätigkeit gleich mit vierzig Cursen und einer Zuhörerschaft von 50000 Personen begann. In Amerika, wo es bis dahin, im Gegensatz zu der alten Welt, noch keinen Ueberschuß an gelehrten Männern gab, machte in Folge dessen zunächst die Beschaffung geeigneter Lehrkräfte noch weit erheblichere Schwierigkeiten als in England. Das führte 1892 zu der Begründung eines eigenen Seminars für die Heranbildung solcher Lehrer in Verbindung mit der Universität von Pennsylvanien.

Unter noch günstigeren Bedingungen als in Philadelphia, faßte die Bewegung im Staate New York Fuß, wo zur Deckung der Verwaltungskosten ein erheblicher Betrag aus Staatsmitteln bewilligt wurde. Einen geradezu märchenhaften Aufschwung nahmen hier, nach den neuesten vorliegenden Berichten[1]), die von dem „Board of Education" geleiteten „freien Vorlesungen", d. h. kürzere Vortragscyklen unter Wegfall eines Eintrittsgeldes, deren Besuch im Winter 1895/96 eine Gesammtziffer von 393285 erreichte. An dreißig Stellen, möglichst inmitten der Hauptsitze der Arbeiterbevölkerung, wurden im Ganzen 1040 Vorlesungen gehalten. Die Fächer waren hauptsächlich Physiologie, Hygiene, Physik, amerikanische und allgemeine Geschichte, Literatur, Musik, Socialwissenschaft. Die Vortragenden sind Universitätslehrer, Geistliche, praktische Juristen, Journalisten u. s. w. Ihr besonderes Gepräge erhält die New Yorker Bewegung durch die Art und Weise, wie sie das Bibliothekswesen in den Dienst der Sache gestellt hat; es werden darauf jährlich 45000 Dollars verwandt. Außer freien öffentlichen Bibliotheken, für die eine locale Unterstützung gesichert sein muß, hat das Cultusministerium über hundert Wanderbibliotheken ins Leben gerufen und errichtet immer noch neue, so rasch die Beamten der Staatsbibliothek mit der Vorbereitung folgen können. Diese Sammlungen von fünfzig bis hundert der besten Bücher werden für eine ganz unbedeutende Gebühr auf sechs Monate nicht allein an Lehrstellen, sondern auch an jede andere vertrauenswürdige Organisation oder Gesellschaft innerhalb des Staates verliehen. Unter ähnlichen Bedingungen kann man sich wissenschaftliche Apparate, Bilder für Projectionsapparate oder andere Demonstrationsmittel, wie sie in den Lehrorten gebraucht werden, vom Staatsmuseum verschaffen.

Der am besten organisirte und wichtigste Hauptmittelpunkt der Popularisirungsarbeit in Amerika ist Chicago: bei der Begründung der dortigen, 1892 eröffneten Universität wurde eine der vier großen neben einander bestehenden Abtheilungen ausschließlich für sie bestimmt. Sie ist nicht ein bloßer Anhang der Universität, sondern ein vollberechtigter Theil derselben, eine besondere Facultät mit eigener, reich dotirter Verwaltung und vollbesetztem Lehrkörper. Gleich im ersten Monat der Eröffnung waren die Vorlesungen von 15000 Personen besucht, und etwa nach zwei Jahren konnte

[1]) Educational Review, Jena 1896; citirt nach Natorp, Ueber volksthümliche Universitätscurse. Akademische Revue 1896, Heft 23—34.

man auf Erfolge zurückblicken, die alles bis dahin Geleistete in den Schatten stellten.

Außer an den drei genannten Hauptcentren hat die Bewegung in den Vereinigten Staaten noch an zahlreichen anderen Orten Pflegestätten von untergeordneterer Bedeutung gefunden. So ist dieselbe z. B. in Indiana, Illinois, Michigan, Wisconsin, Minnesota, Iowa, Kansas, Missouri und Californien von den Staatsuniversitäten aufgenommen worden. Von den übrigen englisch redenden Ländern, die das Beispiel des Mutterlandes nachgeahmt haben, sind ferner Canada, Australien, die Capcolonie zu nennen, und sogar in Indien ist von der Universität Madras der erste Versuch in der gleichen Richtung gemacht.

Von England aus ist die Bewegung auch auf Norwegen und Schweden übergegangen: 1893 wurden die ersten Curse an der Universität Upsala, 1894 weitere in Christiania, Lund, Helsingfors abgehalten, die wohl zu unterscheiden sind von den „Volkshochschulen" nach dänischem Muster, wie sie auch in den beiden anderen nordischen Ländern Eingang gefunden haben.

Endlich ist von den französisch redenden Ländern noch Belgien zu nennen, wo 1893 von der freien Universität Brüssel, genau nach englischem Vorbilde, populäre Curse eingerichtet wurden, wie es scheint, mit gutem Erfolg. In Frankreich selbst ist man über die ersten Anfänge in gleicher Richtung noch nicht hinausgelangt.

II.

Ehe wir nun in der allgemeinen Uebersicht über das bisher auf diesem Gebiete Erreichte zu den deutsch redenden Ländern übergehen, mag eine kurze Würdigung der Bedeutung gestattet sein, die der neuen Bewegung zukommt. Die Verhältnisse in England, als die durch die längste Erfahrung gefestigten, mögen uns dabei als Ausgangspunkt dienen.

Es drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: besteht denn überhaupt ein Bedürfniß für derartige Veranstaltungen? Daß ein solches Bedürfniß nach erweiterter Bildung in den weitesten Bevölkerungsschichten vorhanden ist, beweist unwiderleglich der Erfolg, den die Bewegung zunächst in England gehabt hat. Das beweist nicht minder zwingend der Andrang, der zu allen gleichgerichteten Bestrebungen zu jeder Zeit stattgefunden hat. Es handelt sich hier nicht um die bloße Befriedigung einer oberflächlichen Neugier, sonst würden nicht Männer und Frauen der verschiedensten Gesellschaftsstellung sich andauernd und nachhaltig an diesen Cursen betheiligt haben, die gewiß keine geringen Anforderungen an ihre Energie und Ausdauer stellen. Wer neben seinem Beruf ernsten Studien Zeit und Anstrengung widmet — und das ist bei Tausenden der Fall gewesen —, bei dem kann an einem tiefgehenden Bildungsbedürfniß kaum gezweifelt werden.

Aber kann denn, so müssen wir weiter fragen, diesem Bedürfniß durch die gedachten Curse in einigermaßen befriedigendem Umfange Genüge geleistet werden? Um diese Frage beantworten zu können, kommt es darauf an, daß wir uns über die letzten Ziele der Bewegung klar werden. Es kann sich da-

bei weder darum handeln, Gelehrte auszubilden, noch eine vollständige Berufsbildung zu erzielen, sondern nur darum, Solchen, die bereits einen Beruf auszufüllen haben und darum dem Studium nur wenig Zeit widmen können, in ihrem Bildungsbestreben eine geregelte Unterstützung zu bieten. Sie sollen angeleitet werden, correct zu denken, mit Nutzen zu lesen, ihr Leben und ihre Arbeit zu vertiefen durch das Bewußtsein dessen, was sie thun, und warum sie es thun[1]). Daß dieser Erfolg erzielt werden kann, wird wiederum durch die Erfahrungen, die man in England gemacht hat, bestätigt. Wir haben oben erwähnt, daß man daselbst Prüfungen eingeführt hat, in denen sich die Theilnehmer an den Cursen über die erworbenen Kenntnisse ausweisen können. Die Prüfenden sind großentheils dieselben, die die Universitätsprüfungen abhalten. Ihre einhellige Aussage aber geht dahin, daß die Leistungen, natürlich in den Grenzen des betreffenden Gegenstandes, denen der Universitätsstudirenden nicht nachstehen. Die besseren Hörer der Curse stehen an Fleiß und Begabung entschieden sogar über dem Durchschnitt der letzteren, und das betrifft nicht etwa nur solche, die eine anderweite Vorbildung schon genossen haben und die Vorträge nur zur Ergänzung nach bestimmten Seiten benutzen.

Damit ist eigentlich schon der Einwand widerlegt, daß diese Art der Popularisirung der Wissenschaft nothwendig die Halbbildung befördern müsse. Und — ganz abgesehen davon, daß ja Jeder zunächst eine gewisse Halbbildung erwerben muß, ohne die eine Vollbildung überhaupt undenkbar — ist denn nicht gerade dieses System, daß nur wirkliche Fachleute, die nicht erst aus zweiter oder dritter Hand sich unterrichtet haben, als Lehrer verwendet werden, mit seiner halbseminaristischen Einrichtung der Curse ganz besonders geeignet, den Schäden des Dilettantismus entgegenzuarbeiten? Liegt nicht etwa darin, daß der Lehrgegenstand nicht in einer Stunde oberflächlich abgehandelt wird, sondern daß man versucht, ihn in ganzen Cursen oder gar Serien von Cursen wissenschaftlich zur Klarheit zu bringen, eine gewisse Garantie dafür, daß die Verbreitung von Halbbildung vermieden wird?

Wir gehen bei dieser ganzen Betrachtung von der Voraussetzung aus, daß gerade die unteren Classen, d. h. der besitzlose Arbeiterstand, es ist, auf dessen geistige Hebung das Hauptgewicht zu legen. Wir werden deshalb jetzt noch einen Blick auf die Zusammensetzung der Hörerschaft zu werfen haben, die sich an den Universitätscursen in England betheiligt hat. Ist die ganze Bewegung überhaupt diesen Classen in nennenswerthem Umfange zu Gute gekommen? Eine brauchbare Statistik über die Betheiligung der verschiedenen Bevölkerungsclassen an den Cursen in England existirt leider nicht; wir werden aber, wenn wir die ziemlich ausführlich mitgetheilten Beobachtungen aus einzelnen Districten heranziehen, im Allgemeinen nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß nur der kleinere Theil der Zuhörer den eigentlichen arbeitenden Classen zuzurechnen ist. Immerhin ist aber diese Minorität eine recht beträchtliche, und gerade die Erfahrungen, die mit Bezug auf sie an einzelnen Orten gemacht wurden, berechtigen zu den schönsten Hoffnungen. Es

[1]) Natorp a. a. O.

war zu der Zeit, als die von Cambridge ausgehende Bewegung täglich im Begriff war, im Sande zu verlaufen, als ihren Freunden gerade von dieser Seite die Ermuthigung zum Ausharren zu Theil wurde. Einige Curse in Nationalökonomie, die 1879 in verschiedenen am Tyne gelegenen Städten gehalten worden waren, hatten an den betreffenden Orten das lebhafteste Interesse erregt. Die Zuhörerschaft war sehr gemischt, wie sich bei der Schlußprüfung zeigte, wo der erste Preis von einem Bergarbeiter errungen worden war und der nächste von einer vornehmen Dame, der Tochter eines wohlhabenden Fabrikanten und Parlamentsmitglieds für den Ort. Der Erfolg machte den Arbeitern solche Lust, daß während des folgenden Sommers ein Comité, dem auch der Prämiirte angehörte, eine Rundreise durch den Bergwerksdistrict machte und der Sache fünf neue Orte mit einer Gesammtzuhörerschaft von über 1300 Bergarbeitern zuführte. Die Bewegung verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit; auch nach Cursen in englischer Literatur und Geschichte, Geologie, Bergbau, Chemie und physikalischer Geographie war bald Nachfrage, und einer der Vortragenden, Dr. Roberts, weiß nicht genug Rühmens von dem Ernst, mit dem die einfachen Grubenarbeiter den Vorträgen folgten. Acht Jahre hielten sich die Curse auf derselben Höhe, dann bereitete der ausgedehnte Streik von 1887 dem Unternehmen ein jähes Ende. Viele der besten Hörer mußten fortziehen, um anderwärts Arbeit zu suchen, und im Angesicht des Hungers waren die Mittel nicht länger aufzubringen. In einem kleinen Arbeiterdorfe aber überdauerte den Sturm ein Studirclub, der nach Anleitung von James Stuart, der ebenfalls dort gewirkt hatte, unter Führung eines intelligenten Arbeiters selbständig weiter arbeitete.

Zahlreich sind die von hier und da berichteten Beispiele, daß Arbeiter, durch die Vorträge angeregt, irgend einen Gegenstand zum Lieblingsstudium gemacht und dieses ernsthaft fortgesetzt haben. So ein Mann aus Südengland, der erst nach seinem dreißigsten Jahre lesen gelernt, sich danach mit den meisten Hauptwerken über Astronomie vertraut gemacht und sich aus seinen mühsam ersparten Pfennigen zum Zweck weiteren Studiums ein Teleskop angeschafft hatte. Ein anderer Fall ist der eines Mannes, der bereits als Junge von neun Jahren anfing, unter Tage zu arbeiten, aber in Folge seiner Beharrlichkeit es zu einer gründlichen Kenntniß gewisser Zweige der englischen Literatur brachte. Zwei andere Grubenarbeiter wurden, angeregt durch die populären Vorlesungen, tüchtige Geologen und erfahrene Paläontologen der Periode des Carbons. „Da kann man sich denken, daß die Kohlenlager für sie nicht länger die abschreckende Grube sind, sondern das Buch der Natur, voller Geheimnisse, die zu enträthseln jede Stunde der groben und schweren Arbeit zu einer Lust macht, und wobei die Arbeit selbst zugleich immer neue Möglichkeiten eröffnet, die es werth sind, daß man für sie strebt“ [1]). Originell und echt amerikanisch ist der Fall eines an der Universität Chicago in absentia, d. h. auf dem Wege des Briefwechsels mit seinem Lehrer, studirenden Cursisten, eines Viehknechts aus Arizona, der auf diese Weise in seinen Muße-

[1]) Russell a. a. O.

stunden Arabisch treibt. Wir würden diesen Fall in das Gebiet der Reclame eines in seinem Heimathsort erscheinenden Blattes von Weltruf verweisen, wenn die Authenticität nicht durch officielle Berichte verbürgt würde.

Fassen wir dies Alles zusammen, so kann wohl der Beweis als geführt angesehen werden, daß der Bewegung eine hohe und nachhaltige Bedeutung für die Hebung des Bildungsstandes weiterer Volkskreise zukommt. Indirect ist dieser Erfolg auch noch auf einem anderen Gebiete zu Tage getreten. Aus vielen Lehrorten wird berichtet, daß die Entnahme von Büchern aus öffentlichen Bibliotheken unter dem Einfluß der populären Curse einen bemerkbaren Aufschwung genommen hat. Ja nicht selten haben in diesen Cursen herangebildete Männer sich da, wo noch keine solche Bibliotheken bestanden, an die Spitze einer darauf gerichteten Bewegung gestellt. Dies Alles aber tritt unseres Erachtens weit in den Hintergrund gegenüber der eminenten socialen Bedeutung dieser auf die Erweiterung der Bildung gerichteten Bestrebungen, wie sie James Stuart, dem Vater der University Extension in England, vorschwebte, als er den Ausspruch that: „Ununterbrochene systematische Berührung zwischen denen, die eine Universität nicht besuchen konnten, und denen, die eine regelrechte und traditionelle Universitätsbildung genossen haben, ununterbrochene und systematische Berührung zwischen ihnen und allen Theilen unseres Volkes, Reichen und Armen, Männern und Frauen, war der Gedanke, der uns belebte."

Was ist denn eigentlich der innerste Kern des socialen Kampfes, dessen Zeuge unser Zeitalter geworden ist? Ist es nicht seinem eigentlichen Wesen nach das Bestreben der unteren Classen, Theilhaber an den Errungenschaften der Culturentwicklung zu werden? Und was hat diesen Kampf so zugespitzt, daß ein gütlicher Ausgleich uns fast unmöglich erscheinen will? Es ist der Umstand, daß die Gesellschaft sich in zwei Lager geschieden hat, von denen die, die auf den Höhen leben, so gar kein Verständniß mehr haben für das, was denen, die auf der Schattenseite wandeln, Noth thut. Es fehlt die persönliche Berührung, die manche Gegensätze ausgleichen würde; es fehlt das gemeinsame Streben und Arbeiten, das die Tüchtigkeit des Anderen achten und werthschätzen lehrt. Ueberall, wo diese persönliche Berührung stattgefunden hat, da hat sie in der That Gegensätze ausgeglichen, hat sie Klüfte überbrückt, die vorher unüberbrückbar erschienen, und gerade darin erblicken wir eine der wichtigsten Aufgaben der von England ausgegangenen Bildungsbestrebungen, daß sie helfen sollen, diese versöhnende Mission zu erfüllen.

Der Gelehrte, der bisher fern von dem Volksleben auf einsamer Höhe gethront hat, steigt herab zu dem gemeinen Mann, um ihm sein Wissen mitzutheilen. Aber dadurch, daß er mit diesem durch Frage und Antwort in unmittelbaren Gedankenaustausch tritt, empfängt er seinerseits wieder Anregungen, die sein Wissen in vielfacher Hinsicht befruchten müssen. Und das nicht allein. Die gebildete Frau aus den besitzenden Classen sitzt auf einer Bank mit dem einfachen Arbeiter: sie hat Gelegenheit, zu beobachten, wie er mit Fleiß und Verständniß dem Unterricht folgt und vielleicht bei der Prüfung den ersten Preis davonträgt. Sie wird stutzen: der Mann, auf dessen ganzen

Stand sie bisher mit einer gewissen Nichtachtung herabgesehen hat, entpuppt sich ihr plötzlich als einer, dem sie die höchste Achtung nicht versagen kann. So ist hier ein Boden gefunden, auf dem sich manche von den Fäden, die einst von hüben nach drüben geführt haben und die leider zerrissen sind, wieder anknüpfen lassen, und damit tritt auch diese neueste Bewegung in die Reihe der gleichgerichteten Veranstaltungen ein, die von Vielen als die Politik der kleinen Mittel belächelt sind, die sich aber doch vielleicht noch einmal als geeignet erweisen werden, den Boden für eine bessere Zukunft vorzubereiten.

III.

Wir haben im Vorstehenden wiederholt Veranlassung gehabt, die dänischen Volkshochschulen zu erwähnen, und wenn es sich dabei auch um etwas von der University Extension grundsätzlich Verschiedenes handelt, müssen wir hier doch mit einigen Worten auf sie zurück kommen, weil wir unser Thema absichtlich etwas weiter gefaßt haben und weil das Endziel, welches die eine, wie die andere Bewegung verfolgt, im Grunde genommen dasselbe ist.

Der geistige Urheber der dänischen Volkshochschulen ist der als Volksmann, Geschichtsforscher, Dichter und Theologe bekannte S. Grundtvig († 1872), auf dessen Anregung im Jahre 1844 von dem Kieler Professor Christian Flor die erste Volkshochschule in Rödding in Nordschleswig begründet wurde[1]). Nach dem für Dänemark unglücklichen Kriege von 1864 ging diese Schule ein und wurde mit denselben Lehrkräften in Askov im Amte Ribe wieder eröffnet, wo sie noch heute besteht und zu den blühendsten Anstalten ihrer Art gehört. Vom Jahre 1844—1894 sind in Dänemark im Ganzen 146 Anstalten eröffnet worden; von diesen sind nach und nach 64 wieder eingegangen, doch fehlt es nicht an beständigem Nachwuchs. Im Schuljahre 1892/93 arbeiteten in den damals bestehenden 77 Schulen 73 Vorsteher, 168 fest angestellte Lehrer und 140 Stundenlehrer, 4 Vorsteherinnen, 82 fest angestellte Lehrerinnen und 58 Hülfs- und Stundenlehrerinnen. Die Schülerzahl betrug im Sommer 1893 ungefähr 2300, im Winter 1893/94 ungefähr 3500. Im Ganzen haben in den fünfzig Jahren von 1844—1894 etwa 110000 Personen die Anstalten besucht. Wenn man erwägt, daß das eigentliche Dänemark nicht viel über zwei Millionen Einwohner zählt, so sind das recht ansehnliche Zahlen.

Die Anstalten sind sämmtlich Stiftungen oder Unternehmungen Einzelner, zum Theil Actienunternehmungen, beziehen aber, und zum Theil recht erhebliche, Staatsunterstützungen, die seit 1892 durch ein besonderes Gesetz jährlich auf insgesammt 120000 Kronen normirt sind. Daneben werden fleißigen Schülern vom Staate Unterstützungen im Gesammtbetrage von 180000 Kronen jährlich gewährt, und endlich nehmen die Anstalten an der für alle Schulen

---

[1]) Die thatsächlichen Mittheilungen über die dänischen Volkshochschulen entnehmen wir den beiden Schriften von Maitti Friberg, Die Volkshochschulen im Norden, Berlin 1895, und M. Hartmann, Die Volkshochschulen Dänemarks, Comenius-Blätter für Volkserziehung. Vierter Jahrgang. 1896. Januar, Februar.

bewilligten Unterstützung für Lehrmittel und Lehrerausbildung Theil, die im Jahre 1894/95 92000 Kronen betrug.

Die meisten Schulen befinden sich auf dem Lande, und die Schüler rekrutiren sich demgemäß vorwiegend aus dem Bauern- und ländlichen Handwerkerstande. Die Zahl der Schüler einer Schule wechselt von 40—100, und ihr Alter von 18—30 Jahren; die beiden Geschlechter sind annähernd in einem Verhältniß von 2 (männlich) zu 1 (weiblich) vertreten. Jeder Cursus dauert sechs Monate, je vom 1. April bis 1. October, bezw. vom 1. October bis 1. April und erfordert während seiner Dauer die ausschließliche Beschäftigung der Schüler mit der Fortbildungsarbeit. Sie wohnen in der Schule, verkehren mit den Lehrern, vor Allem mit der Familie des Vorstehers, an dessen Tisch sie essen. Der Unterricht ist theils ein Fortbildungsunterricht in den Schulfächern: Rechnen, Mathematik, Naturgeschichte, dänische Sprache und Literatur, fremden Sprachen, Geographie, Geschichte, Staatsverfassung; theils ein Fachunterricht: Landbau, Meierei, Gartenbau, Feldmeßkunst, Buchführung. Daneben wird dem Turnen, Gesang, Handfertigkeitsunterricht angemessene Pflege zu Theil, und in den meisten Schulen wird auf die sittlich-religiöse Erziehung ein Hauptgewicht gelegt. Von den Lehrern ist etwa die Hälfte in den Seminarien ausgebildet und hat die Schullehrerprüfung gemacht; ein Theil ist in den Volkshochschulen selbst ausgebildet, in einer Minderzahl werden Geistliche und Candidaten der Theologie angestellt, endlich wirken noch Land- und Gartenbau-Candidaten und Thierärzte als Lehrer. Aus diesem kurzen Ueberblicke geht zur Genüge hervor, daß es sich hier um eine Einrichtung handelt, die in ganz specifisch örtlichen Verhältnissen wurzelt. Der Erfolg des Grundtvig'schen Gedankens in dem kleinen Inselande beruht, wie M. Hartmann a. a. O. ausführt, in erster Linie auf dem Vorhandensein eines wohlhabenden Bauernstandes. Latifundien von größerem Umfange gibt es in Dänemark fast gar nicht. In Folge der Bauernbefreiung unter Christian VII. hat die Bildung neuer Familienfideicommisse in Dänemark ganz aufgehört; die bestehenden sind an Zahl gering. So sind alle Bedingungen für die Entwicklung und Erhaltung eines bäuerlichen Standes mit mäßigem Grundbesitz gegeben, und da die Angehörigen dieses Standes im ganzen Lande intelligent und fleißig sind, so herrscht fast überall ein verhältnißmäßiger Wohlstand. Dieser gestattet wiederum, auf tüchtige Fortbildung der heranwachsenden Generation Zeit und Geld zu verwenden. In Deutschland liegen diese Verhältnisse im Allgemeinen wesentlich anders, und darauf ist es zurückzuführen, daß das Beispiel des kleinen, rührigen Nachbarlandes bei uns keine Nachahmung gefunden hat. Ob daher der hier und da angeregte Versuch, etwas Aehnliches auch bei uns ins Werk zu setzen, auf einer richtigen Beurtheilung der Verhältnisse begründet ist, dürfte erheblichen Zweifeln unterliegen.

Befruchtender als das Beispiel Dänemarks haben jedenfalls auf Deutschland und die deutsch redenden Länder in neuester Zeit die von England ausgehenden Anregungen gewirkt. Es hieße übrigens die Thatsachen arg verkennen, wollte man annehmen, daß diese bei uns auf einen vollständig brach

liegenden Boden gefallen wären. Schon längst hatte sich in Deutschland in den aufgeklärten Kreisen die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß mit der Bildung, wie sie der Volksschulunterricht gewährt, kein Abschluß für das Leben erreicht sei, daß sie vielmehr, wo nichts Weiteres sich daran anschließt, in wenigen Jahren wie weggewischt ist. Das gilt selbst von den elementaren Kenntnissen im Lesen, Schreiben und Rechnen; es gilt noch weit mehr von den sittlichen, religiösen und nationalen Einflüssen der Volksschule, von denen man sich so viel versprochen hat[1]). Ebenso wenig vermag die Fortbildungsschule die vorhandene Lücke auszufüllen, ganz abgesehen davon, daß diese in Deutschland auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwicklung stehen geblieben ist. Sie erstreckt sich, auch soweit sie obligatorisch ist — was bekanntlich in Preußen nicht und nur in den süddeutschen und einigen mitteldeutschen Staaten der Fall ist — nur auf wenige Jahre, im Höchstfalle auf vier, und oft nur auf ganz bestimmte Berufsclassen, zumeist Handwerkerlehrlinge und junge Kaufleute, dagegen nicht auf die große Masse der Fabrik- und ländlichen Arbeiter. Was sie bietet, ist an sich, von bestimmten Berufsfächern abgesehen, nur das Nothwendigste, vielleicht gerade hinreichend, um dem sonst drohenden gänzlichen Verfall der Volksschulkenntnisse vorzubeugen, nicht aber, um dem Erwachsenen über das achtzehnte Lebensjahr hinaus diejenige wirthschaftliche, politische, sittliche und schließlich ästhetische Bildung zu geben, ohne welche die politische Freiheit, welche unsere heutige Gesellschaftsordnung den unteren Classen gebracht hat, eigentlich ein Unding ist.

Dem Volke die Möglichkeit zur Erwerbung dieser Bildung zu geben, ist eine Reihe von Organisationen mit anerkennenswerthem Eifer seit langen Jahren am Werk. Hier ist zuerst der 1844 begründete „Centralverein für das Wohl der arbeitenden Classen" zu nennen, der während der mehr als fünfzig Jahre seines Bestehens nicht nur die materielle, sondern auch die geistige und sittliche Wohlfahrt der Arbeiter zu fördern bestrebt gewesen ist. Das gleiche Ziel verfolgt neben ihren Bemühungen auf wirthschaftlichem Gebiete die Centralleitung der Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine, neben denen mit nicht geringerer Anerkennung die neueren Bestrebungen der socialdemokratischen Gewerkvereinsorganisation genannt zu werden verdienen. Ausschließlich Bildungszwecke verfolgt die 1871 hauptsächlich auf das Betreiben des Elberfelder Realschuloberlehrers Franz Leibing ins Leben getretene „Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung", der es gelungen ist, einen großen Theil der seit den dreißiger Jahren in Deutschland entstandenen Bildungs-, Handwerker-, Gewerbe-, Bürger- ꝛc. Vereine zu einer einheitlichen Organisation zusammenzufassen und ihre Thätigkeit auf ein bestimmtes Ziel zu richten. Aus der Festschrift, welche die Gesellschaft vor Kurzem gelegentlich der Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens herausgegeben hat, ist ersichtlich, daß sie gegenwärtig 1075 Vereine und 2756 Einzelpersonen zu Mitgliedern zählt. Insbesondere hat sie sich die Verbreitung guter Volksschriften und die Begründung und Förderung von Volks-

[1]) Natorp a. a. O.

bibliotheken angelegen sein lassen und auf diesem Gebiete anerkennenswerthe Erfolge erzielt, die um so höher anzuschlagen sind, als bei uns die staatlichen und communalen Behörden nach dieser Richtung hin nicht annähernd die Thätigkeit entfaltet haben, wie dies in anderen Ländern, namentlich in England und Amerika der Fall gewesen ist. Daneben hat die Gesellschaft aber auch dem Vortragswesen ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet, ist dabei aber über die Veranstaltung von Einzelvorträgen nicht hinaus gekommen.

Handelt es sich bei den bisher aufgestellten Bestrebungen meist um die intellectuelle Volkserziehung, so ist es vorwiegend die sittlich-ästhetische Ausbildung, die sich eine Reihe von Vereinen zur Aufgabe gestellt hat, die, zum Theil im Zusammenhang mit der „Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung", zum Theil außerhalb des Verbandes derselben stehend, die Veranstaltung von geselligen Vereinigungen, sogenannten „Volksunterhaltungsabenden", mit in ihr Programm aufgenommen haben. Es kann nicht im Rahmen dieses kurzen Ueberblickes liegen, all' die verschiedenen Bestrebungen, die sich in der mannigfaltigsten Form, sei es als Orts- oder Gemeindevereine, als gemeinnützige Gesellschaften, als Berufs- und Fachvereine, als Vereine für innere Mission ꝛc. auf demselben Gebiete bethätigt haben, auch nur namhaft zu machen. Nur einige besonders interessante Beispiele, die in der einen oder anderen Richtung durch die erzielten Erfolge hervorragen, sei es gestattet, hier aus der Fülle des Vorhandenen herauszugreifen. Unter diesem Gesichtspunkte möchten wir zunächst den „Ausschuß für Volksvorlesungen" nennen, der im Jahre 1890 von der volkswirthschaftlichen Section des freien deutschen Hochstifts in Frankfurt a. M. eingesetzt wurde. Der Ausschuß begann seine Thätigkeit mit der Abhaltung von Vorlesungen, wobei er sich in mancher Hinsicht an das Vorbild der englischen Universitätscurse anlehnte. Von Anfang an wurde darauf Bedacht genommen, nicht nur Einzelvorträge, sondern daneben auch Cyklen von Vorlesungen über ein zusammenhängendes Thema zu veranstalten. Um diesen eine erhöhte erziehende Wirkung zu verleihen, wurde nach jeder Vortragsreihe ein zwangloses Beisammensein des Redners mit denjenigen Zuhörern veranstaltet, die sich weitere Anregung oder Aufklärung über einzelne Punkte verschaffen wollten. Das Thema der einzelnen Vorträge und Cyklen wird in den Tageszeitungen rechtzeitig bekannt gemacht; die Anzeige enthält zugleich eine kurze Disposition des Vortrages, die ein einigermaßen übersichtliches Bild über denselben gibt und durch Mittheilung der wichtigsten populären Literatur über die behandelten Fragen den Hörern ein weiteres Eindringen in den Gegenstand erleichtert. Die Vorlesungen behandeln Gegenstände aus dem Gebiete der Chemie, Physik, Botanik, Medicin, Hygiene, Rechtswissenschaft, Geschichte, Kunstgeschichte, Geographie, Technik, Pädagogik. Das Publicum dieser Vorlesungen besteht zum Theil aus Arbeitern, zum größeren aus kleinen Handwerkern, Unterbeamten, aber auch aus Kaufleuten, Elementarlehrern u. s. w. Um stets mit den Wünschen und Anschauungen der Bevölkerungsschichten im Einvernehmen zu bleiben, denen die Einrichtung in erster Linie zu dienen bestimmt ist, hat der Ausschuß die in Gewerkschaften, Bildungsvereinen, Krankencassen oder sonst organisirten Arbeiter um Entsendung von Delegirten

ersucht, die innerhalb desselben als vollberechtigte Mitglieder wirken. In jedem Winter werden in drei verschiedenen Stadtgegenden Vorlesungen gehalten, von denen ein Theil auf Cyklen von zwei bis drei Vorträgen, ein Theil auf Einzelvorträge entfallen. Die dem Ausschuß erwachsenden Kosten — es muß dabei bemerkt werden, daß man dem Vortragenden kein Honorar zahlte, andererseits aber auch kein Eintrittsgeld erhob — werden von einer Anzahl Vereine gedeckt; die Stadt leistete einen, allerdings nur geringen Zuschuß.

Allmählich stellte der Ausschuß seine Thätigkeit auf eine breitere Basis. Er bemühte sich namentlich, die verschiedenen am Orte vorhandenen Bildungsanstalten den unbemittelten Classen leichter zugänglich zu machen, indem er einmal auf eine Vermehrung der unentgeltlichen Besuchsstunden und vor Allem auf die Ausdehnung derselben auf die Sonntag-Nachmittage hinwirkte, andererseits es sich angelegen sein ließ, für Fachvereine Führungen durch die Museen und sachverständige Erläuterungen zu veranstalten. Ein drittes Gebiet seiner Thätigkeit suchte er endlich in der Veranstaltung von Volksvorstellungen in den Theatern. Es handelte sich hierbei nicht etwa allein um die mechanische Herabsetzung der Eintrittspreise, sondern um die viel schwierigere Aufgabe, gerade diejenigen Volksschichten, die sich bis dahin für das Theater überhaupt wenig oder gar nicht interessirten, zum Genuß dieser Bildungsanstalt heranzuziehen.

In Berlin haben ähnliche, hauptsächlich aus Arbeiterkreisen entsprungene Bestrebungen zur Bildung von Vereinen, wie die „Freie Bühne", geführt. In einer Mittelstadt, wie Frankfurt a. M. — und ähnlich dürften die Verhältnisse an anderen Orten liegen — würde indessen das einseitige Vorgehen der Arbeiter kaum Erfolg gehabt haben. Auch hier trat der Ausschuß für Volksvorlesungen als vermittelnder Factor ein und brachte es zu Wege, daß nunmehr in Frankfurt a. M. von Zeit zu Zeit Theatervorstellungen stattfinden, zu denen die Theaterverwaltung dem Ausschuß eine Anzahl Billets zur Verfügung stellt, die, einerlei, auf welchen Platz sie lauten, mit 40 Pfennig zu bezahlen sind und die an diejenigen Arbeitervereinigungen gegeben werden, die dem Ausschuß angehören oder sich bei diesem darum bewerben. Es ist damit gewährleistet, daß die Billets auch thatsächlich an diejenigen Personen kommen, denen das Theater bei den sonst geltenden Preisen nicht zugänglich ist, und das Interesse an dem Bildungsinstitut, welches das Theater doch in erster Linie sein soll, wird in immer neue Schichten der Bevölkerung getragen. Um das Verständniß der Vorstellungen zu erleichtern, geht jeder derselben ein das Stück erläuternder Vortrag voraus.

Am glücklichsten werden sich ohne Zweifel alle derartigen Veranstaltungen entwickeln, wenn sie denen, für die sie bestimmt sind, nicht etwa von Außen aufoctroyirt zu werden brauchen, sondern aus einem unmittelbaren Bedürfniß hervorwachsen und, wie dies auch schon aus dem Frankfurter Beispiel deutlich hervortritt, in engster Fühlung mit den Betheiligten, womöglich aus deren eigener Initiative heraus und unter ihrer thätigen Mitwirkung ins Leben treten. Ein solches Beispiel, an dem der Verfasser einigen persönlichen Antheil hat, sei es gestattet, hier noch in Kürze vorzuführen.

Vor etwa fünf Jahren wurde auf die Anregung der Centralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen in Berlin eine Arbeitergenossenschaft, der „Berliner Spar- und Bauverein", ins Leben gerufen, die auf dem Gebiete der Arbeiterwohnungsfrage in kurzer Zeit einen Erfolg erzielte, welcher die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf dieses Unternehmen gelenkt hat. Das Geheimniß dieses Erfolges bestand darin, daß eine Anzahl von Männern aus der gebildeten Gesellschaft es verstand, sich das Vertrauen der Arbeiter, die den an Zahl weit überwiegenden Kern der Genossenschaft bildeten, zu erwerben, und in Gemeinschaft mit den aus freier Wahl der letzteren hervorgegangenen Arbeitern die Geschäfte leitete. Das unmittelbare Ergebniß dieser gemeinsamen Thätigkeit war die Fertigstellung eines großen Gebäudecomplexes, der, um einen großen Square gruppirt, etwa neunzig Familien gesunde Wohnungen bot. Das Zusammenwohnen dieser neunzig Familien gestaltete sich nach und nach, ohne daß eine wesentliche Beeinflussung von Außen erforderlich gewesen wäre, zu einem Zusammenleben ganz im Sinne jener „Nachbarschaftsgilden", wie sie uns von England und Amerika aus bekannt geworden sind. Nachdem durch das gemeinsame materielle Interesse der erste Anstoß gegeben war, gelangte man sehr bald zu dem Versuch mit vereinter Kraft die Befriedigung höherer Culturbedürfnisse anzustreben. Es entstand eine kleine Hausbibliothek, die Hausbewohner vereinigten sich an den Sonntagabenden zu harmloser Geselligkeit, wobei es zu gelegentlichen Discussionen über ein wissenschaftliches Thema kam; ein aus Mitgliedern der Genossenschaft gebildeter Gesangverein war der Ausgangspunkt für die Veranstaltung von größeren Festlichkeiten, bei denen auch das mimische Talent einiger Vereinsgenossen Gelegenheit zu seiner Entfaltung erhielt. Auf dem so vorbereiteten Boden fand die Anregung, diese ersten Anfänge einer höheren ästhetischen und intellectuellen Ausbildung zu erweitern und zu vertiefen, ein fruchtbares Feld.

Es gelang ohne Schwierigkeit, aus Mitgliedern des Vereins ein Comité zu bilden, das, in engster Fühlung mit den Arbeiterkreisen, an die Aufgabe herantreten konnte, nunmehr auch weiteren Kreisen ihren Antheil an den höheren Culturerrungenschaften zu vermitteln. In Berlin bestand damals schon, ähnlich wie in einer Reihe anderer Städte, ein Verein, der sich die Veranstaltung von „Volksunterhaltungen" angelegen sein ließ. Eine nähere Beschäftigung mit seinen Veranstaltungen erwies jedoch, daß diese nach zwei Richtungen hinter den Anforderungen zurückblieben, die man in erster Linie glaubte stellen zu sollen. Erstens muß sich das Gebotene wesentlich über das erheben, was in einer Stadt wie Berlin mit ihren vielen Theatern und ihrer regen Vereinsthätigkeit auch dem minder Bemittelten gegen ein geringes Eintrittsgeld zugänglich ist, und zweitens muß dafür gesorgt werden, daß die betreffenden Darbietungen auch wirklich denen zu Gute kommen, für die sie bestimmt sind. Das Letztere ist aber ausgeschlossen, wenn die Billets zu derartigen Veranstaltungen dem offenen Verkaufe übergeben werden. Auf Grund dieser Erwägungen wurde in dem vorliegenden Falle beschlossen, was die Darbietungen anlangt, von vornherein so hoch wie möglich zu greifen,

und in erster Linie die Musik, als die am unmittelbarsten auf das Gemüth wirkende der schönen Künste, heranzuziehen. Für die erste der geplanten Aufführungen wurde, trotz der von manchen Seiten geäußerten Bedenken, ob gerade dieses Werk auf die musikalisch ungeschulten Hörer den erhofften Eindruck zu machen geeignet sei, die Bach'sche Matthäuspassion, diese gewaltigste aller Tonschöpfungen, gewählt, die selbst in Berlin alljährlich nur einmal einem kleinen Kreise von Musikfreunden gegen einen hohen Eintrittspreis zugänglich ist — mit durchschlagendem Erfolg! In dem Leiter des „Oratorienvereins", dem Königlichen Musikdirector G. Mengewein, fand sich die Persönlichkeit, die mit Verständniß und Liebe an die künstlerische Lösung der hier vorliegenden großen Aufgabe herantrat und sie in würdigster Weise zum Gelingen führte. Das aus Mitgliedern des Spar- und Bauvereins gebildete „Comité zur Veranstaltung von Volksaufführungen" wurde mit der doppelten Aufgabe befaßt, einmal die gesammten äußeren Arrangements für die geplanten Aufführungen zu treffen und zweitens den Vertrieb der Eintrittskarten so zu organisiren, daß die oben aufgestellte Forderung, jeden offenen Verkauf derselben auszuschließen, erfüllt wurde. Das Comité hat während der vier Jahre seines Bestehens beide Aufgaben in mustergültiger Weise gelöst. Was namentlich die zweite derselben anbetrifft, so ist man so vorgegangen, daß jedes der etwa zwanzig Comitémitglieder eine entsprechende Anzahl von Eintrittskarten mit der Verpflichtung übernimmt, dieselben ausschließlich an Mitarbeiter der eigenen Fabrik, bezw. von benachbarten Fabriken abzugeben. Mit der Zeit sind unter den Bewohnern der Häuser des Spar- und Bauvereins, sowie unter den Arbeitern einer ganzen Anzahl von Betrieben mit einer größeren Arbeiterschaft Vertrauensleute gewonnen, denen ebenfalls je nach Bedarf Eintrittskarten zu dem gleichen Zwecke ausgehändigt werden, so daß allmählich ein Netz solcher Verkaufsstellen über die ganze Stadt ausgebreitet ist, das so vorzüglich functionirt, daß es allgemein gelungen ist, ohne jede Inanspruchnahme offener Verkaufsstellen volle Häuser zu erzielen.

Die bei Weitem größte Schwierigkeit bereitete die Localfrage. Die größten Berliner Concertlocale fassen im äußersten Falle 1500—2000 Personen. Da es in der ganzen Tendenz des Unternehmens lag, den Eintrittspreis so niedrig wie möglich, also keinesfalls über 30—40 Pfennige zu stellen, so konnte aus dem Verkauf einer so geringen Anzahl Billets keine Einnahme erzielt werden, welche die immerhin erheblichen Kosten deckte. Es führte diese Erwägung dazu, als Ort der Aufführung die Garnisonkirche in Aussicht zu nehmen, die für rund 3000 Personen Sitzplätze bietet. Eine durch die Vermittelung des früheren Handelsministers Freiherrn von Berlepsch an Seine Majestät den Kaiser gerichtete Eingabe hatte den Erfolg, daß die Kirche für die geplanten Aufführungen zur Verfügung gestellt wurde. In dem verstorbenen Garnisonprediger Frommel fand das Unternehmen einen verständnißvollen Förderer. Am Palmsonntag und Charfreitag 1895 fand die erste Aufführung der Matthäuspassion, beide Male vor vollständig ausverkauftem Hause statt. Der Andrang nach den Billets war so groß, daß auch zu der Generalprobe

noch über 1000 Billets verkauft wurden. Mehr als 7000 Arbeitern konnte auf dieſe Weiſe für ein Eintrittsgeld von 25 Pfennig ein Kunſtgenuß verſchafft werden, der ihnen bisher verſagt geweſen war. Die Aufnahme, welche dieſe Darbietung fand, übertraf alle Erwartungen. Es war ſchlagend nachgewieſen, daß der Griff, den man in der Wahl des Stoffes gethan hatte, nicht zu hoch geweſen war. Seitdem haben in jedem Winter vier bis fünf derartige Aufführungen ſtattgefunden. Außer der Matthäuspaſſion, die bis jetzt viermal zur Aufführung gelangte, ſtanden u. a. Händel's „Meſſias", Graun's „Tod Jeſu", Haydn's „Jahreszeiten" wiederholt auf dem Programm. Zwiſchendurch wurden in dem Saale der „Philharmonie" Concerte veranſtaltet, an denen ſich die hervorragendſten Berliner Männergeſangvereine und Solokräfte erſten Ranges — wir nennen u. a. Frau Emilie Herzog, Frau Amalie Joachim, Profeſſor Joſef Joachim, Profeſſor Waldemar Meyer — betheiligten. Sämmtliche Aufführungen fanden vor ausverkauften Häuſern ſtatt. Häufig war der Andrang zu dem Billetverkauf ein ſo großer, daß nicht nur alle verfügbaren Sitzplätze beſetzt waren, ſondern noch Hunderte die Gänge füllten. Die Zuhörer lauſchten mit ſichtbarer Hingabe bis zum letzten Tactſchlage den Darbietungen, und wenn irgend Etwas den Beweis für das beſtehende Bedürfniß nach ſolchen Veranſtaltungen erbringen konnte, ſo war es die vorzügliche Haltung, die das dankbare Publicum dieſer Aufführungen ausnahmslos an den Tag legte. Die Koſten der Aufführungen haben bis auf einen unerheblichen Betrag, der von Freunden der Sache aufgebracht wurde, durch den Erlös des Billetverkaufs gedeckt werden können. Der Eintrittspreis, einſchließlich Textbuch mit populärer Einführung in das Muſikwerk iſt nicht über 35 Pfennig hinausgegangen. Die Inſtitution kann nach den bisherigen Erfahrungen wohl als eine für die Dauer geſicherte betrachtet und könnte zum Segen der hauptſtädtiſchen Bevölkerung unſchwer noch bedeutend erweitert werden, wenn das Comité über einige Mittel verfügte, die ihm finanziell eine etwas größere Bewegungsfreiheit gäben. Als ein unbedingtes Bedürfniß für dieſe und ähnliche Veranſtaltungen hat ſich ferner für die Weltſtadt die Schaffung eines größeren Aufführungsraumes herausgeſtellt, wie ihn London z. B. in dem Kryſtallpalaſt mit ſeinem Faſſungsraum für 10 000 Menſchen beſitzt. Der Volksfreund, der mit wirklich großen Mitteln an die Löſung dieſer Aufgabe heranträte, könnte des Dankes von Tauſenden gewiß ſein.

Wir haben vorhin der Anläufe zu wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen gedacht, die in demſelben Kreiſe, aus denen die eben beſprochene Organiſation hervorging, zunächſt gleichfalls in den einfachſten Formen ſich bewegend, genommen wurden. Auch nach dieſer Richtung wuchs das Bedürfniß mit den Mitteln, es zu befriedigen. Aus den gelegentlichen Diſcuſſionen wurden mit der Zeit planmäßige Vortragsabende, an denen irgend ein den gebildeten Ständen angehörendes Mitglied der Genoſſenſchaft — mehrere dieſer letzteren wohnen mitten unter den Arbeitern in den Genoſſenſchaftshäuſern — über ein Thema aus dem Gebiete der Literaturgeſchichte, der Naturwiſſenſchaften, der Geſchichte ſprach, woran ſich dann ungezwungene Erörterungen ſchloſſen. Auch hier bedurfte es dann ſpäter nur eines geringen Anſtoßes, um den Kreis der Auf-

gaben weiter zu ziehen. Was der Frankfurter Ausschuß für Volksvorlesungen erst anbahnen mußte, die Ausdehnung der unentgeltlichen Besuchsstunden der Museen und öffentlichen Sammlungen auf die Sonntagnachmittage, war in Berlin durch die Liberalität des preußischen Cultusministers bereits verwirklicht. Aber wie in Frankfurt, so konnte auch in Berlin allgemein die Beobachtung gemacht werden, daß es dem Gros der Arbeiter an dem richtigen Verständniß für diese Einrichtung fehlte. Der strebsame Arbeiter läuft wohl gelegentlich einmal durch ein Museum hindurch, aber es geht ihm wie vielen anderen Leuten auch: ohne eine sachverständige Anleitung und Erklärung weiß er mit den Dingen nichts Rechtes anzufangen; das Interesse erlahmt bald, er bleibt wieder weg. Um dieses allgemein vorhandene Interesse zu beleben und das richtige Verständniß für das Gebotene zu erwecken, erschien der Versuch lohnend, solche sachverständige Führungen ins Leben zu rufen. Es gelang, die Directoren einiger öffentlichen Museen für die Sache zu erwärmen, und unter deren Führung wurden im Winter 1895/96 Abtheilungen des Museums für Naturkunde, des Alten Museums, des Museums für Bergbau und Hüttenkunde von Gruppen von je 30—40 Arbeitern besucht. Dieser vorläufig im Kleinen unternommene Versuch hatte wieder einen höchst günstigen Erfolg. Die mustergültige Art, in der sich die Herren Geh. Rath Prof. Moebius, Prof. Jaekel, Prof. Erman, Geh. Oberbergrath Hauchecorne der übernommenen Aufgabe entledigten, übte eine solche Anziehungskraft auf die Hörer aus, daß aus den Kreisen der Arbeiter heraus der lebhafte Wunsch geäußert wurde, die Einrichtung zu erweitern und zu einer dauernden zu machen. Dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Herrn Cultusministers ist es zu danken, daß dieser Wunsch zum Theil bereits im folgenden Winter erfüllt werden konnte. Seit Ende Januar 1897 finden allsonntäglich solche Führungen statt. Die Erläuterungen übernehmen in erster Linie die Leiter der verschiedenen Museen selbst, bezw. ihre Assistenten. Der Vertrieb der Billets, die unentgeltlich verausgabt werden, geht durch die Hände desselben Comités, das die Veranstaltung der Musikaufführungen auf sich nahm. Die Nachfrage war auch hier so groß, daß das Comité sehr bald in der Lage war, sich nach weiteren Hülfskräften in Sachverständigenkreisen umzusehen. Diese haben ihm der Berliner Gymnasiallehrerverein und die „Deutsche Gesellschaft für volksthümliche Naturkunde" bereitwilligst zur Verfügung gestellt. Auf diese Weise ist es im letzten Winter bereits möglich geworden, an jedem Sonntag vier bis fünf Gruppen von je 30—50 Personen die verschiedenen Sammlungen und Museen zugänglich zu machen. Auch diese Einrichtung ist auf dem Wege, sich zu einer dauernden auszugestalten.

IV.

Zehn Jahre, nachdem James Stuart in England die Anregung zu der später so fruchtbaren University Extension-Bewegung gegeben hatte, war es, als in Deutschland der erste und bis in die neueste Zeit vereinzelt gebliebene Anlauf genommen wurde, mit denselben Mitteln, die sich jenseits des Canals so erfolgreich erwiesen hatten, an die Aufgabe heranzutreten, die von den bis dahin bestehenden Bildungsvereinen nur zum Theil gelöst wurde. Unseren

Hochſchulen lag vor zwanzig Jahren der Gedanke, Vermittlerinnen ſolcher Beſtrebungen zu werden, noch viel zu fern, als daß man hätte hoffen dürfen, von hier aus könne der Anſtoß für etwas Derartiges ausgehen. Um ſo anerkennenswerther iſt es, daß von privater Seite die Anregung ausging, und ſchon aus dieſem Grunde werden wir einer Inſtitution gerecht werden müſſen, die zwar zu einer nachhaltigen Bewegung in der für uns hier weſentlich in Betracht kommenden Richtung nicht geführt, die aber immerhin nicht Unerhebliches geleiſtet hat, der 1878 hauptſächlich auf Anregung von Dr. Max Hirſch ins Leben getretenen Humboldt-Akademie in Berlin[1]). Die genannte Lehranſtalt iſt eine Schöpfung des 1878 begründeten „Wiſſenſchaftlichen Centralvereins". „Den Volksbildungsvereinen" — ſo präciſirt Dr. Max Hirſch die Ziele der Akademie — „gebührt die hochwichtige Fortbildung der großen, nur elementar vorgebildeten Claſſen — den ſtaatlichen Hochſchulen, als oberſter Spitze, im Weſentlichen die wiſſenſchaftliche Fachbildung der künftigen Staatsdiener und Angehörigen der gelehrten Berufe. Zwiſchen dieſen beiden Claſſen und Bildungsſphären ſteht aber eine zahl- und bedeutungsreiche dritte, hauptſächlich modernen Urſprungs, welche den höheren leitenden Stellungen in dem gewaltigen Wirthſchaftsgetriebe und der Selbſtverwaltung entſpricht, für deren ſchulmäßige Vorbildung Staat und Stadt mehr und mehr durch mittlere und höhere Lehranſtalten geſorgt haben, für deren literariſche Bedürfniſſe ein erheblicher Theil der Preſſe und des Buchhandels arbeitet, deren Weiterbildung durch die in ihrer Unmittelbarkeit und Friſche unerſetzliche mündliche Lehre aber bisher bei uns faſt gänzlich fehlte. Dieſe Lehre in ſyſtematiſcher, ernſter, echt wiſſenſchaftlicher, aber zugleich anregender Weiſe zu bieten, eine Akademie in alt-atheniſchem Sinne, nicht Gelehrte und Staatsdiener, ſondern praktiſch-ideal geſinnte, dem Gemeinwohl zugewandte Bürger bildend, eine freie Laien-Hochſchule herzuſtellen — das iſt die Aufgabe der Humboldt-Akademie."

Die Vorleſungen der Akademie ſind jedem Wiſſensluſtigen ohne Unterſchied des Geſchlechts und ohne Aufnahmeprüfungen und Zeugniſſe zugänglich. Schlußprüfungen werden nicht abgehalten und Abgangszeugniſſe nicht ertheilt. Jeder Vortragscyklus beſteht aus zehn bis zwölf Vorleſungen. Daneben her gehen „Halbcyklen" von fünf bis ſechs Stunden. Dem engliſchen Vorbilde entſprechend, werden Programm und Leitſätze gegeben; der engliſchen „Classe" entſprechen vom „Wiſſenſchaftlichen Centralverein" veranſtaltete Discutirabende. Gegenſtand der Vorleſungen ſind Mathematik, Aſtronomie, Phyſik, Chemie, Geologie, Botanik, Zoologie, Hygiene, Medicin, Philoſophie, Pädagogik, Religions- und Sprachwiſſenſchaften, Kunſtwiſſenſchaften, Kunſtgeſchichte, Literaturgeſchichte, politiſche und Culturgeſchichte, Völkerkunde, Nationalökonomie, Staats- und Rechtswiſſenſchaften. Daneben werden Unterrichtscurſe in claſſiſchen und modernen Sprachen abgehalten. Die Vortragenden, deren Zahl 1896 auf 156 angewachſen war, beſtehen zu einem Drittel (48) aus Profeſſoren, Privatdocenten und Aſſiſtenten an ſtaatlichen Hochſchulen und

[1]) Ueber ihre Entſtehung, Ziele und Erfolge berichtet Dr. Max Hirſch in einer kürzlich erſchienenen Denkſchrift. Berlin, Hugo Steinitz. 1896.

wissenschaftlichen Instituten, zu einem Drittel (60) aus Lehrern höherer Bildungsanstalten, Aerzten, Juristen, Beamten u. s. w. und zu einem Drittel (48) aus Privatgelehrten und Schriftstellern. Im Jahre 1895/96 nahmen an 121 Vortragscyklen 3477 Hörer Theil.

Das ist gewiß eine recht anerkennenswerthe Leistung; es spricht aber doch von einer Verkennung der Thatsachen, wenn die Veranstalter der Humboldt-Akademie die Bestrebungen, die Volksbildung zur Universitätssache zu machen, mit dem Hinweis auf ihre eigene Thätigkeit gewissermaßen als etwas Ueberflüssiges hinzustellen versucht haben. Die Thatsache, daß der „Wissenschaftliche Centralverein" über die Begründung der einen Lehranstalt in Berlin nicht hinausgekommen ist, beweist am besten, daß eine solche Bewegung eines stärkeren Rückgrates bedarf, als eines auf dem Princip der Gemeinnützigkeit basirten Vereins. Aber auch die in Berlin erzielten Erfolge rechtfertigen kaum die ablehnende Haltung gegenüber dem Vorgehen der Berliner Hochschullehrer. Unter den 1357 Hörern des letzten Quartals, über welches die angeführte Denkschrift berichtet, befanden sich 758 = 56 % weibliche und 599 = 44 % männliche Personen. Unter den ersteren figuriren 250 Lehrerinnen und 420 Frauen und Fräuleins ohne Berufsangabe; demnächst kommen 40 Schülerinnen, 26 kaufmännische Gehülfinnen, je zwei der Gruppe der Aerzte und Zahnärzte, bezw. der Schriftsteller, Redacteure und Stenographen und eine der Gruppe der Fabrikanten, Ingenieure und Techniker zugezählte Person. Unter den männlichen Hörern wurden gezählt 111 Beamte, 88 private Bankbeamte, 80 Kaufleute, 79 Lehrer, 75 ohne Berufsangabe, 46 Schüler, 35 Fabrikanten, Ingenieure, Techniker u. s. w. und neben einigen weiteren nur durch wenige Repräsentanten vertretenen Gruppen 10 Handwerker, einschließlich Gärtner und Arbeiter. Jeder wird zugestehen, daß dies eine einseitige Zusammensetzung ist, die es kaum rechtfertigt, der Akademie die Bezeichnung einer Volksbildungsanstalt beizulegen, und das will sie ja auch nach dem Wortlaut der oben citirten Begrenzung ihrer Ziele gar nicht sein, kann sie schon deshalb nicht sein, weil die Einschreibegebühren (5 Mark für den Cyklus) für den Arbeiter und kleinen Gewerbetreibenden viel zu hohe sind[1]). Aus welchen Gründen daher ihre Leiter in den geplanten Hochschulcursen eine Concurrenz erblicken und dieselben mit mißgünstigen Augen betrachten, ist uns nicht recht erfindlich.

Die eigentliche Volkshochschulbewegung im Sinne der englichen University Extension hat erst in allerneuester Zeit in Deutschland Boden gewonnen, nachdem sie zunächst von England aus in einigen anderen deutsch redenden Ländern, der Schweiz und vor Allem in Oesterreich, Eingang gefunden hatte. In erster Linie ist es das Beispiel Wiens, das für eine Anzahl deutscher Universitäten die Anregung gegeben hat, auf diesem Wege vorzugehen. Dort hatte der Volksbildungsverein in den achtziger Jahren zuerst volksthümliche Einzelvorträge, dann Vortragsreihen, und im Jahre 1890 auf Anregung des

[1]) Während diese Zeilen in den Druck gehen, kommt uns das Programm für das IV. Quartal 1898 zu Händen, aus dem wir entnehmen, daß für Mitglieder von Arbeiter-Berufsvereinen und -Kassen erhebliche Preisermäßigungen eingetreten sind.

Privatdocenten Dr. L. Hartmann dem englischen Muster nachgebildete Universitätscurse eingerichtet. Die Leitung der Curse, die unentgeltlich waren, lag vorerst nicht in den Händen der Universität. Da die von der Regierung und der Commune erhofften Subventionen aber ausblieben und auch sonst die Mittel immer spärlicher flossen, so daß immer mehr Curse aufgegeben werden mußten, während die Hörerzahl beständig sank, suchte man die Universitätskreise für die Sache zu interessiren. Dies gelang, und im December 1893 überreichten 53 Docenten der Wiener Universität, darunter 37 Professoren aus allen Facultäten, dem akademischen Senat eine Eingabe, in der sie die Bitte stellten, der letztere möge die Organisation volksthümlicher Lehrcurse durch die Universität in die Hand nehmen und beim Unterrichtsminister um eine jährliche Subvention zu diesem Zweck einkommen. Der akademische Senat ging darauf ein und beauftragte ein vorbereitendes Comité mit der Ausarbeitung eines Statuts, das vom akademischen Senat dem Unterrichtsminister vorgelegt und von diesem sanctionirt wurde, unter gleichzeitiger Gewährung eines jährlichen Staatszuschusses von 6000 Gulden. Die Leitung der Curse wurde einem elfgliederigen Ausschuß übertragen, dessen Vorsitzender, stellvertretender Vorsitzender nebst vier weiteren Mitgliedern unter Rücksichtnahme auf eine angemessene Vertretung der Privatdocenten vom akademischen Senat, die übrigen fünf Mitglieder von den vier Facultäten gewählt werden. Die sämmtlichen Mitglieder des Ausschusses üben ihre Function als Ehrenamt aus. Die Besorgung der Verwaltungsgeschäfte wurde dem Rectorat übertragen.

Mit der Abhaltung der Curse von je sechsmal anderthalb Stunden, die sich auf sechs Wochen vertheilten, wurde im November 1895 begonnen. Die Curse waren in Serien eingetheilt, von denen die beiden ersten im November-December 1895, bezw. Januar-Februar 1896 aus je 24 Cursen bestanden, während die letzte, welche 10 Curse umfaßte, daran anschließend bis Ostern 1896 dauerte. Mit einzelnen Cursen wurden gruppenweise Excursionen in wissenschaftliche Institute und Museen verbunden. Von den 58 Cursen entfielen 15 mit durchschnittlich 120 Hörern auf naturwissenschaftliche, 17 mit durchschnittlich 137 Hörern auf medicinische, 13 mit durchschnittlich 76 Hörern auf historische Gegenstände, 8 mit durchschnittlich 103 Hörern auf Literatur- und Kunstgeschichte, 5 mit durchschnittlich 46 Hörern auf juristische Gegenstände. Im Ganzen nahmen 6172 Personen an den Cursen Theil. Die Einschreibegebühr für jeden Cursus betrug 1 Krone (circa 85 Pfennig).

Das Publicum war ein außerordentlich gemischtes. Die Theilnahme der Arbeiter an den Cursen, die etwa die gleiche wie die der Lehrer und Lehrerinnen an Volks- und Bürgerschulen war, betrug ungefähr 20—25 %, bei einzelnen Cursen bis 70 %. Im Winter 1896/97 wurde eine weitere Steigerung des Besuches Seitens der Arbeiter dadurch erreicht, daß man der Gewerkschaftscommission bei Abnahme von je 500 Eintrittskarten den Preis für den Cursus auf eine halbe Krone ermäßigte. Bezüglich der Lehrenden bestimmt das Wiener Statut, daß der Ausschuß in der Regel nur Professoren, Privatdocenten und Assistenten der Universität mit der Abhaltung der Curse betrauen soll, und zwar gegen ein Honorar von 90 Gulden für den Cursus.

Die Einnahmen, die sich aus der Staatssubvention, privaten Zuwendungen und den Eintrittsgeldern zusammensetzten, betrugen 10800 Gulden, die Ausgaben für Honorare, Localmiethe, Verwaltung, Drucksachen u. s. w. 9300 Gulden. Ueber den Lehrgang und die Lehrerfolge theilt der amtliche Wiener Bericht mit, die Vortragenden seien in kurzen Anleitungen darauf hingewiesen worden, daß vor Allem auf Klarheit des Vortrages Gewicht gelegt und frei gesprochen werden muß, daß das Programm, welches jeder Hörer vor Beginn der Vorlesungen erhält, einzuhalten ist und daß sich an den Vortrag regelmäßig ein Unterricht von einer halben oder ganzen Stunde anschließen soll, in dem der Vortragende leichte Fragen an die Hörer richtet und diese anregt, solche Fragen zu stellen, die sich auf die schwierigeren Theile des Gegenstandes beziehen. Auch die schriftliche Beantwortung von Fragen soll zugelassen und ermuntert werden. Ferner wird den Vortragenden ans Herz gelegt, in persönliche Beziehung zu den Hörern zu treten und dadurch den Unterricht zu individualisiren. Ueber die Erfolge ihrer Vorträge werden die Docenten ersucht, Bericht zu erstatten. Es sind solche Berichte über 19 Curse eingelaufen, in denen fast überall die große Aufmerksamkeit der Hörer, ihr tactvolles Benehmen, ja musterhaftes Verhalten, sowie das große Interesse, welches an den Tag gelegt wurde, hervorgehoben wird. Einzelne Vortragende geben ihrem Erstaunen Ausdruck über das außerordentliche Verständniß, welches gelegentlich der Fragestellung zu Tage getreten ist Schriftliche Arbeiten liefen in wenigen Cursen ein, darunter jedoch zum Theil recht ausführliche.

Der amtliche Bericht faßt das Ergebniß des ersten Jahres dahin zusammen, daß es ein sehr befriedigendes gewesen sei. Der Besuch habe das erwartete Maß weit überschritten, und das Publicum sei den Cursen während aller drei Serien treu geblieben. Die große Befriedigung, welche ausnahmslos Seitens der Docenten bezeugt werde, gestatte einen Rückschluß auf die Empfänglichkeit und das Verständniß der Hörerschaft.

Die in den folgenden Jahren in Wien gemachten Erfahrungen haben ergeben, daß sich die Erfolge nicht nur auf der Höhe des ersten gehalten haben, sondern daß noch eine Erweiterung und Vertiefung des Unternehmens möglich war[1]). Namentlich wurde Gewicht darauf gelegt, wo immer es thunlich war, zwei oder drei Curse, die sich über zwei Serien oder über die ganze Vortragssaison erstreckten, zu einem Ganzen zusammenzufassen. Dadurch wurde es Hörern, welche ein ernsthaftes Interesse für einen Gegenstand hegten, ermöglicht, in einer Stundenzahl, die etwa der eines zweistündigen Collegs durch ein Wintersemester entspricht, ein weiteres zusammenhängendes Gebiet durchzuarbeiten.

Als bei uns in Deutschland zuerst die Möglichkeit erwogen wurde, die englische Hochschulbewegung auch auf unsere Verhältnisse zu übertragen, da wurde nicht ganz mit Unrecht darauf hingewiesen, daß man doch nicht ohne Weiteres von dem Verlauf, den die Bewegung in England genommen habe, Rückschlüsse auf einen ähnlichen Erfolg in Deutschland machen könne. Denn

[1]) Vergl. den von dem Ausschuß erstatteten Bericht über die volksthümlichen Universitätsvorträge 1895—1898. Wien, Selbstverlag der k. k. Universität. 1898.

in der That sind ja die Universitätsverhältnisse in England ganz anderer Art als bei uns. Die eigenartigen Einrichtungen der „Colleges“ an den Universitäten Oxford und Cambridge gestatten es nur den sehr wohlhabenden Familien, ihre Söhne des Vorzuges einer Universitätsbildung theilhaftig werden zu lassen, während bei uns in Deutschland mit seinen ganz anders gearteten Einrichtungen auch dem Aermsten die gelehrte Laufbahn nicht ganz verschlossen ist. Daß aus dieser Thatsache kein stichhaltiger Grund gegen die Uebertragung der englischen Einrichtung auf deutsche Verhältnisse hergeleitet werden kann, hat der in Wien erzielte Erfolg schlagend bewiesen. Denn nicht anders als bei uns liegen dort die in Betracht kommenden Verhältnisse, und warum im Deutschen Reiche nicht gelingen sollte, was sich in Wien glänzend bewährt hat, ist bei ruhiger Beurtheilung nicht abzusehen.

So ist man denn, trotz mancher entgegenstehenden Schwierigkeiten, endlich auch in Deutschland in die Bewegung eingetreten. Den Vortritt haben drei nichtpreußische Universitäten, Jena, München und Leipzig, genommen, wo seit Ende des Jahres 1896, bezw. seit Anfang 1897 Vortragscyklen im Sinne der englischen University Extension mit Erfolg gehalten werden. An allen drei Orten hat man die Einrichtung einstweilen nicht direct zur Sache der Universität gemacht, sie verdankt vielmehr ihre Entstehung der privaten Initiative einzelner Hochschullehrer. Auf die staatliche Subvention hat man an allen drei Orten verzichten müssen. Die Kosten werden, soweit sie nicht durch den Verkauf der Eintrittskarten gedeckt werden, aus freiwilligen Zuwendungen bestritten. Das Lehrprogramm ist im Wesentlichen dem Wiener Vorbilde nachgebildet. Aus den vorliegenden Berichten ist ersichtlich, daß die arbeitenden Classen sich zu einem erfreulich hohen Procentsatz an den Cursen betheiligten.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die weitere Verbreitung der Bewegung in Deutschland mußte es sein, wie sich die Universität der Reichshauptstadt zu derselben stellte. Wie wir zu Eingang unserer Erörterungen angedeutet haben, schweben die Verhandlungen darüber seit mehr als zwei Jahren. In Berlin war man von Anfang an der Ansicht, daß die Universität als solche die Organisation in die Hand nehmen müsse; nur so sei Dauer und nachhaltige Wirkung der Einrichtung gesichert. Leider ist diese Ueberzeugung nicht durchgedrungen. Im ersten Jahre führte eine der Bewegung im Princip ungünstige Zusammensetzung des Senats zur Ablehnung des Eingangs erwähnten Antrages; nachdem dieses Hinderniß durch Neuwahlen beseitigt war, erhoben sich formelle Bedenken über die Competenz der Universität, die aus dem Universitätsstatut abgeleitet wurden, nach welchem die erstere auf den „Unterricht gehörig vorbereiteter Jünglinge zum Zweck des Eintritts in den höheren Staats- und Kirchendienst“ beschränkt sei — nebenbei eine Zweckbestimmung, die doch wohl auch in anderer Beziehung nicht mehr ganz dem eigentlichen Wesen der Universität entspricht. So ist es gekommen, daß die Führer der Bewegung, um nicht noch mehr Zeit mit fruchtlosen Erörterungen zu verlieren, einstweilen nach dem Muster der drei auf dem gleichen Wege vorangeschrittenen deutschen Universitäten zu einem Comité zusammengetreten sind, von dem die ersten Schritte zur Verwirklichung des Planes ausgingen.

Diesem Comité haben sich eine Anzahl Lehrer der übrigen Berliner Hochschulen, der technischen, der landwirthschaftlichen Hochschule und der Bergakademie, angeschlossen. Die Canzlei- und Cassengeschäfte hat die „Centralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen" übernommen, und für den Vertrieb der Eintrittskarten in Arbeiterkreisen hat man sich der Mitwirkung der durch das oben erwähnte „Comité für Volksaufführungen" geschaffenen Organisation versichert. Die ganze Einrichtung ist noch zu neu, als daß über den Erfolg bereits berichtet werden könnte.

Es unterliegt nach unserer Auffassung keinem Zweifel, daß, wenn man ihrem ganzen Wesen nach die Berechtigung der Volkshochschulbewegung anerkennt, ihre Uebernahme und Leitung durch die officiellen Organe der Universität der richtige Weg ist, um alle Garantien für ihr segensreiches Wirken zu schaffen. Die Lehrer der Hochschule bieten eher als irgend welche anderen, mehr untergeordneten Lehrkräfte die Gewähr der wirklich wissenschaftlichen Behandlung des Lehrstoffes. Durch Ausschluß von Vorträgen über Fragen, die sich auf die politischen, religiösen und socialen Kämpfe der Gegenwart beziehen, kann man, wie dies in Wien thatsächlich geschehen ist, von vornherein den Vorwurf, diese Curse könnten sich mit der Zeit zum Tummelplatz socialpolitischer und anderer Reformeiferer gestalten, beseitigen. Die Sorge, daß die eigentlichen Aufgaben der Universität dabei zu Schaden kommen könnten, erscheint vollends als eine unbegründete. Den deutschen Universitäten ist im Laufe ihrer Entwicklung in vieler Beziehung der Zusammenhang mit dem Volksleben verloren gegangen. Sie können nur gewinnen, wenn sie ihn durch die enge Berührung mit dem Volke wieder gewinnen. Von England wird berichtet, daß Oxford und Cambridge in Folge der University Extension neu belebt, productiv und in hohem Grade volksthümlich geworden seien und einen gewaltigen Einfluß auf das öffentliche Leben und die öffentliche Meinung gewonnen hätten. Und wird wirklich erreicht, daß das Bildungsniveau im Ganzen sich hebt, so wird das Niveau der Universitäten sich gleichfalls heben, weil man an sie desto höhere Anforderungen stellen, weil die Vorbildung eine durchschnittlich bessere sein, weil der Mitbewerb von Classen, die bisher gänzlich ausgeschlossen blieben, selbst den Trägeren ein Sporn werden wird, dem sie sich dauernd nicht widersetzen können[1]). Es erscheint uns daher im hohen Grade erfreulich, daß man auch innerhalb unserer höheren Unterrichtsverwaltung der Frage die ihr gebührende Beachtung zu schenken beginnt. Wie verlautet, hat sie vor Kurzem in der unter dem Vorsitz des Cultusministers zusammengetretenen Hochschuldirectoren-Conferenz den Gegenstand von Erörterungen gebildet. Sollten diese den Erfolg haben, daß auch die übrigen preußischen Universitäten in den Kreis der Bewegung einbezogen werden, so wäre das nur mit Freuden zu begrüßen.

[1]) Natorp a. a. O.

Alfred Lord Tennyson[1]).

Von

Lady Blennerhassett.

[Nachdruck untersagt.]

Tennyson war noch unter den Lebenden, als seine Person und einzelne seiner Werke in einer Reihe von Schriften besprochen wurden, von welchen mehrere seine Anerkennung fanden[2]). Ihre Zahl mehrte sich nach seinem Tode. Allein man wußte, daß der einzige überlebende Sohn und nunmehrige zweite Lord Tennyson eine umfassende Biographie seines Vaters vorbereite, und daß vor Erscheinen derselben alle anderen Versuche, den Gesammteindruck seines Lebens festzuhalten, Bruchstücke bleiben würden. Es dauerte fünf Jahre, bis das Werk 1897 vollendet und der Oeffentlichkeit übergeben werden konnte. Es ist die Grundlage auch dieser Studie geworden. Sie hat es sich aber darum nicht versagt, das von Liebe eingegebene und verklärte Bild im Licht des unabhängigen Urtheils der Zeitgenossen zu prüfen. Keiner derselben bot Veranlassung, die Schatten tiefer zu setzen; mancher lieferte einzelne charakteristische Züge, welche die Aehnlichkeit sprechender, die Eigenart des Mannes bestimmter hervortreten ließen. Unvollständig, wie sie auch jetzt noch bleibt, würde sich die vorliegende Arbeit über Verdienst gelohnt wissen, sollte es ihr gelingen, dem Dichter von „In Memoriam“ und der „Königsidyllen“ seinen deutschen Bewunderern näher zu bringen und Zeugniß zu geben von dem harmonischen Einklang zwischen dem Menschen und seinem Werk.

I.

Zu Somersby in Lincolnshire steht, von Bäumen beschattet, ein grün umranktes, gothisches Haus, worin der Rector der Pfarrei zu Anfang des

[1]) Alfred Lord Tennyson, A Memoir. By his Son. 2 vols. Macmillan & Co. London 1897.

[2]) Revd A. Gatty, In Memoriam. 1881. — G. E. Dawson, The Princess. 1882. — Percy M. Wallace, The Princess. — E. C. Tainsch, Study of the Works of A. Tennyson. 1868—1870. — H. J. Jennings, A. Lord Tennyson. 1884. — R. H. Sheperd, Tennysoniana. 2 d Edition 1879. — Th. A. Fischer, Leben und Werke Alfred Lord Tennysons, Gotha, Perthes 1899 erschienen, konnte für den vorliegenden Essay nicht mehr benützt werden — Dasselbe gilt von J. Feis, „In Memoriam“. Von Alfred Lord Tennyson, aus dem Englischen übersetzt. Straßburg, Heitz 1899, Beide vorzügliche Arbeiten seien Tennyson's deutschen Verehrern bestens empfohlen.

Jahrhunderts residirte. Vor den Bogenfenstern des gewölbten Speisesaales breiten sich, sammetweich in der Sonne glänzend, Grasmatten, an deren Rand Ulmen und Sykomoren ihre Schatten warfen. Im Garten hinter dem Hause standen Lilien, Rosen, Sommerblumen in buntem Gemeng unter wohlriechenden Kräutern; am Fuße des Hügels, auf welchem Haus und umgebende Gründe gelagert sind, fließt, lustig plätschernd, ein Bächlein vorüber, das Vergißmeinnicht und Moos beherbergt, Wiesen tränkt und Herden, und bald darauf, durch einen Zufluß sich vergrößernd, dem Meere zueilt. Rückwärts vom Hause des Rectors lag der Obstanger, „wo die goldenen Früchte im Morgenthau schimmerten"; drüben bei der Kirche ragte das alte Normannenkreuz über die Gräber, und der Blick schweifte über eine Wildniß von Felsen und Bäumen, in welcher frische Quellen unter dem Sandstein hervorquollen und Farne ihre zarten Schatten über Moos und Blüthen warfen. Nichts Großartiges oder Ueberwältigendes bot diese Gegend, aber dem Auge, das zu sehen wußte, offenbarte sie eine Fülle von Bildern, die in der stets wechselnden Beleuchtung des bewegten Himmels die heimathliche Schönheit der Landschaft enthüllten. Das Dorf von kaum sechzig Einwohnern lag so einsam, daß die Kunde von Waterloo zur Zeit, da die große Schlacht geschlagen wurde, nicht bis zu ihm drang, und die Gebilde der Phantasie den Menschen dort ersetzen mußten, was die Wirklichkeit versagte.

In diesem Pfarrhaus von Somersby waltete im Jahre 1809 der Rector Dr. George Clayton Tennyson mit der Gattin Elisabeth Fytsche, Tochter des Vicars im nahen Städtchen Louth. Dr. Tennyson war ein ernster, geistig bedeutender Mann, ältester Sohn eines Landedelmannes, der seinen Stammbaum auf die Dänen zurückführte, und ein eigenthümliches Schicksal verdunkelte seine Existenz. Ohne jeden äußeren Anlaß hatte der Vater ihn enterbt und seinem zweiten Sohn den ganzen Besitz überlassen. In Folge dessen lebte Dr. Tennyson in sehr beschränkten Verhältnissen mit einer vortrefflichen, „heiligmäßigen" Gattin. Sie war so sanft und barmherzig, selbst für die Thiere, daß Schlingel vom Dorf, die das wußten, unter ihren Fenstern Hunde zu prügeln oder eingefangene Vögel zur Schau zu bringen pflegten, damit sie die Einen und die Anderen von ihren Peinigern loskaufte. Sie war so schön, daß, wie einst eine Tochter vor der Achtzigjährigen erzählte, vierundzwanzig Freier sich um ihre Hand beworben hatten. „Nein, meine Liebe, es waren ihrer fünfundzwanzig," corrigirte die alte Dame, die trotz ihrer Schwerhörigkeit verstanden hatte. Diesem ungleich gearteten, liebenden Paar wurden in der Zeit zwischen 1806 und 1819 zwölf Kinder, acht Söhne und vier Töchter, geboren, die mit Ausnahme des ältesten theils bis zur Schwelle des Greisenalters, theils weit über diese hinaus gelangten. Seiner Stärke und Gesundheit wegen ganz besonders gerühmt ward der vierte Sohn, Alfred, geboren zu Somersby am 6. August 1809. Die Frage, ob seine Jugend eine glückliche gewesen sei, beantwortete sein Sohn und Biograph bejahend.

Wohl litt der feinfühlige, frühreife Knabe so schmerzlich unter der Schwermuth des Vaters, daß er, zuweilen gänzlich entmuthigt, nächtlicher Weile auf den Kirchhof zu eilen pflegte und dort, auf Gräber sich werfend, um den Tod

flehte. Aber solche Stimmungen zogen vorüber wie Wetterwolken, und die überreiche innere Welt, die Visionen der Phantasie und die Geschöpfe seiner Träume beglückten schon die ersten Jahre dieses von den Göttern Geliebten. „Ich höre eine Stimme im Sturme reden," rief er als kleiner Knabe, vom Wind erfaßt und beinahe davongetragen. Die nächste Erwähnung, die des Knaben geschieht, zeigt ihn uns, die kleine Schwester auf den Knieen, dazwischen das jüngste Brüderchen, rechts und links die Geschwister, den Legenden von Rittern und Helden lauschend, die verzauberte Prinzessinnen befreien oder Dämonen und Drachen tödten, und die Keiner so wie der siebenjährige Alfred zu schildern wußte. Doch verdient hervorgehoben zu werden, daß die Dichtkunst in der Familie seines Vaters und von diesem selbst geübt wurde, daß die zwei älteren Brüder Tennyson's, Frederic und Charles, dichterisch begabt waren und auch die übrigen Geschwister selbsterfundene Geschichten aufzuschreiben, nach Tisch vorzulesen und leidenschaftlich gern Theater zu spielen pflegten. Einige Entwürfe zu Dramen und ein Epos in der Manier von Walter Scott, 1821 geschrieben, offenbarten dem Vater Tennyson die künftige Größe des Sohnes, dessen classische Ausbildung er nach kurzer und unglücklicher Schulzeit im nahen Städtchen Louth selbst übernahm. Daß etwas Dilettantenhaftes dabei nicht zu vermeiden war, hat Tennyson später selbst gefühlt und dem Mangel abgeholfen. Sein Freund Jowett, der berühmte Lehrer des Griechischen in Oxford und Uebersetzer Plato's, nennt sein Wissen in der classischen Sprache ein gründliches, und bis ins späte Alter las er Homer, Pindar, Theokrit, und schlug gern Aeschylos und Sophokles auf. Französisch, Deutsch und Italienisch eignete er sich selbst an und fand sich in diesen Sprachen zurecht, ohne sie geläufig zu sprechen. Seine Jugend verlief einsam und träumerisch. Mehr noch als aus Büchern lernte er in freier Natur, von der Brandung des nordischen Meeres, an dessen Strand er alljährlich mit den Seinen die Sommermonate verlebte.

Vom Jahre 1827 datirt, erschien ein Bändchen Gedichte unter dem Titel „Verse zweier Brüder", deren Verfasser Alfred und Charles Tennyson waren. Sie erhielten 20 £ von ihrem Verleger und die vereinzelt gebliebene Erwähnung im „Literary Chronicle", einige dieser Gedichte seien von großer Schönheit. Sie waren berühmten Mustern, vor Allem dem Liebling Byron mit talentvoller Gewandtheit nachgedichtet. In der Mappe des siebzehnjährigen Alfred lagen größere Entwürfe geborgen.

Im Jahre 1828 bezog er die Universität. Als Undergraduate in Cambridge ging er seine eigenen Wege. Griechische und lateinische Oden, in griechischen Hexametern gedichtete Gesänge, unter dem Einfluß von Homer niedergeschrieben, englische Dichtungen naturwissenschaftlichen Inhalts, Bewunderung für Canning, Peel und Wellington, die mit der Liebe zur Freiheit ungetrübte Ehrfurcht vor dem Gesetz verband und die Fesseln der Parteien fürchtete, dies waren die Gedanken und Gefühle, die Erstlingswerke und Versuche des jungen Mannes. Er und sein Bruder Charles waren so scheu und verlegen, daß von ihnen erzählt wird, sie hätten oft beide lieber auf das Mittagsmahl verzichtet, als die Schwelle der Halle mit den dichtbesetzten

Tischen zu überschreiten. Dennoch wurden sie bald Mitglieder einer Gesellschaft von zwölf Genossen, die, unter dem Namen „Die Apostel" seit mehreren Jahren gegründet, die begabtesten jungen Leute vereinigte. Die Namen der meisten von ihnen tauchten in Tennyson's späterem Leben wieder auf; einer derselben, der nur zwei Jahre jüngere Arthur Hallam, gab ihm die entscheidende Wendung und das höchste Glück getheilter Jugendbegeisterung und glühender, auf völliger geistiger Uebereinstimmung beruhender Freundschaft. Hallam, der Sohn des Historikers, 1811 zu London geboren und in Eton erzogen, hatte preisgekrönte Aufgaben in Poesie und Prosa gelöst, war in Anbetracht seines jugendlichen Alters schon viel gereist und seinen Genossen an Kenntniß von Welt und Menschen überlegen. Vor Allem aber besaß er neben außerordentlicher Begabung eine so hinreißende Liebenswürdigkeit und einen so edlen Charakter, daß das von Tennyson ihm gespendete Lob, „er sei der Vollkommenheit so nahe gekommen, als das einem Sterblichen überhaupt möglich," von Seite Derer, die ihn kannten, niemals den leisesten Widerspruch erfuhr. Bei der ersten Gelegenheit, wo sein Talent sich mit dem des neu erworbenen Freundes maß, der Niederschrift eines Gedichtes zur Gewinnung der Medaille, die der Kanzler der Universität verlieh, und als dessen Gegenstand „Timbuctoo" gewählt war, erhielt Tennyson den Preis für ein Poem, das, wie der Bruder von Wordsworth an diesen schrieb, von Byron hätte gezeichnet werden können. Jedenfalls bestand im Freundeskreis der „Apostel" von da an kein Zweifel mehr über des Verfassers Dichterberuf. Seine classische Stirn, das von dunkeln Locken umwallte, edle und schöne Antlitz mahnten an Shakespeare. Groß und schlank von Gestalt, diente seine Hand den Bildhauern zum Modell. Dabei war er so stark, daß er, als die Freunde eines Tages sein Poney bewunderten, das Thier um den Leib faßte und davon trug, während sie scherzend ihm nachriefen, er sei Apoll und Herkules in einer Person. Um diese Zeit (1830) war es auch, daß er sich in Gesellschaft von Arthur Hallam nach den Pyrenäen begab, um den Insurgentenführern, an ihrer Spitze Torrijos, die in England gesammelten Gelder zum Kampf gegen den grausamen Despotismus König Ferdinand's zu übergeben. Bereits im selben Jahre veröffentlicht er unter dem Titel „Poems chiefly lyrical" eine Sammlung von Gedichten, unter welchen „Oriana", „Liebe und Tod" und die reizenden Frauenbilder „Adeline", „Margaret", „Rosalind", „Eleanore" in späteren Mustersammlungen von des Dichters Lyrik wiederkehrten. Unter solchen, die lange oder für immer verschwanden, sind mehrere von Wichtigkeit für seine spätere Entwicklung, weil sie, wie unter Anderm das hübsche Gedicht „Wie und Warum" (The How and the Why) den Conflict zwischen Zweifel und Glauben behandeln. Arthur Hallam, der sich in das Studium Dante's versenkt hatte, war einer der Ersten, den Genius des Freundes, „der Niemandem nachahme", mit selbstloser Bewunderung zu begrüßen. Dieser aber zeigte sich empfindlicher für einzelne Rügen der Kritik als für ihr Lob. Die Anerkennung, die mit Einschränkungen ihm entgegenkam, fand ihn stets ablehnend. Eine weiblich zu nennende Erregbarkeit überwand er auch im Alter nicht, und seine Scheu vor der Oeffentlichkeit blieb das Erbtheil seiner einsam und träumerisch verlebten Jugend. Allein es

trat auch das berechtigte Selbstgefühl hinzu, daß er dem Urtheil der Menge keine Zugeständnisse machen durfte, wenn die Melodie seines kunstreichen Verses und die Originalität seines Werkes sich Bahn brechen sollten. Derjenige, der ihn immer verstanden und ermuthigt hatte, sein ernster, schwermüthiger Vater, starb nach kurzer Krankheit im März 1831, worauf Alfred Tennyson Cambridge ohne die akademischen Ehren verließ.

Zu dem Schmerz des Sohnes gesellte sich die vorläufig unbegründete Sorge, mit diesem Tode auch die liebgewordene Heimath für sich und die Seinen zu verlieren. Seit einem Jahr hatte tiefe Neigung zu Alfred's schöner Schwester Emilie seinen Freund Hallam oft nach Somersby gerufen. Dennoch gewinnt man den Eindruck, als ob der nunmehrige Bräutigam bis an der Seite der Braut den Genossen seiner Gedanken vermißt habe. Von Cambridge aus, wo er die Rechte studirte, ging dieser mit Tennyson im Lauf des Sommers 1832 an den Rhein, eine fröhliche Fahrt, wie sie im Leben der beiden Freunde sich nicht wiederholen sollte.

Nach England zurückgekehrt, ging Hallam nach London, während Tennyson einen neuen Band lyrischer Gedichte veröffentlichte. Dieses Mal enthielt die Sammlung: „Oenone", „Die Lady von Shalott", „Die Lotosesser", „Die Maikönigin", „Die Müllerstochter", „Der Palast der Kunst", lauter unvergeßliche kleine Kunstwerke, welche des Dichters Virtuosität in getreuester und dabei hochpoetischer Naturschilderung und zunehmende dramatische Kraft in Behandlung seiner Motive zum Ausdruck brachten. In der „Dame von Shalott" trat er zum ersten Male in den magischen Kreis der Arthur-Legende. Das schöne Gedicht, mit der Schilderung der Königsburg Camelot und der Insel im Fluß, wo die Lilien blühen, und im düstern, von vier grauen Mauern und vier grauen Thürmen umgebenen Schloß die Lady von Shalott, am Webstuhl sitzend, die Welt nur in einem ihr gegenüber hängenden Spiegel betrachten darf, ist ein Vorspiel, würdig des heroischen Klangs der Königsidyllen. Im Spiegel erscheint Lancelot's Bild mit der Rüstung angethan, die im Sonnenlicht erglänzt; der edelsteinbesetzte Zaum glitzert wie der Sternenhimmel der Milchstraße; unter dem Helm, der wie Feuer leuchtet, wallen schwarze Locken hervor. Um die Jungfrau ist es geschehen; das Gewebe schleudert sie in den Fluß, der Spiegel zerspringt, der Fluch muß sich vollziehen! Das Boot unter den Weidenbäumen losmachend, schreibt sie, bevor sie es besteigt, ihren Namen um den Kiel und läßt sich vom Fluß treiben, im weißen Gewand, auf das die welken Blätter fallen, ihr Todeslied in der Sturmnacht singend, bis sie, vor Kälte erstarrt und als Leiche Camelot erreicht. Sie eilen alle an den Fluß,

Knight and burgher, lord and dame,
And round the prow they read her name,
The Lady of Shalott.

Lancelot kommt mit den Rittern von Camelot herbei und betrachtet die Todte: „Sie ist so schön," sagt er, „Gott schenk' ihr den Frieden, der Dame von Shalott."

Das Lied von der „Müllerstochter" singt vom Glück der Liebe und Ehe, das schöne Gedicht „Die Lotos-Esser" schildert mit glühender, farbenprächtiger Phantasie das Versenken in ein traumhaftes, sinnentrunkenes Leben, das nichts von den Göttern verlangt, als ein ungestörtes Genießen,

Resting weary limbs at last on beds of asphodel.

In „Fatima" findet die gesteigerte Leidenschaft stürmischen Ausdruck:

O Love, o fire! once he drew
With one long kiss my whole soul thro',
My lips, as sunlight drinketh dew.

I will grow round him in his place,
Grow, live, die looking on his face,
Die, dying clasp' d in his embrace[1]).

Im „Palast der Kunst" vereinigen sich alle intellectuellen Genüsse, die Geist und Schönheit der Seele zu bieten vermögen, die Kunst eilt der Natur zu Hülfe, um ein irdisches Paradies zu schaffen, in welchem drei Jahre lang die Königin dieses Reiches schwelgt, bis die Selbstsucht, die es errichtete, sie zur Verzweiflung treibt:

So when four years were wholly finished
She threw her royal robes away,
„Make me a cottage in the dale," she said,
Where I may mourn and pray,
Yet pull not down my palace towers, that are
So lightly, beautifully built:
Perchance I may return with others there
When I have purged my guilt[2]).

Wie schon so oft, irrte die Oeffentlichkeit auch hier und zwar gründlich in der Beurtheilung des jungen Dichters. Sie bemerkte, daß er, seinen Weg noch suchend, die verschiedensten Stoffe behandelt hatte. Weit entfernt darin einen Beweis von Kraft und des werdenden Genius zu erkennen, sprach die officielle Kritik von Dilettantismus und spottete über einzelne, in Kleinlichkeit sich verlierende Spielereien, statt die Schönheit dieser Lyrik zu loben, wie

[1]) O Lieb', o Gluth! einst sog er ein
In langem Kusse die Seele mein,
Wie Tropfen Thau's der Sonnenschein.

Ich will ihn umranken in heißer Lust,
Leben und sterben liebbewußt,
Sterbend ruhen an seiner Brust.
(Strodtmann.)

[2]) Nach des vierten Jahres Mitte
Warf sie weg das Königskleid:
„Baut' im Thal mir eine Hütte,
Betend trag' ich dort mein Leid.
Aber mit den stolzen Thürmen
Laßt die gold'nen Mauern steh'n,
Daß sie Andre mit mir schirmen,
Kann Vergebung ich erfleh'n."

sie sollte. Eine spätere Generation hat anders geurtheilt und den Jugendarbeiten Tennyson's dieselbe Formvollendung zuerkannt, die das Werk seines Alters vor jeder Spur des Verfalles bewahrt[1]).

Er selbst empfand das abfällige Urtheil, das ihn beim Eintritt in die Oeffentlichkeit empfing, so schmerzlich, daß er, mit sehr geringen Ausnahmen, zehn Jahre lang nichts mehr in Druck gab, aber um so rastloser auf die Mission sich vorbereitete, seiner Generation eine Botschaft der Schönheit im Dienste einer hohen und edlen Auffassung des Lebens durch die Kunst zu bringen. Während ein Kenner wie Kemble schon damals die Ueberzeugung aussprach, im Geist seines Freundes sei das Material für die größten Schöpfungen so überreich angehäuft, daß die Gefahr der Verwirrung drohe, reifte in ihm selbst die Einsicht, wie nur maßvolle Vollendung Unsterbliches zu gestalten vermöge. In der Einsamkeit seines ländlichen Stilllebens studirte er unaufhörlich. Die Aufzeichnungen über die Arbeit einer einzigen Woche geben als Inhalt Deutsch, Geschichte, Chemie, Botanik, Physiologie, Theologie, Mechanik, Griechisch und Italienisch, sorgfältig auf Tage und Stunden vertheilt. Das schöne, damals entstandene und schon gedruckte Gedicht „The Lovers Tale" zog er zurück, um es erst 1879 dem Publicum wieder zu geben. Der einzige Lichtpunkt seines ernsten Daseins war die Freundschaft mit Hallam und dessen häufige Anwesenheit in Somersby, wo sie unvergeßliche Tage verlebten. Im August 1833 ging Hallam zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, die niemals sehr stark gewesen war, mit seinem Vater nach dem Kontinent, und in Wien erlag er am 15. September einem Schlaganfall. Vom Spaziergang zurückgekehrt, fand ihn sein Vater, scheinbar schlafend, auf dem Ruhebett seines Zimmers ausgestreckt: er hatte sein dreiundzwanzigstes Jahr noch nicht vollendet. Der plötzliche Verlust traf Tennyson aufs Tiefste. Er mußte die Schwester trösten, während er selbst seiner ganzen Kraft bedurfte, um einen Schmerz niederzukämpfen, der Jahre nachher, in einem der größten Werke der englischen Literatur des Jahrhunderts, seinen dichterischen Ausdruck fand.

Man hat Tennyson am Ende seiner irdischen Laufbahn einen Glücklichen genannt. Er ist es nicht in dem Sinn gewesen, als ob ihm in den Jahren des Werdens die härtesten Prüfungen erspart geblieben wären. Ihm unter allen Brüdern war die Sorge für die Seinen zugefallen, denen er, nachdem Somersby 1837 aufgegeben werden mußte, an verschiedenen Orten eine neue Heimath, und das unter den bescheidensten pecuniären Verhältnissen, zu gründen suchte. Trotz seiner starken Constitution bedrohte ein Augenleiden seine Sehkraft; er blieb in Folge dessen einer der kurzsichtigsten Menschen und stets durch den Mangel behindert. Zur Zeit, wo er blind zu werden fürchtete, wurde er zu einer Speculation verleitet, die sein kleines Vermögen verschlang, und alle diese Schicksalschläge verdüsterten sein Gemüth so vollständig, daß seine Umgebung für sein Leben fürchtete. Die einzigen Zerstreuungen, von welchen bis gegen 1842 die Rede ist, brachten Begegnungen mit

[1]) Stopford Brooke, Tennyson.

Jugendgenossen, der Briefwechsel mit ihnen, kurze Aufenthalte in London und der Besuch der englischen Seeen, 1835, der eine Begegnung mit Hartley Coleridge, dem originellen, begabten Sohn des Dichters, zur Folge hatte. Dort, unter dem Dach seines Freundes Spedding, las A. Tennyson den Genossen nächtlicher Weile „Morte d'Arthur", „The Lord of Burleigh" u. s. w., Gedichte, die ein Jahrzehnt nachher auf Aller Lippen, in Aller Gedächtniß leben sollten.

Von der Geschichte des eigenen Herzens verriethen sie nichts. Auch Tennyson's Sohn und Biograph gelangt bis zu dessen achtundzwanzigstem Jahr, ohne in Verbindung mit dem seinigen einen weiblichen Namen zu nennen. Als 1836 ein solcher vorkommt, ist es der von Emily Sellwood, der künftigen Gattin. Sie begleitete als Brautjungfer ihre Schwester zum Altar, als diese Charles Tennyson, dem einzigen der Brüder, der sich dem geistlichen Stand widmete, angetraut wurde. Ihr Händedruck gab dem Dichter die beglückende Gewißheit einer Erwiderung der Neigung, die sie ihm eingeflößt hatte. Sie war auf lange Jahre zur Entsagung verurtheilt, denn beiden fehlte das Nöthigste zur Gründung des Hausstands. Selbst den Briefwechsel zwischen ihnen verbot nach einer Zeit der Vater der Braut wegen der Aussichtslosigkeit dieser Verbindung. Die noch aus dieser Zeit vorhandenen Briefe wurden später verbrannt und nichts davon gerettet als gänzlich unpersönliche Bemerkungen, deren feierlicher Ernst kein Liebeswerben verräth: „Ich wog Kummer und Schmerz leichter, nachdem sich mir der Schleier gelüftet hatte, der über der schmerzbefreiten Ewigkeit gebreitet liegt." „Die ferne Zukunft war immer meine Welt." „Ich bedarf, wenn ich schreibe, der Ruhe und meiner selbst für mich selbst, mehr als sonst ein Mensch auf Erden." Oder: „Es gilt, im eigenen Innern die beiden Traumgesichte von Zeit und Ewigkeit zu vernichten. Die uns ferne Welt scheint mir zuweilen näher als die gegenwärtige, denn in dieser ist stets etwas Unwirkliches und Unklares, während die andere als ein festgegründeter, zur Dauer bestimmter Planet erscheint, der seine grünen Hügel und Paradiese in der Harmonie unwandelbarer Gesetze dahinrollt. Um mich her steigen Dünste von Muthlosigkeit, Schwachheit und Sünde auf und lagern zwischen mir und dem Planeten, aber da ist er immer." Einmal, allerdings, schreibt er „von der Glorie, geliebt zu werden, die den Grund zur Ewigkeit lege."

Viele Stimmen, unter ihnen die des Dichters Aubrey de Vere, loben Tennyson's Humor, seine Fähigkeit, im Leben wie im Dichten die komischen Seiten herauszufühlen, was auch in seinen Poesien sich häufig nachweisen läßt. Dennoch hatte der greise Wordsworth guten Grund, Tennyson's Muse „eigenthümlich feierlich" zu nennen, und eben darin war sie der Ausdruck seiner eigenen Natur. Schon als junger Mann beanstandete er selbst harmlosen Scherz, wo es auch nur entfernt sich um Fragen des öffentlichen Wohles handelte. Die Bemerkung in Bezug auf seinen alten Freund, den Dichter Rogers, „wir pflegten oft vom Tod mit einander zu reden, bis ich die Thränen ihm über die Wangen rollen sah", ist in Tennyson's Reden und Dichten kein vereinzelter Zug: dem einen wie dem andern war der Gedanke an das Sterben

geläufig. Augenblicke unbefangenen Frohsinns hat er doch wohl nur selten gekannt. Eines Tags, in Irland, ward ihm ein solcher bereitet. Er befand sich auf dem Lande, bei seinem Freunde Aubrey de Vere, und des Abends wurde getanzt. Tennyson, zu der mitanwesenden Lady G. gewendet, bemerkte, das sei eine höchst einfältige Art, sich zu vergnügen. Die Dame war ihrerseits gewöhnt zu sagen, was sie dachte. „Ich möchte wissen," entgegnete sie, „was aus der Welt werden sollte, wenn Leute wie brüllende Löwen darin herumwandern und ihre harmlosen Freuden angreifen dürften? Wollen Sie so freundlich sein, auf Ihr Zimmer zu gehen, sich in Ihren Abendanzug zu werfen und meine Tochter Sophie zum Tanz aufzufordern." Er that, wie ihm befohlen, war seelenvergnügt und erwies sich als vortrefflicher Tänzer. Ueber achtzig Jahre alt, wagte er noch einen Rundtanz, allein eine Lady G. taucht in seinen Lebenserinnerungen doch nicht wieder auf. Gastfrei und gesellig im eigenen Hause, pflegte er, der von Jugend auf ein starker Raucher war, Einladungen aufs Land oder bei seinen Freunden in London meist mit der Bemerkung abzulehnen, ohne die Pfeife vermöge er weder zu frühstücken noch einzuschlafen. Als einmal die Herzogin von Argyll, mit welcher er sehr befreundet war, mit ihrem Mann eine Liste von ganz besonders interessanten Leuten zusammenstellte, um ihn zur Theilnahme an einem Frühstück in ihrem Londoner Hause zu veranlassen, und dieselbe schüchtern mit der Frage unterbreitete, ob er zu kommen geneigt sei, erhielt sie zur Antwort, das würde ihm ganz entsetzlich sein. Die Angst vor Langeweile, eine Befangenheit, die er nie überwand, brachten die schroffen Seiten seines Wesens zum Ausbruch. Als einmal eine Dame schriftlich um Aufklärung über den Sinn eines seiner Gedichte bat, der ihr dunkel geblieben war, erhielt sie durch die Post den lakonischen Bescheid: „Liebe, gnädige Frau, meine Aufgabe ist es, das englische Volk mit Poesie, nicht mit Verstand zu versehen."

Die heitersten, in seiner Correspondenz mitgetheilten Briefe, diejenigen, welche die interessantesten Einzelheiten über Menschen und Dinge enthalten, sind selten von ihm geschrieben, der Jahre lang fast mit Niemandem in Briefwechsel stand. Auch seine Reisenotizen sind kurz und sachlich. Dennoch behielten Diejenigen, die sich seines näheren Umgangs erfreuten, die Erinnerung an Stunden eines heitern und geistreichen Verkehrs, der die verschiedensten und tiefliegendsten Probleme behandelte und sich in Erzählung guter Anekdoten und interessanter Erlebnisse gefiel.

Aber keine äußere Störung vermochte ihn von den Studien abzulenken, auf deren Grund er die Probleme der Zeit, zustimmend oder ablehnend, in seinem Werk zum Ausdruck zu bringen und ihm den tiefen, sittlichen Inhalt zu geben gewillt war, ohne welchen die Poesie für ihn zum bedeutungslosen Wortgetändel herabsank. In wissenschaftlicher Beziehung beschäftigten ihn, vor Darwin, Thatsachen der Evolution; seine Lieblingsstudien waren Astronomie und Botanik. Er nahm es so genau damit, daß er einmal ein schönes Gedicht über eine Blume unterdrückte, weil er es in botanischer Beziehung nicht richtig fand. Ebenso peinlich getreu der Natur abgeschaut sind seine Landschaftsbilder, und im Briefwechsel mit dem Herzog von Argyll, der

selbst ein Ornithologe ist, prüften beide Freunde bis ins Einzelne die Angaben über Flug und Sang der Vögel, die Tennyson mit größter Liebe beobachtete.

In der Politik hat man ihn stets als Conservativen bezeichnet, weil er für gesetzliche Freiheit und Erhaltung der historischen Continuität eintrat. Allein als die Reformbill angenommen wurde, läutete er mit seinem Freund Hallam die Glocken der Kirche von Somersby zur Feier des Sieges, und später hat man es ihm zum Vorwurf gemacht, daß er die Entwickelung des Handels und den größten wirthschaftlichen Aufschwung, den die Welt bis dahin gesehen hatte, dichterisch mit der etwas nüchternen, im Uebrigen aber durchaus richtigen Einsicht feierte, es werde auf diesem Weg am sichersten den armen Classen der Bevölkerung geholfen werden. Allein der praktische Politiker war zugleich ein überzeugter Idealist, der im privaten, wie im öffentlichen Leben die Güter am Höchsten hielt, deren Werth auf keiner irdischen Wage gewogen werden kann. Ihn begeisterte der Kampf fürs Vaterland, wie er die Sänger der Freiheitskriege begeistert hatte. Sein Patriotismus beruhte auf denselben Grundlagen einfacher Größe, die das charakteristische Merkmal seiner Dichtung ist. Er glaubte an die Macht des historischen Bewußtseins in einem großen Volke, er verwies es unaufhörlich auf die Thaten der Vergangenheit, um es auf der Höhe seiner Mission zu halten, und rief ihm zu:

Love thou thy land, with love far brought
From out the storied past,

und aus diesem Gefühle schöpfte die kriegerische Lyrik, die in heroischem Rhythmus die Gestalt Wellington's, den Entsatz von Lucknow, die Heldenthaten des Krimfeldzugs feierte. Glaube und Ehre, Heldenmuth und Resignation, Ehrfurcht und Opfermuth im Dienste des Vaterlandes, waren die Mächte, denen er begeistert huldigte, und die er unter den Schutz der tausendjährigen Monarchie stellte, die eins mit der Nation geworden war, und von welcher ihn kein Gegensatz der Gesinnung trennte. Auf dem freien und festen Grunde dieses Begriffes von Staat und Gesellschaft sang er dem England der Königin Victoria Lieder von heldenhaftem Klang, tragische Entsagungen und die heilige, unverletzliche Reinheit des häuslichen Herdes fordernd. Tennyson's Dichtung wendet sich an die edelsten Seiten der Menschennatur, an ihre Fähigkeit des Opfers und der Liebe; ihr gilt als Höchstes nicht das Schöne, sondern das Gute.'

Als er, in dieser Gesinnung gereift und gefestigt, 1842 mit zwei Bänden theils umgearbeiteter, theils neuer Dichtungen das fast zehnjährige Schweigen brach, fand es sich, daß er die Seele seiner Generation gewonnen hatte, um sie nicht wieder zu verlieren.

Unter den Gaben, die er brachte, war „Morte d'Arthur", später den Königsidyllen angereiht, „Die Gärtnerstochter", „Dora", „Ulysses", „Locksley Hall", „Die Vision der Sünde", „Die zwei Stimmen", das wundervolle Lied „Break, break, break", lauter Dichtungen, die sich dem Herzen seines Volkes in unauslöschlichen Zügen eingeprägt haben. Die zornigen Invectiven von Locksley Hall, die verschmähte Liebe dem Jüngling eingab, sind die stürmische Klage

der Jugend, die nicht getröstet sein will; der Kampf zwischen Zweifel und Glauben in den „Zwei Stimmen" führt in die Tiefen von Tennyson's Empfinden, wo dem Künstler der Denker vorangeht, und über dem wechselnden Spiel des Lebens die Unwandelbarkeit ewiger Probleme ihn umfängt.

Das Maß seines Erfolges bestimmte die Anerkennung der besten seiner Zeitgenossen. Allan Poe begrüßte ihn als den größten lebenden Dichter. Mrs. Browning nannte ihn „göttlich". Dickens konnte sich von dem Buch nicht trennen. Ohne Widerspruch zu finden, verwies Mrs. Carlyle in einem Brief an Emerson auf „Ulysses", „Vision der Sünde", auf die Idylle „Dora" als Erzeugnisse des Genies. Ihnen Allen erschien der Dichter als ein Mensch, der den Andern eine Botschaft zu bringen hatte. Der einzige Nebenbuhler, der nun, wo Wordsworth schwieg, ernstlich in Betracht kam, Robert Browning, kargte ebenso wenig wie seine geniale Gattin mit begeistertem Lob.

Die revolutionäre Dichtung mit ihren Bannerträgern Byron und Shelley war überwunden, Coleridge todt, Sir Walter Scott den Unsterblichen beigezählt. Ein Anderer hielt jetzt den Zauberstab, der das Land der Romantik dem modernen Gedanken erschloß und den Widerhall seines Strebens und Schaffens, seiner Qual und seines Hoffens in Harmonie auflöste.

Tennyson, als diese Wendung in seinem Schicksal sich vollzog, war so leidend, daß er zur Herstellung seiner Gesundheit eine Kaltwasserkur gebrauchen mußte, und seine Freunde klagten, auch ihre Namen schreibe er in Wasser. Dennoch führten von jetzt an kurze Besuche in London zu näherem Verkehr mit Carlyle, Rogers, Dickens, Thackeray, Savage Landor, Leigh, Hunt, Aubrey de Vere, Monkton Milnes. Sie alle dachten hoch von Tennyson. Rogers verglich „Locksley Hall" mit Shakespeare; der edle Aubrey de Vere, selbst ein Dichter von großer Begabung, bewunderte in seinem Freund den Typus edler Männlichkeit nicht minder als den Genius und die tiefe, alles Conventionelle ablehnende Wahrhaftigkeit seiner Natur.

Carlyle schrieb nach Amerika an Emerson, er habe nie einen schöneren Menschen als diesen gesehen, mit der musikalischsten, metallischen Stimme, dunklen Locken, lachenden braunen Augen, kraftvoll, selbst massiv gebaut und doch äußerst zart und vornehm in der ganzen Art seines Auftretens. Mit cynischer Nachlässigkeit gekleidet, fast beständig rauchend, bewege er sich in einer Atmosphäre von Schwermuth und trage ein Stück Chaos mit sich, das er zum Kosmos zu gestalten suche. Tennyson war es wohl zufrieden, mit dem stets kränkelnden, schwerlebigen, gegen die ganze Welt erzürnten Mann in Freundschaft die Pfeife zu rauchen, aber in Bezug auf seine Schwächen war er nicht blind. Die Bewunderung einer jungen Dame dämpfte er mit den Worten: „Einen Tag lang würden Sie recht gern mit ihm verkehren, dann aber müßte seine Heftigkeit und seine Zerstörungslust Sie bald genug ermüden." Und mit tragischer Stimme trug er ihr ein Beispiel der Gesprächsweise des Philosophen vor: „Um Himmels Willen fort mit den Kutschen, den tausend Millionen Kutschen in der Welt, fort mit ihnen in Gottes Namen, mit Speichen und Achsen; nichts Rechtes kann und wird auf der Welt zu Stande kommen, bis sie im tiefsten Abgrund Tophels hinabgestürzt sein

werden." Carlyle war aber zugleich der warmherzigste Freund und hielt den Augenblick für gekommen, die officielle Welt auf den Dichter aufmerksam zu machen, dessen Popularität mit jedem Jahr und jeder Auflage seiner Gedichte stieg. „Monkton Milnes," apostrophirte Carlyle eines Tags, seine Pfeife weglegend, den spätern Lord Houghton, „wann werden Sie endlich im Parlament eine Pension für Tennyson verlangen?" „Mein lieber Carlyle," erwiderte dieser, „die Sache ist nicht so leicht, wie Sie anzunehmen scheinen. Was werden meine Wähler sagen, die kein Wort weder von ihm noch von seinen Gedichten wissen und somit glauben werden, ich wolle einen meiner armen Verwandten versorgen." „Richard Milnes," lautete Carlyle's feierliche Entgegnung, „am Tag des Gerichtes, wenn der Herr Sie fragen wird, warum Sie diese Pension für Alfred Tennyson nicht erwirkten, wird er nicht ihre Wähler zur Verantwortung ziehen, wohl aber werden Sie in die Hölle fahren." Im September 1845 konnte Sir Robert Peel den Dichter in Kenntniß setzen, daß das Parlament ihn ermächtigt habe, einen Jahrgehalt von £ 200 bei der Krone für ihn in Vorschlag zu bringen. Er fügte hinzu, damit solle in keiner Weise auf des Dichters Haltung und Ueberzeugungen ein Druck ausgeübt werden. Tennyson, nicht weniger überrascht als erfreut, schrieb scherzend einem alten Freund, wenn ihn plötzlich die Lust anwandle, mit der Königin oder dem Hof oder Peel selbst sich zu zanken, so werde er sie mit derselben Freiheit, wenn auch vielleicht nicht mit demselben Anstand, wie ein Unpensionirter, ärgern und plagen können.

Sein nächstes Werk, „The Princess", lag den Tagesinteressen durchaus fern. Es ist Tennyson's erstes größeres Werk und kleidet sonderbarer Weise ein sociales und politisches Problem, die Frauenfrage, in poetisches Gewand. Man hat den ersten Anstoß zu diesem Gedicht auf folgende Stelle in Johnson's „Rasselas" zurückgeführt: „Die Prinzessin war der Ansicht, von allen Dingen unter dem wechselnden Mond sei das Wissen das beste. Sie wünschte daher, alles Wissenswerthe zu lernen, und brachte hierauf in Vorschlag, eine Anstalt für gelehrte Frauen zu gründen und die Leitung derselben zu übernehmen." Des Dichters glühendste Verehrer besprechen „The Princess" nicht als Erfolg. Einzelne wundervolle, zum Theil erst später eingestreute Lieder sind ohne innern Zusammenhang mit der Dichtung selbst, der es an Einheit gebricht. Der Lauf der Ereignisse nicht nur, sondern die Thatsache, daß Tennyson keine originellen Gedanken über seinen Gegenstand vorzubringen hatte, lähmt seiner Inspiration die Flügel und lastet auch auf jenen Partien, die humoristisch behandelt sind. Kaum fünfundzwanzig Jahre später, und das Ziel der Heldin, die gelehrte Erziehung der Frau, war ein Bestandtheil der nationalen Erziehung geworden, ohne ihr wirkliches Glück zu bedrohen. Die individuelle Erfahrung, durch welche eine groß angelegte Persönlichkeit wie Prinzessin Ida dazu kommt, einem ihr untergeordneten Mann ihr Werk zu opfern und ihr Herz zu geben, weil für ihn Natur und Liebe mächtiger als ihr starker Wille sprechen, kann nicht als gültige Lösung des ganzen Problems hingenommen werden. Seine Tragweite hat sich seit den Tagen gesteigert, wo Tennyson die schönen Verse schrieb:

The woman's cause is man's: they rise or sink
Together, dwarf' d or godlike, bound or free.

Die Frau in Tennyson's Dichtung ist ihrem eigensten Wesen nach Gattin und Mutter, die gleichberechtigte, aber anders geartete Gefährtin des Mannes, das aufopfernde, hingebende, liebende Weib, nicht bedrängt von wirthschaftlichen Fragen, nicht durch die Ansprüche der modernen Gesellschaft auf andere als die häuslichen Berufskreise verwiesen. Es ist nicht Zufall, daß die Verherrlichung der eigenen Mutter im letzten Gesang der „Prinzeß" die Idealisirung dessen bleibt, was er als den Beruf des Weibes erkannte.

Man zweifelte nach dem Erscheinen dieses Gedichtes an der Befähigung des Verfassers, seine herrliche Lyrik zu einem großen, einheitlichen Kunstwerk zu gestalten; er selbst schwieg zwei Jahre hindurch fast vollständig. Dann, 1850, erhielten die Freunde die ersten Exemplare des noch unveröffentlichten Gedichtes, das alle Bedenken beschwichtigte. Sein ursprünglicher Titel „Fragmente einer Elegie" war durch „In Memoriam" ersetzt worden; ohne Angabe des Verfassers erschien es noch im selben Jahr zu London.

II.

Fast unmittelbar nach dem Tod seines Freundes hatte Tennyson die ersten Gesänge niedergeschrieben. Die Liebe zum schwärmerisch bewunderten Jugendgenossen, der Schmerz um ihn, mit dem der Traum gemeinsamen Strebens und Wirkens verwehte, lebten im Vorsatz, ihm ein Denkmal zu errichten, unsterblich wie das Gefühl, das er eingeflößt hatte:

The path by which we twain did go,
Which led by tracts that pleased us well,
Thro' four sweet years arose and fell
From flower to flower, from snow to snow,

And we with singing cheered the way,
And crowned with all the season lent,
From April on to April went,
And glad at heart from May to May[1]).

Bald aber sprengte die Gewalt der in Fluß gebrachten Gedanken und Gefühle die ursprünglich beabsichtigte Form, und das individuelle Leid, die Qual des Zweifels, die unstillbare Sehnsucht und das stürmische Verlangen nach Wiedervereinigung gestalteten sich, vom Genius belebt, zur Geschichte der

[1]) Die Pfade, die wir Zwei gegangen,
Sie führten uns nach freier Wahl
Von Schnee zu Schnee, durch Blüthenprangen,
Vier Jahre lang von Berg zu Thal.

Wir kürzten mit Gesang das Wandern,
Des Lenzes Kranz hat uns geschmückt.
Von einem Mai bis zu dem andern
Hat Jugend uns das Herz beglückt.

Läuterung einer Seele durch den Schmerz. In diesem Sinn und innerhalb der Grenzen, die einer lyrischen, auf intellectuelle Probleme und seelische Vorgänge sich concentrirenden Dichtung gezogen sind, ist auf Analogieen zwischen „In Memoriam“ und der „Göttlichen Komödie“ hingewiesen worden. Hier wie dort ringt sich die Seele durch Kampf und Leid zur Friede bringenden Gewißheit hindurch, daß das Leben kein zweckloses Gut und zwischen Gott und Natur kein nothwendiger Gegensatz vorhanden ist. Dem modernen Dichter kam der Conflict nicht in der theologisch-philosophischen Fassung des Mittelalters, sondern in der wissenschaftlichen Gedankenarbeit der Gegenwart zum Bewußtsein. Ihre Bahnbrecher fanden im kunstvollendeten Wohlklang dieser Verse Probleme wieder, welche die Evolutionslehre und Biologie dem Dichter nahegelegt hatten. Der Dichter aber warf Fragen auf, für welche das Wissen seiner Zeit ebenso wenig als die Weisheit aller vorhergehenden Generationen eine Antwort bereit hatte.

Daher das Hin- und Herwogen von Zweifel und von Glaubenszuversicht in den Strophen von „In Memoriam“. Tennyson ist als Dichter der Wissenschaft — poet of science — bezeichnet worden. Er gestand dem intellectuellen Fortschritt alle Möglichkeiten zu, nur nicht die Fähigkeit, den tiefsten Bedürfnissen der Menschenseele zu genügen und den unvertilgbaren Glauben an eine höhere Ordnung zu ersetzen. Die Trauer um den geliebten Todten umgab ihn Jahre lang mit einer solchen Atmosphäre geistiger Betrachtung. Das Sterben und die Fortentwicklung der Seele zu einer höheren, endloser Steigerung fähigen Erkenntniß erschien ihm unzertrennlich von den Bedingungen der Entwicklung, welche die Naturforschung der materiellen Welt setzt. Der Tod wandelte sich im Lichte dieser Weltanschauung zu einer zweiten Geburt; die Hoffnung, dem Gefährten seiner Jugend wieder zu begegnen,

And I shall know him when we meet,

wurde der Sporn zur Heiligung des Lebens durch einen reinigenden, aber nicht unthätigen Schmerz. Als er sein Leid in Worte zu kleiden begann, schien es ihm „halb Sünde“, es den Menschen zu sagen. Am Ende der Elegie angelangt, bemächtigte sich seiner ein ganz anderes Gefühl. Die Klage war erschöpft, die Liebe stärker als zuvor. Er selbst fühlte sich unter dem doppelten Einfluß zu etwas Größerem entwickelt und wenn auch weit entfernt, so doch nicht getrennt von ihm, der ein so edler Typus des Geschlechtes gewesen,

That friend of mine, that lives with God.

„In Memoriam“, dem stets wechselnden, über den Solent gebreiteten, in Sturmesschauer gehüllten und dann wieder in feuchtem Glanz aufleuchtenden englischen Himmel vergleichbar, klingt dennoch harmonisch aus. Der feierlich gestimmte, edle und hohe Geist, der an sich die Versuchung erfahren hatte, den Zwiespalt und Kampf in der Natur, das Elend und die Sünde im Menschen, nicht versöhnen zu können mit dem Glauben an einen allmächtigen Schöpfer, hielt sich von nun an in Demuth überzeugt, daß der Glaube, Gott sei die Liebe, nicht aus dieser Außenwelt, sondern aus dem eigenen Innern zu uns rede und von der Erkenntniß getragen sei, wie nichts vergebens gelitten werde, so gehe auch

nichts Gutes jemals verloren. Die Bedingung der Fortentwickelung zum Guten aber erkannte Tennyson, im Einklang mit allen Lehrern der christlichen Ethik, in der Willensfreiheit des Menschen, „dem großen Wunder, augenscheinlich einem Act der Selbstbeschränkung Gottes, und zugleich einer Offenbarung seiner selbst". „Die menschliche Freiheit", erklärte er einmal, über sein Lieblingsthema befragt, „gleicht dem Vogel im Käfig. Er kann auf der niedersten Sprosse sitzen bleiben oder auf die höhere gelangen. Dann wird Er, der da ist und weiß, seinen Käfig erweitern und ihm immer höher gelegene Stufen bereit halten, bis er endlich die Decke des Käfigs abbrechen und ihm den Flug freigeben wird zur Vereinigung mit dem freien Willen des Universums." Es war in schlichterer Rede derselbe Gedanke, der im Prolog zu „In Memoriam" als die Summe seiner Weltbetrachtung in den Stanzen wiederklingt:

Thou wilt not leave us in the dust:
Thou madest man, he knows not why,
He thinks he was not made to die!
And thou hast made him: thou art just.

Thou seemest human and divine,
The highest, holiest manhood, thou:
Our wills are ours, we know not how;
Our wills are ours, to make them thine[1]).

Der Eindruck des Gedichtes, dessen sprachliche Schönheit die Kenner entzückte, war ebenso tief als gewaltig und hat sich nicht erschöpft: Alle, die tief gelitten hatten und das Buch zur Hand nahmen, konnten wie zehn Jahre nach seinem Erscheinen die Königin selbst in ihrem Wittwenschmerz bezeugen, daß Tennyson ihnen ein Tröster gewesen sei.

Er stand im einundvierzigsten, Miß Emily Sellwood im achtunddreißigsten Jahre, als sie, kurz vor dem Erscheinen von „In Memoriam" sich bei gemeinsamen Freunden im Frühjahr 1850 wiederfanden. Sie waren beide immer noch in kleinen, fast dürftigen Verhältnissen, aber ihre Neigung bestand unverändert fort, des Dichters Verleger eröffnete bessere Aussichten, und so beschlossen sie, die Arbeit des Lebens gemeinsam fortzuführen. Am 13. Juni wurde die Hochzeit zu Shiplake an der Themse in aller Stille gefeiert, so daß der Bräutigam zum großen Spaß der An-

[1]) Du läßt den Menschen nicht in Grabesruh,
Warum er ward, er kann es nicht verstehn;
Er glaubt, nicht um nur sterbend zu vergehn,
Denn Du erschufest ihn: gerecht bist Du!

Du scheinst ein menschlich, scheinst ein göttlich Sein,
Die heiligste und höchste Menschlichkeit:
Wir wandeln hier beschränkt durch Raum und Zeit;
Wir haben Freiheit, um sie Dir zu weih'n.

(Agnes von Bohlen,
„Zum Gedächtniß" an A. Tennyson.
Berlin 1874.

wesenden bemerkte, es sei die hübscheste Trauung, der er jemals beigewohnt habe. Sie brachte ihm ungetrübtes, vollendetes Glück. Die nunmehrige Mrs. Tennyson war keine gewöhnliche Frau. Ihr künstlerisches Urtheil galt dem Gatten als so sicher, daß er Alles, was er veröffentlichte, ihr zu unterbreiten pflegte. Sie führte seine ganze Correspondenz, schützte ihn vor dem Ungemach des Alltagslebens und dem Herandrängen der Außenwelt, erheiterte sein Dasein und beglückte sein Herz. Mit ihr, sagte er, sei der Friede Gottes in sein Haus eingezogen, und von ihr bekannte er seinem langjährigen Freund Jowett, dem berühmten Oxforder Lehrer, sie habe ihm einst gesagt, Gottes Angesicht lächle, wenn sie bete, auf sie herab. Jowett selbst nennt sie eines der liebreizendsten, reinsten, unschuldigsten und selbstlosesten Wesen, die ihm begegnet seien. Ihr Gatte dachte nicht anders über sie. Wenige Wochen nach seiner Heirath kamen eines Abends zwei vertraute Freunde zu Besuch. Mrs. Tennyson war schon zur Ruhe gegangen; die Herren plauderten noch ein Stündchen, dann entstand eine Pause. Während derselben hörten sie, wie der Dichter, in Gedanken verloren, zu sich selbst sprechend sagte: „Ich habe viele vortreffliche Frauen gekannt, die einen nach dieser, die andern nach jener Richtung, diese Frau aber ist die edelste Frau, die mir jemals begegnet ist."

Die englische Gastfreundschaft bestätigte dem Paare gegenüber ihren historischen Ruf. Während Tennyson, der Arthur Hallam's Grab vorher nie besucht hatte, mit seiner Frau dahin wallfahrtete, bot man ihnen von allen Seiten Landhäuser, nicht nur zu vorübergehendem, sondern zu dauerndem Wohnsitz an. Noch im November desselben Jahres erfolgte die Ernennung des Dichters an des verstorbenen Wordsworth Stelle zum Poet Laureate, abermals, wie bei Gelegenheit der Pension, unter der Bedingung, daß keine Verpflichtung officieller Art mit der Wahl verbunden sein sollte, die der Erfolg von „In Memoriam" entschieden hatte. Im nächsten Jahr, 1851, besuchte Tennyson mit seiner Gattin zum ersten Mal Italien und begegnete sich auf dem Rückweg in Paris mit dem Dichter-Ehepaar Browning, wobei dauernde freundschaftliche Beziehungen zwischen den beiden Familien angeknüpft wurden. Es währte bis 1853, bevor er die Heimstätte für sich und die Seinen fand, Farringford auf der Insel Wight, die von seinem Namen ebenso unzertrennlich wie Abbotsford von dem Walter Scott's geworden ist. Das Haus lag einsam, von Schlinggewächsen umrankt und von Cedern und Ilex beschattet, inmitten blumiger Matten, mit dem Blick auf Höhenzüge, Fichtenwälder und nicht fern davon die See, deren Rauschen den Gesang der Vögel begleitete, die Tennyson mit derselben Liebe wie seine Pflanzen und Bäume hegte. In diesem, von den Freunden als ein verzaubertes Schloß gepriesenen Haus ward dem Ehepaar Tennyson am 16. März 1854 der dritte und letzte Sohn Lionel geschenkt. Seinen älteren Bruder, am 11. August 1852 geboren, hatte der Vater nach dem Jugendfreund „Hallam" getauft. Das erste Kind, ebenfalls ein Knabe, war todt zur Welt gekommen. Jahre später schrieb Tennyson, seiner gedenkend: „Er lag da, mit festgeschlossenen Fäusten und Falten auf der Stirn, wie ein kleiner Krieger, der die Schlacht geliefert und verloren hat.

Sollte mein Jüngstgeborener heute sterben, so glaube ich nicht, daß ich noch einmal so leiden könnte wie damals beim Anblick dieses Kindes, das nie das Licht erblickte. Meine Frau, die fürchterlich gelitten hatte, sah ihn nie. Um so besser für sie." Den beiden überlebenden Söhnen wurde er der sorgsamste, liebevollste Vater. Er hatte für Kinder ebenso viel Neigung als Verständniß, spielte mit ihnen, überbürdete sie nie, verlangte strenge Wahrhaftigkeit, als Grundlage aller anderen Tugenden, und lehrte sie die peinlichste Höflichkeit gegen Untergebene und Bedürftige. Obwohl er ihnen gern Balladen und einfache Gedichte vortrug und sie solche auswendig lernen ließ, wählte er niemals zu diesem Zweck eigene Gedichte, obwohl die „Ode auf den Herzog von Wellington" und die in einer halben Stunde, nach Lectüre des Timesartikels über den Tag von Balaclava niedergeschriebene „Charge of the Light Brigade" die ganze englische Jugend zur Begeisterung entflammte. Gladstone und Montalembert, der französische und der englische Vorkämpfer des christlichen Gedankens und der christlichen Freiheit, waren beide gegenwärtig, als Oxford seinem nationalen Dichter die Doctorwürde verlieh. Freiligrath hatte bereits in den vierziger Jahren Uebersetzungen von Tennyson gegeben, welche dieser, der gut Deutsch verstand, dankend lobte. Jetzt übertrugen auch Franzosen einige seiner Gedichte, und mit gemischten Gefühlen las er „Tom ne vient pas", als Wiedergabe der Verszeile „He cometh not, she said".

Das erste größere in Farringford entstandene Werk war „Maud", ein Monodram, das in des Dichters Production eine eigenthümliche Stelle einnimmt.

Das mit den Anfangsworten „Ach wenn es möglich wäre" beginnende Sehnsuchtslied nach der todten Geliebten, das später dem zweiten Theil von „Maud" einverleibt wurde, machte, seiner außerordentlichen Schönheit wegen, tiefen Eindruck auf einen Freund und Nachbar Tennyson's, Sir John Simeon. Dieser hochgebildete und liebenswürdige Mann, den wir zu kennen noch selbst das Glück hatten, sprach nach Lectüre des Gedichtes den Wunsch aus, der Dichter möge dasselbe zum Mittelpunkte einer Geschichte machen. Das geschah, und ihr Inhalt war, daß ein einsamer, früh durch außerordentliche Schicksale geprüfter Mann die Tochter Desjenigen liebt, der seinen Vater zu Grunde gerichtet, vielleicht getödtet hat. Die Einzelheiten des Begebnisses bleiben unbestimmt, der Nachdruck ist auf die seelischen Vorgänge gelegt, Zeitereignisse spielen in die Dichtung hinein, deren Träger, eine Hamletnatur, unter der Last seines Schicksals zu erliegen droht. Da befreit ihn Maud, die er liebt, von den Dämonen in der eigenen Brust und läßt ihn die Seligkeit einer reinen und edlen Leidenschaft erfahren, bis sein Unheil ihn zum Zweikampf mit ihrem Bruder treibt. Er tödtet ihn, sie stirbt, und aus der Nacht des Wahnsinns erwacht er zum heldenmüthigen Entschluß, die ihm wiedergeschenkte letzte Kraft dem Wohl der Menschheit zu opfern. Besser sei es, für das Gute zu kämpfen, als in Zorn und Unmuth gegen das Böse sich zu erschöpfen.

Dies der Rahmen von „Maud". Eingefügt sind die schönsten Liebeslieder — Lieder der Freude, des Triumphes, der Sehnsucht und des

höchsten Schmerzes — die seit Shakespeare gedichtet worden. Tennyson selbst rechnete einige derselben zum Besten, was er geschrieben. Populär ist die Dichtung dennoch nie geworden, obwohl oder vielleicht eben weil sie von Commentaren begleitet wurde, durch welche Bewunderer von „Maud" sie der Menge verständlich zu machen hofften. Diese aber fuhr fort, persönliche Anspielungen da zu suchen, wo eine mächtige Phantasie frei und künstlerisch gewaltet hatte, und die hohe Schönheit des Ganzen ist bis heute nur Einzelnen zugänglich geworden, unter diesen Swinburne, der das Pathos und die Melodie von „Maud" unübertroffen nennt.

Im Gegensatz dazu war der Erfolg der 1859 erschienenen ersten vier „Idylls of the King" ein so außerordentlicher, daß 10000 Exemplare in der ersten Woche nach ihrem Erscheinen verkauft wurden: „Ich hörte das Horn in Elfland blasen", schrieb W. M. Thackeray, „und sah Arthur in goldener Rüstung und Guinevere in goldenem Haar, und all' die Ritter, die Helden, die Schönen, und die lichtumfluthete Landschaft und die nebelgrauen Seen, inmitten welcher sie von Ihnen zum Leben erweckt worden sind. Sie erscheinen mir wie Thatsachen seit den drei Wochen, wo ich Ihr Buch las .... Gold und Purpur und Diamanten, und Männertugend und Liebe und Ehre, hätten Sie mir das Alles nicht gegeben, ich könnte nicht so überschwänglich dankbar sein, nicht das größte Entzücken empfinden, das seit den Tagen meiner Jugend über mich gekommen ist."

So verschieden geartete Männer wie Kingley, der Herzog von Argyll, Macaulay, Prinz Albert, Ruskin, Aubrey de Vere, Gladstone, Jowett bezeugten alle die Einstimmigkeit des Lobes, das dem nationalen Dichter entgegengebracht wurde. Er war es im doppelten Sinne, daß er den Legendenschatz seines Volkes hob und ihm eine Form und Deutung gab, durch welche er der Gegenwart wieder zugänglich wurde. Er erfand nicht oder selten, aber er schaltete frei mit dem altüberlieferten poetischen Stoff und vertraute ihm während eines Zeitraumes von vierzig Jahren seine Anschauung dessen an, was der sittliche Begriff des Daseins ihm bedeutete. Wie im Don Quixote und wie im Faust spiegelt sich in König Arthur's Kämpfen und Schicksalen, in seinem heroischen Ringen und in seiner ruhmvollen Niederlage das Los alles Irdischen, das Scheitern des Ideals an den Klippen und in den Abgründen der Selbstsucht, der Leidenschaft, des Verrathes und der Sünde. Vergebens liebt Elaine, „die Lilie von Astolat", den unvergleichlichen Ritter Sir Lancelot; umsonst hat der König sein Herz einer Einzigen geschenkt, sie liebt nicht ihn, sondern Lancelot. Die Jungfrau stirbt, der König fällt in der Schlacht, weil Guinevere nicht „athmen konnte im reinen, vollendeten Licht dieser höchsten Menschlichkeit."

Das Werk der Tafelrunde ist mißlungen, nicht nur weil Irrthum und Schwachheit seine Ritter zur Untreue verleiten, sondern — das ist der tiefe Sinn der Dichtung — weil es in keines Menschen Macht liegt, den Begriff des Guten in einem persönlichen Werk zu erschöpfen. Denn

> God fulfills himself in many ways,
> Lest one good custom should corrupt the world.

Aber dieses Werk ist, wenn auch unvollständig, so doch nicht gescheitert; es bleibt ein Bruchstück und er, der es schuf, Flos Regum Arthurus, wird einst wiederkehren, geheilt von seinen Todeswunden, um den Kampf zwischen Ideal und Wirklichkeit in der neuen Ordnung wieder aufzunehmen, welche die alte ersetzen muß.

Auf der Höhe des Inhalts steht die Sprache der „Königs-Idyllen", die dem lateinischen Wortschatz weniger als jede andere englische Dichtung entlehnt; der große epische Stil, „ce style d'or", schreibt Taine, der „In Memoriam" nicht verstanden und bei diesem Anlaß von kalter Monotonie gesprochen hatte! Wunderbare Naturbeschreibungen, dramatisches Leben, die Erweckung einer Traumwelt von ritterlichem Heldenthum im Dienste des Guten, in der das feinste Empfinden alle Herzenstöne zartester Liebe anschlug und die Leidenschaft in verzehrenden Gluthen aufflammte, so viele Gaben, mit hoher Kunstvollendung vereint, umfingen die Menschen wie mit einem Zauber. Die Frage, ob die „Idyllen des Königs" ein einheitliches Werk, oder ob sie Anfangs planlos, als getrennte Dichtungen entstanden seien, ist erst später, nach Vollendung des Cyclus, gestellt worden. Als die Antwort unentschieden lautete, suchte man das Werk als Allegorie zu deuten und berief sich auf Tennyson's eigene Worte, „er habe unter König Arthur die Seele, unter der Tafelrunde die Leidenschaften und Fähigkeiten der Menschen verstanden". Das Beispiel Goethe's hat uns gegen posthume Auslegungen des Dichters in Bezug auf sein eigenes Werk gewarnt: in den Idyllen kommt ein einheitlicher, aber kein allegorischer Gedanke zum Ausdruck. Es ist des Dichters lebendiger, befreiender Glaube an die Macht der Liebe, die den unstillbaren Durst, das Sehnen und Streben nach Vollkommenheit und Vollendung in Gott als der höchsten Liebe weckt. Deswegen, und weil unzertrennlich davon der Unsterblichkeitsglaube in Tennyson's Seele lebte, und nur einmal hienieden ein solches Ideal vollkommener Liebe den Menschen erschienen ist, weist König Arthur's Gestalt Züge der Aehnlichkeit mit der des Erlösers auf.

Diese Dichtung fiel für England in eine Zeit religiöser Erneuerung, die wir als bekannt voraussetzen müssen, weil der Raum nicht gestattet, sie zu erzählen. Unter ihren Anregern und Erweckern, wenn auch fern von den Theologen, so doch nahe bei der Person Jesu Christi als dem Licht der Welt, steht Alfred Tennyson.

Er zählte fünfzig Jahre, als mit der Berühmtheit auch der Wohlstand bei ihm einzog. Farringford, das er Anfangs nur gepachtet hatte, wurde jetzt sein freier Besitz. Mit Ausnahme einiger Reisen nach Deutschland, Südfrankreich und Irland war er nach englischen Begriffen noch wenig gereist. Nun (1858) besuchte er Norwegen, später, während des franco-italienischen Krieges gegen Oesterreich, auch Portugal. Die Reise, während der Augusthitze ausgeführt, mußte in Folge der schlecht gewählten Jahreszeit plötzlich unterbrochen werden. Es blieb nur die Erinnerung an Cintra und an eine Begegnung im Hotel zu Lissabon mit dem Herzog von Saldanha, der im Speisesaal auf den englischen Reisenden zueilte und sagte, er habe unter „dem großen Herzog" zweiundvierzig Mal und immer erfolgreich sich ge-

schlagen, zwei englische Frauen, eine vortrefflicher als die andere, geheirathet, und sei nun gekommen, um Englands Poet Laureate zu begrüßen; er sei Saldanha. Ebenso wenig als auf Reisen das Incognito ließ sich in Farringford die Landeinsamkeit wahren. Der große englische Maler Watts malte das beste Porträt des Dichters, das überhaupt von ihm gemacht werden sollte, ein in Betrachtung versunkenes, edles und großartiges Menschenantlitz. Es kam Prinz Albert, aus eigenem Antrieb und zugleich im Auftrag der Königin, die im nahen Osborne sich mit dem Gemahl eine Heimstätte gegründet hatte. Freunde verkehrten zu längerem oder kürzerem Aufenthalt und brachten ihrerseits berühmte Besucher, die den Dichter von Angesicht zu sehen verlangten, Künstler, Reisende, Schriftsteller, Gelehrte, Politiker, Geistliche, Frauen, zuweilen auch einsame Menschen, die nur selten anderswo gesehen wurden, und die ein verwandter Zug hierher führte.

Als Tennyson seine Antrittsaudienz in Osborne hatte, war Prinz Albert seit drei Monaten todt. Die Königin empfing den Dichter stehend, bleich und regungslos und erwiderte auf seine Bemerkung, mit ihm, den sie beweine, sei ein großer König gestorben, der Prinz habe stets gesagt, es sei gleichgültig, wer das Rechte thue, ob er oder ein Anderer, vorausgesetzt, daß das Rechte geschehe. Ein Jahr später (1863), nach dem schwungvollen, begeisterten Willkommengruß des Dichters an die Prinzessin von Wales bei ihrem Einzug in Windsor, fragte die Königin ihn persönlich, was sie für ihn thun könne. Er antwortete: „Nichts, Majestät, als meinen beiden Jungen die Hand zu geben. Das möge, wenn die Zeiten stürmisch werden, ihre Loyalität bewahren." Sie rief ihn mit den Seinen nach Osborne, schickte ihm häufig Bücher und sagte wiederholt, „In Memoriam" habe ihr Leid gemildert. Bis zu des Dichters Ende hielt sie die Beziehungen zu ihm aufrecht, schrieb ihm eigenhändige Briefe, lud ihn zu ihren Familienfesten nach Osborne herüber, entschuldigte es, wenn er doch nicht kam, und sah ihn nie öfter und pünktlicher als in Stunden der Prüfung erscheinen. Gegen alle Etiquette redete er sie brieflich einmal an: „Dear and honoured Lady, my Queen", und beklagte sie in ihrer einsamen Größe.

Mit diesen Gefühlen der Loyalität für seine Königin hielt er es ganz vereinbar, Garibaldi bei seiner Anwesenheit in England (1864) zu sich nach Farringford zu bitten, wo er eine Wellingtonia im Park pflanzte und vom Dichter den Rath erhielt, auf englischem Boden nicht von Politik zu sprechen. Die Worte, „in weltlichen Dingen habe er die göttliche Einfalt des Helden", verriethen keine Enttäuschung, obwohl die Beiden sich augenscheinlich in ihren Landessprachen nur wenig verstanden.

Noch im selben Jahre gab Tennyson eine Sammlung Gedichte heraus, die Anfangs unter dem Gesammttitel „Idyllen des häuslichen Herdes" erscheinen sollte und eine seiner populärsten Schöpfungen, „Enoch Arden", enthielt. Gegen seine sonstige Gewohnheit langsamer, oft lange unterbrochener Production vollendete er „Enoch Arden" in vierzehn Tagen, ein intimes volksthümliches Drama, dessen duldender Held, der Mann aus dem Volke, sich den kleinen Leuten ins Herz schmeichelte:

Plowmen, shepherds have I found,
and more than once, and still could find
Sons of God and kings of men in utter nobleness of mind[1]).

Das Gedicht ist in Deutschland kaum weniger als in England bekannt und beliebt; andere, derselben Sammlung angehörig, waren so gelungene Dialektdichtungen, aus Lincolnshire unter Andern, daß die Tochter eines dortigen Pächters den Band mit der Bemerkung aus der Hand legte: „So reden ja unsere Bauern; ich dachte, Mr. Tennyson sei ein Gentleman."

Unter seinem traulichen Dach empfing er 1865 einen seltenen, aber sehr willkommenen Gast, Emma, die Königin der Sandwich-Inseln. Eine ganze Völkerwanderung hatte sich nach Farringford auf den Weg gemacht, um sie zu sehen, so daß Tennyson mit ihr in ein kleines Gartenhaus seines Küchengartens flüchtete, damit sie ungestört dort ihre Briefe lesen konnte. Sie machte sowohl auf ihn wie auf die anderen Anwesenden einen höchst sympathischen Eindruck, ihrer würdigen Haltung und großen Liebenswürdigkeit wegen, die selbst ihre Diener zu der Aeußerung veranlaßte, niemals könnten sie sich entschließen, sich von ihr zu trennen. Der Dichter verglich sie, ihrer Regungslosigkeit wegen, mit einer ägyptischen Statue und freute sich der Gesänge aus Hawaii, die ihr Gefolge, am Boden sitzend, mit mimischen Gebärden begleitete. Ein paar Jahre später brachte der englische Capitän Speedy einen anderen exotischen Fürsten, den armen kleinen Prinzen Alamayu, Sohn des Königs Theodor von Abessynien. Er wußte, daß sein Vater sich den Tod gegeben hatte, während die Engländer die Felsenburg von Magdala erstürmten. Diese Katastrophe hatte seine Nerven so furchtbar erschüttert, daß er nicht einschlafen konnte, ohne daß sein Erzieher Speedy zum Schutz gegen die bösen Geister, wie er meinte, ihm beide Arme um den Hals legte: „Geben Sie Acht, in diesem Dschungel birgt sich ein Elephant", sagte er zu Tennyson, auf ein Gebüsch seines Parkes deutend.

In demselben Jahr 1868 besuchte ihn Longfellow, dessen Liebenswürdigkeit alle Herzen gewann, und der mit Tennyson die Schönheit von Platen's Gedicht „In der Nacht" pries. Bald darauf folgte Darwin. Zu diesem sagte Tennyson: „Ihre Evolutionstheorie ist nicht gegen das Christenthum gerichtet." — „Nein, gewiß nicht," entgegnete der Naturforscher. Tennyson war damals mit dem Studium des Hebräischen beschäftigt, weil er eine Uebersetzung des Buches Hiob plante, die jedoch nie ausgeführt wurde.

Dagegen entstand im kurzen Zeitraum einer Woche die Dichtung, deren Inhalt er lange mit sich getragen und aus Scheu vor der Weihe des Gegenstandes nicht hatte in Angriff nehmen wollen. Es war der „San Graal", unter allen Königsidyllen eine der schönsten und großartigsten, eine symbolische Dichtung, in welcher, nach Tennyson's Erklärung, die fünf Visionen des

[1]) Bauern fand ich, ich fand Hirten,
Könnte immer sie noch finden,
Gottes Söhne, Auserwählte, die der Menschheit Adel künden.

Graals, von der heiligen Nonne, Sir Galahad, Sir Parcivale, Sir Lancelot, Sir Bors geschaut, die verschiedenen Naturanlagen und die größere Vollkommenheit oder Unvollkommenheit des Glaubens darstellen. „Die Realität des Unsichtbaren auszudrücken", erschien ihm selbst als das Ziel und der höchste Zweck dieser und aller seiner größeren Eingebungen. Die Seinen erinnerten sich eines Gesprächs vom Januar 1869, wo er ihnen unter Anderem sagte: „Ja, es ist wahr, es gibt Augenblicke, wo das Fleisch mir nichts mehr bedeutet, wo ich fühle und weiß, daß das Fleisch die Vision, Gott und das Geistige dagegen einzig wirklich und wahrhaftig sind. Verlaßt Euch darauf: das Geistige ist das Wirkliche und gehört viel mehr zum Menschen als Hand oder Fuß. Man könnte mir sagen, daß diese Glieder nur eingebildete Symbole meiner Existenz seien, und ich vermöchte es zu glauben. Aber nie, nie wird man mich überzeugen, daß das Ich nicht eine ewige Realität, das Geistige nicht der wahre und wirkliche Bestandtheil meiner selbst ist." Als kritische Stimmen sich dagegen erhoben, daß die „Idyllen des Königs" und so viele andere Dichtungen Tennyson's einen moralischen Zweck verfolgten, als die Parole „Die Kunst um der Kunst willen" jener anderen von der „Kunst um der Menschen willen" entgegengesetzt wurde, antwortete der Dichter mit einem scharfen Epigramm und citirte George Sand: „L'art pour l'art est un vain mot; l'art pour le vrai, l'art pour le beau et le bon, voilà la religion que je cherche." Es war ein Meister des Wortes, der diesen Protest gegen den Schönheitscultus als Selbstzweck erhob.

Tennyson war seit fünfzehn Jahren Besitzer von Farringford, als das Bedürfniß, ungestörter seiner Kunst zu leben, ihn zur Wahl eines Aufenthalts veranlaßte, von dem er hoffte, daß er den Menschen ferner liegen würde: Die Insel Wight sollte nicht verlassen werden, aber zur Zeit, wo die Touristen sich einfanden, wollte er sich die Möglichkeit zur Flucht offen halten.

So wählte er eine zweite Heimstätte im parkähnlichen, fruchtbaren, lachenden Surrey, Aldworth genannt, und legte an Shakespeare's Geburtstag, 23. April 1868, den Grundstein des neuen Hauses. Im Gegensatz zu Farringford entstand diesmal ein schloßähnlicher Bau in Elisabethinischer Gothik, in zweifarbigem Stein ausgeführt, mit Erkern und Galerien als Mauerkrönung um das Dach gezogen, von Blumenanlagen umgeben und in Grün gebettet. Bereits im nächsten Jahre konnte Aldworth bezogen werden, und unter seinen ersten Gästen ist Jenny Lind genannt. Es folgten Turgenieff, Huxley, Tyndall, der große Botaniker Dr. Hooker, der seines Geistes und seiner Liebenswürdigkeit wegen gefeierte und populäre Wilberforce, Bischof von Winchester, unzählige Andere, berühmt und unberühmt, die es zweifelhaft erscheinen lassen, ob die zweite Niederlassung sich gegen Eindringlinge geschützter als die erste erwies. Wie dem auch gewesen sein möge, Aldworth sah, wie Farringford, viele glückliche, wolkenlose Tage. Zwar wurde Mrs. Tennyson, die immer schwächlich gewesen war, 1874 von schwerer Krankheit befallen und blieb seit der Zeit fast stets auf das Sopha gebannt; allein sie sorgte nach wie vor für die Andern, war immer thätig und der gute Geist des Hauses, der Friede und Freude um sich verbreitete.

Ihr Gatte und sie hatten zu öfteren Malen für mehrere Monate ein Haus in London gemiethet und dort den Kreis ihrer Bekannten gepflegt und erweitert. Auf Tennyson's ganz besondern Wunsch war 1869 die Metaphysische Gesellschaft gegründet worden, zum Zweck, Theologen, Philosophen und Agnostiker zum Meinungsaustausch zu veranlassen und die freie Discussion über die wichtigsten Hypothesen und Probleme zu fördern.

Sehr hübsch und scherzend hatte der Dichter in einer Vorversammlung gesagt, die moderne Wissenschaft sollte immerhin den Menschen gelehrt haben, Licht von Hitze — light from heat — zu unterscheiden, was zur gesellschaftlichen Regel für die Mitglieder wurde. Gewisse Redeturniere, wie jenes zwischen Huxley und Martineau, erlangten Berühmtheit; schon das war merkwürdig, daß die Häupter der römisch-katholischen Hierarchie und der englischen Staatskirche, Cardinal Manning und der Erzbischof von York, freundlich mit den ausgesprochenen Gegnern jedes religiösen Bekenntnisses, wie Huxley und Frederick Harrison verkehrten. Eine Vereinigung aller christlichen Kirchen, dieser Traum so vieler Guten, war auch Tennyson's oft wiederholter Wunsch. Als Einer, der seinen christlichen Glauben nicht an ein bestimmtes kirchliches Bekenntniß, nicht „an Formeln", wie er es ausdrückte, band, obwohl er das Sacrament nach Vorschrift der anglikanischen Kirche sich reichen ließ, hat er die Schwierigkeiten unterschätzt, die einer solchen Wiedervereinigung der Confessionen begegnen. Immerhin hielt er es für einen großen Gewinn, die Vertreter der Wissenschaft mit denen der Kirchen in Berührung gebracht zu haben und erachtete den Beweis der völligen Haltlosigkeit des reinen Materialismus für erbracht. In Bezug auf Metaphysik blieb er der Ansicht, daß die Neueren den Philosophen des Alterthums wenig hinzugefügt haben. Die Gesellschaft bestand bis 1880, dann löste sie sich auf, „aus Ueberschuß an Liebe", meinte Huxley; „weil es Niemandem gelungen war, den Begriff dessen, was mit Metaphysik eigentlich gemeint sei, zu bestimmen", versicherte Tennyson. Dr. Martineau traf wohl den Nagel auf den Kopf mit der Bemerkung, nicht die schärfsten Denker, sondern die gewandtesten Redner hätten in diesen Debatten die ersten Rollen gespielt, Tennyson's persönlicher Einfluß habe, obwohl er selbst niemals das Wort ergriff, die Ehrfurcht vor der Religion gesteigert.

III.

Es war in seinem sechsundsechzigsten Jahre, daß der Dichter, seine bisherigen Bahnen verlassend, als Dramatiker vor die Oeffentlichkeit trat.

Seit „Maud" und mehr noch seit den „Königsidyllen" hatten sich ihm dramatische Stoffe in Fülle geboten. Ein Patriot seiner Gesinnung, dem die bewahrende Kraft der vielhundertjährigen Institutionen seines Landes ebenso unentbehrlich als die fortschreitende, alle lebensfähigen Entwickelungen in sich aufnehmende Gegenwart erschien, wurde naturgemäß auf historische Stoffe verwiesen. Ihn lockte der Gedanke, das Entstehen des englischen Staatswesens, „the making of England", zum Gegenstand einer Trilogie zu machen. „Harold" sollte den Conflict zwischen den drei streitenden Rassen, Sachsen, Dänen, Normannen, schildern, „Becket" den Kampf zwischen Staat und Kirche

um die Herrschaft und „Königin Maria" den Sturz des Katholicismus und die Morgenröthe der neuen Zeit, die Befreiung des Individuums darstellen. Letzteres Drama erschien zuerst, und zwar 1875, mit nicht weniger als fünfundvierzig Personen, von welchen freilich nur etwa zwölf in die Handlung eingreifen. Darunter war Cardinal Pole, schwach, liebenswürdig und edel, von dem es heißt, daß er „wohl die Züge, nicht die Kraft der Plantagenets besitze", Elisabeth, die künftige Königin, deren Gestalt keine festen Umrisse gewinnt, Cranmer, dessen tragisches, schuldbeschwertes, in Sanftmuth und Geduld hingenommenes Schicksal mit historischer Treue wiedergegeben ist, der Lord-Kanzler Gardiner, Simon Renard, der spanische, Noailles, der französische Botschafter, drei Meister der Intrigue, die um Kronen spielen. Im Mittelpunkt des Dramas jedoch steht keine Handlung, sondern ein seelisches Problem, die krankhafte, unbezwingliche, unerwiderte Leidenschaft der alternden Königin Maria Tudor für „den eiskalten, steinharten" Sohn Karl's V. Maria liebt Philipp, bevor sie ihn gesehen. „Die größte aller Narrheiten," sagt sein spanischer Vertrauter, Simon Renard, „ist doch die, für einen Schatten liebeskrank zu sein." Sie liebt ihn ungleich mehr, nachdem sie, um ihn zu besitzen, den Aufstand niedergeworfen, ihre Schwester Elisabeth verbannt, Cranmer und Lady Jane Grey dem Tode geweiht hat. Das Weib in ihr, schwermüthig und vor der Zeit gewelkt, kränkelnd, dem frühen Ende verfallen, kann den Gatten weder rühren noch gewinnen. Aber sie glaubt sich Mutter zu fühlen, und der Sohn wird geboren werden, der Fürst des Friedens, der die Häresie in die Hölle zurückweisen und dessen Scepter von einem Indien zum andern reichen wird. Sein Glaube wird die Welt, die ihm gehört, in Licht und Sonne kleiden. „Oeffnet euch, ihr ewigen Thore," ruft wie in einer Extase die Königin, „der Herrscher naht, mein Stern, mein Sohn!"

Philipp aber wartet vergebens, und er wartet nicht lange. Einen Tag, einen einzigen, vermag sie ihn noch zurückzuhalten. Dann verlangt er die Kriegserklärung gegen Frankreich und die Nachfolge für Elisabeth auf den englischen Thron, damit nicht etwa der französische König auch König von England werde. Seinem Vertrauten Feria aber bekennt er den innersten Gedanken seiner Seele. Vielleicht, wenn die Königin stirbt, ist Elisabeth die bessere Gemahlin . . . vielleicht! So scheidet er von England, ohne Abschied, mit trügerischen Botschaften des Wiedersehens, bis Maria, schon von der Hand des Todes berührt, den Gemahl durchschaut, an den sie ihre Liebe verschwendet hat. Calais ist verloren, Philipp kommt nicht wieder. Unter seinem verrätherischen Blick will sie nicht sterben. Mit ihrer letzten Kraft zerschneidet sie sein Bild und reißt es aus dem Rahmen: „O Gott, ich habe meinen Philipp getödtet!" ist ihr letzter Ruf. Elisabeth empfängt von ihr die Krone. Huldigend rufen die Lords: „Gott beschütze die Königin, mit dem Papstthum ist es vorbei." — „Sind wir dessen so sicher?" wirft Lord Paget leise dazwischen, worauf der Vorhang fällt.

Nicht über einem Drama. Denn zu einem solchen genügt es nicht, daß die Königin zwei Acte hindurch um den Besitz von Philipp ringt und im

zweiten Theil, gegen alle Hoffnung hoffend, die Geburt eines Kindes erwartet. Vor diesem auf die Länge höchst peinlich wirkenden Motiv treten alle anderen zurück. Philipp bleibt zu antipathisch, als daß die Leidenschaft, die er einflößt, erklärlich schiene. Maria ist zu grausam, um Mitleid zu erwecken; aber sie ist groß und wahrhaft königlich in der Gefahr. Die Schönheit und Lebendigkeit des Dialogs, die Pracht und Wirkung einzelner Momente, vor Allem Cranmer's Tod und Pole's Berufung nach Rom unter der Beschuldigung der Häresie, sind eines großen Dichters würdig. Als das Drama 1876 im Lyceum-Theater zu London zum ersten Mal gegeben wurde, spielte Irving den Philipp, und Browning, der unter den Zuschauern war, konnte von einem Erfolg berichten, obgleich er, Carlyle citirend, „dem Privattheater unter dem eigenen Hut" den Vorzug gab. Einem solchen auserwählten Kreis von Kennern wird die Lectüre von „Queen Mary" stets ein hoher poetischer Genuß sein.

Es verging kein Jahr, und Tennyson's zweites Drama, „Harold", erschien. Im Gegensatz zur Schwermuth, die über dem ersten gebreitet liegt, pulsirt hier frisches, kampffrohes Leben. König Eduard dem Bekenner, der kinderlos und in mystischer Frömmigkeit sein Dasein abschließt, ist sein Schwager Harold, der Sohn des großen Earl Godwin, entgegengestellt. Harold liebt des Königs junges Mündel Edith, die Aldwyth, Wittwe des Königs von Wales, ins Kloster treiben will, weil Harold ihr selbst eine heiße Leidenschaft eingeflößt hat und sie sein Weib zu werden begehrt. Dieser aber begegnet Edith in des Königs Garten, betheuert ihr seine Liebe und spricht, sie umarmend: „Du bist eine Nonne, dein Kloster sind meine Arme." Aus der drückenden Atmosphäre des abergläubischen, durch Zeichen geängstigten Hofes drängt es ihn fort zum lustigen Waidwerk, zur Falkenjagd in die grüne Normandie. Widerstrebend entläßt ihn Eduard; ein Sturm verschlägt ihn nach Ponthieu, und gefangen wird er zu Herzog Wilhelm nach Bayeux gebracht. Dieser will ihn nur unter der Bedingung frei geben, daß er ihm Beistand leiste zur Eroberung Englands: „Besser sterben als lügen", hatte bis dahin Harold's Wahlspruch gelautet. Von allen Seiten gedrängt, leistet er endlich den Eid, von dem er mit dem alten Tragiker sagen kann: „Meine Zunge schwur, nicht aber meine Seele." Zu aufrichtig, um durch die scholastischen Spitzfindigkeiten des Erzbischofs Stigand von Canterbury sich beruhigen zu lassen, kehrt er mit dem dumpfen, Unheil verkündenden Gefühl an Eduard's Sterbebett zurück, daß er seine Seele befleckt habe. Da ernennt ihn der König zu seinem Nachfolger unter der Bedingung, daß Harold unvermählt bleibe, und flucht ihm, als dieser darauf einzugehen sich weigert. Dann kommt über den Sterbenden eine Vision; er ruft: „Senlac, Senlac, der Pfeil, der Pfeil!" und haucht, bei diesen letzten Worten, seine Seele aus. Harold und Edith sehen sich wieder und erneuern den Bund ihrer Liebe. Da bricht in Northumbrien die Empörung aus, die Aldwyth geschürt hat, um Harold in ihre Macht zu zwingen. Will er als König von ihren Unterthanen anerkannt werden, so muß er um sie werben. Es geschieht, aber es ist ein Bund ohne Liebe, den er ihr bietet und in den sie willigt. Harold besiegt den Feind in offener Feldschlacht,

in welcher der jüngere Bruder, Tostig, als sein Gegner fällt, und mitten in den Jubel des Hochzeit- und Siegesfestes fällt wie ein Donnerschlag die Kunde von der Landung Wilhelm's, des Normannenherzogs. Der letzte Act des Dramas spielt auf dem Schlachtfeld von Senlac. Harold empfängt in seinem Zelte den Abgesandten Roms, das für Wilhelm entschieden hat und seinen Gegner zur Unterwerfung ermahnt. Harold verweigert sie und hinterläßt seiner englischen Heimath das Vermächtniß des Kampfes gegen das Papstthum, „Von Kind zu Kind, von Papst zu Papst, von einem Jahrhundert zum andern, bis die See sich ihre Küsten eben gespült hat, oder bis der Papst Christo zu eigen geworden sein wird."

Im Traum sieht Harold hierauf das Ende, wie Eduard der Bekenner es gesehen hatte: „Senlac, Senlac, der Pfeil, der Pfeil!" Erwachend erblickt er Edith an seiner Seite; in einer Scene von hoher Schönheit und starker Leidenschaft sagt er ihr Lebewohl und verspricht, ihre Segenswünsche mit sich in die Schlacht und vor Gottes Richterstuhl zu tragen. Von einem Hügel aus verfolgen Zuschauer, unter ihnen Erzbischof Stigand, den blutigen, wechselnden Kampf' bis zu Harold's Fall. In der Nacht suchen Edith und Aldwyth seine Leiche, und mit dem Ruf: „Dein Weib bin ich in alle Ewigkeit!" zieht jetzt Edith dem Wiedergefundenen den Ring vom Finger und stirbt an seiner Seite. Das Drama „Harold" ist durch einen eigenthümlichen Zufall niemals gegeben worden, obwohl es alle Vorzüge besitzt, deren Abwesenheit die Kritik an „Queen Mary" rügte. Während dort sehr bald die Handlung ins Stocken geräth und das psychologische Problem die dramatische Entwicklung der Charaktere ersetzt, ist hier überall, von Act zu Act und fast von Scene zu Scene, fortschreitende Bewegung und Steigerung der dramatischen Motive, die mit jugendlich zu nennender Wärme wirken.

Unmittelbar nach Vollendung dieses Dramas, 1876, begann Tennyson ein ungleich größeres Werk, seinen „Becket", der 1879 gedruckt, aber erst 1884 veröffentlicht wurde, mit dem Vorbehalt, daß dieses „dramatische Gedicht", wie er es nannte, in seiner gegenwärtigen Gestalt überhaupt nicht für die Bühne bestimmt sei. Dem historischen Vorgang ist eine Intrigue hinzugedichtet, deren Heldin die Geliebte des Königs, Rosamund, die Becket noch als Kanzler Heinrich's beschützt, als Erzbischof vor den Ränken und endlich vor Gift und Dolch der Königin rettet. Es beschleunigt seinen Sturz, daß er hierauf Rosamund im Kloster birgt. Allein die Geschichte des Kampfes zwischen dem geistlichen und weltlichen Arm bedurfte einer solchen Episode nicht, um die höchste dramatische Wirkung zu erzielen. Tennyson's „Becket", historisch mit peinlichster Treue gezeichnet, ist nicht nur der streitbare Erzbischof, der Hüter kirchlicher Macht, er ist zugleich der Schutzherr und Anwalt des armen Volkes, der Kleinen und Bedrückten, und noch Angesichts des Todes verzeiht er seinen Mördern unter der Bedingung, daß er allein falle und keinem Schäflein seiner Herde Leid geschehe. Die mächtige Wirkung des Ganzen und die packende Gewalt und Schönheit einzelner Scenen bewogen den größten lebenden englischen Schauspieler, Irving, den „Becket" für die Bühne zu bearbeiten und im Lyceum-Theater zu London 1893 aufzuführen. Der Erfolg lohnte seinen Muth: auch in der

von ihm gewählten, gekürzten Form kam das Kunstwerk zur Geltung. Vorwiegend aus finanziellen Gründen ist die Wiederaufführung von Tennyson's großen historischen Dramen seitdem unterblieben. Die Privatgesellschaften, in deren Händen sämmtliche Londoner Theater sind, fänden mit der classischen Tragödie ihre Rechnung nicht, und so wird Shakespeare selbst in England nur ausnahmsweise gespielt. Für Irving und auf dessen besonderen Wunsch schrieb jedoch Tennyson das zweiactige Drama „The Cup" — die Schale —, das erfolgreichste seiner Bühnenstücke. Den Stoff entnahm er aus Plutarch, „De mulierum virtutibus". Camma, eine vornehme, aus Galatien gebürtige Frau, verweigert sich einem Großen ihres Landes, Synorix, um ihrem Gemahl treu zu bleiben. Da tödtet ihn jener, und Camma, jetzt Priesterin der Diana, wird um so mehr von den Nachstellungen ihres Freiers verfolgt. Als dieser eines Tags sich bis in den Tempel wagt, gibt sie anscheinend ihm Gehör, unter der Bedingung, den Göttern noch einmal ein Opfer bringen zu dürfen. Als Priesterin tritt sie, eine Schale mit Wein gefüllt, vor den Altar, leert sie zur Hälfte und reicht sie hierauf dem Synorix. Der Wein ist vergiftet, und nachdem er getrunken, bricht sie in wilden Jubel aus, daß die Götter ihr Rache und Wiedervereinigung mit dem Gatten gewährten.

Mit einigen Aenderungen gestaltete Tennyson aus dieser Erzählung sein Drama, das in kurzer Zeit 130 Aufführungen erlebte. Er hat noch zwei andere Stücke geschrieben, „Der Falke", nach Boccaccio's gleichnamiger Novelle, und „The Promise of May", das Maien-Versprechen.

Ersteres Stück erhob keinen andern Anspruch, als zu unterhalten; letzteres stieß, noch bevor es dem großen Publicum bekannt gegeben war, auf den heftigsten Widerspruch. Tennyson war der Gesinnung nach ein Tory, wenn unter der althergebrachten Bezeichnung ein Patriot verstanden ist, der an den Ueberlieferungen von Pflicht und Ehre im Dienste des Vaterlandes festhält, durch welche Englands Größe auferbaut wurde. Der Adel, den er pries, kennt keine Vorurtheile: nur die Guten wollte er edel genannt wissen, und das Lob der Arbeit, die Anerkennung individuellen Strebens und die Berechtigung der Kleinen und Schwachen auf ihren Antheil an den Gütern dieser Erde hat er stets verkündet. Allein er wollte es nicht leiden, daß Charlatans sich des großen, alten Namens „Gentleman" bemächtigten, um ihn zu unlautern Zwecken auszubeuten, und wenn er als das höchste Gut den Frieden pries, so wußte er, daß es geistige Güter gibt, für die ein großes Volk das Schwert zu ziehen verpflichtet ist. Ebenso wenig als ein Cosmopolit war Tennyson ein Radicaler, ein Anbeter am Schrein des Gleichheitsidols und der Massenherrschaft. Schärfer, unerschrockener, unerbittlicher hat Keiner den Lieblingstheorien der Zeit den Spiegel vorgehalten, als Tennyson im zweiten „Locksley Hall".

Das Gedicht war noch nicht erschienen, als die Menge darauf vorbereitet wurde, Tennyson's „Promise of May" als eine Satyre auf Freidenker und Communisten zu deuten. Er selbst hat eine solche Absicht stets verneint. In der Hauptfigur dieser „Tragödie auf dem Dorf", in Edgar, wollte er zum Bewußtsein bringen die Haltlosigkeit eines auf Genuß und Selbstliebe auf-

erbauten Daseins, das keiner thatkräftigen Reue mehr fähig, nur durch die Großmuth seines unglücklichen Opfers zur Erkenntniß seiner Schuld kommt.

Bei der ersten Vorstellung war der Vorhang des Globe-Theaters noch nicht in die Höhe gegangen, als das Publicum schon gegen das Stück demonstrirte. Man schrieb 1882 und die irische Revolution mit ihrer Obstructionstaktik im Parlament, ihrer unterirdischen Arbeit durch den Mord harmloser Menschen und die Verstümmelung armer Thiere, der Boycott und systematische Ruin ganzer Classen der Gesellschaft stand in Irland in voller Blüthe, bedrohte den Frieden und die Einheit des Reichs und sprach den Gesetzen Hohn. In der abstoßenden Gestalt des verkommenen Edelmanns Philipp Edgar, des niedrigen Verführers, der alle Schlagwörter einer oberflächlichen Negation im Munde führt und sich darauf beruft, daß Laster und Tugend bloße Masken sind, unter welchen die Persönlichkeit sich zu ihrem Recht verhilft, wollte man Anspielungen auf Personen und Zustände der unmittelbaren Gegenwart erkennen, und das Stück war nicht packend genug, um seine Tendenz zu decken.

Was dem Dramatiker nicht gelungen war, das vollbrachte der lyrische Dichter. Im Jahrzehnt 1880—1890 veröffentlichte er einen Band „Balladen und andere Gedichte", „Tiresias", „Locksley Hall" sechzig Jahre später, „Demeter" und Anderes, „Oenone's Tod", „Akbar's Traum" u. s. w., und eine Anzahl von Gelegenheitsdichtungen, von welchen manche, wie die Grabschrift auf General Gordon und das Carmen saeculare, zum fünzigjährigen Jubiläum von Königin Victoria (1887) gedichtet, in der Erinnerung des Volkes leben. Allein seine schönsten Verse und seine mächtigste Inspiration sind in den Gedichten enthalten, in welchen er die tiefsten Ueberzeugungen seines Lebens, seinen Begriff von Staat und Gesellschaft niederlegt. Einzelne Stellen, aus dem Zusammenhang gerissen, wären ganz ungenügend, um einen Begriff dessen zu geben, was Tennyson's Dichtung bezweckt. Keine Spur sinkender Kraft und gedämpfter Flamme ist im Wohllaut und in der Melodie dieser unerschöpflich reichen Sprache fühlbar; stark und mächtig, wie vom frischen Pulsschlag der Jugend bewegt, trägt der Vers den Gedanken. Sechzig Jahre früher, und der Dichter hatte eine dramatische Situation erfunden, um unter der Maske einer erborgten Leidenschaft des Jünglings für das treulose Mädchen, das ihn für den reichen Nebenbuhler verläßt, seinen Fluch dem Golde zuzurufen. Wehe ihr, die ihn verrathen, die ihr besseres Selbst erniedrigt hat, um dem Manne zu folgen, der sie herabzieht in seinen Schlamm, der sie etwas besser als seinen Lieblingshund, etwas freundlicher als sein Pferd behandeln wird, dem sie Liebkosungen schuldet, wenn seine Augen schwer vom Wein geworden sind. Er aber will den Schmerz verwinden, ein so niedrig denkendes Weib geliebt zu haben. Die That soll ihm Schutz gegen Verzweiflung bringen. Er schaut die Zukunft und alle Wunder, die Handel und Industrie, Forschen und Wissen der Menschheit offenbaren. Er will kein müßiger Zuschauer bleiben. Ueber die Meere geht sein Weg, der Ruf zur Arbeit ist sein Abschied von Locksley Hall. Nach sechzig Jahren sieht er es wieder. Der Enkel steht vor ihm. Er hat geliebt und ist betrogen worden, wie vordem er selbst. Der Schmerz von damals ist geheilt; unter dem Marmorboden der Capelle, wo der Begründer

seines Geschlechtes in kriegerischer Rüstung schläft, hat auch sie Ruhe gefunden, das Kind im Arm, das ihr das Leben kostete. Und todt, seit vierzig Jahren todt, ist die Gattin, die an ihrer Stelle sein Leben beglückte, todt ihr Sohn und der seinige, der mit seinem Schiff unterging, nachdem er den letzten der ihm Anvertrauten gerettet sah, todt seine liebliche Gefährtin und die Jugendgenossen alle. Der Greis steht allein. Wie zur Zeit, da er sich, ein verliebter Knabe, gegen das Schicksal empörte, blickt er um sich und betrachtet die Welt. Neue Täuschungen, neue Irrthümer haben sich der Menschen bemächtigt; das Jahrhundert an seiner Neige gehört der Demokratie und das neue Geschlecht wird mit dem Phantom der Freiheit verführt. Das Gedicht entrollt die Bilder modernen Elends und richtet Sünden und Verbrechen, die mit der gesteigerten Macht des Menschen über die Natur auch das Uebel in der Welt zu steigern scheinen. Dann schweift sein Blick zurück auf Locksley Hall. Dort hat der einstige Nebenbuhler sechzig Jahre lang Gutes gethan, den Armen gedient und Segen gespendet. Der Haß von ehedem hat sich in des Greises Seele in Liebe gewandelt, und er mahnt den Enkel, vom eigenen Schicksal ab und zu höheren Zwecken sich zu wenden.

In der versöhnten Stimmung, nach welcher der Liebe das letzte Wort, der endliche Sieg gehört, grüßt er den Jüngling als Herrn und Gebieter, als „den jüngsten Lord von Locksley Hall".

Tennyson's ununterbrochener Protest gegen revolutionäre Gesetzlosigkeit, sein fester Glaube an stetigen Fortschritt und an die Mission seines Volkes, diesem Fortschritt die Wege der Cultur zu bahnen, sein einfacher, kampfbereiter, von antikem Geist durchdrungener Patriotismus verdienten ihm das Lob der alten Römer für Diejenigen, die in stürmischen Zeiten nicht an der Republik verzweifelten. Einem ähnlichen Gefühl gab die Königin Ausdruck, als sie den Dichter 1883, unter Gladstone's Ministerium und auf dessen Vorschlag, ins Haus der Lords berief. Es ehrt sie beide, den Staatsmann wie den Dichter, daß letzterer als nunmehriger Lord Tennyson zu den entschlossensten, unversöhnlichsten Gegnern von Gladstone's irischer Politik zählte und Alles aufbot, um sie zu vereiteln. Er citirte im Hinblick darauf das Wort von Goethe, das Schlimmste in der Welt sei die in Bewegung gesetzte Unwissenheit, und meinte vernünftig genug, jeder Agitator solle gezwungen werden, sich über seine Existenzmittel auszuweisen.

Seine Verszeile:

Ein Leben, eine Fahne, eine Flotte, ein Thron,

wurde das Motto der Partei, die für die Reichseinheit kämpfte.

Während seine Gedanken in der großen, Englands Zukunft bedrohenden Krisis den öffentlichen Angelegenheiten zugewendet waren, riß der Tod die erste Lücke in Tennyson's engeren Familienkreis. Aus seinen beiden Söhnen waren längst Männer geworden. Der älteste, Hallam, nunmehriger Lord Tennyson, weihte sich rückhaltlos dem Glück und Wohl seiner Eltern, vor Allem seines Vaters, der ihm eine bis zum Cultus gesteigerte Liebe und Bewunderung einflößte. Zwar heirathete er 1884, aber auch dann gründete er kein eigenes Heim, sondern blieb auf Reisen, in London und auf dem Lande

der unzertrennliche Gefährte, der Stab und Helfer des halb erblindeten, trotz seiner Rüstigkeit von den Beschwerden des Alters nicht gänzlich verschonten Dichters. Noch in der letzten Nacht vor dem Ende sollte dieser ihm sagen, „er mache ihn zum Sklaven". In der Uebertreibung lag das höchste Lob für die unvergleichliche kindliche Hingebung, die aus jeder Zeile der Biographie, aus jeder Handlung des Mannes spricht, der nichts Anderes sein wollte als der Sohn des berühmten und verehrten Mannes, dessen Werk er im Licht einer besonderen Sendung schaute.

Sein etwas jüngerer Bruder, Lionel, trat nach vollendeten Studien in das indische Amt zu London, vermählte sich 1878 und folgte einer Aufforderung Lord Dufferin's, Indien zu besuchen. Auf der Jagd in Assam zog er sich ein bösartiges Fieber zu, an dessen Folgen er auf der Heimreise starb. Sie senkten seine Leiche ins Rothe Meer. Es war 1886, und seine junge Wittwe kehrte allein nach Farringford zurück. Der Schmerz um den Verlust des hoffnungsvollen, edlen jungen Mannes lebt in einigen Versen von „Locksley Hall", die männliche Trauer eingegeben hat. Sie unterbrach Tennyson's Thatkraft nicht: er wollte wirken, so lange es Tag war.

Er zählte einundachtzig Jahre, als er 1891 ein reizendes, in seiner Art fehlerloses Werk, eine dramatisirte Waldidylle, „ein Pastorale ohne Hirten", wie er sie nannte, „The Foresters. Robin Hood and Maid Marian", vollendete, wozu Arthur Sullivan die Musik schrieb. Sechs Wochen hindurch hielt diese Zauberwelt von Elfen und Feen, diese Schilderung eines englischen Arkadien, das die Märchenspiele des „Sommernachtstraumes" fortzusetzen schien, das Publicum von New York gefesselt, wohin das Manuscript von einem unternehmenden Theaterdirector gebracht worden war. Ritterliche Liebe, in die Umgebung des Elisabethinischen Zeitalters versetzt, das Leben und Weben im Walde, ein Dasein ohne Fesseln von Gesetz und Cultur und dennoch durch Zucht und Sitte in Schranken gehalten; die ungezähmte Gerechtigkeit des Naturlebens zum Schutz der Armen und Bedrängten aufgeboten: dieses Bild des Friedens und der Freiheit, in Shakespeare's Geist geschaffen, entzückte die Angelsachsen über dem Meer. Sie fanden in des Dichters Traumwelt den Gegensatz zur eigenen Ruhelosigkeit und wie das Echo ferner Musik, das ihres Volkes gemeinsame Jugend gekannt hatte. In London wurden „The Foresters" nicht aufgeführt, aber im nächsten Jahr 1892 erschien, unter dem Sammelnamen „Akbar's Traum", ein letzter Band lyrischer Gedichte. Eines derselben wünschte Tennyson *allen* Ausgaben seiner Werke beigedruckt zu sehen: es sind die „Crossing the Bar" überschriebenen Verse, in denen der Dichter die Hoffnung ausspricht:

— to see my Pilot face to face
When I have crost the bar.

Sie entstanden im October 1889, auf der Fahrt von Aldworth nach Farringford, wie durch plötzliche Eingebung, unter dem unmittelbaren Eindruck des so oft geschauten, schwärmerisch geliebten Meeres, in Berührung mit Gedanken, die dem Dichter seit der Jugend geläufig waren. Vor Abend desselben Tags in seine metallne Form gegossen, erweckte es schnell ebenso tiefen

Widerhall in den Seelen [1]). Tennyson's Schwager, E. Lushington, schrieb eine griechische Uebersetzung, die ersterer als eine der besten ihm bekannten pries. Es folgten solche in lateinischer Sprache; eine deutsche, die der Schönheit und Tiefe des Originals nur einigermaßen gerecht würde, vermochten wir nicht zu finden.

Ungebrochen wie des Dichters productive Kraft schien bis ins hohe Alter auch seine Gesundheit. Er trug sich mit poetischen Entwürfen, bestieg noch steile, felsige Küstenzüge, ersann ein neues Versmaß, las für „Akbar's Traum" die einschlägige theologische und philosophische Literatur, aber auch Rudyard Kipling und Goethe, erweckte gern Jugenderinnerungen und besuchte auf Jersey seinen dort angesiedelten Bruder Frederick. Sie schieden mit der Empfindung von einander, sich in diesem Leben nicht wieder zu begegnen. Dem Verfall der physischen Kräfte ging als Mahnung bei Tennyson eine schwere Gliederkrankheit voraus. Mehr als je blieben seine Gedanken auf das Jenseits gerichtet. „Das Leben nach dem Tode," sagte er zum völlig übereinstimmenden und größten der damals lebenden anglikanischen Theologen, Bischof Lightfoot, „ist der Cardinalpunkt des Christenthums. Ich glaube, daß Gott in jeder individuellen Seele sich offenbart, und mein Begriff der ewigen Seligkeit ist die fortwährende, beständige Mittheilung und Hülfeleistung einer Seele für die andere." Und wieder, in den Noten zu „In Memoriam" heißt es: „Wenn das Leben nach dem Tode Schlaf sein sollte, und zwischen dieser und jener Existenz der Geist, gleich einer Blume, in nächtlichem Schlaf geschlossen bliebe, dann wäre es auch denkbar, daß die Erinnerung an Vergangenes wie Geruch und Farbe in der schlafenden Blume zurückbliebe; in diesem Falle würde die Erinnerung an unsere Liebe rein und vollständig im Geist meines Freundes bis zum Wiedererwachen nach dem Schlummer bei Anbruch des Morgens fortdauern."

Das Geheimniß, nach welchem seine Seele verlangte, sollte ihm bald erschlossen werden. In Aldworth besuchte er noch während des Sommers 1892 die lieb gewordenen Stätten, beschritt langsam die altgewohnten Wege, freute sich an jeder Blume, an jedem Vöglein, das er an Gesang oder Ruf zu unterscheiden wußte, und folgte bis zuletzt den öffentlichen Angelegenheiten mit der warmen Theilnahme des Menschenfreundes und des Patrioten. Die letzten Bücher, die er zur Hand nahm, waren das Matthäus-Evangelium und Shakespeare's Dramen, „Lear", „Troilus und Cressida", „Cymbeline". Als er selbst der zunehmenden Schwäche wegen nicht mehr zu lesen vermochte, that es sein Sohn für ihn.

Nach einer Woche, die er fast schmerzlos, aber doch zu Bett zugebracht hatte, stellte er dem behandelnden Arzte die kurze Frage: „Der Tod?" „So ist es gut", sagte er, als dieser bejahte. Dann segnete er Gattin und Sohn, nahm die Hand seiner treuen Lebensgefährtin in die seinige und ging sanft hinüber, während Hallam Tennyson in seinem Sinne betete, Gott möge ihn aufnehmen, Christus ihn empfangen. Das Mondlicht fiel durch die Scheiben auf dies gewaltige, im Tode verklärte Haupt; seine Hand hielt noch das Buch bei den Lieblingsversen aufgeschlagen:

[1]) Es bildet den Schluß der 1889 erschienenen Sammlung: „Demeter and other poems".

Hang there like fruit, my soul,
Till the tree dies.

Sie legten ihm Lorbeer und Rosen auf das Lager: „Lord Tennyson, Gott hat Euch zu Sich genommen, Er, der Euch zu einem Fürsten unter den Menschen erwählt hat", sprach der alte Geistliche des Ortes zum Abschied. Es war der 6. October 1892. Er hatte ein stilles, prunkloses Begräbniß gewünscht, und so ward es ihm gegeben. Aber nicht im Gottesacker einer kleinen Dorfkirche, sondern in der Abtei von Westminster, wo so Viele, die den englischen Namen unsterblich gemacht haben, zur Ruhe getragen worden sind. Tennyson liegt neben seinem edlen Freund Robert Browning, vor dem Denkmal Chaucer's. Soldaten der Balaclava leichten Brigade, deren Todesritt er besungen, arme Knaben aus Gordon's Asyl, denen er barmherzig sich erwiesen, hielten Wache in der alten Kirche. Durch ihre Hallen rauschten, in Musik gesetzt, die Verse von „Crossing the Bar" und „Silent Voices", für welche Lady Tennyson die Melodie componirt hatte. Viele unter den Anwesenden lasen Strophen aus „In Memoriam", und anwesend waren Alle, die in Kunst und Wissenschaft, im öffentlichen und im bürgerlichen Leben die Welt des Gedankens und das Vaterland vertraten.

Der nunmehrige Lord Tennyson that jetzt für des Vaters Andenken, was er dem Lebenden nicht mehr erweisen konnte. Die Biographie, der wir mit Zuhülfenahme anderer Arbeiten über Tennyson im Wesentlichen hier gefolgt sind, ist das Werk von fünf Jahren und entstand zum größeren Theil noch unter den Augen und mit dem Rath von Lady Tennyson, die ihren Gatten bis zum 10. August 1896 überlebte. Im Anschluß an die eigenen Aufzeichnungen gibt der Verfasser solche von Freunden, die manches neue und charakteristische Licht auf des Dichters Dasein und Persönlichkeit werfen. So schreibt Lord Selborne, Lordkanzler von England, vom Freunde sprechend: „Er war edel, einfach, männlich, ehrfürchtig und stark. Seine Aufrichtigkeit konnte zuweilen derb erscheinen, allein sie war niemals unvereinbar mit der ausgesuchtesten Ritterlichkeit und dem gütigsten Herzen. In diesem Mann war nichts Conventionelles oder Gewöhnliches, nichts Künstliches und Gemachtes. Er selbst war groß und groß sein Werk; er erschien mir als der Erste der Zeitgenossen, würdig, den Besten aller vorhergehenden Generationen beigezählt zu werden."

Ein anderer Besucher von Farringford und Aldworth, J. Watts-Dunton, schreibt: „Tennyson kannte nur eine Rechtfertigung für das, was er sagte, nämlich, daß er es dachte. Wenn er unter der Pforte von Aldworth einen Gast empfing oder ihm Lebewohl sagte, wenn er so dastand, über das gewöhnliche Maß der Männer hinausragend, das Antlitz von Wetter und Sonne gebräunt, so machte er auf Jedermann den Eindruck eines stahlharten englischen Edelmannes. Stets von außergewöhnlicher Schönheit, behielt er diesen Vorzug in seltenem Grad bis ins hohe Alter. Er war der gastfreundlichste der Menschen. Selten ließ er einen Besucher ziehen, ohne ihn aufzufordern wiederzukehren, wann und wie es ihm beliebte.

Seine Kenntniß der Natur war staunenswerth. Kein Dichter seit Dante hat so wie er die Sterne gekannt und geliebt. Die gleiche Anziehung übte

auf ihn der Blitz, den er furchtlos beobachtete, und der Mond, in dessen Licht er seine Seele aushauchen sollte. Mit Begeisterung äußert sich über Tennyson der große Naturforscher John Tyndall. Bei Gelegenheit seines ersten Besuchs in Farringford erzählte er dem Dichter, wie seine Verse über „den Willen", am Schluß von „Maud", ihm bei der Besteigung des Montblanc die Kraft gestählt hätten. Bei der nun folgenden Discussion meinte Tyndall, seinen wissenschaftlichen Standpunkt behauptend, am Ende entscheide die Muskelkraft. „Diese Herabsetzung der Motive vom Moralischen zum Physischen veranlaßte die anwesende, so zart und durchsichtig aussehende Lady Tennyson zur ruhig hingeworfenen Bemerkung: ‚Immerhin können Sie gehen, bis Sie todt umfallen.' Mit ihrer physischen Schwäche zusammengehalten, schien mir die Bemerkung von größter geistiger Kraft und Willensstärke zu zeugen." Tyndall erzählt ferner von einem Gespräch mit Tennyson, das tiefen Eindruck auf ihn machte. Sie saßen im Arbeitszimmer des Dichters, wo er jeden Abend nach Tisch seine Pfeife zu rauchen pflegte, als dieser ihm von einem Stadium des Bewußtseins zu sprechen begann, in das er sich dadurch zu versetzen im Stande sei, daß er sein ganzes Denkvermögen auf den eigenen Namen concentrirte: „Eine Beschreibung seines Zustandes zu geben, erklärte er für unmöglich, denn die Mittel, welche die Sprache zur Verfügung stellt, versagten. Es war eine scheinbare Isolirung des Geistes vom Körper. Die Realität des Phänomens bestätigte er mit den Worten: ‚Beim allmächtigen Gott, es ist keine Täuschung bei der Sache! Es ist keine nebelhafte Extase, sondern ein Zustand von transcendentem Wunder, verbunden mit völliger geistiger Klarheit.' Ich glaube, daß andere, mit mächtiger Einbildungskraft begabte Menschen durch ähnliche Erfahrungen gegangen sind. Auf dem Abendspaziergang mit einem Freunde näherte sich der Dichter Wordsworth einem Gatter, ergriff mit beiden Händen dessen Stangen und sprach, zu seinem Begleiter gewandt: ‚Lieber N., um mich von der Existenz meiner eigenen Körperlichkeit zu überzeugen, muß ich von Zeit zu Zeit irgend einen Gegenstand wie diesen packen und daran rütteln.' Die hier geschilderten Zustände scheinen jener ‚Vereinigung mit Gott', wie Plotinus und Porphyrius sie beschreiben, ähnlich zu sein. Von diesem Gegenstand gingen wir zur Besprechung der religiösen Lage unseres Landes über. Tennyson hoffte mit Zuversicht auf die Entwicklung des Christenthums, erkannte eine solche jedoch in der Religion der Secten nicht wieder. Unzweifelhaft hielt er an der Lehre von der persönlichen Unsterblichkeit fest und war keineswegs bereit, unsere gegenwärtige Existenz als bloßes Mittel zur Hervorbringung vollkommnerer Geschöpfe hinzunehmen. Als John Spedding seine Frage, ob eine solche Einrichtung ihn befriedigen würde, bejahte, verneinte er Gleiches für sich mit allem Nachdruck und fügte hinzu: ‚Vielmehr wäre ich der Ansicht, mir sei Unrecht geschehen, hätte ich zum bloßen Mittel dienen müssen, höher Stehendes ins Dasein zu rufen.' Der Herzog von Argyll, ein anderer langjähriger Freund Tennyson's, in Literatur und Naturwissenschaft ebenso thätig wie in der Politik, schreibt in Bezug auf des Dichters Anrecht an Unsterblichkeit: „Mein Vertrauen, daß sein Anspruch auf eine solche begründet ist,

beruht auf doppelter und fester Grundlage; die erste derselben ist die Menge, Verschiedenheit und Großartigkeit der Gedanken in seiner Dichtung, die zweite ist ihre Formvollendung. Es scheint mir z. B., daß „In Memoriam“ nicht sterben wird, so lange unsere gegenwärtige Welt besteht. Denn Kummer und Leid werden stets hier zu Hause sein. Und niemals hatten ihre verschiedensten Aeußerungen, vom Schrecklichen bis zum Innigsten, eine solche Stimme gefunden. Und dann sind Tennyson's „Blank-Verse“ ebenso eigenthümlich als herrlich. Selbst nicht der feierliche Gang des Elisabethinischen Englisch zu seiner goldenen Zeit kann seinen Zauber und seine Kraft überbieten. In seinen Naturbeschreibungen ist er ganz unvergleichlich.“ Darüber sind in Bezug auf Tennyson alle Beurtheiler einig, daß der Gedanke, Dichtung und Leben von einander zu trennen, dieser ernsten, wahren und harmonischen Natur als eine Unmöglichkeit, als ein sittliches Unding erschienen ist. Er bezeichnet die Poesie als Blüthe und Frucht eines Menschendaseins in allen seinen Stadien, wenn anders sie der Welt als würdige Gabe dargebracht werden soll; er betrachtet sich als Träger einer Botschaft an die Menschen und überwacht sein Thun und Handeln, um es in Einklang mit seiner Sendung zu bringen. Man hat ihn die Stimme und das Symbol seiner Rasse in diesem Zeitalter von Englands mächtiger Arbeit und weltumfassender Größe genannt, und sein Rhythmus sang ihr ein heroisches Lied, kampfesmuthig und siegesfroh. Allein er verstand nicht minder ihr schmerzvolles Ringen, und die Conflicte, die sie erfüllten, weil es seine eigenen waren. Die dunklen Schatten des Zweifels, die tiefe Entmuthigung eines auf sich gestellten Geschlechtes, dem nur verbleiben sollte, was sich greifen und beweisen ließ, und das um so heißer aus der drohenden Umnachtung zum Licht sich zurücksehnte, er hatte das Alles mit durchgelitten, bevor er es überwand. Ihm war die Zuversicht mit der untrüglichen inneren Gewißheit wiedergekehrt, daß die Evolution der sittlichen Welt nach einem Ideal der Gerechtigkeit und Liebe nicht denkbar ist ohne Gottes Walten in den Seelen, ohne eine unmittelbare, persönliche Beziehung des Geschöpfes zum Schöpfer, wie des Kindes zum Vater, die eine ewige Fortdauer, ein unsterbliches individuelles Sein voraussetzt. Tennyson's Dichtung ist der Spiegel, der dieses lebendige Gottesbewußtsein, von dem sein ganzes Leben erfüllt und getragen war, zurückwirft. Ihr Grundton klingt in den 1887 niedergeschriebenen Worten seines Tagebuches wider, die das schöne Gedicht „Vastness“ begleiten: „Was liegt an allen Dingen dieser Welt ohne den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und ohne die Liebe?“ Keine Inseln der Seligen, keine Ruhesitze der Gerechten, unter ewig heiterm Himmel und sonnig-goldenen Gefilden dünken ihm schön und herrlich genug, die Guten zu belohnen; der Anspruch, den er für sich erhebt, kleidet sich in die Bitte um fortschreitende Erkenntniß und das ewige Leben:

> Virtue desires no isles of the blest, no quiet seats of the just,
> To rest in a golden grove or to bask in a summer sky:
> Give her the wages of going on, and not to die.

Tante Fritzchen.

Skizzen
von
Hans Hoffmann.

[Nachdruck untersagt.]

II. Der Landstreicher.

„Hier wird nichts gegeben. Für Landstreicher haben wir nichts übrig. Schiffbrüchig? Ja wohl! Die Sorte kennen wir lange.“

So sagte Rieke und schlug dem Bettler die Thür vor der Nase zu. Darauf steckte sie im Vorübergehen den Kopf in Tante Fritzchen's Stube und berichtete kurz:

„Madamchen, es war bloß wieder einer von den nichtsnutzigen Schwindlern, die ihre Geschichte vom Schiffbruch auswendig hersagen. Einer lernt sie vom Andern. Es ist die höchste Zeit, daß wir uns das Gesindel vom Halse schaffen, sonst fressen sie uns arm. Dies Bettlerpack klebt zusammen wie die Kletten, jeder erzählt dem Andern, wo etwas zu holen ist, und das durchs ganze Land. Gibt man heute einem etwas, hat man morgen zehn auf dem Halse. Das muß ein Ende haben. Diesen habe ich gründlich abblitzen lassen.“

„Das ist recht, Rieke, sehr recht! Solch' verlogenes Volk!“ sagte Tante Fritzchen im Tone einer hämischen Befriedigung, der sich aber auch etwas wie Bewunderung für Rieke's Heldenthat beizumischen schien.

Darauf verschwand Jene, und ihre Herrin trat ans Fenster und blickte vorsichtig durch die Gardine auf die Straße hinaus. Da sah sie den Abgewiesenen auf der Bank vor dem Hause sitzen, ganz in sich zusammengekrümmt wie in völliger Entkräftung und krampfhaft mit den Händen zuckend, als ob er große Schmerzen litte.

Tante Fritzchen wiegte den Kopf hin und her und machte ein sonderbar verlegenes und beinahe verängstigtes Gesicht dazu.

„Natürlich ist's ein Schwindler,“ murmelte sie vor sich hin. „Es sind bisher noch alle Schwindler gewesen, die mit solchen Geschichten kommen. Nicht einer hat noch die Wahrheit geredet. Alles geriebene Schwindler. Es ist eine Sünde, solchem Volk etwas zu geben, man verderbt sie damit erst ganz.“

Sie ballte entschlossen die Faust, und ihr Gesicht nahm einen fast blutdürstigen Ausdruck an; sie blieb aber an ihrem Fensterplatz stehen und beobachtete den Menschen unverwandt. Bald vollführten ihre Hände fast ebenso starke Zuckungen wie die seinen.

„Wenn es aber nun wirklich einmal ein Mensch wäre, der durch Schiffbruch in Noth und Elend gekommen ohne seine Schuld — möglich ist das doch immer; es kommt Alles vor. Wenn man's nur wüßte. — Ach, was, hundert Mal hat man's geglaubt und ist hundert Mal betrogen worden. Das muß ein Ende haben, Rieke hat Recht."

Sie stand und stand und starrte, und ihre Unruhe wurde immer größer. Ein tiefes Unbehagen war in ihren Zügen zu lesen.

„Es hätte doch geschehen können, daß mein Mann bei einem Schiffbruch auf eine einsame Insel wäre verschlagen worden und hätte die Hülfe und das Mitleid fremder Leute anrufen müssen. — Dieser Mensch sieht eigentlich so sehr schäbig gar nicht aus, er ist beinahe ordentlich gekleidet, bloß natürlich sehr abgerissen, wie das nach einem Schiffbruch sein kann. — Ach was, hier ist keine einsame Insel. Für ordentliche Leute und zumal Schiffer wird hier zu Lande von Amts wegen gesorgt. Diese Landstreicher sind ein für alle Mal Schwindler."

Allein sie blieb immer noch stehen.

Jetzt endlich erhob sich der Mensch schwerfällig von der Bank und begann langsam seines Weges weiter zu wandern, so langsam, als ob er doch noch auf etwas warte. Sobald er sich aber trotzdem einige zwanzig Schritte weiter geschoben hatte, riß Tante Fritzchen, wie von einer jähen Angst ergriffen, das Fenster weit auf und rief mit einer merkwürdig unsicheren Stimme hinter ihm her:

„Sagen Sie Ihren Spießgesellen, daß für landfremde Bettler hier nichts zu holen ist."

Der Mensch drehte sich herum und sagte ruhig, nicht ohne eine gewisse Würde:

„Recht haben Sie damit. Aber ich habe keine Spießgesellen, und ich bin nicht so Einer. Ich bin ein ordentlicher Mensch. Und ich will ja gar nicht betteln, sondern ich wollte bloß fragen, wo hier ein gewisser Capitän Düring wohnt: der kennt mich, weil ich unter ihm nach Bombay gefahren bin; und der wird mich nicht sitzen lassen in diesem Unglück."

Tante Fritzchen zuckte heftig zusammen.

„Mein Mann," murmelte sie, „mein seliger Mann! — Der wohnt längst nicht mehr auf der Erde," fügte sie lauter hinzu, und die Thränen traten ihr ins Auge.

Der Fremdling zeigte einen so großen Schreck und eine so bekümmerte Miene, als habe er die Nachricht vom Tode seines Vaters empfangen.

„Todt!" rief er mit einer großen Gebärde der Verzweiflung, „Todt also! O wie entsetzlich! Dieser edle, herrliche Mensch! Die Zierde seines Standes! Der Abgott aller seiner Matrosen!"

Tante Fritzchen blickte ihn etwas mißtrauisch von der Seite an; das Uebertriebene in seiner Art und in seinem Ausdruck machte sie stutzig. Aber die Rührung behielt dennoch in ihr die Oberhand, und sie sagte nach einigem Zögern:

„Kommen Sie ins Haus; vielleicht ist doch ein Stück Brod für Sie übrig."

Mit wankendem Schritte und gesenkten Hauptes folgte er der Einladung. Tante Fritzchen führte ihn durch den Flur des Vorderhauses auf den Hof, an dem die Küche lag, und ließ ihn dort auf eine Holzbank sitzen. Dann trat sie in die Küche und sprach zu Rieke mit etwas scheuem Blicke und bekniffener Stimme:

„Der Mann scheint doch nicht einer von den ganz Schlimmen; und hungrig ist er jedenfalls und wahrscheinlich krank; ich denke doch, es kann eine Kleinigkeit für ihn abfallen. Trocken Brod meine ich bloß — auf keinen Fall Geld natürlich."

Rieke machte ein weniger überraschtes, als entrüstetes Gesicht. „Natürlich!" knurrte sie trotzig, „das hätte ich denken können! Und ich denke noch mehr: nämlich mit einem Stück Brod fängt er an, und mit einem harten Thaler wird er abziehen. Das kennt man allmählich."

„Rieke, rede keinen Unsinn!" mahnte Tante Fritzchen, jedoch ziemlich kleinlaut.

Das Mädchen schnitt ärgerlich ein Stück Brod herunter und reichte es ihrer Herrin. Die übergab es dem Bettler und sprach mit grimmig-strenger Miene, aber es klang wie eine Entschuldigung:

„Anderes gebe ich niemals. Es ist mein Grundsatz."

Er nickte wehmüthig, biß ein Stück ab und kaute sehr mühsam.

„Ich kann es Niemandem verdenken, wenn er vorsichtig wird," sagte er bescheiden, „es läuft so viel schlechtes Gesindel im Lande herum. Und Brod ist auch eine Gottesgabe, für die man dankbar sein soll. Man lernt das Alles in der Noth — ach, damals hätte ich mir so etwas nicht träumen lassen, auf dem Schiff unseres herrlichen Capitäns Düring, wo wir's immer so gut hatten. Ja, der sorgte wie ein Vater für seine Leute, daß sie immer ihr reichliches Essen hatten. Und fein gekocht, das mußte Jeder sagen, auch wenn er ein Feinschmecker war. So beispielsweise, ich weiß noch genau, wie sich alle freuten, wenn es Erbsensuppe mit Speck gab. O lieber Himmel, die schönen Zeiten bei unserem Capitän Düring!"

Sein Gesicht war tief in Wehmuth getaucht, die jetzt sogar seinen Hunger zu unterdrücken schien, denn nachdem er ein winziges Stück Brod hinunter gewürgt hatte, machte er eine Pause im Kauen und wog den ansehnlichen Rest nachdenklich in der Hand.

Tante Fritzchen mußte lächeln. Es war kein Wunder, daß dem armen Lumpen solche Erinnerungen kamen: denn aus der Küche drang gar zu deutlich der würzige Duft einer kräftigen Erbssuppe.

„Das ist ein Schlauberger," sagte sie zu Rieke in einem halb bittenden Ton, den Kopf wieder durch die Küchenthür steckend, „aber so was macht mir Vergnügen, wenn einer nicht auf den Kopf gefallen ist. Die Gelegenheit

wahrnehmen, das macht den tüchtigen Schiffer, hat mein Mann immer gesagt. Weißt Du, Rieke, auf einen Löffel Suppe kann's ja nicht ankommen. Gib ihm einen Teller voll zum Lohn, daß er mich zum Lachen gebracht hat mit seiner Schlauheit."

„Na, na," brummte Rieke, „ich glaub' schon eher, daß er Sie bald zum Weinen bringt mit seinen schönen Lügen vom seligen Herrn. Die Rührung sitzt Ihnen ja schon um die Augen: und darum die Erbssuppe; ich werd' Sie doch kennen."

„Warum sollen das eigentlich durchaus Lügen sein?" bemerkte Tante Fritzchen schüchtern, „es ist Alles richtig, was er von meinem Seligen gesagt hat; der ist so gütig gewesen."

„Hab' ich niemals bezweifelt," warf Rieke ein, „aber daß der Kerl es aus Erfahrung weiß, glaub' ich darum noch lange nicht. Fragen Sie ihn doch mal aus, wann das gewesen sein soll, daß er mit unserem seligen Herrn will gefahren sein, und auf welchem Schiff?"

„Das will ich thun," nickte die Herrin, „wahrhaftig, das will ich thun."

Aber zunächst nahm sie der Köchin den Teller Suppe aus der Hand und reichte ihn dem Fremden, der sich mit Wucht in die duftende Herrlichkeit versenkte. Und erst als er den letzten Rest ausgekratzt hatte, während sie wohlgefällig seiner Eßkraft zusah, stellte sie jene Frage.

Er ließ sich nicht verblüffen.

„Das Schiff? Mein Gott ja, wie hieß denn doch gleich das Schiff? Wenn man so viel auf See gewesen ist, gehen einem die Namen zuletzt alle durch einander. Und es ist ja auch schon ziemlich lange her. Aber warten Sie, ich komme noch darauf. O mein erbärmliches Gedächtniß! Aber das ist die Sache: was kümmert man als Matrose sich viel um den Namen des Schiffes? Auf den Capitän kommt es einem an, auf den ganz allein, und noch dazu, wenn man einen so herrlichen, guten, klugen und tapferen Capitän hat wie unseren theuren Herrn Düring, da vergißt man alles Andere darüber und denkt bloß an ihn. Wahrhaftig, seinen Namen hab' ich behalten und behalt' ihn in alle Ewigkeit."

„Ein Schwerenothskerl das!" rief Rieke in der Küche; „den Namen werden seine Bettelkumpane ja wohl gründlich kennen, weil nämlich seine Frau Wittwe ja wohl auch so heißt und die hier ja wohl eine Suppenanstalt für verlumpte Vagabunden hält. Eine gefährliche Bande das! Wie das Pack sich unter einander aushilft mit seinen Kenntnissen!"

„Recht hast Du, Rieke," sprach Tante Fritzchen nachdenklich, „und ich glaub' ja selbst, daß er dies Alles nur so eingelernt hat. Aber sieh' mal, möglich ist es doch immer, daß einer mal die Wahrheit spricht. Ich will ja nicht sagen dieser, und ich rede ja auch nur von der Möglichkeit. Aber die ist doch da — und weißt Du, ein Stück Speck könnten wir ihm immerhin noch gönnen — nun, nun, ich meine ja nicht so sehr viel, nur eine Kleinigkeit, weißt Du, bloß daß wir den Mann wirklich satt kriegen; nicht um seinetwillen, bewahre! bloß um meinetwillen: ich mag das nicht, wenn Einer aus meiner Küche kommt und hat noch eine Ecke im Magen leer. Besonders

aber einer, der meinen Seligen gekannt hat —, das heißt, möglicher Weise gekannt haben könnte: aber eigentlich ist das doch sogar wahrscheinlich. Schiffer lernen sich meist unter einander einmal irgendwo kennen; es sind ihrer schließlich nicht gar so viele an unseren Küsten, und sie kommen doch alle so weit herum. — Sagen Sie mal, Mann, zu welcher Zeit ist denn das gewesen, daß Sie mit Capitän Düring nach Bombay gefahren sind?"

„Zu welcher Zeit?" versetzte der Fremdling treuherzig, „ja, auf die Zeit werde ich mich wohl so genau nicht besinnen können; Jahreszahlen waren immer meine schwache Seite, schon auf der Schule. Aber nein, jetzt wird mir's doch gleich einfallen! Also das war — ja, richtig, jetzt weiß ich's: das war ja in dem Jahre, wo der große Sturm war, dieser fürchterliche Sturm, und wir waren gerade mitten auf der See, ganz fern von der Küste, es war zu schrecklich —."

„Aber das war ja doch gerade ein Glück, daß es fern von der Küste war," fiel Tante Fritzchen verwundert ein, „auf hoher See ist's dann doch immer am sichersten."

„Natürlich war's ein Glück!" betheuerte der Erzähler mit unerschütterlicher Fassung, „ein riesiges Glück! Sonst waren wir verloren. Es ist gar nicht zu beschreiben, was dies für ein Sturm war. Alle Segel zerrissen, und die Masten brachen ab, einer nach dem andern, und dann sogar die Raaen und hinten das Bugspriet —"

„Mensch," fuhr jetzt Tante Fritzchen wüthend auf ihn los, und ihre sprühenden Blicke konnten wohl einen Helden entmuthigen, „was? Das Bugspriet hinten? Er nichtsnutziges Lügenmaul ist ja in seinem Leben nicht auf See gewesen! Er weiß ja gar nicht, was ein Schiff ist! Er bringt ja Raaen und Masten und Alles durch einander. Rieke, behalte den Speck, der Kerl hat gelogen."

„Aber!" rief er mit einem wehmüthigen Aufblick voll sanften Vorwurfs, „Frau Capitän, solchen Sturm wie diesen, den kennen Sie nicht! Das ist's ja eben, der bringt ja Alles durch einander, Masten und Raaen und Bugspriet und Alles. Beispielsweise das Bugspriet: natürlich war's erst vorne, denn da ist es ja doch von Natur; aber der Wind hat es eben mit einem furchtbaren Ruck nach hinten geworfen. Das war ja die Sache. Aber da hätten Sie unsern Herrn Capitän Düring sehen sollen! Wie der auf dem Posten war! Wie der commandirte und anfeuerte, vorne und hinten und rechts und links, das war eine Pracht! Als ob er hundert Augen gehabt hätte. Wenn ich sage, er allein hat das Schiff und uns alle zugleich gerettet, so ist das noch wenig gesagt. Man mußte Muth und Kraft kriegen, wenn man ihn bloß ansah. Mit solchem Capitän fahre ich Ihnen noch heute gleich mit nach dem Nordpol, wenn er es verlangt, und das rein zum Vergnügen."

Tante Fritzchen's Augen begannen seltsam zu leuchten und dann von verdächtiger Feuchte zu blinken.

„Irgend etwas Wahres muß doch daran sein," flüsterte sie Rieken zu, „er erzählt so naturgetreu. Genau so ist mein Seliger gewesen. Aus den Fingern kann er sich das doch nicht saugen!"

Der Landstreicher mochte seinen Erfolg bemerken und fuhr behaglicher fort: „Und er that auch was dafür, uns bei Kräften zu erhalten. Das gehörte zu seinen Feinheiten; denn das muß sein in so gefährlichen Zuständen. Fleisch und Kartoffeln gab es da, so viel einer wollte, und schöne, warme Suppen, und dann von Zeit zu Zeit ein guter Schluck Schnaps durfte auch nicht fehlen. Denn der hält aufrecht. Nur niemals zu viel natürlich! Darauf hielt er streng. Und darin hatt' er am meisten Recht: zu viel Schnaps ist ein Greuel, ist widerlich und sogar eine Sünde. Aber so ein klein bißchen, so ein paar Glas für die Mäßigkeit braucht der Mensch zu seinem Gedeihen und ein Schiffer ganz besonders, hat unser Capitän Düring immer gesagt und hat auch danach gehandelt. Es war doch eine schöne Zeit damals, trotz Sturm und Allem! Aber jetzt natürlich verlang' ich so was nicht mehr; seit mich der letzte Schiffbruch so zurückgebracht hat in meinem Verdienst und in meinen Kräften, da bin ich zufrieden mit dem nackten Essen. Zufrieden und dankbar; o, Sie glauben nicht, wie dankbar, Frau Capitän!"

Er hatte während dieser langen Reden seinen zweiten Teller Suppe mit dem Speck ausgelöffelt und blickte mit treuherziger Schwermuth der gütigen Spenderin ins Gesicht.

„Merkwürdig," sagte diese, „auch das ist bloß die Wahrheit! Ein Gläschen Schnaps hat mein Seliger seinen Leuten immer gegönnt. Es ist besser so, als mal gar nichts und dann wieder zu viel, pflegte er zu sagen. Und weißt Du, Rieke, ich hab' jetzt Lust, mal so zu thun, als ob ich dem Menschen das Alles glaubte. Daß immer etwas Wahres an dem ist, was er sagt, kann man doch nicht leugnen. Bring' doch mal die Schnapsflasche und das kleine Glas."

Das Mädchen that mit einem derben Grinsen nach diesem Befehl; sie fing jetzt schon an, die Sache von der heiteren Seite zu nehmen.

„O, bitte, auf ein Glas hat so ein armer Schlucker wie ich ja gar keinen Anspruch," sagte der Bettler mit einer Miene dumpf entsagender Bescheidenheit, setzte die Flasche an den Mund und nahm ein Schlückchen, das Tante Fritzchen nicht controlirte; Rieke behauptete nachher, ein reichliches halbes Liter fehle an dem Inhalt. Rieke hatte aber wirklich die Unart, oft stark zu übertreiben.

„Jetzt bin ich wieder Mensch," sagte er mit fröhlichem Aufblick, „und kann auch wieder denken. Gott, wie ist es traurig, daß mein herrlicher Capitän Düring nicht mehr lebt! Ich kann's gar nicht verwinden. Dem werd' ich nachtrauern bis an mein seliges Ende. War das ein Mann! Jetzt, wo ich bei Kräften bin, fällt mir noch allerlei ein, so kleine Erinnerungen. War das ein guter Mann! Noch kurz vor unserm Scheiden — mein Gott, wie schwer ist mir der Abschied geworden! — hat er mir ganz aus freien Stücken einen von seinen Anzügen versprochen, den er nicht mehr tragen wollte, obgleich der noch recht gut war; du lieber Himmel, für mich viel zu gut! Aber Capitän Düring hielt immer ein bißchen was auf mich; verdient hab' ich das gar nicht, aber er that es doch aus der Güte seines Herzens. Das mit dem Anzug aber muß er dann rein vergessen haben. Und ich natürlich

mochte nicht daran erinnern; das wäre ja unbescheiden gewesen. Lieber in Lumpen gehen, als mich unverschämt zeigen, war immer mein Grundsatz. Und die Hauptsache bleibt mir, daß der Capitän die edle Absicht gehabt hat; das ist mir die schönste Erinnerung an ihn und seine herrliche Güte. Das Vergessen war ja nur ein Zufall."

Eben erschien Rieke in der Küchenthür. Ihr Gemüthszustand war jetzt gänzlich umgewandelt: keine Spur mehr von Grollen und Murren; ihr rundes Gesicht strahlte von Vergnügen und ihre kleinen Augen blitzten von heiterer Neugier

„Der Kerl ist gediegen! Jetzt bin ich bloß begierig, ob sie auf den Leim geht. Dann mag er thun mit ihr, was er will; dann verdient sie's nicht besser. Wer so dumm ist, der ist nun mal zu dumm. Ich möcht' beinah' sagen, der Lump gefällt mir, so ein zerrissener Fuchs, wie das ist. Der kennt seine Leute vom bloßen Ansehen. Ich will drauf wetten, daß er sie auch dazu 'rum kriegt!" Das waren so ungefähr Rieken's neue Gedanken. Der Landstreicher schien sie zu verstehen; seine Haltung wurde fortan noch etwas treuherziger, zutraulicher, selbstbewußter. Sogar eine feine Spur eines überlegenen Lächelns zuckte um seine Mundwinkel.

Aber die Dritte, die lächelte, war Tante Fritzchen. Was dieses Lächeln besagte, wer konnte es wissen? Ihre Worte stimmten nicht so recht zu diesem Lächeln.

„Ja, ja," sagte sie ganz ruhig und nüchtern, „daran erkenn' ich meinen Seligen; so ist er gewesen. Eine Seele von Mensch; in Kleinigkeiten manchmal ein bißchen vergeßlich. Dafür muß ich natürlich einstehen; er ist doch mein Mann gewesen. Was er versprochen hat, muß ich natürlich halten. Bloß von ihm selbst einen Anzug kann ich Ihnen nicht geben. Was ich davon noch habe, darf kein anderer Mensch tragen, am wenigsten so ein — ich meine, mit einem neuen wird Ihnen besser gedient sein. Hier — dies wird genügen. Aber gehen Sie nicht zu dem nichtsnutzigen Abraham! Der zieht dem Schlauesten das Fell über die Ohren."

Sie zog ihre Börse und drückte ihm etwas hastig und verlegen ein Goldstück in die Hand.

Trotz ihrer Vorsicht aber sah Rieke es doch. Allein sie lachte auch jetzt nur selbstzufrieden mit dem Gesichtsausdruck: „Also richtig!" Und dann platzte sie los:

„O nein, der geht ganz sicher nicht zu Abraham, sondern zu Spilke; und da kriegt er reelle Waare, das Liter zu vier Groschen; und was er kriegt, das hält warm, und nicht bloß so von außen."

Tante Fritzchen schien nichts von diesen räthselvollen Reden zu hören. Sie blickte etwas träumerisch und fragte auf einmal wie in schnellem Selbstbesinnen mit einiger Bosheit: „Haben Sie sonst noch Bedürfnisse?"

Denn der Mensch stand da wie angewurzelt, als ob er noch etwas erwarte.

„Bedürfnisse?" antwortete er unverwirrt, „o nein! Ich bin ja überschwenglich beschenkt, genau so, als hätte ich meinen herrlichen Capitän noch am Leben getroffen. Ich würde mich schämen, hier noch ein Stück Brod anzu-

nehmen. Und überhaupt ist es das letzte Mal, daß ich irgend eines Menschen Wohlthätigkeit angerufen habe. Jetzt hab' ich das Ziel meiner Sehnsucht erreicht, mich wieder auf eigene Füße stellen zu können. Gott segne Sie dafür, Madamchen! Sie haben Großes an mir gethan. Und es wird eine Zeit kommen, und sie ist gewiß nicht zu fern, wo ich dies Geld Ihnen mit allen Zinsen zurückerstatte. Ich werde arbeiten, daß mir das Blut aus den Fingernägeln springt. In diesem Augenblick aber habe ich bloß einen Wunsch: ich möchte ein Stündchen schlafen; ich bin todtmüde. Wenn ich mich hier auf den Hof legen dürfte, bloß so auf die Steine; sie sind mir nicht zu hart, ich bin jetzt solche Kissen gewöhnt. Bloß daß ich nicht auf der Straße vor den Menschen so daliege — daran allein kann ich mich nicht gewöhnen. Ich schäme mich noch immer, denn ich habe bessere Tage gesehen — o mein Gott, welche Tage zur Zeit Capitän Düring's!"

Er wischte sich die Augen mit dem Rockärmel und spähte dann nach einem passenden Winkel umher.

Tante Fritzchen aber sagte, jetzt hülflos gerührt:

„Da hinten im Stall habe ich ein paar Strohsäcke liegen; die können Sie benutzen. Die liegen da noch von der letzten Einquartierung her. Der Stall ist schon längst nicht mehr in Gebrauch; gleich nach dem Tode meines Seligen habe ich die Pferde abgeschafft. Es ist kein Vergnügen, so allein zu kutschiren; überhaupt kein Vergnügen, so allein —"

Hier brach sie ab, von Wehmuth übermannt.

Sie ging ihm voran und öffnete selbst ihm die Thür zu dem Stallraum, in den er unter demüthigen Dankesworten eintrat.

Als sie in die Küche zurückkam, sagte Rieke mit unschuldsvoller Miene:

„Wir könnten dem fremden Herrn ja auch Madamchens Schlafsopha einräumen, weil er doch bessere Tage gesehen hat. Madamchen könnte unterdessen in meiner Kammer ihre Mittagsruhe halten —"

Tante Fritzchen lachte unbefangen.

„Recht hast Du mit Deiner Bosheit," antwortete sie. „Aber sieh' mal: dieser Mensch ist klüger als ich. Und das ist doch immer was Rares, wenn ein Mensch so klug ist; es gibt so viel Dummheit in der Welt, daß man sich immer freuen muß über eine kleine Ausnahme. — Und, höre mal, Rieke, wenn er ausgeschlafen hat, laß ihn noch mal zu mir herein kommen — nein, nein, keine Angst. Ich schenk' ihm nichts mehr. So ganz dumm bin ich denn doch auch nicht. Wenn ich durchaus noch was schenken will, kauf' ich Dir ein neues Kleid, Rieke; weißt Du, ein feines Sonntagsausgehekleid — dieser Mensch soll mir bloß noch ein bißchen erzählen von — na, Du weißt schon, — von seinen Seefahrten. — Mach' nicht solch' boshaftes Gesicht, Rieke: denkst Du denn wirklich, ich glaub' ihm ein Wort? Aber nicht so viel! Es ist Alles erlogen von Anfang bis zu Ende. Aber das ist bei den Leuten, die so die Geschichten in Kalendern und Büchern schreiben, doch ganz dasselbe: sie lügen Alles, und man glaubt ihnen kein Wort und liest es doch weiter und hat seine Freude dran. Und so hör' ich auch diesem Landstreicher gern zu. Ein Hallunke ist er, das weiß ich; aber das sollen diese Bücherschreiber ja auch meist sein; und er erzählte doch sehr hübsch."

„Das kann ich nun grade ganz und gar nicht finden," bemerkte Rieke verächtlich.

„Dann verstehst Du davon nichts," beschied Tante Fritzchen sie streng und drehte ihr den Rücken.

Als es fast Abend wurde, und der Schläfer immer noch nicht zum Vorschein kam, beschloß Rieke, trotz des Verbotes ihrer Herrin, ihn gewaltsam zu wecken. „Sonst bleibt er am Ende die Nacht da," sprach sie zu sich selbst, „und ich danke dafür, solches Volk die Nacht über im Hause zu haben."

Als sie den Stallraum betrat, fand sie ihn leer. Ein Fenster der Rückwand stand offen. So hoch es war, da war er offenbar hinaus gestiegen.

„Herr du meine Güte!" schrie Rieke entsetzt, „durch die Kammer, wo das Pelzwerk hängt! Na, das kann gut werden!"

Sie lief und holte die Herrin mit dem Schlüssel zur Kammer. Und richtig, die war auch leer, nicht bloß von Landstreichern, sondern auch von Pelzen. Aus der hinteren Holzwand war ein ansehnliches Quadrat kunstfertig herausgeschnitten; von da kam man ins Waschhaus und weiter durch den Garten auf die Wiese — und da war die Welt offen.

„Ich laufe zur Polizei," rief Rieke eifrig, „den Schuft müssen sie noch fassen können. Schon allein der Kamphergeruch muß ihn verrathen."

Tante Fritzchen lächelte mitleidig.

„O ja," sagte sie ruhig, „wenn's der Polizei verschwiegen bleibt und die nichts verbruddeln kann, ist manches möglich. Wahrscheinlich ist es allerdings nicht; schade ist's um das schöne Pelzwerk. Aber schließlich, wenn man's recht überlegt, gebraucht habe ich es meistens doch nicht mehr. Und dann, wer weiß, ob der Mann, wenn er dadurch ganz aus der Noth kommt, nicht doch wieder ehrlich wird und mir den Werth mit Zinsen zurückzahlt. Solche Fälle sind vorgekommen, wahrhaftig. Ich glaub' es ja nicht, Rieke, nein, ganz gewiß nicht; aber man muß auch mit einer Möglichkeit rechnen. Es kommt oft im Leben so ganz anders, als man glaubt. Und wenn ich einen Menschen wieder ehrlich gemacht hätte, der meinen Seligen gekannt hat — ich meine, gekannt haben könnte; es ist doch immer möglich; so in dem Alter ist er —"

„Jawohl, ja," unterbrach Rieke sie mit offenem Hohn, „ich für mein Theil glaub' es sogar bestimmt: er wird den seligen Herrn auch wohl schon bestohlen haben."

„Ach, meinst Du?" rief Tante Fritzchen erschrocken; „ja, dann allerdings — Rieke, es kommt mir kein Bettler mehr über meine Schwelle! Nie, nie mehr, sag' ich!"

„Bis morgen früh," bemerkte Rieke kühl.

Jakob Burckhardt über die Cultur der Griechen.

[Nachdruck untersagt.]

Griechische Culturgeschichte. Von Jakob Burckhardt. Herausgegeben von Jakob Oeri. Band I und II. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Im August werden es zwei Jahre, daß der große Gelehrte aus dem Leben schied. Fast die achtzig hat er erreicht und bis in seine letzten Tage gearbeitet. Da sollte man meinen, er habe Zeit gehabt, zu sagen, was er wußte; aber sein umfangreichstes Buch, dasjenige, welches in unsern ererbten Besitzstand wohl am tiefsten eingreifen wird, hat er unvollendet zurückgelassen. Erst aus seinem Nachlasse sind zwei Bände der „griechischen Culturgeschichte" erschienen, und zwei weitere sollen erst in einigen Jahren herauskommen. Ein Fragment also; und wer Burckhardt kennt, wird fühlen, wie ungern man daran geht, es in seiner heutigen Form zu beurtheilen. Freilich wird uns dies Urtheil wieder erleichtert: die beiden ersten Bände bilden doch gewissermaßen ein Ganzes für sich, das uns die alten Griechen annähernd im gleichen Umfang vorführt, wie die „Cultur der Renaissance" die Italiener des Cinquecento. Kunst, Poesie und Wissenschaft, die in jenem Werke ganz übergangen waren, sind hier für die Schlußbände aufgespart, so daß wir es also vorläufig mit dem alten Griechen in seinem Verhältniß zu Staat und Religion zu thun haben, mit der praktischen Seite seines geistigen Lebens, wenn ich mich so ausdrücken soll.

Das Buch ist unter besonderen Umständen entstanden und will darnach beurtheilt werden. Ende der sechziger Jahre hat Burckhardt den Plan gefaßt, ähnlich wie früher die Cultur der Renaissance, so die des classischen Alterthums aus den Quellen zu entwickeln; zwischen 1872 und 1886 las er dann jedes zweite Jahr ein Colleg über griechische Culturgeschichte, und Anfangs der achtziger Jahre begann er, dasselbe zu einem Buch umzuarbeiten, das allerdings bloß zur Hälfte fertig wurde. In den uns vorliegenden Bänden ist also der Text von Burckhardt selbst festgestellt; für die Fortsetzung dienen dem Herausgeber, Burckhardt's Neffen, die Collegienhefte als Grundlage, die wohl das vollständige Material enthalten, aber, da Burckhardt frei vorzutragen pflegte, ganz neu zu gestalten sein werden. Daß dies bei einem solchen Meister des kurzen, schlagenden und beziehungsreichen Wortes einen großen Mißstand bildet, braucht kaum gesagt zu werden. Immerhin mögen wir uns des Vorhandenen freuen, nachdem wir beinahe um das Ganze gekommen wären. Burckhardt selbst war nämlich später geneigt, seine Arbeit nicht für druckreif zu halten, weil er sie, ohne die neuere Forschung viel zu berücksichtigen, hauptsächlich aus den antiken Quellen zusammengeleitet hatte; und auch von diesen hat er einzelne, erst in unsern Tagen hervorgetretene, wie die Aristotelische Schrift „vom Staate der Athener", nicht ausgeschöpft. Mit einer ähnlichen Beschränkung ist er ja bei der „Cultur der Renaissance" verfahren; nur lag dort die Sache ganz anders. Denn jene Schrift bildete gewissermaßen einen Anfang, der die wenigen

zerstreuten Aufsätze zur Erklärung der italienischen Renaissance leicht vernachlässigen konnte; das griechische Alterthum aber ist seit langen Jahren nach allen Richtungen hin durchgearbeitet in einer kaum zu überschauenden Literatur. Burckhardt hat diese gewiß nicht unterschätzt; wenn er sie trotzdem nur vereinzelt und zufällig benützt hat, so hängt das mit seiner ganzen Art, Wissenschaft zu treiben, das heißt mit seinem eigensten Wesen, eng zusammen. Burckhardt[1]) war ein Gelehrter in großartigem, aber etwas alterthümlichem Stil: ein Polyhistor. Das ganze Gebiet der geistigen Cultur hat er allmählich umspannt, und da war es ihm nicht mehr möglich, der zeitgenössischen Forschung in allen Einzelheiten zu folgen. In unsern Tagen des Specialistenthums heißt es, sich einschränken und auf die erschöpfende Behandlung des Details freiwillig verzichten, wenn man noch einen breiteren Betrieb der Wissenschaften anstrebt. Das wußte Burckhardt und hat sich daran gehalten und durfte sich daran halten, weil er etwas zu sagen hatte und deshalb die Ausfüllung seiner Linien und etwa sich nöthig erweisende Correcturen unbesorgt Andern überlassen konnte. Seiner griechischen Culturgeschichte hat diese vornehme Art einestheils gewiß geschadet. Erst mit den historischen Zeiten, oder was die Alten dafür hielten, setzt sie ein und läßt die grundlegenden Fragen über die Anfänge bei Seite; geographische, klimatologische und ethnische Beziehungen bleiben unberücksichtigt; über die Zusammenhänge zwischen Griechenland und dem Orient erfahren wir nichts. Und doch wird man den Gang einer Cultur erst dann richtig zeichnen, wenn man das Selbsterworbene trennt von allem Mitgebrachten und Uebertommenen. Burckhardt war Historiker; daß er kein Philologe sei, hat er selbst entschuldigend angeführt; er hätte hinzufügen können, daß er auch kein Ethnologe, kein Archäologe, kein Prähistoriker sei. Sein Bestreben ging einzig darauf, den alten Griechen die Summe ihrer Existenz nachzurechnen, und darum begnügt er sich, zu sagen, was vorhanden war, ohne zu fragen, woher und warum das Alles kam. Er hat die Griechen isolirt, wie er in seinem andern Hauptwerke die Italiener der Renaissance isolirt hat. Dort hat er den mittelalterlichen, hier den vorgriechischen Menschen übersehen. Es vervollständigt das Alterthümliche dieser Gelehrtenphysiognomie, daß er, ganz im Sinne früherer Zeiten, nicht gern nach dem Warum fragt:

Wie? wann? und wo? — Die Götter bleiben stumm!
Du halte Dich ans Weil und frage nicht warum!

lehrt Goethe; aber Goethe war ein Dichter. Ein Verhältniß wird in allen wissenschaftlichen Zeiten überhaupt zu wenig bedacht, und deshalb überschätzt man meistens den Werth der schriftlichen Ueberlieferung. Untersuchungen, die sich nur auf die Aussagen der alten Schriftsteller stützen, können nichts geben als Meinungen, die wir uns gebildet haben auf Grund der Meinungen längst verstorbener Leute über Dinge, welche diesen selbst zum Theil nicht vollständig bekannt oder nicht mehr verständlich oder gar ein Gegenstand der Geringschätzung geworden waren. Nehmen wir hingegen die Thatsachen zur Grundlage unserer Forschung und benützen die subjectiven Aussagen der Classiker vorwiegend nur als Illustrationsmaterial, so scheint uns das, abgesehen von menschlichen Irrthümern und individuellen Auffassungen, die sich nie vermeiden lassen, ein zwar lückenhaftes, jedenfalls aber sichereres Wissen zu verbürgen. Freilich ist damit freiester Spielraum geschaffen für die Hypothese. Indem Burckhardt sich Hypothesen, die vielleicht in diesem Augenblicke von andern Gelehrten über den Haufen geworfen und durch andere Hypothesen verdrängt werden, nach Möglichkeit vom Leibe hält, hat er sein Buch — kein geringer Vortheil — vor dem raschen Veralten wirksam geschützt.

[1]) Das Ausführlichste über ihn findet sich bei H. Trog, Baseler Jahrbuch, 1898, S. 1—172 (In Separatausgabe: Jakob Burckhardt, Eine biographische Skizze von Hans Trog. Basel, R. Reich, Buchhandlung. 1898.) — Außerdem noch bemerkenswerth E. Gothein, Preußische Jahrbücher, Bd. 90, S. 1—33; C. Neumann, Deutsche Rundschau, Bd. 94, S. 374—400.

Sein Fundament sind die Alten, die nie veralten, weil sie nie durch etwas Neues ersetzt werden können. Und ihre Zeugnisse betrachtet er fast ohne jede Voreingenommenheit. Keinen Augenblick wird er irritirt durch den Gedanken, wie Andere sie vor ihm angesehen und gruppirt, was sie aus ihnen gefolgert haben. Abgeschliffen und abgewetzt und beschmutzt wie Münzen, die durch tausend Hände gegangen sind, treten ihm die Classikerstellen doch wieder rein und unberührt entgegen, jede für sich, und ordnen sich leicht unter die in seinem Geiste entstandene Idee. „Was für uns wichtig ist, finden nur wir," pflegte er seinen Studenten zu sagen, „kein Nachschlagewerk der Welt kann mit seinen Citaten die chemische Verbindung ersetzen, welche eine von uns selbst gefundene Aussage mit unserm Ahnen und Aufmerken eingeht, so daß sich ein wirkliches geistiges Eigenthum bildet." Auch betonte er, daß vieles in den alten Schriftstellern bisher nicht genügend sei beachtet worden. Und so legt uns Burckhardt's Culturgeschichte die Frage nahe, ob es nicht für alle historische Wissenschaft zur Nothwendigkeit werden mag, nach langer, stets in einander greifender und ewig von einander abhängiger, immerhin doch mehr oder minder traditioneller Thätigkeit wieder einmal frisch und voraussetzungslos an die fast verschütteten schriftlichen Quellen heranzutreten. Sie bleibt ein schönes Beispiel, wie man den aufgehäuften Wust bei Seite schieben und auf reinem Tische den wissenschaftlichen Betrieb neu einrichten kann. Deshalb will sie gelesen werden, so wie sie gedacht und geschrieben ist — als ein organisches Kunstwerk, zusammengehalten durch die Persönlichkeit des Verfassers, dem man einzelne Mängel und Einseitigkeiten, die sich aus der Benützung der Quellen ergeben, nicht ängstlich nachrechnen darf, noch braucht. Lösen freilich wird sich das Problem der griechischen Cultur, wenn überhaupt, erst und nur auf dem Boden der vereinigten Alterthumskunde, Ethnologie und Prähistorie.

An die Spitze seiner Darstellung setzt Burckhardt mit Recht den Mythus. Gleichwie der Ocean das geographische Weltbild der Griechen auf allen Seiten umfluthet, um- und überfluthet ihr geistiges, sittliches und materielles Leben der Mythus. Nicht nur alle Anfänge liegen in ihm begraben; er begleitet die Nation auch durch die vielen Jahrhunderte ihres Aufsteigens und Sinkens mit außerordentlicher Lebenskraft und Zähigkeit. „Wo sich irgend wirkliche Geschichte hätte emporrichten mögen, wurde sie niedergerungen durch die fortwachsende Sage, resp. Erfindung, welche allmählich jede Ritze verstopfte, durch welche das Exacte hätte eindringen können. Und auch das Thatsächliche, was sie behauptete, wurde nur im Geiste des Mythus geschaut oder weiter berichtet; auch, was Geschichte war, gerieth unter die Gesetze einer lange Zeit nur mündlichen, nur poetischen Ueberlieferung." Noch ein Strabo, der doch erkannt hat: „Die alten Schriftsteller sagen Vieles, was nicht geschehen ist, indem sie mit der Lüge aufgewachsen sind, vermöge des Aufzeichnens von Mythen" — noch er hat die stärksten Widersprüche unbesehen hingenommen, nicht als störend empfunden. Der römisch gebildete Asiate Lukian, welcher den Kampf gegen die alten Götter und Sagen sich zur Aufgabe gesetzt hatte, dieser Voltaire des Griechenthums, deutet uns nur dessen vollständige Zersetzung an; sehr verschieden darin vom neunzehnten Jahrhundert, war das zweite zu schwach geworden, den platten Rationalismus von sich aus zu überwinden. Griechenland stand und fiel mit dem Mythus, dem Glauben an den Mythus. Viel zu dessen Allherrschaft wird, von innern, im Geiste der Nation liegenden Gründen abgesehen, die Form des griechischen Staates beigetragen haben, der die zerstreuten, Ackerbau treibenden Dorfbewohner schon früh in Städte vereinigt hatte. Die Polis, mit ihren ungeheuern Ansprüchen an den Einzelnen, die sie nur durch verschwindende Leistungen vergilt, furchtbar in ihrer Autorität und ihren Zwangsmitteln, erzieht den Bürger sein Leben lang, und indem sie das Individuum aufs Stärkste vorwärts treibt, verwehrt sie ihm jeden individuellen Gebrauch seiner Kräfte; sie ist ihm rein Alles, in guten Zeiten auch seine Religion. Das gilt von Athen gerade so, wie von Sparta. Diese athenische Demokratie ist ein ent-

setzlicher Tyrann, den Burckhardt mit dem spätern Venedig und mit der spanischen Inquisition vergleicht. Den Menschen quälen, ihm unerträgliches Herzeleid anthun, ist hier eine Lust, ein Bedürfniß. Und entziehen kann man sich dem nicht; denn der Flüchtling ist vogelfrei, mit der Heimath hat er zugleich Recht und Schutz verloren. Im Mittelalter gewahren wir das gleiche Verhältniß; nur daß im Mittelalter, wer ins „Elend" zog, wenigstens als ideellen Trost seinen Gott mitnahm. Der folgte aber dem griechischen Landfremden nicht. Ueberhaupt, wer hätte zu diesen arroganten, selbstsüchtigen, launenhaften und nicht einmal allmächtigen Göttern Zutrauen fassen sollen! Man lebte vor ihnen in steter Furcht, die weit entfernt war von Ehrfurcht. Vergebens suchte man Hülfe beim Orakel. So, von allen Seiten gepeinigt, bedrängt, verlassen und beängstigt, kam die Nation dahin, vom Werthe des Daseins selbst keine besonders günstige Meinung zu hegen. Man hatte so lange das Leben Anderer gering geschätzt, bis man damit endete, das eigene Leben gering zu schätzen. Von Natur aus mit unverwüstlichem Optimismus begabt, neigten sich die Griechen im Laufe der Jahrhunderte, erdrückt von der Macht der Thatsachen, dem Pessimismus zu. Die Klagen über das Elend der Welt werden allgemein. Was Wunder, wenn man von dieser schlechten Erde ohne Reue Abschied nimmt, wenn der freiwillige Tod von vielen der Besten gesucht wird! „Es war hohe Zeit," — also schließt Burckhardt's zweiter Band — „daß neben dieser Gesellschaft eine andere heran wuchs, welche eine ebenso große Sterbewilligkeit in tausend Martyrien an den Tag legte, aber zugleich ein neues hohes Ziel des Lebens vor sich hatte." Christen- und Heidenthum erscheinen hier fast in dem gleichen Lichte, in dem unsere Theologie dieselben will angeschaut wissen. In der That könnten ganze Partien dieser griechischen Culturgeschichte unverändert in irgend eine „Apologie des Christenthums" hinübergenommen werden.

Von Winckelmann's „Geschichte der Kunst des Alterthums" bis auf Jakob Burckhardt's „Griechische Culturgeschichte" — welcher Sprung! Seit dem Jahre 1764 hat unsere Anschauung vom Wesen des Griechenthums einen gründlichen Umschwung erfahren. Was Schiller's Phantasie in den „Göttern Griechenlands" gesehen hat:

Finst'rer Ernst und trauriges Entsagen
War aus Euerm heitern Dienst verbannt;
Glücklich sollten alle Herzen schlagen,
Denn Euch war der Glücklichste verwandt —

solche Vorstellungen haben länger als ein Jahrhundert unter uns geherrscht. Wie wir ja von vorn herein geneigt sind, wenn wir bedeutende Leistungen auf einem Gebiete wahrnehmen, verallgemeinernd zu schließen, es müsse auf allen andern Gebieten ebenso geblüht und geglänzt haben; wir bedenken nicht, daß in Wirklichkeit eher das Gegentheil der Fall ist, indem sich die Kraft eines Volkes eben nach der einen Richtung hin vollständig erschöpft. So erschienen die erhaltenen Denkmäler der Kunst und Literatur als Bürgen einer überschwänglichen Glückseligkeit des antiken Lebens, „als der völlige Spiegel eines in der Natur befriedigten Geistes, als die Verewigung der Jugendgesundheit des Menschengeschlechts, die den sich selbst und dem Einverstande ihrer nächsten Zwecke entfremdeten Modernen zur Sinnereinigung und -Erhebung vorzuhalten sei" [1]). Dabei blieb es, und leise Einwendungen von tieferen Kennern des griechischen Wesens, wie Böckh, verhallten. Erst Nietzsche hat uns das Bild eines Griechenthums entworfen, so unglücklich, so zwiespältig, so verworren in aller äußeren, wie inneren Existenz, daß ihm gegenüber jedes moderne Verhältniß ein Gewinn schien. Und nun erhebt Jakob Burckhardt, nüchterner als Nietzsche und darum sicherer, verstanden zu werden, den gleichen Ruf. Die beiden haben an der Basler Hochschule neben einander gewirkt, persönlich befreundet und von gegenseitiger Hochachtung erfüllt; wie sie wissenschaftlich

[1]) A. Schölt, Gesammelte Aufsätze, S. 155. Berlin 1884.

einander angeregt haben, läßt sich im Einzelnen nicht so leicht feststellen. Doch ist anzunehmen, daß in diesem Falle der Führende Burckhardt war, für dessen reifsten Schüler sich Nietzsche selbst erklärt hat. Uebrigens ist daran wenig gelegen; denn was wollen Worte wie Priorität und Originalität besagen Angesichts der Thatsache, von der man sich jeden Augenblick überzeugen kann, daß Alles, auch das Persönlichste, bereits vorgedacht und vorgesagt ist!

Wichtiger als die müßige Frage nach der Priorität ist eine andere: ob es denn mit dem griechischen „Glück" wirklich so beschaffen sei, wie Burckhardt versichert. Und hier drängt sich Folgendes auf: Von weitem betrachtet, sehen sich die Dinge anders an, als in unmittelbarer Nähe selbst erlebt. Von weitem gemessen, summiren sich Einzelheiten, die ursprünglich wenig ins Gewicht gefallen sind, zu einer erdrückenden Last. Wenn wir Burckhardt's Raisonnement auf andere Völker übertragen, so werden wir kaum ein einziges glücklich nennen dürfen. Alle Thätigkeit, alles Sichrühren in der Welt entfesselt Kräfte, die sich zerstörend gegen uns selbst kehren. Rousseau hat die Glückseligkeit und Reinheit des Naturzustandes gepriesen; bei den modernen Ethnologen erscheinen die Naturvölker in ganz anderer Beleuchtung. Alle die Leiden, die Burckhardt aufzählt, bis zur Selbstvernichtung, quälen auch ihr Dasein. Den modernen Menschen quälen wieder andere. In unsern Tagen genießt ja der Einzelne, abgelöst vom Stamm, dem er angehört, ein individuelles Loos; hier bereiten sich nicht Völker ihr Schicksal, sondern Menschen. Ueberschauen wir die modernen Deutschen, die wir etwa glücklich nennen könnten, so denken wir zuerst an zwei: Goethe und Bismarck. Beide, von kleiner, enger Behaglichkeit, vielleicht ungern, absehend, haben Großes gewollt und erreicht; beiden war es vergönnt, bis in ein hohes Alter hinein kraftvoll sich zu bethätigen. Nun — Goethe's Glück kennen wir. Wir wissen, was er selbst in einer Stunde des Nachdenkens darüber gesagt hat; zwei schöne Schriften des abgelaufenen Jahres[1]) müssen uns die Augen vollends geöffnet haben. Und Bismarck? Gewiß, er war zuletzt verbittert, und das hat seine Memoiren herb und beißend gemacht. Aber das Thatsächliche, das er berichtet, bleibt bestehen und wird durch vertraute Briefe aus seiner besten Zeit bestätigt. Unbefriedigend sei ihr Leben verlaufen — darauf kommt Goethe's, wie Bismarck's Rückschau hinaus; wer möchte aber dieses Urtheil ohne Weiteres unterschreiben? In der Thätigkeit selbst liegt ein Glück, das zu immer neuer Thätigkeit anspornt; später allerdings tritt die Erinnerung daran auch im Einzelnen zurück. Und so hat der Grieche, indem er sich regte und rührte, ohne Zweifel nicht weniger glücklich gelebt als der Deutsche von heute, auf der Gesammtheit der Nation keine schwerere Last geruht als auf irgend einer anderen. Gewiß, wer aus der Menge emporragte, war Vielem ausgesetzt; doch das ist eine Eigenheit der demokratischen Regierungsform überhaupt und gilt, in veränderter Weise, ebenso stark für den heutigen Republikaner. Man kann sich manchmal des Argwohns nicht erwehren, als ob der Schweizer Gelehrte seinen Landsleuten, von denen er sich doch sein Leben lang nicht trennen mochte, leise mahnend den Finger habe vorhalten wollen.

Mag dem aber sein, wie ihm wolle, jedenfalls vermittelt uns Burckhardt eine Auffassung des Griechenthums, die nur deshalb einseitig ist, weil sie zum ersten Mal den Nachdruck legt auf eine bisher nicht beachtete Seite; vermittelt sie dabei in so plastischer und anschaulicher Form, daß uns das griechische Wesen unendlich näher gebracht wird. Ganz freilich wird das Räthsel, das uns dieses geniale Volk aufgibt, nicht gelöst; an mehr als einer Stelle muß Burckhardt bekennen, daß wir Modernen uns in die griechische Denk- und Fühlweise nicht hinein zu versetzen vermögen, und im Fortgang des Werkes wird sich dieses Geheimnißvolle naturgemäß noch steigern und stärken. Man denke nur: ein solches Volk, in seiner Masse Lumpen-

[1]) Goethe's Charakter. Eine Seelenschilderung von Robert Saitschick. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag. — Ueber das Pathologische bei Goethe. Von J. P. Möbius. Leipzig, J. A. Barth.

gesindel, erfüllt von Bösartigkeit und Bosheit, jeder geistigen und sittlichen Würde bar, und dabei eine solche Kunst, eine solche Dichtung, eine solche Philosophie! Schon das will uns schwer in den Kopf. Nehmen wir dazu den Inhalt und die Formen dieser Cultur, denen gegenüber wir oft nur eine unbestimmte Ahnung ihrer Vortrefflichkeit haben, ohne dieselbe im Einzelnen uns klar machen, geschweige nachmachen zu können, so müssen wir gestehen, daß die griechische Natur Gedanken- und Gefühlsassociationen unterworfen ist, denen bei uns keine Thore offen stehen. Dem Menschen der Gegenwart wird sie immer etwas im höchsten Sinne Problematisches bleiben. Griechenland, geographisch und historisch betrachtet, steht zwischen Orient und Occident und blickt vielleicht mehr nach jenem als nach diesem; die griechische Cultur, einseitig, aber in ihrer Einseitigkeit wunderbar harmonisch, stellt sich dar als Ergebniß einer höchstmöglichen, unter ausnehmend günstigen Umständen erfolgten Entwicklung von Kräften, die bereits in der vorgriechischen Geschichte wirksam waren, alle freilich mehr oder minder ausgeartet. Damit tritt sie aber in eine verhängnißvolle Nähe zur Cultur der sogenannten Naturvölker. Vierkandt[1]) spricht deshalb von Rückständen in der griechischen Cultur, deren er vornehmlich drei gelten läßt: die partielle Passivität des socialen Selbstbewußtseins, die ausgeprägte Entwicklung der mythologischen Denkweise, die Institution der Sklaverei, verbunden mit der niedrigen Stellung der Frauen. Doch die Liste ließe sich ohne Schwierigkeit vermehren. Zu den wesentlichen Zügen der Naturvölker gehört es, daß sie nicht zu unterscheiden vermögen zwischen Spiel und Arbeit und demgemäß, ob sie gleich, spielend, in ihrem Sinn ein tüchtiges Arbeitsquantum erledigen, doch nach unseren Begriffen für arbeitsscheu und faul gelten müssen. Bei den Griechen nun treffen wir diese Bevorzugung des Spiels in extremster Weise zum Lebensprincip ausgebildet, was sich in ihrer Verachtung des Banausischen so recht deutlich ausspricht. Der Mythus und der Widerwille gegen das Banausische nehmen bei ihnen so viel Platz ein, daß „Rückstände" hierfür kaum das richtige Wort sein dürfte. Ich weiß nicht, ob schon Jemand die Selbstüberwindung besessen hat, auf gewisse Aehnlichkeiten zwischen Griechenland und einzelnen Südseeinseln hinzuweisen, Neuseeland, die Tongagruppe, Tahiti und Hawaii: Aehnlichkeiten, die nicht zu leugnen sind. Hier wie dort, Colonien entsendend, ein See- und Inselvolk; hier wie dort die gleiche Beweglichkeit des Geistes, im Guten, wie im Schlimmen; hier wie dort Mythus und Dichtung hoch entwickelt und das Bewußtsein der Völker überfluthend. Ratzel, der sich sehr vorsichtig ausdrückt, meint wenigstens: „Etwas mehr Raum, etwas mehr Stabilität, und wir hätten in Polynesien eine indische Mythologie gefunden"[2]). Die Zustände, die sich den Entdeckern dieser Inseln darboten, kann man aber nur homerisch nennen. Freilich ein homerisches Epos existirte nicht, wohl aber gab es Einzellieder, nach Art der serbischen; und nur „dem unglücklichen Einfluß der Naturumgebung und der mangelhaften Entwicklung der Sprache" schreibt es Gerland zu, „daß in Neuseeland und überhaupt in Polynesien kein Homer aufgetreten ist, der die verschiedenen Elemente der Sage zu einem größern Epos umschuf: an und für sich würden sie dazu vollkommen geeignet und bedeutend genug sein"[3]). Und nun lese man die Berichte der ersten Europäer, welche diese Griechen der Südsee besucht haben! Sogar die spätern Sammler und Aufzeichner haben die Dichtungen derselben noch kindisch in der Form und im Inhalt absurd gefunden. Die Vermuthung wird gestattet sein, daß mancher angebliche Bewunderer der Antike im Stillen hinsichtlich der Griechen ganz ähnlich denken mag. Ich habe daher vor jenen Fanatikern der Modernität, die lieber das Odium der Unbildung auf sich laden, als ihre wahren Gedanken verhehlen wollen,

[1]) Naturvölker und Culturvölker, S. 154—157, 229, 326. Vergl. auch S. 131, 146, 215 u. ö. Leipzig 1896.

[2]) Völkerkunde. Zweite Auflage. Bd. I, S. 177. Leipzig 1894.

[3]) Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker. Bd. VI, S. 92.

immer eine aufrichtige Hochachtung empfunden. Die Leute besitzen doch die Consequenz, einzugestehen, daß zwischen der modernen und der griechischen Cultur ein Unterschied der Art, nicht des Grades besteht. Sie ahnen wenigstens etwas von dem großen Gegensatz, der die Welt bewegt, und nehmen ihrerseits affectvoll Partei. Bei den Naturvölkern — wir müssen den Namen schon beibehalten, mit dem Nebensinn, daß Natur hier eine uns fremde, widersprechende Cultur bezeichnet — bei den Naturvölkern gewahren wir überall ein Vorwalten der Phantasie, die bald frei schweift, bald wieder sich selbst bindet, und, als Ergebniß desselben, eine künstlerische Cultur, vom Buschmann und Eskimo an durch alle Grade bis zum Griechen; bei den Culturvölkern ist die Phantasie zurückgedrängt und es herrscht der Verstand. Große Gebiete sind uns dadurch erst geöffnet, große wieder verschlossen; in der modernen Kunst kann es sich doch höchstens um Compromisse handeln, die man weit eher als Rückstände ansprechen dürfte. Wo immer aber wir ganz wir sind, geht ein rationalistischer Zug durch unser Handeln: so, gerade nach Burckhardt, in der Renaissance, so in der Reformation, so in den Classenkämpfen, die das Merkmal unserer Zeiten scheinen. Deshalb studiren wir in Wahrheit die Griechen, weil wir damit Einblick erhalten in eine untergegangene Welt, die nichts zurückbringt. Wenden wir uns dagegen nach Italien, so treten mit den Römern vollkommen neue Menschen auf den Plan. Moderne Menschen, die wir verstehen. Mag dabei noch so viel auf Mißverständniß oder auf Anpassung hinauskommen, mögen wir einen Cäsar, einen Marc Anton immerhin mit den Augen des britischen Dichters schauen[1]), überhaupt an die ganze römische Geschichte seit Mommsen's großartiger Construction viel zu sehr die Maßstäbe heutiger Politik legen: wir begreifen nun einmal diese Menschen, sie sind dem überwiegenden Verstande zugänglich, wir sehen sie nicht bloß im Relief, wir können um sie herumgehen. Was sie von den Griechen sich angeeignet haben, ist so rein verstandesgemäß umgesetzt worden, daß daraus nur erhöhtes Licht auf sie fällt. Die Römer haben auch zuerst, im Gegensatze zu den Griechen, denen eine objective Betrachtung der Natur- und der Staatsformen vergönnt war, die sie ebenfalls als Naturformen auffaßten, den einzelnen Menschen zu ergründen versucht. Ihre Weltstellung schon hat ihnen psychologische Studien nahe gelegt. Wer über Menschen und Völker herrschen will, muß Menschen und Völker kennen. Wenn wir vom besten der griechischen Geschichtschreiber, von Thukydides, zu Tacitus übergehen, der doch nur ein Nachahmer des Thukydides ist, so fühlen wir uns urplötzlich zu Hause. Wir können da mitreden und sind nicht mehr auf ein bloßes Bewundern von Außen her angewiesen. Grund und Wirkung stehen in einem entsprechenden Verhältniß, sind gegen einander abzuschätzen. Es ist nicht bedeutungslos, daß der einzige Mann des classischen Alterthums, dessen Biographie wir in einem Umfange schreiben können wie die eines Modernen, daß Cicero ein Römer ist. Wie verschwimmen dagegen alle diese Griechen vor unsern Augen, und mögen sie zu ihrer Zeit noch so hochgestellt, noch so maßgebend gewesen sein: ein Alkibiades, ein Perikles, ein Demosthenes! Als wären sie von einem fernen Stern auf unsern Erdball verschlagen.

Nichts desto weniger wird es wohl dabei bleiben und erst recht dazu kommen, daß von allen Modernen gerade uns Deutschen verhältnißmäßig noch die nächste Annäherung an den griechischen Geist verstattet ist. Eben das zwiespältige in ihm findet Sympathie und Verständniß bei einem Volke, das von jeher dem „zwîvel" preisgegeben war. Und es gehört zu den feinsinnigsten Bemerkungen des an feinsinnigen Bemerkungen so reichen Buches, wenn Jakob Burckhardt auf die „ganz colossale Romantik" hinweist, die diesem so „classischen" Griechenthum als „allherrschende geistige Voraussetzung" müsse zugesprochen werden.

Friedr. M. Fels.

---

[1]) H. Grimm, Beiträge zur deutschen Culturgeschichte, S. 34. Berlin 1897.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Januar.

Kaiser Wilhelm, der durch ein inzwischen erfreulicher Weise wieder gehobenes Unwohlsein verhindert war, den Neujahrsempfang abzuhalten, hat in seinem Dankschreiben für die Glückwünsche des Magistrats der Reichshauptstadt deren Größe als ein glänzendes Beispiel dafür bezeichnet, wie in den langen Jahren friedlicher Arbeit das deutsche Vaterland gesegnet worden sei. In diesem Gedanken stimmt der deutsche Kaiser mit Allen überein, die in ausgezeichneten Friedenswerken die edelsten Blüthen einer Nation erblicken. Wie die volkswirthschaftlichen Kräfte sich dann frei entfalten können, gedeihen auch Kunst und Wissenschaft, und die Ehrung, die dem Altmeister der deutschen Malerei, Adolf Menzel, durch die Verleihung des Schwarzen Adlerordens zu Theil geworden ist, wird mit Recht als ein bedeutsames Symptom angesehen. Nicht minder bezeichnend ist, daß Adolf Menzel gerade als congenialer Schilderer der Friedericianischen Zeit seinen Künstlerruf begründet hat. Wie die besten Ueberlieferungen Preußens an dessen großen König anknüpften, darf gehofft werden, daß auch im Deutschen Reiche diese Traditionen als werthvolles Vermächtniß gewahrt und befolgt werden. Daß die Reichsregierung zugleich verstanden hat, friedliche Beziehungen zu allen Staaten aufrecht zu erhalten, verdient hohe Anerkennung. Nicht bloß mit den verbündeten Mächten, sondern auch mit England, Rußland und Frankreich ist das friedliche Verhältniß ungestört geblieben. Einer der ersten Besuche des Kaisers nach seiner jüngsten Wiedergenesung galt dem französischen Botschafter in Berlin, Marquis de Noailles, nachdem dieser zuvor im Auftrage des Präsidenten der Republik sich persönlich nach dem Befinden des Kaisers erkundigt hatte. In Frankreich selbst bricht sich immer mehr die Ueberzeugung Bahn, daß von deutscher Seite kein Act der Feindseligkeit zu befürchten steht.

Bei dem officiellen Neujahrsempfange in den verschiedenen Ländern haben die Staatschefs es auch diesmal nicht an friedlichen Versicherungen fehlen lassen. Da die Faschoda-Angelegenheit in Frankreich eine unleugbare Verstimmung zurückgelassen hat, wurde insbesondere der Antwort mit Interesse entgegengesehen, die der Präsident der französischen Republik dem diplomatischen Corps auf dessen Glückwünsche zum Jahreswechsel ertheilte. Nach altem Brauche wird der päpstliche Nuntius als Doyen des diplomatischen Corps angesehen, in dessen Namen Msgr. Clari berufen war, die Ansprache an Herrn Félix Faure zu richten. Der päpstliche Nuntius äußerte am Schlusse seiner Begrüßung „die heißesten Wünsche für die Aufrechterhaltung des Friedens, der das Glück der Gesellschaft, das Wohlergehen der Völker und den Fortschritt der Civilisation sichern wird.“ In seiner Erwiderung auf die Glückwünsche des diplomatischen Corps betonte der Präsident der französischen Republik, daß von seinem Lande die Befestigung des Friedens, „dieses für das Glück der Völker so werthvollen Gutes“, stets vorangestellt worden

sei, und daß man sicherlich in dem nunmehr verflossenen Jahre an der Aufrichtigkeit der bezüglichen Bemühungen Frankreichs und an dem Werthe seiner Mitwirkung nicht habe zweifeln können. Ganz leise, jedoch nicht so, daß die internationale Courtoisie auch nur im geringsten verletzt worden wäre, ließ Herr Faure hier also durchklingen, daß Frankreich gerade in der Faschoda-Angelegenheit der englischen Regierung gegenüber große Nachgiebigkeit an den Tag gelegt habe.

Mehr auf die inneren Verhältnisse der Republik konnte dann der Schluß der von ihrem Präsidenten an das diplomatische Corps gerichteten Worte bezogen werden. Herr Faure hob noch hervor, daß sein Vaterland ruhig und vertrauensvoll die ihm zufallende Mission verfolge, in dem Bewußtsein, „daß seine Interessen, wie seine Bestrebungen mit dem Triumphe der Ideen von Recht, Eintracht und Fortschritt verbunden sind."

Als der Militärgouverneur von Paris, General Zurlinden, dem Präsidenten der französischen Republik die Glückwünsche des von ihm befehligten Officiercorps übermittelte, versicherte er den Staatschef der Treue der Armee für das Gesetz und der Ergebenheit für die Vertheidigung der Ehre und des Bodens des Vaterlandes, worauf Herr Faure hervorhob, daß Niemand in Frankreich an der Armee gezweifelt habe. Beide Kundgebungen des Präsidenten der französischen Republik sind für die gegenwärtige Lage Frankreichs ungemein bezeichnend. Daß dessen Regierung ebenso wie der Staatschef und alle besonnenen Politiker von der Nothwendigkeit der Aufrechterhaltung des Friedens überzeugt sind, kann keinem Zweifel unterliegen, wie denn auch als feststehend gelten darf, daß das französisch-russische Bündniß lediglich einen defensiven Charakter hat. Deshalb mußte es auch in der Faschoda-Angelegenheit versagen, vorausgesetzt selbst, daß die russische und die französische Flotte gemeinsam sich stark genug gefühlt hätten, den Kampf mit der englischen zu wagen.

Einer der hervorragendsten Politiker Frankreichs, Jules Roche, der insbesondere in Finanzfragen großes Ansehen genießt, hat unlängst einen jenseits der Vogesen viel erörterten Aufsatz: „Les dépenses de la prochaine guerre", veröffentlicht, aus dem deutlich das Uebergewicht Deutschlands gegenüber Frankreich in einem Kriege der Zukunft erhellt. Auch diese Beweisführung muß in dem Sinne gedeutet werden, daß die französische Republik ernsthaft den Frieden wünscht. Jules Roche berechnet die Kosten eines modernen Krieges in überzeugender Weise, indem er daran anknüpft, daß im December 1870 der französische Staatsschatz 10 Millionen Francs täglich für die Armee zu leisten hatte, wobei die Lasten der Provinzen und der Gemeinden gar nicht in Betracht gezogen werden. Am 15. December 1870 konnte der Delegirte des Finanzministeriums, de Roussy, sich nicht länger verhehlen, daß der Augenblick kommen könnte, in dem der Staatsschatz seine Zahlungen einstellen müßte, und er ließ Gambetta nicht im Zweifel über diese Thatsache. Damals bewilligte die Banque de France den Credit, der zugleich mit der in England abgeschlossenen Morgan-Anleihe die Fortsetzung des Krieges ermöglichte. Mr. de Roussy berechnet die Ausgaben oder Einbußen des Budgets für den Krieg auf 3189 Millionen Francs, wobei die ordentlichen Ausgaben des Militärbudgets für das Jahr 1870, die sich auf 373 Millionen beliefen, nicht einbegriffen sind, so daß für den Krieg nicht weniger als 3562 Millionen Francs verausgabt wurden. Der gegenwärtige französische Kriegsminister, de Freycinet, hat nun in seinem Werke: „La Guerre en province" die Mehrkosten für die dem Feinde entgegengestellten 600 000 Mann in der Zeit vom 15. September 1870 bis Ende Februar des Jahres 1871 auf etwa 600 Millionen, also 1000 Francs für den Mann, berechnet, was für diesen eine tägliche Ausgabe von 6 Francs ergibt.

In Folge der Reorganisation der französischen Armee würden die Credite für einen Krieg nunmehr wesentlich höher bemessen sein. Da das Heer die dreifache Stärke aufweisen würde, ergäbe sich, wenn auch nur die doppelten Kosten für den einzelnen Mann nach Maßgabe des Krieges von 1870/71 zu Grunde gelegt

würden, ein monatlicher Aufwand von mindestens 600 Millionen Francs. Auf etwa zwei Milliarden berechnet Jules Roche, der keineswegs zu Phantasien zu neigen pflegt, die ersten Kosten für den Beginn des Krieges, für Equipirungsgelder, für die Vorbereitung und Organisation der Vertheidigung der festen Plätze, für die Anschaffung des Proviantes und den Ankauf von Pferden und Wagen u. s. w. Ein sehr wichtiger Gesichtspunkt wird ferner hervorgehoben, der für Deutschland nicht in Betracht käme.

Da die französischen Sparkassen genöthigt sind, ihre Gelder in Staatsrente anzulegen, müßten die Rückzahlungen große Schwierigkeiten bereiten. Im Jahre 1870 schuldeten nun die Sparkassen im Ganzen etwa 600 Millionen Francs, während es sich heute ungefähr um $4^1/_2$ Milliarden handeln würde. Da nun die allgemeine Wehrpflicht in Frankreich eingeführt ist, könnte der Staat den Familien der unter die Fahnen berufenen Soldaten des activen Heeres, der Reserve und der Territorialarmee unmöglich erklären, sie möchten sich gedulden. So wäre es nicht übertrieben, wenn die vom Staate während der zwei oder drei ersten Monate eines Krieges zu leistenden Ausgaben auf fünf bis sechs Milliarden Francs berechnet würden. Daß die Bank von Frankreich, die den Schwierigkeiten und Verwicklungen im Privatverkehr, einer Situation ohne Beispiel in der Geschichte, gegenüber stände, zwar dem Staate eine mächtige Stütze sein, aber auch nicht annähernd fünf oder sechs Milliarden leihen würde, darf jedenfalls als sicher gelten. Auf die Einnahmen aus den Steuern könnte ebenfalls nicht gerechnet werden. Gingen diese bereits im Jahre 1870 schwer ein, so wäre dies jetzt noch mißlicher; überdies handelt es sich um fünf oder sechs Milliarden mehr als den gegenwärtigen Steuerertrag.

Allerdings bliebe noch der Ausweg einer Anleihe übrig. Man braucht sich aber nur an den Niedergang des französischen Credits im Jahre 1870 zu erinnern, obgleich die Staatsschuld Frankreichs sich damals kaum auf zwölf Milliarden belief, während sie heute dreißig Milliarden beträchtlich übersteigt. Jules Roche kann im Hinblick auf diese schwindelerregende Höhe der französischen Staatsschuld nicht umhin, dem Bedauern darüber Ausdruck zu geben, daß die weise Finanzpolitik des Herrn Thiers aufgegeben worden sei. „Hätten wir," ruft er elegisch aus, „wie die Engländer unsere Staatsschuld amortisirt, dann wären wir nicht auf diesem Punkte angelangt! Wir haben indessen Alles in neuen Ausgaben aufgezehrt, haben im Voraus, mitten im Frieden, unseren Credit verpfändet. Natürlich ist das zu unserem Nachtheile für Kriegszeiten geschehen."

Den französischen Verhältnissen stellt Jules Roche in wenigen knappen Sätzen die deutschen gegenüber, indem er betont, daß bei uns gewisse der für Frankreich in Betracht kommenden Schwierigkeiten, wenn auch nicht alle, überwunden worden seien. „Aber gerade um diesen zu entgehen," fährt er fort, „haben die Deutschen sich bemüht, ihr actives ständiges Heer so weit wie möglich in ein unmittelbar bereites und ausreichendes Angriffsinstrument umzuwandeln. Um das Heer zu stärken und zu vervollkommnen, hat Kaiser Wilhelm II. jüngst seine neue Militärvorlage einbringen lassen. Er weiß und empfindet wohl, daß der Krieg der Zukunft nur sehr kurz sein kann, und daß er mit einem Keulenschlage beginnen muß." Jules Roche kommt dann für Frankreich zu dem Ergebnisse, daß dieses entweder seine Finanzpolitik oder das System seiner nationalen Vertheidigung abändern müsse.

Wohl nur selten ist der französischen Nation von einem ihrer berufensten Staatsmänner der Spiegel ihrer Schwächen so rückhaltlos auf einem Gebiete vorgehalten worden, auf das sie mit ganz besonderem Stolze blickte. Man braucht sich nur gegenwärtig zu halten, daß das Heer gerade bei den gegenwärtigen Zwistigkeiten im Inneren immer und immer wieder in den Vordergrund gerückt wird, und nun wird mit unerbittlicher Logik der Nachweis erbracht, daß das Instrument, auf dessen Schärfung alle Kräfte, die reichsten finanziellen Mittel verwendet wurden,

im psychologischen Augenblicke versagen könnte. Jules Roche hat jedenfalls mit seinen beredten Ziffern der Sache des Friedens einen besseren Dienst geleistet als die Generale des großen französischen Generalstabes, die in der Dreyfus-Angelegenheit immer wieder durchblicken ließen, daß sie lediglich internationale Verwicklungen verhüten wollten, wenn sie nicht alles angebliche Belastungsmaterial vorbrächten.

Da der Präsident der Republik in seiner Erwiderung auf die Glückwünsche des diplomatischen Corps am Neujahrstage besonders hervorhob, daß Frankreichs Interessen und Bestrebungen mit dem Triumphe der Ideen von Recht, von Eintracht und Fortschritt verbunden seien, ist die zuversichtliche Erwartung berechtigt, daß der Pariser Cassationshof berufen sein wird, in der Dreyfus-Angelegenheit ebenso wie in den mit ihr in unmittelbarem Zusammenhange stehenden Fragen die volle Gesetzlichkeit wieder herzustellen. Daß einer der hervorragendsten Schriftsteller Frankreichs, Emile Zola, ins Ausland sich begeben mußte, daß einer der fähigsten Officiere, der Oberstlieutenant Picquart, sich noch immer im Militärgefängnisse befindet, weil beide zuerst die Wahrheit enthüllt haben, die nunmehr vom höchsten Gerichtshofe verkündet werden soll, steht sicherlich mit den Grundsätzen einer stetig fortschreitenden Civilisation schlecht im Einklange.

Nur muß daran festgehalten werden, daß sich in Frankreich eine ganze Reihe von Männern gefunden hat, die nach dem Beispiele Picquart's und Zola's den ihnen von den Widersachern strenger Gesetzlichkeit als Epigramm zugedachten Beinamen der „intellectuels" zu Ehren gebracht haben. Immer mehr wuchs die Schar Derjenigen, die unter dem Banner des Rechts den Kampf gegen die Militärpartei aufnahmen. Professoren der Sorbonne fanden sich mit den bewährtesten Lehrern der übrigen französischen Hochschulen und Vertretern der geistigen Elite des Landes zusammen, um öffentlich Zeugniß dafür abzulegen, daß sie sich auch thatsächlich zu den Grundsätzen bekennen, die der Präsident der Republik beim jüngsten Neujahrsempfange als seinem Lande eigenthümlich bezeichnet hat. Sicherlich entspricht auch das von Félix Faure für die französische Republik vorgezeichnete Programm: „Que ses intérêts comme ses aspirations sont liés au triomphe des idées de droit, de concorde et de progrès" weit mehr den Anschauungen der „intellectuels" als denjenigen der Generale des großen französischen Generalstabes und der jüngst unter den Auspicien des Duc de Broglie gebildeten „Ligue pour la Patrie française".

Die Académie française, die längst aufgehört hat, französisches Geistesleben in seiner höchsten Entwicklung widerzuspiegeln, mochte es gleichsam als eine Kränkung empfinden, daß ernsthafter von „intellectuels" gesprochen wurde, ohne daß Jemand an die „immortels" dachte, deren „Unsterblichkeit" allerdings in ihren Repräsentanten mehr und mehr problematisch geworden ist. Alphonse Daudet hat in seinem Romane „L'Immortel" mit scharfen Pfeilen der Satire und des Sarkasmus die Nichtigkeiten, an denen in dem Kuppelbau am Quai Conti kein Mangel ist, unfehlbar getroffen und durch sein eigenes Beispiel gezeigt, daß man, um ein Dichter ersten Ranges zu sein, sich nicht in dieses milieu zu begeben brauchte.

Für die neue Liga charakteristisch ist vor Allem die Thatsache, daß Elemente, die sich zunächst der Wahrung des Rechts und der Gesetzlichkeit feindlich erwiesen hatten, plötzlich als Versöhnungsapostel auf dem Plane erschienen. Ferdinand Brunetière, der vor einiger Zeit den Bankerott der Wissenschaft verkündet hatte, fand sich mit François Coppée, dem nur allzu sehr überschätzten Dichter, mit Jules Lemaître, dem berühmten Kritiker, der als Dramatiker arg gesündigt hat, in derselben Gemeinschaft zusammen, die neben etwa zwei Dutzend Mitgliedern der Académie française einige hundert Personen umfaßt. Allerdings haben sich manche unter ihnen, zum Beispiel der greise Legouvé, sogleich dagegen verwahrt, daß in dem Programme der neuen Liga jeder Hinweis auf die Gerechtigkeit fortgeblieben ist. Erklären die Brunetière, die Coppée, die Lemaître doch im Wesentlichen nur, daß sie, erregt durch die Fortdauer der verhängnißvollsten aller Agitationen, in

der Ueberzeugung, daß diese nicht länger währen könnte, ohne die Lebensinteressen des französischen Vaterlandes, insbesondere diejenigen, deren „glorreiches Dépôt sich bei der nationalen Armee" befindet, bloß zu stellen, die neue Liga begründet haben.

Wiederum ist es aber einer der hervorragendsten Männer der Wissenschaft in Frankreich, Gaston Paris, der in einem offenen Briefe an einen Unterzeichner des Programms der Liga, den Akademiker Albert Sorel, haarscharf nachgewiesen hat, wie verfehlt die neue Gründung sei. Nicht ohne Ironie führt Gaston Paris, ebenso wie sein Vater Paulin eine Leuchte der philologischen Wissenschaft, aus, daß sich in dem Programme der neuen Liga auch nicht eine Spur der Ideen finde, zu denen sich die „intellectuels" bekennen. „Es ist wahr," fügt Gaston Paris mit fein zugespitzter Satire gegen Ferdinand Brunetière hinzu, „daß eine der ersten Unterschriften diejenige eines unserer ausgezeichnetsten Collegen ist, der, wie man weiß, dem wissenschaftlichen Geiste den Krieg erklärt hat." Wie auf die Lücken weist Gaston Paris auf die Dunkelheiten im Manifeste der Liga hin und betont ein Moment, durch das im Gegensatze zu ihrem Programme ihr der Charakter der Beruhigung genommen werde. Es ist dies zugleich mit der Abwesenheit jeder der Revision des Dreyfus-Processes freundlich gesinnten Persönlichkeit die weitere Thatsache, daß sich unter den ersten Unterzeichnern solche befinden, die sich an der Subscription zu Ehren des Fälschers Oberstlieutenant Henry betheiligt haben. Allerdings hat diese Kundgebung die Form angenommen, die Wittwe Henry's mit Geldmitteln für einen Proceß zu versehen, der gleichsam zur Rehabilitirung des Andenkens ihres Mannes dienen soll. Wer aber die Rolle sich gegenwärtig hält, die gerade der Oberstlieutenant Henry im Dreyfus-Processe und später im Zola-Processe, sowie gegenüber dem Oberstlieutenant Picquart gespielt hat, muß es in der That für eine unbegreifliche Rechtsverwirrung erachten, wenn nunmehr Männer wie François Coppée sich noch öffentlich damit brüsten können, daß sie sich an der Sammlung für die Wittwe Henry's betheiligt haben. Befände sich diese in Noth, so würde Niemand etwas einwenden können, wenn in discreter Weise die Wohlthätigkeit angerufen würde. Dies ist aber keineswegs der Fall; vielmehr galt es lediglich, eine neue öffentliche Kundgebung zu insceniren, die, wofern nicht alle Anzeichen trügen, ebenso wie der Dreyfus-Proceß, die Zola- und Picquart-Angelegenheit und der Hintertreppen-Roman Quesnay de Beaurepaire mit der vollständigen Niederlage ihrer Urheber ihren Abschluß finden wird.

Das Ansehen Frankreichs hat durch die mannigfachen Rechtsverletzungen, die unleugbar begangen worden sind und nunmehr durch das Eingreifen des Cassationshofes, wenn auch nicht ihre vollständige Sühne, doch zum Theile wenigstens ihre Heilung finden sollen, sicherlich gelitten. Es kann daher nicht überraschen, daß alle diese Vorgänge auch auf die auswärtige Politik zurückwirken. Wie spurlos verhallten die Beschwerden Frankreichs aus Anlaß der Faschoda-Angelegenheit! Auch ist es bezeichnend, daß neue Differenzen, die, ohne ernstere Bedeutung zu haben, zwischen Frankreich und England aufgetaucht sind, allem Anscheine nach keineswegs zu Gunsten der Republik entschieden werden sollen. Mag es sich um die von Frankreich verlangte Erweiterung seiner Niederlassung in Schanghai oder um einen Conflict wegen Siams handeln, mag die Frage wegen der französischen Befugnisse in den Gewässern von Neufundland zur Erörterung gelangen, mögen endlich neue schwarze Punkte am fernen afrikanischen Horizonte sichtbar werden, so erweisen sich die Aussichten für eine Regelung zu Gunsten Frankreichs durchaus nicht als günstig.

Von Neuem darf aber betont werden, daß von deutscher Seite der französischen Colonialpolitik bisher weder Schwierigkeiten bereitet worden sind noch in Zukunft bereitet werden sollen. Vielfach ist das deutsch-englische Abkommen genannt worden, über dessen Einzelheiten zuverlässige Mittheilungen noch nicht gemacht worden sind. Dieses Abkommen bezieht sich aber lediglich auf Afrika und hat den Zweck, dort,

wo deutsche Interessen mit englischen hätten collidiren können, von vornherein jedem Conflicte vorzubeugen. Da die Interessen anderer Mächte dadurch in keiner Weise berührt werden, kann ein solches Abkommen lediglich der Aufrechterhaltung des Friedens dienen. In Frankreich werden immer noch Stimmen laut, die von England eine Entschädigung wegen des „Verzichts" auf Faschoda verlangen, und neuerdings ist eine solche Compensation für den Fall in Anspruch genommen worden, daß die französische Regierung auf die bereits aus dem Utrechter Frieden hergeleitete Fischereigerechtigkeit in den neufundländischen Gewässern verzichten, sowie der englischen Regierung gestatten sollte, die angeblich an Mineralien reiche französische Küste (French shore) auszubeuten. Wenn nun die englischen Kanalinseln Jersey und Guernsey als solches Compensationsobject bezeichnet werden, so läßt sich kaum annehmen, daß Großbritannien sich zu diesem Zugeständnisse bereit finden lassen wird. Ueberdies sollte auch in Frankreich nicht vergessen werden, daß einer seiner größten Dichter, Victor Hugo, nach dem Staatsstreiche vom 2. December 1851 proscribirt, gerade in Jersey und später in Guernsey ein willkommenes Asyl gefunden hat. Da nun die bonapartistischen und die orléanistischen Blätter jüngst wieder einen neuen Staatsstreich in Aussicht stellten, würden die Republikaner trotz der geringen Bedeutung, die sie solchen Ankündigungen mit Recht beimessen, für alle Fälle vorsichtig handeln, wenn sie sichere, bequeme Asyle, wie die englischen Kanalinseln, sich nicht für immer verschlössen.

Besonderes Interesse dürfen auch die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Spanien beanspruchen, nachdem der Friede zwischen den beiden Ländern abgeschlossen worden ist. Die Regierung in Washington hat sich inzwischen überzeugt, daß die Beruhigung auf Cuba weit geringere Schwierigkeiten bereiten wird als auf den Philippinen, wo die Aufständischen an der Forderung ihrer Unabhängigkeit festhalten. Auch fehlt es nicht an Anzeichen dafür, daß die Regierung der Vereinigten Staaten gerade auf den Philippinen gezwungen sein wird, geraume Zeit noch sich auf eine Art Kriegszustand gefaßt zu machen. In Spanien wird es andererseits darauf ankommen, daß die Parteien im Inneren vor Allem die Wiederherstellung geordneter Verhältnisse anstreben. Sagasta hat als Leiter der liberalen Regierung unzweifelhaften Patriotismus bethätigt, indem er die für den Stolz Spaniens demüthigenden Friedensverhandlungen zum Abschlusse brachte.

Allem Anscheine nach wird nun aber der Kampf um den Besitz der Macht im Inneren entbrennen, da nicht bloß der Führer der Conservativen, Silvela, der sich mit dem General Polavieja verbündete, sondern auch General Weyler sich um die zunächst noch gar nicht eröffnete Nachfolgerschaft Sagasta's bemüht. Die Königin-Regentin wird daher wiederum ihren politischen Tact in vollem Maße bethätigen müssen, wenn anders das Staatsschiff, das die Klippen des Krieges mit den Vereinigten Staaten überwunden, nicht durch den inneren Conflict neuen Gefahren ausgesetzt sein soll. Die jüngsten Vorgänge auf den Philippinen haben jedenfalls gezeigt, daß Spanien durchaus zufrieden sein kann, von einem so zweifelhaften Colonialbesitze befreit zu werden. Als phantastische, zugleich aber tendenziösen Zwecken dienende Erfindung müssen die stets von Neuem auftauchenden Gerüchte zurückgewiesen werden, nach denen Deutschland auf den Philippinen den Aufstand schüren soll. Diese Gerüchte, die darauf abzielen, bei der Regierung der Vereinigten Staaten Mißtrauen gegen Deutschland zu erregen, sind in jeder Hinsicht erfunden. Die deutsche Regierung hat in Washington längst erklären lassen, daß sie an den Philippinen kein Interesse nimmt und nicht einmal den Besitz einer Kohlenstation anstrebt. Die guten Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten lassen die Feststellung dieser Thatsache geboten erscheinen.

Literarische Rundschau.

An der Neige des Jahrhunderts.

[Nachdruck untersagt.]

Die geistigen und socialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts. Von Theobald Ziegler. Berlin, Georg Bondi. 1899[1]).

Das Ende des Jahrhunderts hat zahlreichen Forschern und Schriftstellern nahe gelegt, eine Bilanz zu ziehen, welche Fortschritte und Rückschritte die menschliche Cultur in dem abgelaufenen Säculum gemacht hat, und wie sich das Ergebniß zu den Leistungen des vorausgegangenen achtzehnten Jahrhunderts stellt. Die optimistische Stimmung, in der ein Schiller dichtete: „Wie schön, o Mensch!“ oder in der eine Karoline sich mit ihrem August Wilhelm Schlegel um Mitternacht „wie die zwei Jahrhunderte auf der Treppe“ begegnete, weil ihr war, „als ob er das Zusammenklingen seiner Sterne verschliefe“, wenn sie ihn nicht zu dieser feierlichen Minute weckte, haben wir in unserer Zeit des Pessimismus nicht. Im Stile des Carmen saeculare ist keine dieser Schlußbetrachtungen gehalten. Trägt doch auch der Zustand der Welt um 1899 so sehr den Charakter des Transitorischen, daß uns jeder Versuch eines Einschnitts oder Abschnitts wie ein Strich ins Wasser erscheint. Für eine Zeit, die so durchdrungen ist von dem heraklitischen πάντα ῥεῖ, ist des neunzehnten Jahrhunderts Neige doch nur der Anstich des zwanzigsten. „Die Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts“ hat in unübertroffen geistvoller und anregender Weise Georg Brandes schon seit 1872 in sechs Bänden uns charakterisirt. Hans Krämer, „Das neunzehnte Jahrhundert in Wort und Bild“, gibt eine ähnliche Rückschau. Für die erste Hälfte des Zeitraumes besitzen wir zudem die deutsche Geschichte Treitschke's, der diese Strömungen mit dem durchdringenden Auge des Historikers verfolgt und mit dem mächtigen Worte des großen Patrioten und Redners dargestellt hat. Wie verhält sich nun Ziegler's umfangreiches Werk (714 Seiten) zu diesen Vorgängern, mit denen es sich vielfach berührt? Von Brandes unterscheidet Ziegler sich schon äußerlich dadurch, daß er trotz des gleichen Titels nicht die Bewegungen der gesammten Culturwelt im Auge hat, sondern sich auf Deutschland beschränkt. Brandes' anregende, feuilletonistische Schreibweise steht einzig in unserer Literatur da; unser schwäbischer Denker bewegt sich gemessener und ernster, ohne darum schwerfällig zu werden und des Salzes zu ermangeln. Huldigt er nicht so radicalen Theorien wie der geniale dänische Schriftsteller, so steht doch auch er auf der Linken und ist nicht ohne Sympathien für die socialistische Bewegung, der Brandes mit ganzem Herzen huldigt. Mit Treitschke setzt sich Ziegler fast in jedem Abschnitt seines Buches aus-

[1]) Das Werk bildet den ersten Band der von Paul Schlenther herausgegebenen Sammlung: „Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung“.

einander, indem er den Standpunkt des schwäbischen Liberalen dem Unitarier und preußischen Monarchisten entgegenstellt. Die technische Seite, die Krämer mit Vorliebe behandelt, die Entdeckungen und Erfindungen, die Forschungsreisen und Expeditionen, astronomischen und chemischen Fortschritte hat Ziegler dagegen, da er hier nicht Fachmann ist, in den Hintergrund treten lassen. Schon Ruge hat in den „Halleschen Jahrbüchern" — man denke an seine geistvollen Aufsätze über die romantische Schule — in dem Gegensatz der Romantik und Philosophie die eigentlich treibende Feder der deutschen Entwicklung in unserem Jahrhundert erkannt. Brandes führte diesen Gedanken Arnold Ruge's im Einzelnen aus, und Ziegler verfolgt noch weiter als Brandes das retardirende romantische Princip und das vorwärts treibende rationale über die Revolutionsjahre hinaus, indem er in der politischen Reaction nur eine andere Form der alten Romantik erkennt. Von dem Gegeneinanderwirken der Aufklärung und Romantik geht Ziegler wie Ruge aus, und auf diesen Gegensatz werden auch die späteren complicirteren Processe zurückgeführt, so daß ihm sogar der Antisemitismus als Romantik, d. h. als Erneuerung der mittelalterlichen Judenverfolgungen erscheint. Den verhältnißmäßig reicheren geistigen Inhalt der Romantik verkennt Ziegler nicht, aber Zuchtlosigkeit im Denken und Leben und ein verhängnißvoller Zug nach rückwärts machte sie, die so Vieles zu geben hatte, dennoch zur Pandora des Jahrhunderts. Des Verfassers Sympathie steht auf Seite der idealistischen Philosophie, von der er selbst ausgegangen, und die Abschnitte über Kant, Fichte, Hegel, Schelling gehören entschieden zu den glänzendsten Seiten des anregenden Buches.

In der Würdigung der unter der Gunst der romantischen Atmosphäre aufwuchernden religiösen Erscheinungen ist Ziegler's Maßstab ein verschiedener. Die Burschenschaft nimmt er gegen Treitschke's abfälliges Urtheil in Schutz, obwohl Richard Rothe, der ihr selbst angehörte, ganz Treitschke's Meinung theilte. In der evangelischen Kirche äußert sich das romantische Ideal als Rückfall in das Wesen der mittelalterlichen Secten. „Indem die Stillen im Lande zur Macht kamen, wollten sie doch nicht aufhören, die Stillen zu sein, und legten daher das Schleichende, Gedrückte, den Kleinen-Leute-Geruch nicht ab; die mächtig Gewordenen thaten so, als ob sie noch immer die Unterdrückten wären, und das gab ihnen dann den Anschein des Heuchlerischen und Heimtückischen; sie waren die Verfolger und Unterdrücker und gaben sich doch das Air der Verfolgten und Unterdrückten. Daran haben seit jenen Tagen die Besten immer größeren Anstoß genommen, und das hat die Welt der pietistisch gewordenen Kirche entfremdet."

Noch viel directer kam die romantische Strömung der katholischen Kirche zu gute, indem Friedrich Wilhelm IV. in ihren Bischöfen die Hauptsäulen seiner romantischen Weltordnung verehrte und am liebsten auch seine evangelische Kirche mit solchen verschönert hätte. Das andere Princip schlägt dann wieder vor im Socialismus, dessen eigentlicher Begründer für Deutschland Lassalle ist, wie auch Brandes nachzuweisen suchte. Ziegler vergleicht ihn mit Hutten; Helene von Dönniges, die ihn doch genau kannte, nennt ihn wohl mit mehr Recht: „mein eitler Adler". In seinen Reden stellt Lassalle sich eben imposanter dar als in der nächsten Nähe. Hier ist es denn auch, wo Ziegler am schroffsten mit Treitschke zusammenstößt. Ziegler meint, in den Aufsätzen „Ueber den Socialismus und seine Gönner" (1874) habe Treitschke „in ebenso oberflächlicher als brutaler Deutlichkeit den Gedanken des individualistischen Liberalismus formulirt". Treitschke's Behauptung, daß die Natur der menschlichen Gesellschaft selbst die große Mehrzahl zur mechanischen Arbeit verurtheilt habe, ist allerdings keine neue Offenbarung, aber sie hat den Vorzug der unwidersprechlichen Wahrheit. Alle socialistischen Projecte, die möglich machen wollen, daß ein Nationalvermögen von heute für eine Nation dauernd zureichen soll, die sich in jedem Quinquennium um mehr als eine Million Mäuler und Mägen vermehrt, kann man Alchymisten und Goldmachern überlassen, die aus Abscheu vor ernster Arbeit und vor der Langeweile einer

geordneten Berufsthätigkeit lieber über die sociale Frage speculiren und den Besuch von Versammlungen dem der Arbeitsstuben vorziehen. Expansion ist das Einzige, was helfen kann; alles Andere ist theils selbstverständliches, theils utopistisches Gerede. Der Raum, der den Bestrebungen eines Stöcker, Naumann, Göhre, Wenck und ähnlicher Reformer gewidmet wird, erscheint uns darum zu reichlich zugemessen. Diese Strömung hat ihre Bedeutung durch die socialistischen Experimente des Staates und wird mit ihnen vergessen werden, weil es ihr völlig an brauchbaren Gedanken, die nicht längst Gemeingut wären, fehlt. Immerhin wird man mit vielfacher Belehrung Ziegler's sehr eingehendes Referat über die Stadien der socialistischen, antisemitischen und der Frauenbewegung lesen. Auch der Gegner hat in ihm einen ernsten und geistvollen Anwalt der Gegenpartei zu ehren, und wer so klar denkt und gut schreibt wie Theobald Ziegler, wird überall gern gelesen werden, auch wo man nicht mit ihm übereinstimmt.

Sehr zur Zierde des Buches dienen die wirklich werthvollen Bilder der Hauptrepräsentanten der behandelten Strömungen. Namentlich die Porträts von Lassalle und Nietzsche, die den Meisten völlig neu sein werden, sind überaus charakteristisch.

Adolf Hausrath.

Kerner von Marilaun's Pflanzenleben.

[Nachdruck untersagt.]

Pflanzenleben. Von Anton Kerner von Marilaun. Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. Erster Band 1896; zweiter Band 1898.

Dem lange erwarteten Schlußbande des „Pflanzenlebens" ist die Nachricht vom Tode des Autors fast auf dem Fuße gefolgt. Wie Deutschland in Ferdinand Cohn, so hat Oesterreich in Kerner von Marilaun nicht nur einen seiner wissenschaftlich bedeutendsten, sondern vor Allem seinen öffentlich bekanntesten Botaniker verloren. Gerade das „Pflanzenleben", in seiner ersten Fassung nun schon rund zehn Jahre alt, war eine der Hauptstützen dieses universalen Rufes. Die Verlagsbuchhandlung, gewillt, ein großes Programm bis zur letzten Grenze durchzuführen, hatte eine Aufgabe gestellt, wie sie verwickelter nicht leicht gedacht werden konnte. Zu dem zehnbändigen Riesenwerke Brehm's sollte ein botanisches Seitenstück geschaffen werden. Freilich nur ein ideelles Seitenstück, denn der Raum wurde unverhältnißmäßig enger bemessen: neben zehn Bänden Thierreich nur zwei für die unabsehbare Fülle der Pflanzenwelt. Heute wie damals bleibt es ein offener frommer Wunsch, daß der rechte Mann und die rechte buchhändlerische Kraft uns ein volksthümliches Pflanzenbuch desselben höchsten Stils, in dem Brehm uns das Thierbuch gegeben hat, und in demselben vielbändigen Umfang eines Tages noch liefern möchten. Von dem geistvollen Wiener Gelehrten, dem damals die so sehr viel engere Aufgabe zufiel, war unmöglich mehr zu verlangen, als daß er eine möglichst klare Einleitung in die allgemeine Naturgeschichte der Pflanze schreibe — in großen Zügen eine populäre Pflanzenphysiologie, die von dem ungeheuren Einzelmaterial der beschreibenden Botanik nur ein gewisses streng begrenztes Gerüst weniger, aber typischer Thatsachen entlehnte. Die Aufgabe blieb auch so eine überaus schwere. Der Laie, an den das Werk sich in erster Linie richten sollte, weiß heute noch, eigenthümlich genug, vom wirklichen Leben der Pflanze, von ihrem Aufbau als Organismus, von den ganzen Forschungsproblemen, die bei ihr einsetzen, weniger als er vom Thier weiß. Ein großer Theil des Stoffgebietes — ich erinnere nur an die Details der Zellenlehre — entzieht sich vollkommen der

directen Anschauung des Laienauges, so daß selbst die beste vergrößernde Buchabbildung wie aus einer absolut fremden Welt kommt, zu der zunächst die Brücke fehlt. Wiederum aber war in dem gegebenen Falle auch das beschränkte wissenschaftliche Material so umfangreich, daß auf dem Raum von nur zwei Bänden jede Mithülfe stilistischer Breite, stilistischen Arabeskenreichthums, halb oder ganz ästhetischer Nebenwirkungen, die Brehm sich so üppig und so glücklich hatte erlauben dürfen, eine Unmöglichkeit schien. Was Kerner inmitten dieser gehäuften Schwierigkeiten leistete, war nun schlechtweg einzig. Er brachte ein Buch zu Stande, von dem mindestens der ganze erste und noch etwa zwei Drittel des zweiten Bandes sich glatt hinter einander lesen ließen, ohne daß auch der Laie, dem gerade ein streng systematischer Aufbau in der Regel das Haupthemmniß der Lectüre ist, den Faden verlor. Formal gab er ihm eine Färbung frischester Individualität, urwüchsig und doch in dieser Urwüchsigkeit so reif und groß, daß gerade in diesem Buche recht eigentlich erst der ganze alte Kerner fortlebt, wie ihn die Zeitgenossen gekannt und verehrt haben. Und in die Schale des Ganzen warf er wissenschaftlich das Facit seiner gesammten vieljährigen Forschungen, so daß eine Reihe von Capiteln hohen Originalwerth bekamen. Alles blitzte und strotzte von frischen Gedanken, vom blanken Golde ganz neuer Ergebnisse. Ein leichtes Buch konnte es mit alledem nicht werden. Aber es wurde ein tiefes Buch. Dazu kam äußerlich ein Bilderschmuck, wie ihn kein zweites Lehrbuch der Botanik in unseren Tagen besitzt. Erst in der letzten Hälfte des zweiten Bandes trat ersichtlich eine gewisse Ermüdung ein. Die Capitel, in denen der Verfasser sich kritisch mit der Entwicklungslehre und der von ihr beeinflußten geologischen Forschung auseinandersetzte, verloren den Leser aus dem Auge, an den doch das Ganze seinem Zwecke nach ging, und für den Fachmann blieben sie gleichwohl im Stadium der losen Aphorismen stecken. Eine systematische Uebersicht, die auf diesem Raum nichts sein konnte, schloß dann in gewissem Sinne dürftig ab, was in den Haupttheilen des Buches so ganz besonders lebenswarm angelegt worden war. In den Jahren, da die erste Auflage sich langsam verbreitete, sind die Vorzüge wie die Schwächen des Buches lebhaft empfunden und auch vielfach ausgesprochen worden. Die Neubearbeitung zeigt jetzt einen sehr resoluten Zug, die alte Fehlerquelle zu beseitigen. Die betreffenden Abschnitte des zweiten Bandes sind theils gekürzt, theils ganz ausgemerzt. Dafür ist über etwa hundert Schlußseiten fort eine Reihe, man möchte wohl sagen geistreicher Feuilletons dem schweren Hauptbau beigefügt — kleine Studien von ungleicher Tiefe über das Thema „Pflanze und Mensch“: Nutzpflanzen, frische Pflanzen und Pflanzentheile als Schmuck und Zierrath, Gärten, zuletzt fünf kurze Plaudereien über die Pflanze als Motiv der Kunst. Der allerletzte dieser Nachträge behandelt die Pflanzenwelt in der Dichtkunst, leider nur in flüchtigster Beleuchtung einiger weniger Citate. Vielleicht zitterte die Hand des Meisters schon etwas, als er diese letzten Blätter, mehr einen Ton anschlagend als selbst noch ausführend, niederschrieb. Sein Gesammtwerk ist groß genug, um die kleine Frage getrost abschütteln zu dürfen, was es bei dauernder Kraft des Autors noch für wirklich vollwerthige Ergänzungen hätte erwarten dürfen. Im Anblick dieses Ganzen läßt sich aussprechen, daß es gewiß ein seltener Fall ist, wenn überhaupt aus dem immerhin doch nicht ganz leichten Compromiß zwischen den Wünschen eines Verlegers, der nach vorbestimmtem Muster eine populäre Arbeit sucht, und der ganz besonders starken individuellen Veranlagung eines echten Fachdenkers von erstem Range ein Buch von solcher Bedeutung im populären wie wissenschaftlichen, im referirenden wie im selbstschaffenden Gehalte erwächst — ein „echtes“ Buch, das dauern wird.

Wilhelm Bölsche.

αρ. **Die Geschichte Jesu.** Erzählt von D. P. W. Schmidt, Professor in Basel. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr (Karl Siebeck). 1899.

Die vorliegende Geschichte Jesu von Schmidt, vormals Privatdocent in Berlin und Herausgeber der „Protestantischen Kirchenzeitung", hat zwei große Vorzüge. Sie ist herausgewachsen aus vieljährigen Vorlesungen über die Evangelien, so daß sie überall auf die strengste wissenschaftliche Exegese des Spruchmaterials aufgebaut ist, und sie berücksichtigt viel gründlicher und ausführlicher die alttestamentliche Grundlage des Propheten von Nazareth als das die anderen Biographien Jesu gethan haben. Rechnen wir dazu, daß Schmidt die Untersuchungen über die neutestamentliche Zeit völlig beherrscht und das Büchlein in einer außerordentlich frischen und kernhaften Sprache geschrieben ist, so nehmen wir keinen Anstand, dasselbe als eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der heiligen Biographie zu bezeichnen.

βδ. **Die Religion im modernen Geistesleben.** Mit einem Anhang über das Märchen von den drei Ringen in Lessing's „Nathan" von Martin Rade. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1898.

In sechs Vorträgen, die ursprünglich größtentheils im freien deutschen Hochstift in Frankfurt a. M. gehalten wurden, sucht der Verfasser die Stellung zu präcisiren, die die Religion im Geistesleben der Gegenwart einnimmt, und die Bedeutung, die sie seiner Meinung nach im Vergleich mit andern geistigen Potenzen, die in ihm eine hervorragende Rolle spielen, besitzt. So behandelt er der Reihe nach ihr Verhältniß zur Geschichte, zur Naturwissenschaft, zur Kunst, zur Moral und zur Politik, und sucht schließlich in einem letzten Vortrag, gleichsam als Endergebniß des Vorhergegangenen, ihr eigentliches Wesen kurz zu bestimmen. Es liegt in der Natur derartiger Erörterungen über so viel umstrittene Gegenstände, daß sie ebensoviel Zustimmung bei verwandten Geistern finden, als Widerspruch von anderer Seite herausfordern werden. Auch schließt die populäre Form der Darstellung ein tieferes Eindringen in die einzelnen Materien aus. Referent möchte daher den eigentlichen Werth dieser zeitgemäßen Vorträge darin erblicken, daß sie überhaupt zum selbständigen Nachdenken anregen und das Problem der Religion nach seinen verschiedenen Richtungen hin als solches energisch zum Bewußtsein bringen. Was die Sache selbst betrifft, so hat sich der Verfasser die Auseinandersetzung zwischen Religion und Naturwissenschaft aber doch zweifellos allzu leicht gemacht, indem er lediglich der Meinung Ausdruck gibt, daß beide nichts gemeinsam hätten und deshalb „ohne Grenzüberschreitung" nimmermehr in Conflict gerathen könnten. Höchst werthvolle Bemerkungen finden sich dagegen in dem Abschnitt, der das Wesen der Religion behandelt und in dem über das Verhältniß der Religion zur Moral und dem letzteren besonders das Zugeständniß, daß Moral auch ohne Religion möglich sei, indem beide Geistesäußerungen der Menschheit darstellen, die, an sich selbständige und von einander unabhängige Größen, in einer „idealen Concurrenz mit einander lebten" und in der „Religion der Bergpredigt" harmonisch verschmolzen seien. Alles in Allem ist die kleine Schrift von einem wohlthuenden, weitherzigen Geiste durchweht.

βλ. **Les Origines de la Compagnie de Jésus.** Par Herrmann Müller. Paris, Fischbacher 1898.

Wieder einmal ein Buch, das den Ursprung und die Anfangsgeschichte des Jesuitenordens zu erforschen unternimmt, und wieder einmal die alte Klage über den Ueberfluß an Documenten zweiter Hand und den Mangel an solchen, deren Authenticität eine zweifellose ist. Das Bekenntniß ist um so entmuthigender, als die Jesuiten den Briefwechsel des hl. Ignatius nunmehr veröffentlicht haben und zwar in einer Art und Weise, die einen vortrefflichen, zu früh uns entrissenen Forscher, den Historiker August von Druffel, zur Aeußerung veranlaßte, „er habe keinen Grund zur Annahme, daß bei Behandlung der Texte die nöthige Treue und Gewissenhaftigkeit aus den Augen gesetzt worden sei". Nur die Erläuterungen, welche die Herausgeber hinzufügten, erscheinen ihm geeignet, Widerspruch zu erwecken, und in Bezug auf die Briefe erinnert er daran, daß Ignatius sie mit peinlicher Sorgfalt abfaßte, jede unmittelbare Regung, jedes unbedachte Wort aus denselben getilgt und in besondere Beilagen verwiesen habe. Unerachtet all' dieser Vorsichtsmaßregeln ist der Eindruck, den die Briefe hervorrufen, kein günstiger. Sie belasten den Stifter des Jesuitenordens mit der Urheberschaft der römischen Inquisition und ihrer Förderung in Portugal, die vom Papste Paul III. um den Preis der Simonie zu Gunsten seines Enkels, Cardinal Farnese, gestattet wurde, ein Zugeständniß, das um so sträflicher erscheint, als die Jesuiten Vortheil daraus zogen. Schmeichelei und Nachsicht gegen die Großen, klagt Melchior Canus, bereiten der spanischen Kirche den Untergang, und schuldig darin erschienen ihm vor Allem die Jesuiten. Das Verhalten von Ignatius gegen Hercules von Ferrara und die Mediceer u. a. bestätigt das Urtheil des Dominicaners. Weniger gewissenhaft als Druffel oder Cartwright hat Müller gearbeitet und die Briefe viel zu wenig beachtet. Sie wären eine seiner Hauptquellen gewesen und hätten ihm Wichtigeres geboten, als seine Muthmaßungen über den Gegensatz zwischen Loyola und Lainez, seinem ersten Nachfolger im Generalat, für welchen stichhaltige Briefe fehlen. Müller's Ausführungen über die mohammedanischen Quellen, die Loyala für die Exercitien benutzt haben soll, sind immerhin bemerkenswerth. Auch ohne solche Einflüsse ist der Geist, der den Stifter der Gesellschaft Jesu geleitet hat, auf eine Anschauung der Religion zurückzuführen, die im schroffen Widerspruch zum Grundgedanken des Christenthums steht. Der Fanatismus, hier und dort, weiß nichts von der Freiheit der Kinder Gottes. Müller irrt, wenn er sagt, daß Karl V.

„die Moriscos unter die Jurisdiction der Inquisition" stellte. Das war längst vor ihm und durch Cardinal Ximenes geschehen (S. 43—44). Dieser starb 1517, und folglich konnte Karl V., als dieser 1524 nach Spanien zurückkehrte, „die Zügel der Regierung nicht aus seinen Händen nehmen" (S. 44).

31. **Ideals of the East.** By Herbert Boynes. London, Swan Sonnenschein & Co. 1898.

Der Verfasser von „Dante's Ideal" hat in diesem kleinen Bande unter dem vierfachen Gesichtspunkt des ethischen, metaphysischen, theosophischen und religiösen Gedankens die Ideale des Ostens befragt. „Der Occident sucht das Gesetz," sagt der Verfasser in seiner Vorrede, „der Orient das Licht." Wie einst die Griechen, so bergen auch die Orientalen das Höchste, was sie besitzen oder erstreben, im Schatze der Poesie. Die Dichtungen, in welchen die Weisheit des Chinesen Lao-Zö, Gautama's, des Buddha, die der Upanishad, Zoroaster's, Mohammed's und der jüdische Monotheismus niedergelegt ist, in rhythmischer Form wiederzugeben, ist der Zweck dieses Werkes. Jedes der ausgewählten Gedichte ist in einer Einleitung erklärt und mit verwandten Aeußerungen des Genius der Nationen in Verbindung gebracht. Die Tiefe und der hohe Ernst des Inhalts dieser uralten Zeugnisse des Gottesbewußtseins regen zur Betrachtung an und erwecken Ehrfurcht für diese seit Jahrtausenden mit den höchsten Problemen beschäftigte büßende, betende, in Beschaulichkeit versunkene Welt. Der gelehrte Autor selbst verweist auf Max Müller's und Rhys David's Uebertragungen aus den „Sacred Books of the East" als auf die besten Quellen zur Kenntniß der fünf großen Religionen des Orients, insoweit sie sich den Laien auf diesem Gebiete nicht verschließt.

32. **Schopenhauer's Gespräche und Selbstgespräche.** Herausgegeben von Eduard Grisebach. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1898.

Die vorliegende Sammlung wird manchem Verehrer Schopenhauer's als Ergänzung der früheren über ihn erschienenen Schriften und weiterer Beitrag zu seiner Characteristik willkommen sein. Wesentlich Neues freilich enthält sie nicht; doch bringt sie, besonders in ihrem ersten Theil, der über die Unterhaltungen des großen Mannes mit Andern berichtet, vieles, was bisher an verschiedenen Orten zerstreut war, vereinigt und chronologisch zusammengestellt. Der zweite Theil der Schrift versucht, eine autobiographische Arbeit Schopenhauer's, die leider verloren gegangen ist oder vielmehr von Gwinner vernichtet wurde — wie er versichert, auf Schopenhauer's ausdrücklichen Wunsch — mindestens theilweise zu reconstruiren. Grisebach hält sich dabei an die bekannte Gwinner'sche Schrift: „Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt" und gibt also nur in dieser bereits Enthaltenes in abgeänderter, nach seiner Meinung dem Wortlaut der ursprünglichen Schopenhauer'schen Arbeit mehr entsprechenden Gestalt. Inwieweit dieses Verfahren berechtigt ist, mag dahingestellt bleiben; sicher ist, daß uns aus diesen „an sich selbst gerichteten Betrachtungen" sowie auch aus verschiedenen der mitgetheilten Gespräche das Bild der Schopenhauer'schen Persönlichkeit äußerst lebendig entgegentritt.

33. **Meyer's Conversations-Lexikon.** Fünfte, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Achtzehnter Band: Ergänzungen und Nachträge; Register. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1898.

Wie üblich, folgt den siebzehn Bänden des Lexikons, deren Erscheinen rund vier Jahre in Anspruch nahm, ein Nachtrag über das in diesen Jahren neu angesammelte Weltmaterial. Da die Welt mit Siebenmeilenstiefeln läuft und auch von früher noch Dieses und Jenes beizufügen und klarer zu stellen war, so ist aus dem Nachtrag ein dicker Band geworden. In seinen wesentlichen Theilen erscheint er wie eine liebevoll gesammelte Monographie der letzten vier Jahre, die unsere Cultur sich wohl als Spiegel ihrer raschen Leistung mit Stolz vorhalten darf. Das Bild ist so einheitlich, daß Mancher sich versucht fühlen wird, gerade diesen Band nicht bloß zu gelegentlichem Nachschlagen zu benutzen, sondern mit Erfolg ganz durchzulesen. Den Hauptraum beansprucht auf der einen Seite der politische und wirthschaftliche Fortschritt, auf der andern die rapid steigende Naturforschung und Technik. Für das erstere Gebiet haben allein die neuen Volkszählungen in den großen Culturstaaten und die deutsche Berufs- und Gewerbezählung von 1895 mehrere hundert neuer Artikel nöthig gemacht. Die Naturforschung beginnt gleich auf der ersten Seite mit der Lösung des alten zoologischen Räthsels der Entwicklung des Aals, um dann weiter von Triumph nach Triumph zu berichten, bis zu den Röntgenstrahlen, denen drei schöne Bildertafeln gewidmet sind. Besonders hervorgehoben seien auf engerem biologischen Gebiet die sehr sorgfältig fortgeführten Specialberichte über den Stand der darwinistischen Forschung, in deren Verfolg unter Anderem die berühmten Knochenreste des „Affenmenschen von Java" eingehend besprochen und auch abgebildet werden. Die Zoologie liefert den Stoff zu den beiden auffälligsten Farbentafeln des Bandes: „Prachtfische der südlichen Meere" und „Mondnacht in den Tropen mit schwärmenden Leuchtkäfern". Zur Vervollständigung der Literaturgeschichte dienen ein alphabetisches Verzeichniß der wichtigsten deutschen Romane (bei kleinstem Druck achtzehn und eine halbe Seite!) und eine fast dreißig Seiten füllende Uebersicht der Pseudonyme in der deutschen Literatur. Auch sind für dieses Gebiet die biographischen Notizen über den jüngeren Nachwuchs in der neueren deutschen Dichtung zum ersten Mal etwas reichlicher gegeben. Es sei die Bemerkung hier nicht unterdrückt, daß es sich im Ganzen bei Biographien noch lebender Dichter empfehlen würde, gewisse herb absprechende kritische Sätze (beispielsweise: „seine poetische Begabung ist nicht bedeutend" bei Mackay und Aehnliches) fortzulassen; das Lexikon bietet nicht den Raum, solche Sätze

irgendwie zu begründen, selbst wenn der Verfasser der Notiz selbst ausreichende Gründe für sein Urtheil zu besitzen glaubt, und, was noch schlimmer, die Notiz erscheint unter strenger Anonymität, die uns den Namen des Urtheilenden verschweigt, während uns doch sein ganz subjectives ästhetisches Urtheil autoritär gegeben wird. Den Schluß des prächtigen Bandes bildet ein Register solcher Namen und Gegenstände, die im Hauptwerk nicht als selbständige Stichwörter vorkommen, aber innerhalb anderer Artikel behandelt sind, ein Nachtrag, der das Gesammtwerk um fast 30 000 Nachweise bereichert.

κρ. **Beiträge zur Akustik und Musikwissenschaft.** Herausgegeben von Dr. Carl Stumpf, o. Professor an der Universität Berlin. Erstes Heft: C. Stumpf, Consonanz und Dissonanz. Leipzig, Ambrosius Barth. 1898.

C. Stumpf sucht sich dem Wesen dessen, was wir in der Musik Consonanz und Dissonanz nennen, auf zwei verschiedenen Wegen zu nähern. Einmal durch historische Untersuchungen in seiner „Geschichte des Consonanzbegriffes", dann durch naturwissenschaftliche Forschung in seiner „Tonpsychologie". Beide Wege laufen in einen Punkt zusammen wie convergirende Linien: es zeigt sich, daß den ältesten Theoretikern ebenso wohl wie den modernen Psychologen der größere oder geringere Grad der Verschmelzung, die zwei Töne im Gehör eingehen, als Kennzeichen ihrer größeren oder geringeren Consonanz erscheint. Das vorliegende Heft ist gewissermaßen eine Zusammenfassung dessen, was vorher durch umständliche Versuche ermittelt war: die theoretische Summe aus den praktischen Einzeluntersuchungen, die in der „Tonpsychologie" veröffentlicht sind. Stumpf weist erst mit großer Ruhe, aber mit einschneidender logischer Schärfe die Unhaltbarkeit der bekanntesten Definitionen des Consonanz- und Dissonanzbegriffes nach: der Helmholtz'schen, die das Vorhandensein oder das Fehlen von Schwebungen auf der einen, von gemeinschaftlichen Obertönen auf der anderen Seite als charakteristisches Kennzeichen ansieht; der Leibniz-Euler'schen, welcher die Consonanz als das Ergebniß unbewußter Wahrnehmung einfacher Schwingungsverhältnisse erscheint; endlich der hauptsächlich durch von Oettingen und Riemann vertretenen dualistischen Schule, die auf die eigenthümliche Erscheinung, daß die Intervalle des moll-Dreiklangs so zu sagen das Spiegelbild von denen des dur-Dreiklangs sind, ein in vielen Puntten geistreich ersonnenes Harmoniesystem aufgebaut hat. Dann stellt Stumpf seine eigene Theorie dar, als deren Grundzüge man folgende Sätze nehmen kann: Consonanzen sind alle zu den höheren Verschmelzungsstufen, Dissonanzen alle zu der niedersten Verschmelzungsstufe gehörigen Toncombinationen. Diese Thesen werden nun im Einzelnen erläutert, insbesondere wird zu erklären versucht, warum der Musiker zwischen Consonanzen und Dissonanzen einen essentiellen Unterschied empfindet, da doch nach der Verschmelzungslehre nur ein gradueller bestehen würde. Doch in bescheidener Resignation schließt der Verfasser: „Wohl können wir die complicirteren ästhetischen Wirkungen durch die Verschmelzung und die daran associirten Vorstellungen ziemlich plausibel machen, aber wie es kommt, daß ein durch vier oder fünf Octaven durchgeführter rein gestimmter dur-Dreiklang aus einfachen Tönen in den Ohren der gegenwärtigen civilisirten und nebenbei auch musikalischen Menschen . . . den denkbar süßesten sinnlichen Wohllaut . . . erstehen läßt — darüber können wir besten Falls gewisse, allgemein gehaltene Gedanken äußern, eine wirkliche Erklärung zu geben, ist heute noch keinem menschlichen Verstande möglich." Nicht allein die interessanten wissenschaftlichen Resultate geben dem Buche Werth und Bedeutung: die Gruppirung und die oft von leisem Humor erhellte Darstellung des spröden Stoffes sind so meisterlich, daß die Lectüre selbst eine Art ästhetischen Genusses gewährt. So ist diese neue periodische Publication verheißungsvoll eröffnet. Möge die Fortsetzung dem Anfang entsprechen!

βλ. **La Vie et les Livres.** Par Gaston Deschamps. 4ème Série. Armand Collin & Cie. Paris. 1897.

Es ist das vierte Mal, daß der Verfasser, der seines Zeichens Archäologe ist, über alle möglichen Gegenstände, besonders über Bücher sich ausspricht. Er thut es in einer so feinen, geistreichen und originellen Weise, mit so viel Mäßigung in der Ironie und mit so heiterm Witz, daß der Leser ihm auf seinen verschlungenen Pfaden ohne Widerstand folgt. Gaston Deschamps ist, vielleicht nicht zu seinem Glück, ein sehr klarsehender Patriot und ein vorurtheilsfreier Franzose. Er hält die Regierung seines Landes nicht für die bestmögliche und preist nicht alle seine Institutionen. Mit den Schulen und den gelehrten Männern, die ihn gebildet und erzogen haben, geht er streng ins Gericht und erinnert, wie mühsam er, ohne Unterstützung der Mandarinen, das Leben kennen und einen Styl zu schreiben lernte. In seinen Aufsätzen über die Antike, „Olympia", die Geschichte der griechischen Literatur, spricht der Fachgelehrte; in den Aeußerungen über die „Feministen", über die russische Allianz und ähnliche Lieblingsmanieen der Zeit, erkennt man einen unabhängigen, seinen eigenen Wegen folgenden Geist. Manches discutirt er nicht und richtet es doch. Er druckt z. B. die Discussionen auf einem Frauencongreß ab und ergibt sich in die Einrichtungen der Zukunft und in die Parität der Geschlechter. Ihn beunruhigt nur das Kind, wenn einmal die freie Liebe die Ehe ersetzt haben wird, und er tröstet sich mit dem Gedanken, daß man es einer Amme übergeben werde: „Mais l'état de nourrice n'est-il pas contraire à la dignité de femme, et trouvera-t-on des créatures assez dégradées pour sortir de leur corsage un sein gonflé de lait?" Gaston Deschamps schreibt vortrefflich. Wir verweisen auf die Studie über Chateaubriand „un Pélerinage", der letzten und einer der besten dieses Bandes.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Asenijeff. — Sehnsucht. Von Elsa Asenijeff. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1898.

Beckmann. — Was ist uns Geld? Eine Studie über die kapitalistische Wirthschaft der Gegenwart von Josef Beckmann. Wien, J. Beckmann. 1899.

Böhmer. — Sehnsucht. Roman von Emma Böhmer. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1899.

Bolognini. — Una questione di cronologia Scaligera nella divina commedia. Verona, G. Franchini. 1898.

Briefwechsel zwischen Franz Liszt und Hans von Bülow. Herausgegeben von La Mara. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1898.

Dinglage. — Letzte Novellen von E. von Dinglage. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1899.

Eckart. — Brauch und Sitte. Gesammelte kulturhistorische Skizzen und Miscellen von Rudolf Eckart. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. O. J.

Fischer. — Leben und Werke Alfred Lord Tennysons. Von Th. A. Fischer. Mit Porträt. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1899.

Fraisse. — Skizzen von den balearischen Inseln. Von P. Fraisse. Leipzig, Dr. Seele & Co. 1898.

Fuchs. — Till Eulenspiegel. Komödie in fünf Aufzügen von Georg Fuchs. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. 1899.

Grothe. — Tripolitanien. Landschaftsbilder und Völkertypen von Dr. L. H. Grothe. Leipzig, Dr. Seele & Co. 1898.

Grothe. — Tripolitanien und der Karawanenhandel nach dem Sudan von Dr. L. H. Grothe. Leipzig, Dr. Seele & Co. 1898.

Guarini. — La Germania e la questione d'Oriente fino al congresso di Berlino. Roma, Ermanno Loescher & Cie. 1898.

Hassert. — Deutschlands Kolonien. Erwerbungs- und Entwicklungsgeschichte, Geographie und wirthschaftliche Bedeutung unserer Schutzgebiete von Dr. Kurt Hassert. Leipzig, Dr. Seele & Co. 1898.

Hildeck. — Libellen. Von Leo Hildeck. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Hochschulvorträge für Jedermann. Heft 1: Die Wanderungen der Thiere. Von Prof. Dr. Marshall. — Heft 2: Die sociale Bedeutung der ästhetischen Bildung. Von Prof. Dr. von Schubert-Soldern. — Heft 3: Aus den Gebirgsländern der Balkan-Halbinsel: Das Fürstentum Montenegro. Von Privatdocent Dr. Hassert. — Heft 4: Die Anfänge des deutschen Theaters. Von Prof. Dr. Witkowski. — Heft 5: Die Beziehung der chinesischen Kultur zur abendländischen. Von Prof. Dr. Conrady. — Heft 6: Der Kampf um die Gewissensfreiheit. Von Prof. Dr. Hauck. — Heft 7: Nordwestafrika. Von Privatdocent Dr. Stumme. — Heft 8: Charles Dickens und seine Werke. Von Prof. Dr. Wülker. — Heft 9: Die nationalen Bestrebungen der Balkanvölker. Von Prof. Dr. Weigand. — Heft 10: Die wirthschaftlichen Aufgaben der modernen Stadtgemeinde. Von Prof. Dr. Bücher. — Heft 11: Der Einheitsgedanke in der deutschen Rechtsentwicklung. Von Prof. Dr. Burchard. — Heft 12: Das Kunstgewerbe im alten Aegypten. Von Prof. Dr. Steindorff. Leipzig, Dr. Seele & Co. 1899.

Horn. — Die deutsche Soldatensprache. Von Dr. Paul Horn. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung. 1899.

Hornstein. — Buddha. Legende in drei Akten von Ferdinand von Hornstein. München, C. H. Beck (Oskar Beck). 1899.

Kluge. — Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache von Friedrich Kluge. Sechste verbesserte und vermehrte Auflage. Bis zur achten (Schluß-) Lieferung. Straßburg, Karl J. Trübner. 1899.

Kretschmer. — Albert Kretschmer's Deutsche Volkstrachten. 91 prächtige Farbendrucktafeln mit vielen hundert originellen Volkstypen aus allen Gegenden Deutschlands. Lieferungsausgabe. Erste Lieferung. Leipzig, Adolf Weigel.

Krüger. — Der junge Eichendorff. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Von Hermann Anders Krüger. Oppeln, Georg Maske. 1898.

Lechler. — Der erste Schritt zur nationalen Wohnungsreform. Vortrag von Paul Lechler. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1899.

Maier. — Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung von Gustav Maier. Leipzig, B. G. Teubner. 1898.

Marcks. — Kaiser Wilhem I. Von Erich Marcks. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Duncker & Humblot. 1899.

Meysenburg. — Der Lebensabend einer Idealistin. Nachtrag zu den „Memoiren einer Idealistin" von Malwida von Meysenburg. Mit einem Lichtdruck nach dem Original von Franz von Lenbach. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1898.

Müller. — Das Pferdebüchl. Tagesfragen, beantwortet von Friedrich Max Müller. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1899.

Neujahrsblätter. Herausgegeben von der Historischen Kommission der Provinz Sachsen. Nr. 23. Schiller in Lauchstädt im Jahre 1803. Unter Benutzung eines vom Major z. D. C. E. Seibel hinterlassenen Manuskripts dargestellt von Albert Pick. Halle, Otto Hendel. 1899.

Novalis. — Sämmtliche Werke von Novalis. Herausgegeben von Carl Meißner, eingeleitet von Bruno Wille. Drei Bände. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. 1898.

Philippi. — Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen. Nr. 9. Dritter Band, dritte Lieferung. Die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden. Drittes Buch: Die Renaissance im Norden. Leipzig, E. A. Seemann. 1898.

Piper. — Ut 'ne lütt Stadt. 'Ne plattdütsch Geschicht. Von O. Piper. Mit Biller von G. Braumüller. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, Verlagsconto. 1898.

Reinke. — Die Welt als That. Umrisse einer Weltanschauung auf naturwissenschaftlicher Grundlage von Dr. J. Reinke. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1899.

Schweiz, die, im neunzehnten Jahrhundert. Bis zur neunten Lieferung. Bern, Schmidt & Francke.

Sittenberger. — Scholastica Bergamin von Hans Sittenberger. Vita, Deutsches Verlagshaus. O. J.

Stern, der, von Bethlehem. — Kundgebungen des Einheitsbundes deutscher Freimaurer über Ursprung, Wesen und Ziel der Freimaurerei. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1899.

Stoessl. — Leile. Novelle von Otto Stoessl. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. O. J.

Traut. — Die Hamlet-Kontroverse im Umrisse bearbeitet von Dr. Hugo Traut. Leipzig, Dr. Seele & Co. 1898.

Treitschke. — Politik. Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Berlin von Heinrich von Treitschke. Herausgegeben von Max Cornicelius. Zweiter Band. Leipzig, S. Hirzel. 1898.

Ughetti. — Zwischen Aerzten und Clienten. Erinnerungen eines alten Arztes. Geordnet und herausgegeben von Professor G. B. Ughetti. Autorisirte Uebersetzung von Dr. Giovanni Galli. Mit einem offenen Brief von Professor Mantegazza. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1899.

Wilamowitz-Moellendorff. — Griechische Tragödien übersetzt von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Erster Band. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1899.

Woas. — Im Namen des Königs. Schauspiel in fünf Akten. Von Franz Woas. Verlag der „Werkstatt" in Wiesbaden. Für den Buchhandel: C. Cnobloch in Leipzig. 1899.

Wolff. — Poetik. Die Gesetze der Poesie in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Ein Grundriß von Eugen Wolff. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1899.

Wurzbach. — Lope de Vega und seine Komödien von Wolfgang von Wurzbach. Leipzig, Dr. Seele & Co. 1899.

Zabel. — Zur modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken über das ausländische Theater von Eugen Zabel. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1899.

Zobeltitz. — Talmi. Roman von Hanns von Zobeltitz. Stuttgart, J. Engelhorn. 1898.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Nachbars Werner.

Erzählung

von

Isolde Kurz.

[Nachdruck untersagt.]

Meine erste Liebe, so erzählte mir meine Freundin Ada, war unser Nachbarssohn Werner Horst. Ich verehrte in ihm, ohne mir davon Rechenschaft zu geben, mein männliches Ideal, denn ich stand damals zwischen dem fünften und sechsten Jahre, befand mich also in einem Lebensalter, wo man die Liebe bisweilen schon nach der Empfindung, aber nicht dem Namen nach kennt.

Ich hatte schon von Werner reden hören, bevor wir einander begegneten, denn meine Familie wohnte erst seit Kurzem in der Stadt, und die besondere Art, wie die Erwachsenen von ihm sprachen, beschäftigte meine Einbildung.

Mein Vater pflegte nämlich zu sagen: „Der Werner ist ein Junge, aus dem einmal etwas werden kann, aber ich will nicht, daß meine Kinder mit ihm umgehen."

Und meinem Bruder Erich, der die gleiche Lateinclasse besuchte wie Werner, war es verboten, den Heimweg aus der Schule in seiner Gesellschaft zu machen.

Ganz deutlich erinnere ich mich, wie Werner das erste Mal zu uns kam. Sein Vater hatte ihn mit einem Auftrag an den meinigen geschickt. Seine freie Miene, die glänzenden Augen, mit denen er den Großen so fest ins Gesicht sah, und daß er zwei Jahre älter war als ich, das Alles flößte mir eine mit Scheu gemischte Bewunderung ein. Und als er wieder gegangen war und meine Mutter gegen den Vater bemerkte: „Es ist doch jammerschade um den Werner —" da weiß ich noch ganz genau, daß mir das Herz unruhig zu klopfen begann.

Nachdem der Vater das Zimmer verlassen hatte, nahm ich all' meinen Muth zusammen und fragte:

„Was hat denn der Werner gethan, daß Du sagst: ‚Schade!'?"

„O, etwas sehr Häßliches," war die Antwort, „das kleine Mädchen besser gar nicht wissen sollten: der Werner ist ein Lügner."

Und sie erzählte mir, daß Werner's Vater Alles aufgeboten habe, um den Jungen von diesem widrigen Laster zu heilen, aber kein Mittel wollte fruchten. Unzählige Prügel habe er an ihm abgeschlagen, ihn Tage lang im Keller eingesperrt, es sei Alles umsonst gewesen. Das Lügen sei so mit Werner's Natur verwachsen, daß er es nicht lassen könne. Ueberhaupt sei er ein Thunichtgut und ein Heimtücker, was man ihm bei seiner offenen Miene gar nicht ansehen würde. Er halte sich immer nur einen Freund unter seinen Kameraden, aus dem mache er dann, was er wolle, setze ihm die größten Albernheiten in den Kopf und verleite ihn zu schlechten, ungezogenen Streichen, bis er ihn eines Tages stehen lasse und sich wieder einen anderen suche. Werner Horst's Freundschaften dauerten nie länger als ein paar Wochen, aber in diesen paar Wochen mache er auch die bravsten zu ganz ungehorsamen und verdrehten Jungen. Deshalb haben andere Eltern darauf zu achten, daß er von ihren Kindern fern bleibe.

Ich ging an diesem Tage ganz tiefsinnig umher. — Wie kann man nur lügen, dachte ich bei mir selbst. — Pfui, das muß etwas sehr Schmutziges sein! — Denn ich war ein kleiner Tugendbold und sehr stolz auf meine von den Eltern oft gerühmte Wahrheitsliebe, an der gar nichts Verdienstliches war, da ich als zärtlich gehegtes Hauskind niemals in die Versuchung gerieth, mir mit einer Lüge zu helfen.

Daher nahm ich mir vor, den Werner gründlich zu verachten, ihn auch nicht anzusehen, wenn er mir auf der Straße begegnen würde. Aber heimlich mußte ich immer an den Missethäter denken. Meine Phantasie irrte beständig um seine mir doch nicht recht klar gewordenen Vergehungen und die Strafen, die er dafür zu verbüßen hatte, herum. Seine Beharrlichkeit im Bösen imponirte mir eben so sehr, wie ich sie verdammte, und so oft ich mir sein schönes, freies Gesicht vorstellte, wurde ich traurig.

Wenn mein Bruder gelegentlich in meiner Gegenwart sagte: „Der Werner Horst ist der Beste in der ganzen Classe" — so wurde ich roth, ohne zu wissen, warum. Und als ich ihn eines Tages sagen hörte: „Heut' hat der Werner Prügel bekommen, weil er wieder gelogen hat" — weinte ich im Stillen. Fortan flocht ich allabendlich in mein Nachtgebet die Bitte ein:

„Und, lieber Gott, mache vor Allem, daß der Werner nicht mehr lügt."

Werner's Vater war der Rector und Kirchenälteste Horst, dessen Haus dicht an das unsrige stieß. Da drüben fielen zuweilen Scenen vor, über die man bei uns nur flüsternd sprach, denn meine sanfte, immer gütige Mutter, die ich viel zu kurz besessen habe, wollte nicht, daß wir Kinder von häßlichen und traurigen Dingen erführen; sie verheimlichte uns sogar ihren eigenen leidenden Zustand, um uns den Sonnenschein der Kindheit so lange wie möglich ungetrübt zu erhalten. Aber durch des Rectors Dienstmagd Rike, die sich bei unserer Christine das Herz zu erleichtern pflegte, war man von Allem unterrichtet. Der Alte gehörte zu den Stillen im Lande und war der Schrecken der Schulkinder, denen er das Christenthum mit dem Stock einbläute. Nur über seinen Werner hatte er keine Gewalt. Dieser drückte sich, so oft er Gelegenheit fand, um die häuslichen Andachtsübungen und lief am Sonntag

in den Wäldern umher. Wenn er dann zum Mittageſſen nach Hauſe kam, erwartete ihn regelmäßig eine Prügelſuppe, worauf er für den Reſt des Tages abermals zu verſchwinden pflegte, um am Abend mit einer neuen Tracht Prügel begrüßt zu werden. Doch war ihm das Umherſtreifen ebenſo wenig auszutreiben wie das Lügen. Einmal — aber dies erzählte mir Chriſtine nur mit gedämpfter Stimme und indem ſie ſich ängſtlich umſah, ob Niemand zuhöre — war er ſogar mit einer Zigeuner- oder Kunſtreiterbande fortgezogen, man wußte nicht wohin, und erſt nach mehreren Tagen war der Vater ſeiner wieder habhaft geworden.

Ich weiß nicht, ob Werner ahnte, wie ſehr ſeine Nachbarin mit ihm beſchäftigt war. Jedenfalls nahm er ſeinerſeits von meinem Daſein in ſchmeichelhafter Weiſe Notiz, während es ſonſt bräuchlich war, daß die Mädchen von den Jungen über die Achſel angeſehen wurden.

Bei einer feſtlichen Gelegenheit entſpann ſich zur Schande meiner Grundſätze unſere Freundſchaft.

Die große Frühjahrsmeſſe führte alljährlich wandernde Curioſitäten, wie Schießbuden, Menagerien und dergleichen nach unſerer Stadt. Diesmal war auf der großen Feſtwieſe vor den Thoren neben anderen Herrlichkeiten ein Carrouſſel aufgeſchlagen, das den ganzen Tag nicht leer wurde und die Herzen der Jugend mit Begeiſterung erfüllte. Ich hatte nie zuvor ein Carrouſſel geſehen, und das quiekſende, kreiſende Ding mit ſeinen Pferdchen und Wägelchen und dem flatternden Wimpel auf dem Zeltdach erregte mein glühendſtes Verlangen. Die Mutter ſchenkte mir ein paar Kreuzer, zog mir ein weißes Kleid mit roſa Bändern an und ſchickte mich am Sonntag mit Chriſtine auf die Feſtwieſe.

Einen Sonntag wie dieſen habe ich nicht wieder erlebt. Die Wieſe war ſo grün, daß man nichts Grüneres ſehen konnte; die Sonne ſchien hell, und die Weiße des leinenen Zeltdaches, worauf die bunten Fähnchen wehten, biß einem faſt in die Augen. Aber das Allerſchönſte war die Muſik, die den Rundgang des Carrouſſels begleitete; die Töne der Sphärenharmonie können einem verſtehenden Ohre nicht beſeligender klingen als mir das Geſchrille jener Jahrmarktsorgel, in das ſich das Aechzen der drehenden Mechanik miſchte. Noch heute kann ich kein Carrouſſel herumgehen ſehen, ohne eine Weile ſtehen zu bleiben, und die Töne, die mein Ohr zerreißen, wecken ein fernes, himmliſches Echo in meiner Erinnerung. Doch ließ ſich der wonnevolle Tag zuerſt für mich bedenklich an. Chriſtine wollte mich in eines der grün lackirten Kütſchchen heben, wogegen ich mich ſträubte, denn ich verlangte ſehnlich nach einem Pferd. Die bäumenden Vierfüßler aber waren alle von den Jungen beſetzt, die es als einen Eingriff in ihre Vorrechte betrachteten, daß auch ein Mädchen aufſteigen wollte, und mich überall zurück drängten. Es war eine allgemeine Verſchwörung, mich nicht ankommen zu laſſen, und unzählige Mal mußte ich das Carrouſſel ohne mich abgehen ſehen. Ich war ganz troſtlos vor Schmerz und Scham, daß man mich nirgends dulden wollte, und es fehlte nicht mehr viel, ſo wäre ich weinend nach Hauſe gelaufen. Als das Carrouſſel wieder einmal ſtill hielt, ſah ich einen herrlichen Rappen mit rund gebogenem

Hals und wehender, hölzerner Mähne mir gerade gegenüber. Ich stürzte darauf zu, griff nach dem Bügel, wurde aber alsobald wieder gepackt und zurück gezerrt. Diesmal war es mein eigener Bruder, der mich weg zu reißen suchte, doch ich hielt den Bügel fest, und ein gewaltsames Ringen entstand.

„Schäm' Dich doch, Ada," keuchte er ganz außer sich — „die Mädchen gehören nicht aufs Pferd, die Mädchen gehören in die Kutschen."

Nicht daß er das Pferd für sich gewollt hätte, aber als Musterknabe, der er war, konnte er es nicht ertragen, seine Schwester eine Ausnahme machen zu sehen. — Ich war zwar die Jüngere, aber keineswegs erheblich schwächer und wehrte mich wie eine Löwin. Die Umstehenden lachten, der Aufwärter sagte begütigend: „Was macht ihr, Kinder, es ist Platz für Alle! Aufgestiegen! Jetzt fahren wir ab."

Er hatte gut reden, mein Bruder hielt mich an meinen langen, gelockten Haaren fest. Mit einem verzweifelten Ruck machte ich mich endlich los und ließ ihm mein rosa Band nebst einem Schopf Haare in den Händen. Aber als ich mich umsah, war mein Platz von einem Dritten genommen, und ich erkannte Werner Horst, der eine Hand auf den Bügel des Rappen gelegt hatte. Mein Bruder schnitt mir eine schadenfrohe Fratze und hieß Werner rasch auf den Rappen steigen.

„Warum denn?" sagte dieser ruhig, indem er den Platz frei gab. — „Deine Schwester war ja vorher da."

„Aber die Mädchen gehören in die Kutschen," antwortete mein Bruder, indem er mit dem Fuß stampfte.

„Dummheit," sagte Werner, während ich schon triumphirend im Sattel saß.

Meinem Bruder blieb nichts übrig, als sich im Gewühl davon zu schleichen, nachdem er noch die Faust gegen mich geballt hatte. Werner sprang auf das freie Gäulchen neben dem meinigen, die Musik setzte ein, und fort ging es, als flöge man ins Himmelreich.

Werner nickte vergnügt zu mir herüber und sagte:

„Du bist doch nicht so langweilig wie die andern Mädchen."

Ich saß strack im Sattel, hielt mit einer Hand die Eisenstange, durch die mein Pferd an dem Gerüste befestigt war, und fühlte mich hoch erhaben über die zahmen Lämmchen in ihren blauen und rosa Kleidchen, die ringsum fein artig zu Vier und Vier in den Kutschen untergebracht waren. Stolz und glücklich blickte ich zu Werner hinüber, der mir auf einmal als ein ganz Anderer erschien. Ich hatte alle Missethaten, deren er angeklagt war, vergessen und sah in ihm meinen Retter und Helden, denn es war mir aufgegangen, daß er sich nur eingemischt hatte, um den bestrittenen Platz für mich zu besetzen.

„Warum sollen die Pferde nicht auch für die Mädchen sein?" fragte ich, um aus seinem Munde die Bestätigung meiner Rechte zu vernehmen.

„Die Pferde sind für Alle, die reiten können," lachte er.

Also, ich konnte reiten! Der Werner hatte es gesagt, und der mußte es ja wissen. Ich hob mich noch stolzer im Sattel und fühlte mich so sicher in meinem Amazonenthum, daß ich die Stange los ließ und mich auf meinem

Pferdchen frei schwebend erhielt. Die Musik gröhlte, die Kinder schrien und sangen, die Mechanik stöhnte, und wir drehten uns in wirbelnder Eile. Eine Verzückung hatte mich erfaßt; mir war's, als läge die Erde tief unter uns, und wir sausten zusammen furchtlos und selig durch die blauen Lüfte. Auf einmal stand das Carroussel stille, die Musik schwieg, und ein Mann ging herum und sammelte Geld ein. Auch ich reichte ihm ein Geldstück und wollte betrübt herunter gleiten. Aber Werner sagte: „So bleib doch sitzen!" — und ein neuer Wolkenritt begann, so berauschend und so kurz wie der erste. Noch mehrere Male blieben wir beide sitzen, bis all' unser Geld verritten war, und es war immer noch viel, viel zu kurz gewesen. Zögernd stiegen wir endlich herunter. Das Dienstmädchen war mit einem Soldaten, der sie während dessen angesprochen hatte, verschwunden. Ich befand mich ganz allein in dem Gewühl — allein mit Werner Horst. In meinem Freudenrausch fühlte ich mich ihm so nahe, als wäre er mein Bruder, nur ein besserer, liebevollerer Bruder, denn er zeigte mir keine Mißachtung dafür, daß ich ein Mädchen war.

Wir trieben uns eine Zeit lang zusammen auf der Festwiese zwischen den besetzten Tischen und Bänken herum, standen vor dem mit wilden Scenen bemalten Vorhang einer Thierbude, betrachteten voll Interesse das Lager einer braunen Zigeunerbande, die im Freien kochte, und fühlten uns in dem Gedränge unbeobachtet und selig. Endlich, als wir Alles wohl beschaut hatten, sagte Werner:

„Jetzt geh' ich in die Stadt Wasta , willst Du mit?"

Ob ich wollte! Ich hatte zwar keine Ahnung, wo die Stadt Wasta lag, noch was wir dort sollten, aber der fremdartige Name hatte es mir augenblicklich angethan. Werner lief voran, ich ihm nach, so schnell ich konnte, über Gräben, an einer Hecke entlang, dann quer durch einen Obstgarten, welchen ein Bach durchschnitt, der übersprungen werden mußte, und endlich schlüpften wir durch ein Pförtchen in unserer alten Stadtmauer, von der damals noch ein Stück erhalten war. Auf dem Wege machte Werner mehrmals Halt, um mich Athem schöpfen zu lassen und mir die Geschichte der Stadt Wasta zu erzählen, die vor langer, langer Zeit unter die Erde versunken war und nur einmal in tausend Jahren — und gerade heut' — an die Oberfläche stieg. Dann führte er mich weiter eine bebaute Anhöhe hinauf und eine eben solche hinunter, bis sich ein weites Rund vor uns aufthat, das ganz mit altersgrauen Häuschen überdeckt war. Viele Gäßchen durchschnitten es die Kreuz und Quere, und in der Mitte lief eine breitere, gerade Gasse hindurch. Eigentlich war es nicht mehr und nicht weniger als unser alter Marktplatz, worauf die Jahrmarktsbuden standen, die heute, als am Sonntag, geschlossen waren. Und eigentlich wußte ich dies auch; aber als Werner mir sagte, wir befänden uns in Wasta, der versunkenen Stadt, wurde mir doch ganz wunderlich, und ich glaubte ihm Alles. Die Buden waren aus grauem, vom Regen zerfressenen Lattenwerk hergestellt und sahen zum Theil wirklich aus, als hätten sie tausend Jahre unter der Erde gelegen, weil die Krämer, die alljährlich unsere Frühjahrsmesse besuchten, größtentheils ihre eigenen Buden besaßen, die jedes Mal über die Meßwoche auf dem Marktplatz auf-

geschlagen wurden und in der Zwischenzeit friedlich in irgend einem Schuppen ruhten. Doch dies kümmerte mich nicht, ich spazierte unter wonnigem Grausen mit meinem neuen Freunde durch die völlig verödeten Gassen von Wasta, an den leeren Häusern und Palästen hin, und erst nach längerem Schauen und Staunen fiel es mir ein, nach den Bewohnern zu fragen. „Sie sind alle todt seit mehr als tausend Jahren," sagte Werner, und nun erzählte er mir eine lange, gruselige Geschichte vom Untergang der Stadt Wasta, die zur Strafe ihrer Sünden vor unvordenklicher Zeit mit Mann und Maus unter die Erde versunken war.

Ich fragte, was denn die Leute gethan hätten, um eine so schwere Strafe zu verdienen; da antwortete er ruhig:

„Sie waren alle Lügner, die ärgsten, die es je gegeben hat. Denn sie logen sogar den lieben Gott an, als er einmal auf der Reise nach Wasta kam. Da wurde er böse und verstieß sie allesammt unter den Boden."

„Das ist ja gräßlich," sagte ich schaudernd. „Kann man sie denn nicht erlösen?"

Er sah mich mit einem halb traurigen, halb listigen Blicke an und sagte:

„Man könnte schon, und deshalb kommt Wasta alle tausend Jahre wieder herauf, aber nur ein Mensch, der nie gelogen hat, könnte sie erlösen, und einen solchen gibt es nicht."

„O," rief ich voll Tugendstolz, „ich habe nie gelogen, vielleicht daß ich es probiren kann."

Aber Werner schüttelte den Kopf und sagte:

„Du kannst es nicht, Niemand kann es, denn alle Menschen lügen, auch wenn sie es selbst nicht wissen. — Siehst Du, dieses Haus ist das größte von allen. Darin wohnte der König. Er hieß Ferragut und seine Königin Thebasile. Sie wurden am tiefsten versenkt, weil sie vor dem lieben Gott geprahlt hatten, sie könnten mit trockenen Füßen auf dem Wasser gehen, was doch nur die Engel und die Heiligen können. Darum ist auch ihr Dach so schwarz, weil es am tiefsten in der Erde steckt. — O, ich könnte Dir viele Geschichten von Wasta erzählen, denn ich weiß sie alle."

Jetzt wurde mir unheimlich. „Laß mich fort," sagte ich, „komm, ich mag nicht in Wasta sein."

„Bist Du denn furchtsam?" fragte er geringschätzig.

„Ich bin nicht furchtsam, aber ich mag nicht in Wasta sein."

„Ei, so geh' heim," sagte er.

Aber ich ging nicht, denn ich hätte mich noch weit mehr gefürchtet, allein durch die öden Brettergassen zu laufen. Also hielt ich mich dicht an meinen Begleiter, und dieser schleppte mich von Haus zu Haus, vor die Wohnung des Ministers, des Richters, des Pfarrers, bis vor ein ganz kleines Häuschen, von dem er sagte, daß hier der Todtengräber wohne. Sie hatten Alle Namen, merkwürdige, nie gehörte Namen, die ich nicht behalten konnte. Ich begreife heute noch nicht, wo er sie alle in der Schnelligkeit hernahm. Und plötzlich erfaßte ihn eine tolle Laune, denn er schlug mit den Fäusten an eine der nächsten Bretterthüren und rief mit schmetternder Stimme:

„Ihr Leute von Wasta, wachet auf, der jüngste Tag ist da!“

Und ich, vom gleichen Fürwitz gestochen, klopfte ebenfalls und schrie aus vollem Halse:

„Habt Ihr noch nicht genug, Ihr Schläfer? Stehet auf, es ist an der Zeit! —“ und ähnliche Thorheiten, mit denen wir uns gegenseitig ansteckten. Wir galoppirten die ganze Straße hinauf, schlugen an jedes Haus, riefen den König Ferragut und die Königin Thebasile, sowie Minister, Richter und Pfarrer aus dem Schlafe, bis wir durch den Klang unserer eigenen Stimmen und das Gepolter eines unachtsam angestoßenen Balkens in solchen Schreck versetzt wurden, daß wir athemlos davonstürzten und nicht eher Halt machten, bis wir die Straße erreichten, wo unsere Häuser lagen. Dort trafen wir auf einen großen Menschenschwarm, der von der Festwiese nach der Stadt strömte, und unter der Menge war auch unsre Christine, die mich in tausend Aengsten gesucht hatte. Natürlich nahm sie mich gleich beim Wickel und drohte, mich beim Vater zu verklagen, es lief aber gut ab, denn sie hatte mindestens eben so viel Ursache wie ich, ihre Erlebnisse zu verschweigen.

Der verbotene Bund blieb noch eine ganze Weile verborgen, obgleich ich nichts weniger als vorsichtig war und an jedem Abend auf die Gasse oder in den großen Obstgarten lief, wo ich sicher war, Werner zu treffen. Ohne Verabredung fanden wir uns immer ganz von selbst zusammen. Meist kam er über die Mauer gestiegen, die das Anwesen seiner Eltern von unsrem Obstgarten trennte. Wie es kam, daß man uns nie beisammen sah, weiß ich selber nicht, wahrscheinlich dadurch, daß wir uns mehr in den Kronen der Bäume, als auf der Erde bewegten. Werner kletterte wie ein Eichhörnchen, und ich lernte diese sowie manche andere schöne Kunst von ihm. Durch die Kränklichkeit meiner Mutter war ich größtentheils ohne Aufsicht, denn zwischen mir und Christinen bestand das stillschweigende Einverständniß, daß sie des Abends mit ihrem Soldaten ging und mich im Obstgarten bei Werner ließ. Er hatte immer Zeit für mich übrig, denn wenn Erich noch bei angezündeter Lampe über seinen Schulaufgaben schwitzte, hatte Werner schon lange vor Sonnenuntergang seine Vokabeln gelernt, sein Schriftliches bereinigt und trieb sich mit mir im Garten herum. Das Lernen war ihm nur ein Spiel, und er setzte durch die Schnelligkeit seiner Auffassung die Lehrer in Erstaunen. Nur im Rechnen bekam er schlechte Noten, mein Bruder sagte, es sei das Einzige, was ihm schwer falle.

Ich bemerkte das einmal gegen ihn, da antwortete er stolz:

„Das Rechnen fällt mir nicht schwer, es langweilt mich bloß. Wenn ich wollte, so könnte ich rechnen.“

Welches Glück ich in seiner Freundschaft fand, das läßt sich gar nicht in Worte fassen. Um es zu verstehen, müssen Sie wissen, daß ich nicht in die Schule geschickt, sondern zu Hause unterrichtet wurde und folglich keine Kameradinnen besaß. Ich verstand mich überhaupt nicht mit den kleinen Mädchen, die ich wie Werner langweilig fand, und da mein Bruder sich nicht mit mir abgab, hatte ich meine kleine Welt bisher einsam mit mir herumgetragen. Jetzt besaß ich einen Freund, der mich achtete, und vor dem alle

Andern Respect hatten, den „Besten in der Klasse", wie mein wohl erzogener Bruder sagte. Die Freundschaft mit Werner trug mir sogar Erich's Achtung ein. Der Gute, er wußte die Naturgabe zu schätzen, denn er war selber strebsam, obgleich ihm das Lernen schwer wurde. Um so mehr bewunderte er Werner, wenn er sich auch, dem elterlichen Gebot gehorsam, von ihm fern hielt, und jedenfalls war ich sicher, daß er unsere Freundschaft nicht verrieth.

Der Besuch in Wasta hatte einen ungeheuren Eindruck auf mich gemacht, und oft fragte ich Werner: „Wann gehen wir wieder nach Wasta? —" aber er hatte jetzt andere Geschichten im Kopf, denn es lag nicht in seiner Art, bei einer Sache lange zu bleiben — Wasta war in die Erde versunken und kam erst in tausend Jahren aufs Neue zum Vorschein.

Niemand hat mir jemals wieder Geschichten erzählt wie Werner Horst, und die Welt, in der ich jeden Tag mit ihm lebte, habe ich später nur in der Dichtung wiedergefunden.

Aber der Rosenbusch unserer Freundschaft trug auch Dornen, die mich zuweilen schmerzhaft stachen. Gleich bei unserem ersten Wiedersehen blickte mich Werner längere Zeit mißbilligend von der Seite an und bemerkte endlich:

„Du bist ja gar nicht mehr so schön, wenn Du das weiße Kleid mit den rosa Bändern nicht anhast."

Was hätte ich drum gegeben, alle Tage das weiße Kleid anziehen zu dürfen; ich bat und bettelte jeden Morgen darum, aber Christine, die es zu waschen und zu bügeln hatte, nahm meine Bitten sehr unwirsch auf, und mein Bruder, der ein Topfgucker war, sagte:

„Ist die Ada toll? Das weiße Kleid am Werktage? — Was würden da die Leute sagen?"

Ich war eigentlich ein dummes Kind, wenigstens ein unerhört leichtgläubiges, und das muß es vor Allem gewesen sein, was den viel begabteren Werner so an mich fesselte. Die Dinge, die er in seinem Kopf mit unwiderstehlichem Drang zusammen braute, wurden durch meine innige Ueberzeugung zu lauter Wirklichkeiten. Und wenn es einmal gar zu abenteuerlich herging, daß ich denn doch stutzig wurde, so sagte er nur:

„Es ist wahr, das Prinzeßchen hat mir's gesagt —"

Dann staunte ich mit aufgerissenen Augen und glaubte sofort wieder Alles.

„Wer ist denn das Prinzeßchen?" fragte ich ihn zu öfteren Malen. Aber er antwortete nichts als: „Das Prinzeßchen ist eben das Prinzeßchen, —" und damit mußte ich mich zufrieden geben.

Bei alledem hatte ich doch eine Ahnung, daß ich mich mit ihm in einer Welt der Täuschungen befand, aber sie war für mich ebenso wahr und vorhanden wie die Welt der Thatsachen, nur daß ich keine handgreiflichen Proben ihres Daseins verlangte, wie es Werner's Schulkameraden zu thun pflegten, und deshalb stand unsere Freundschaft auf festem Boden. Nur wenn seine Geschichten sich ins Wilde und Grausame verirrten, mochte ich sie nicht mehr anhören. Dann ärgerte er sich und sagte voll mitleidiger Geringschätzung:

„Es ist doch etwas gar zu Dummes um so ein Mädchen —“ aber er zog doch wieder gelindere Saiten auf. Am liebsten erzählte er vom „Monitor“ und „Merrimac“. Das waren zwei Ungeheuer, die im Atlantischen Ocean hausten und sich immerfort bekriegten. So oft er kam, wußte er eine neue Begebenheit, die zwischen ihnen vorgefallen war, zu erzählen. Jede Phase ihrer unendlichen Kämpfe stellte er mir dramatisch dar und nöthigte mich selber dabei mitzuspielen. Ich mußte mich aufblasen und ungeheuren Dampf ausspusten. Schnaubend kam er angerannt, und ich fürchtete mich jedes Mal entsetzlich, denn wenn er einmal versichert hatte, daß er jetzt der Merrimac sei, so war es mir ganz unmöglich, ihm nicht zu glauben. Nichts konnte ihn so erbosen, als wenn ich keine Lust hatte, Monitor zu sein, und ihn mit Thränen bat, doch selber wieder Werner Horst zu werden. Durch die Drohung, er gehe weg und werde nie mehr mit mir spielen, machte er mich immer aufs Neue willfährig. Die beiden Ungethüme mußten auf den Wogen gegen einander heranrasen, sie wühlten um sich her das Wasser auf und spieen Feuer aus ihren Nüstern. Ihre Brust war von Eisen und jedem Stoß gewachsen. Aber leider war meine Brust nicht von Eisen, und ich erhielt häufig Püffe, die mich zu Boden warfen, was dann Zank und Thränen nach sich zog. Eines Tages hatte unser Kampf, bei dem der „Monitor“ zum Rückzug blies, sich bis an das seichte Lauterufer, an das unser Obstgarten grenzte, hinabgezogen. Ich spritzte Wasser gegen meinen Feind, um die Illusion zu erhöhen; da wurde in Werner die Kriegslust übermächtig, er rannte mich nieder und drückte mir den Kopf ins Wasser, daß ich fast ertrank. Natürlich gab es ein fürchterliches Geschrei und die Dazwischenkunft der beiderseitigen Eltern, die mit einer Tracht Prügel für Werner endigte.

Erst viele Jahre später, als ich erwachsen war, erfuhr ich, was es mit dem Monitor und Merrimac auf sich gehabt hatte: nämlich, daß es die zwei berühmten Kriegsschiffe, die ersten gepanzerten, im amerikanischen Secessionskriege waren, der in unsere Kindheit fiel. Werner mußte irgendwo von ihnen gehört oder Abbildungen gesehen haben, die sich in seiner Phantasie zu zwei feuerspeienden Seedrachen umgestalteten. Der „Merrimac“ ist sogar in diesen Tagen noch einmal aufgetaucht: es war dasselbe Schiff, das während des spanisch-amerikanischen Krieges im Hafencanal von Cuba ein glorreiches Ende fand, und diese Nachricht hat mir meinen jungen Freund mit allen Geschichten jener Zeit plötzlich wieder ganz lebendig vor die Seele gerufen.

Unsere Beziehungen waren also durch die Seeschlacht an den Tag gekommen, und ich muß mich nachträglich wundern, wie sie so lange verborgen bleiben konnten. Natürlich hütete ich mich wohl, zu gestehen, wie nahe ich daran gewesen war, von Werner ertränkt zu werden, sondern stellte meinen Sturz ins Wasser als ein zufälliges Mißgeschick dar, das man bei der Seichtigkeit des Flußbettes nicht tragisch nahm. Dagegen waren meine Eltern sehr überrascht, mich in so anrüchiger Gesellschaft zu finden, und das Verbot, mit Werner umzugehen, wurde strengstens erneuert.

Doch dies hinderte mich nicht, am nächsten Abend wieder auf der Obstwiese zu warten, bis er über die Mauer stieg, und als man uns dabei ertappte

und Werner den Garten verbot, wußten wir uns anderswo zu finden. Man drohte mir mit Einsperren und sogar mit Schlägen. Ich war nie geschlagen worden, und der Gedanke, daß eine Hand mich in unfreundlicher Absicht berühren könnte, war mir fürchterlich; aber von Werner konnte ich nicht lassen. Wagte er Alles für seine romantische Welt, so wagte ich Alles für seine Gesellschaft.

Er hatte eine Schwester Namens Anna, ein blasses, verkümmertes Geschöpf, das ein paar Jahre älter, aber viel kleiner war als er und sich sehr gesetzt und wohlerzogen benahm. Sie kränkelte immer und hatte etwas Scheues, Trauriges in ihrem Wesen. Es hieß von ihr: „sie ist eifersüchtig." Darunter konnte ich mir nichts Bestimmtes vorstellen, aber es erhöhte den unbehaglichen Eindruck, den dieses Kind mir auf den ersten Blick gemacht hatte.

Die Geschwister liebten einander nicht, denn Anna brachte jedes Versehen ihres Bruders zur Anzeige. Deshalb mochte ich sie auch nicht leiden, obgleich sie sich eine Zeit lang Mühe gab, mich zu gewinnen, was mir als der viel Jüngeren doch hätte schmeicheln müssen. Aber Werner sagte: „Das thut sie nur, weil Du zu mir hältst," — und Werner's Worte waren mir das Evangelium.

Diese Anna kundschaftete jetzt das neue Versteck aus, das wir hinter der Schloßmauer unsern unserer Häuser gefunden hatten. Dort lagen zu unbekanntem Zweck ein paar behauene Stämme aufgeschichtet, auf denen wir spielten. Werner zog einen von ihnen so weit aus dem Haufen hervor, daß wir uns beide rittlings darauf setzen konnten, er peitschte den Balken mit einer Gerte, wir schwippten beide aus Leibeskräften, und das nannten wir „Carroussellfahren". Der Balken bewegte sich zwar nicht im Geringsten, weil er zu fest eingekeilt war, wir ritten aber gleichwohl durch die Lüfte und erlebten die wunderbarsten Abenteuer. — Don Quixote und sein Sancho können nicht überzeugter auf dem „Zapfenhölzern" gesessen haben. Mein Freund sang dazu mit schmetternder Stimme wilde Kriegslieder — indianische Schlachtgesänge und Aehnliches, in, wie ich glaube, sehr freien Rhythmen, denn er hatte sie selbst verfaßt. Mich begeisterten sie jedenfalls gewaltig, besonders weil der Feind nicht zum Vorschein kam, und ich schrie aus vollem Halse mit.

Da stand mit einem Male die blasse Anna vor uns und sagte: wenn wir sie mitspielen lassen, so wolle sie versprechen, uns nicht anzugeben. Aber Werner gerieth in den größten Zorn und jagte sie mit seiner Gerte davon.

Stehenden Fußes ging sie zu meinen Eltern und theilte ihnen mit, wo ich zu finden sei. Bei dieser Gelegenheit aber zeigte sich meines Vaters pädagogische Weisheit im hellsten Lichte; er sah ein, daß er mit keinem Machtwort gegen meine Leidenschaft aufkommen konnte, und zog es vor, seine Autorität nicht weiter aufs Spiel zu setzen. Ich wurde einfach von Christine nach Hause geholt und bekam kein böses Wort wegen meines Ungehorsams zu hören. Im Gegentheil, des andern Tags machte die Mutter einen Besuch bei Rectors, und die Folge war, daß Werner die Erlaubniß erhielt, in unserem

Haus und Garten unter Aufsicht der Großen mit mir zu spielen. Dagegen wurde auch ich zu Rectors eingeladen, und die Anna kam zu uns, denn meine Mutter fand es unpassend, daß ich mit dem Bruder Freundschaft haben wollte und mit der Schwester nicht.

Werner's Ruf hatte sich nämlich gebessert, seitdem er nicht mehr von Hause weglief, noch seine Kameraden verführte, sondern seine Freistunden als „Merrimac" zubrachte. Auch hatte sich seit lange Niemand beschwert, von ihm angelogen worden zu sein, vielleicht, weil er an mir eine immer willige Abnehmerin seiner phantastischen Einfälle hatte. Mitunter kam es jetzt auch den Großen bei, ihn so zu sehen, wie der untrügliche Instinct der Kinder ihn von allem Anfang an erkannt hatte. Besonders mein Vater gab sich gern mit ihm ab und bemerkte einmal gegen die Mutter, es stecke ein ganz eigener Geist in dem Jungen, denn er thue, ohne altklug zu sein, bisweilen Aeußerungen, die für manchen Erwachsenen zu tief wären.

Ein eigener Geist war auch wirklich in ihm. Er wußte viele Dinge voraus, die richtig eintrafen, besonders solche, die sich auf ihn selbst bezogen, und die ganze Art eines Menschen bezeichnete er oft mit einem einzigen Wort.

So lebhaft mir noch jeder Zug seines Wesens in Erinnerung ist, so wenig könnte ich die Züge seines Gesichts beschreiben. Nur seine Augen sehe ich noch ganz deutlich vor mir, sie hatten zuweilen einen Glanz und Ausdruck, den ich in keinem anderen Auge mehr gesehen habe, es war wie das Licht einer anderen Welt, das aus ihnen schien. Und noch eine Einzelheit ist mir geblieben: er hatte ein kleines blaues Aederchen auf der Stirn zwischen den Augenbrauen, das unsre Christine das „Kirchhofäderchen" nannte; denn sie pflegte zu sagen, daß Kinder mit solchen Adern auf der Stirn nicht groß würden.

Nachträglich muß ich mich wundern, wie Werner es fertig brachte, seine Freundschaft mit einem kleinen Mädchen gegen die ganze Meute seiner Schulkameraden aufrecht zu erhalten, denn auch die Welt der Kinder hat ihre Conventionen. Bei uns waren die „Mädeln" (ein Wort, das nur mit schief gezogenen Mundwinkeln ausgesprochen wurde) von den „Buben" tief verachtet, und wer sich mit ihnen abgab, der sank zum gleichen Pariathum herab. Eine Zeit lang drohte auch Werner dieses Schicksal. Denn eines Tages, als sie aus der Schule kamen, umringten ihn seine Kameraden und sangen ihm ein Spottlied zu, das gegen die „Mädlesfüßler", das heißt Solche, die den Mädchen nachgingen, im Schwang war. Aber sie waren mit ihren Hänseleien an den Unrechten gekommen. Werner gerieth in einen seiner sinnlosen Wuthanfälle, die Alle an ihm kannten. Ohne zu denken, daß er Einer gegen Viele war, warf er sich auf den, der ihm zunächst stand, und obgleich die ganze Bande sich an ihn hängte, richtete er den armen Teufel mit Stoßen, Schlagen und Treten entsetzlich zu. Er selbst ging blutend und zerbissen, aber doch als Sieger aus dem Kampfe hervor, denn er hatte den Platz behauptet und sagte zu seinen Kameraden:

„So, Ihr habt gesehen, daß ich mir nichts befehlen lasse. — Jetzt sage ich freiwillig: ich spiele nicht mehr mit der Ada."

Er kam zu mir in den Garten und rief mir zu: „Adieu, Ada, ich spiele nicht mehr mit Dir, es schickt sich nicht, Du bist ja nur ein Mädchen.“

Sprach's, drehte mir den Rücken und kletterte über die Mauer zurück. Ich stand wie vom Blitz getroffen und fand kein Wort der Erwiderung. Mehrere Tage blieb er aus; ich ging in dieser Zeit wie geistesabwesend herum und verschluckte meine Thränen, damit die Großen nichts merken sollten. Mein Bruder sah mich oft schadenfroh von der Seite an, denn er wußte ganz genau, was vorging, und er äußerte zuweilen sentenziös: „Die Mädeln gehören zu den Mädeln und die Buben zu den Buben.“

Aber schon nach ein paar Tagen kehrte Werner von selbst zu mir zurück, denn er konnte meine Gesellschaft nicht auf die Länge entbehren. Zu seinen Kameraden sagte er: „Daß Ihr's nur wißt: ich spiele wieder mit der Ada —“ worauf ihm diese einmüthig antworteten: „Spiele, mit wem Du willst, das kann uns einerlei sein.“

Fortan ließen sie ihn in Ruhe, und unsere Freundschaft erlitt keine weitere Trübung mehr. Werner bedurfte meines unbegrenzten Glaubens und meines nimmersatten Zuhörens. Mir konnte er auch anvertrauen, was er einem Knaben nicht anvertraut hätte: das Geheimniß seines Lebens. Er haßte seinen Vater von der früheſten Kindheit an. Schon in seinen allererſten Vorstellungen stand sein Vater als der Zuchtmeister da, der für jede Uebertretung den Stecken bereit hat. Nie erinnerte er sich eines guten Wortes oder einer Liebkosung von ihm, ja er würde eine solche verabscheut haben, mehr als die Hiebe, die er erhielt. Seinem Vater einen starren Trotz zu bieten, in nichts ihm nachzuleben, bei Drohungen zu lachen und bei Mißhandlungen mit keiner Wimper zu zucken, das war für jetzt sein höchster Ehrgeiz. Aber später — da sollten sie schon sehen. Da sollte es ihnen leid thun, daß sie keine Liebe in ihm erweckt hatten, auch der Mutter und der Anna. Denn er war ja viel mehr als sie Alle, und es war ja sicher und ausgemacht, daß er ein sehr mächtiger und reicher Mann werden würde; die Seinigen aber sollten keinen Theil an seinem Glücke haben, denn er wollte weit, weit fort, so weit, daß sie ihn gar nicht mehr zu Gesicht bekämen.

Dann pflegte ich sehr beklommen zu fragen: „Ich auch nicht, Werner?“

Worauf er gewöhnlich antwortete: „Dummes Mädel, Du gehst ja mit —“ als ob sich das von selbst verstünde.

Mit dieser Aussicht half ich ihm gern an seinen Luftschlössern bauen. Es sollte Alles ganz herrlich werden in der Zukunft. Ein Haus wollten wir haben, das auf einer ganz kleinen Insel mitten im Meere lag, und woran bei Tag und Nacht die Wellen brandeten. Und in buntbeflaggten Schiffen wollten wir fahren, auf Kameelen wollten wir in die Wüste reiten. Wenn er nur erst einmal zehn Jahre alt war — und dann zwölf — und schließlich fünfzehn —

„Fünfzehn!“ rief ich schwindelnd vor der Höhe dieser Zahlen — „aber dann sind wir ja uralt!“ — Denn schon das zehnte, das für mich noch in weiter Ferne lag, erschien uns als der Wendepunkt, hinter dem die Welt der Großen sich aufthut. Wäre es nur erst so weit! Wir zählten die Monate

und die Tage, die uns noch von diesem erlösenden Zeitpunkt trennten. Denn daß sofort Alles anders werden mußte, wenn Werner das zehnte Jahr erreicht hatte, das stand über jedem Zweifel: er wußte es von dem Prinzeßchen.

Noch immer wollte er mir nicht sagen, wer das Prinzeßchen eigentlich war, aber so viel hatte ich begriffen, daß es nicht in Fleisch und Bein wie andere kleine Mädchen umherging. Gar zu gerne hätte ich es einmal gesehen, aber er that sehr geheimnißvoll damit, und nur, wenn ich dringend wissen wollte, wie es aussehe, antwortete er:

„So wie Du, wenn Du Dein weißes Kleid anhast.“

Ich glaube, daß Werner's Phantasie ihn zu großen Uebertreibungen verleitete, wenn er von seines Vaters Härte und von den Verfolgungen, denen er ausgesetzt war, erzählte. Die traurige Wahrheit, die ich natürlich erst viel später durchschaute, war die, daß die beiden Naturen geschaffen waren, einander zu verkennen und abzustoßen. Werner hatte unglückseliger Weise gar keinen Sinn für Thatsachen, er schob dieselben hin und her und sprang mit ihnen um, wie es ihm eben paßte, und was er Andren sagte, das glaubte er selber felsenfest. Diese Eigenheit und die ganze Neigung zu fabuliren hielt der Alte für diabolische Einwirkung und trachtete, sie mit Stumpf und Stiel in ihm auszurotten. Er war ein beschränkter Pedant von enger Redlichkeit und eiserner Strenge; nach Werner's Schilderungen aber erschien er als der scheußlichste Tyrann und Wütherich. In Wahrheit hing er jedoch viel mehr an Werner, als an der Tochter, und ganz im Grund seiner Seele war er sogar äußerst stolz auf diesen begabten Sohn, von dem alle mit Bewunderung sprachen. Nur hielt er es für seine väterliche Pflicht, ihm dies niemals zu zeigen und dem Knaben mit systematischer Strenge zu begegnen, was zu beiderseitiger unheilbarer Verbitterung führte. Die Mutter, eine brave, spießbürgerliche Frau, war viel zu unbedeutend, um zwischen Sohn und Vater zu vermitteln. Sie hetzte sogar, durch Anna aufgestachelt, obgleich auch sie sich mächtig viel auf ihren Werner einbildete. Darum schloß sie auch der Knabe, wiewohl mit gemäßigterem Groll, in die Abneigung gegen seinen Vater ein. Ich war von einem womöglich noch größeren Abscheu gegen die Seinigen erfüllt und half ihm die abenteuerlichsten Fluchtpläne spinnen. Es wurde verabredet, daß wir beide unser kleines Taschengeld in die Sparbüchse legen sollten bis zu dem großen Augenblick, wo wir den Flug in die Welt antreten würden. Und was mich betrifft, so habe ich auch das Abkommen treulich gehalten, denn all' die größeren und kleineren Silbermünzen, die ich im Laufe des Jahres von Eltern und Tanten geschenkt bekam, wanderten in das aufgesperrte Maul eines glänzend schwarzen porzellanenen Mohrenkopfes, dem sie nur wieder zu entreißen waren, wenn man ihn selbst zerschmetterte. Wie viel er enthielt, das wußte ich selber nicht, aber häufig labte ich mein Ohr an dem Geklapper der Silberstücke, was mir manchen „Alten Geizhals“ von meinem Bruder eintrug. Wer dagegen gar nicht sparen konnte, das war Werner. Was er besaß, verbrauchte er sogleich oder ließ es sich von seiner Schwester abbetteln, denn er war zu stolz, um jemals eine Gabe, um die man ihn anging, zu verweigern. Die Anna besaß ein Kästchen mit Schlüssel —

damals unter Kindern ein unerhörter Besitz —, und darein verschloß sie Alles, was sie ergattern konnte. Sie ließ uns Andere niemals einen Blick hinein werfen, aber ich wußte durch Werner, daß es ganz voll war von schönen Sachen, die unsere große Sehnsucht erregten, wie Farben und Farbenschalen, bunten Bleistiften und anderen Herrlichkeiten, und ganz hinten in einer Ecke stand eine Puppentasse, in der sie ihr Gespartes aufbewahrte. Wie wichtig uns dieser Kasten erschien, und wie wir uns dennoch mit unsren wenigen Habseligkeiten, die aller Welt gehörten, so hoch über die reiche Knauserin erhaben dünkten, das ist eine Empfindung, die ich noch heute nachfühlen kann.

Wenn ich die Daten nachrechne, so sehe ich, daß unsere Freundschaft etwa zwei und ein halbes Jahr gedauert hat, in meiner Erinnerung aber ist es ein ganzes Menschenleben. Tage waren wie Jahre und Jahre wiederum wie ein einziger Tag. Der Frühling wurde zum Sommer, der Sommer zu Herbst und Winter, und wir lebten in immer gleicher Fülle des Daseins, wozu auch unsere kleinen — für uns so großen — Nöthe und Schmerzen gehörten. Ja, die Kindheit, sie ist eigentlich unser wahres Dasein; was später kommt, ist nur eine vergrößerte und vergröberte Wiederholung.

Das „Prinzeßchen" lebte noch immer als mythische Person in meiner Vorstellung, denn Werner that sehr geheimnißvoll damit, nur bisweilen sagte er:

„Warte, in der Vacanz, wenn ich einmal recht viel Zeit übrig habe, führe ich Dich zu ihr."

Und er erzählte mir, daß sie mitten im Walde in einem Rosengärtchen wohne, das noch von Keinem als von ihm entdeckt worden sei. Ein Schulfreund, dem er einmal davon gesprochen, habe es einen ganzen Nachmittag vergeblich gesucht und ihn dann als einen Lügner verschrien. Das Gärtchen sei nämlich nicht für Jedermann sichtbar, und er selber habe es darnach lange Zeit nicht wieder finden können. Jetzt laufe er jeden Sonntag Morgen dort hin, wenn er sich nämlich um die Kirche drücken könne, und zur Beglaubigung brachte er sogar einmal ein Geschenk vom „Prinzeßchen" mit: einen flaumigen, ganz mit grünem Haar umsponnenen Ball, der an einem Rosenzweig gewachsen war und einen wunderbaren, wildfrischen Geruch ausströmte. Er sagte, es sei ein „Schlafapfel", und wer ihn des Nachts unter sein Kopfkissen lege, der bekomme davon die herrlichsten Träume. Natürlich legte ich ihn gläubig jeden Abend unter mein Kissen; ob ich eine Wirkung davon verspürte, erinnere ich mich jedoch nicht mehr.

So sehr ich auch darnach brannte, den Garten des „Prinzeßchens" zu sehen, dauerte es doch einen ganzen Sommer, bevor mir eine erneute Unpäßlichkeit meiner Mutter, die mit einer Verschickung Christinen's zusammenfiel, die Gelegenheit gab, mich für einen Nachmittag zu entfernen.

Es war ein göttlicher Herbsttag, als wir zwei kleinen Leute Hand in Hand die sogenannte „lange Steige", einen steilen Waldpfad hinter der Stadt, hinauf klommen. Der Wald lag noch in voller Sommerschönheit, nur da und dort mit einem Anflug von Vergoldung. Wir liefen quer durch Laub- und Nadelholz und gelangten auf eine tief versteckte Waldblöße, die geheimnißvoll

von einem wuchernden Rosengebüsch umhegt war. Mein Gefährte zeigte mir ein ganz in der Hecke verborgenes, fest verschlossenes Pförtchen mit verrosteten Angeln. Wir arbeiteten mit unseren Leibern eine Oeffnung durch die dünnste Stelle der Hecke, die Werner schon des Oefteren durchgelassen hatte, und drangen in den Zaubergarten ein. Er war völlig verödet und verwildert, aber dabei das Traumhafteste, was ich je gesehen habe. Nur Rosen wuchsen darin, Rosen in allen Schattirungen und in einer für die Jahreszeit ganz überraschenden Fülle. Wem gehörte der Garten? Ich habe es nie erfahren. Vielleicht einem stillen Sonderling, der sich diese märchenhafte Einöde geschaffen hatte und dann weggestorben war, indem er sie gleichgültigen Erben überließ, die nichts damit anzufangen wußten. Denn niemals begegnete man dort einer lebenden Seele. Nach Werner gehörte der Garten dem „Prinzeßchen". Wir gingen darin auf und ab, bogen die Rosen an ihren hohen Zweigen zu uns herunter, berochen sie, freuten uns an den rothgoldenen Käfern, die in den Kelchen saßen. Das Prinzeßchen ließ sich zwar nicht blicken, aber das bemerkte ich eigentlich nicht. Und als mir Werner nachher erzählte, daß das Prinzeßchen dagewesen sei mit einem goldenen Krönchen auf dem Kopf und uns die unglaublichsten Sachen gezeigt habe, ließ ich mir's auch gefallen.

Es war Alles so seltsam und weltverlassen. Zwischen den grünen Rasenflecken erkannte man noch die Spuren ehemaliger Kieswege, auf denen die Wurzeln der Rosenbäumchen junge Schößlinge trieben. Am hinteren Ende des Gartens lag eine Cisterne, die zu halber Höhe mit grünlich faulem Wasser angefüllt war. Ein Laubfrosch quakte darin. Leuchtende Schmetterlinge jagten sich über den Beeten, und große Amseln mit gelben Schnäbeln kamen zutraulich nahe heran gehüpft. Ganze Ströme von Wohlgeruch wogten durch den Garten, und der köstlich frische Duft der „Schlafäpfel" mischte sich darein, die massenhaft an der Hecke wuchsen. Ich suchte sie zu brechen, aber sie zerkratzten mir mit ihren Dornen die Hände; dagegen schnitt Werner mit seinem Taschenmesser so viele davon ab, als nur in unseren Taschen Platz finden wollten.

Plötzlich hielt er inne und sagte:

„Horch! — Gleich wird es regnen."

Ich staunte, denn das Stück Himmel über uns war völlig blau, die Sonne schien, und die Vögel sangen, aber Werner hatte es gesagt, und Werner mußte es wissen.

„Hat das Prinzeßchen Dir das gesagt?"

„Nein, der Fink sagt es."

„Was sagt er denn?" fragte ich verwundert.

„Hörst Du nicht? Er sagt: Schütt'! Schütt'! Schütt'!"

Ich horchte, und nun vernahm ich es gleichfalls deutlich: „Schütt'! Schütt'! Schütt'!"

„Wir müssen gehen, damit Du nicht naß wirst," sagte er und lief voran, der Oeffnung zu, die wir in die Hecke gerissen hatten. Aber noch ehe wir uns ganz durchdrängen konnten, rauschte es in den Bäumen, wie vom Fittich eines Riesenvogels, und ein gewaltiger Regen ging nieder. Die Sonne verbarg

sich, die Vögel waren alle verschwunden, nur der Fink rief noch ein paarmal sein Schütt'! Schütt'! immer lauter und durchdringender, als ob er Jemanden zu warnen hätte; dann verstummte auch er, und man hörte nichts mehr als das Prasseln des Regens auf den dichten Baumkronen und das dumpfere Niederrauschen auf dem gelichteten Grund.

Werner hatte mich bei der Hand gefaßt, wir duckten uns beide unter einen hohen Erlenbusch am Rand des Waldes voll Schrecken über die so jählings eingebrochene Dunkelheit; denn wenn Werner einmal von der Phantasie gepackt war, so fürchtete er sich fast noch mehr als ich. Doch der Regen hörte ebenso plötzlich auf, wie er gekommen war, die Sonne drang noch einmal hervor, und wir jagten in großen Sprüngen durch den Wald, die „lange Steige" hinab nach Hause, wo wir mit trockenen Kleidern aber ganz durchweichten Schuhen ankamen. Ich gab vor, unter einem Birnbaum auf der Obstwiese den ganzen Regen verschlafen zu haben, denn durch den Umgang mit Werner war meine gepriesene Wahrheitsliebe neuerdings bedenklich ins Wanken gerathen.

Seit jenem Tag hatte ich nichts Anderes mehr im Kopf als das Prinzeßchen und seinen Garten. Dieser wurde in der Erinnerung immer schöner und die Dinge, die dort geschehen waren, immer märchenhafter; denn so oft wir davon sprachen, dichtete Werner neue Züge hinzu, die alle willig von mir als erlebte anerkannt wurden. Ich gerieth auf den Gedanken, meine große Staatspuppe als „Prinzeßchen" zu kleiden. Sie erhielt ein weißes, durchsichtiges Kleid mit goldenen Sternen, das ich aus einem alten Ballkleid meiner Mutter herausschnitt; Werner verfertigte ihr ein Krönchen aus Goldpapier, das schön zu ihren flächsernen Haaren stand, und damit nicht zufrieden, behängte ich sie noch mit allen Kostbarkeiten, die ich finden konnte, eigenen und fremden, und ich schonte auch den Schmuckkasten meiner Mutter nicht, die mich in ihrer unbegrenzten Güte nehmen ließ, was ich wollte, ohne nur zu fragen, wo ich es hinbrachte. Werner fühlte sich zwar zu sehr in der Würde seines Geschlechts, um selber mit der Puppe zu spielen, aber er machte mich als Sachverständiger darauf aufmerksam, wo es ihr noch fehlte, um ganz „Prinzeßchen" zu sein. Dann setzten wir sie also herrlich angethan im hintersten Winkel unserer Holzkammer, wo ich sicher war, daß Erich sie nicht entdecken würde, aufrecht auf einen mit Seidenfetzen behängten Schemel und besuchten sie täglich. Das gab eine herrliche Unterhaltung für die jetzt beginnenden nassen Herbsttage. Wir brachten ihr Geschenke wie einem wunderthätigen Madonnenbild und trugen zu diesem Zweck wie die Raben alles Glänzende, dessen wir habhaft werden konnten, zusammen. Was auf ihr selbst keinen Platz hatte, das wurde um sie her aufgehäuft. Auch führten wir Tänze vor ihr auf, von denen angenommen war, daß sie ihr besonders wohlgefällig seien. Dafür gab sie Antwort, wenn wir sie befragten; denn das „Prinzeßchen" wußte alle Dinge, die vergangenen und die künftigen. Wenn ich sie anredete, sprach sie mit Werner's Stimme, und ihm antwortete sie mit der meinigen. Aber sie war ganz unberechenbar. Denn mitten in der ausgelassensten Lustigkeit gab sie seltsame Schicksalssprüche von sich, aus

denen die verdüsterte Seele des Knaben wie im Traume sprach. Armer Werner, sie hatten ihn schon zu viel gequält mit ihrer Pädagogik und ihren unglücklichen Besserungsversuchen und hatten ihm den unbefangenen Kindersinn getrübt. So einmal, als ich wissen wollte, wie das Schloß aussehen würde, das Werner mir zu bauen versprochen habe, wenn er groß wäre, antwortete die Puppe zu meinem Befremden:

„Er kann Dir das Schloß nicht bauen, Du dummes Kind, weil er gar nicht groß wird."

Und auf meine Frage, warum er denn nicht groß werde, kam es mit der ruhigsten Ueberzeugung:

„Weil der Werner sterben muß."

Einen Augenblick war ich betreten und er selber auch, denn er sagte solche Dinge ohne Absicht in völliger Geistesabwesenheit; aber gleich darauf tollten wir wieder wie zwei Besessene durch die Holzkammer.

Unter anderen Gaben hatte Werner der Puppe auch eine große goldene Münze, die oben durchlöchert war, mitgebracht. Ich zog einen Goldfaden hindurch und hing sie der Puppe um den Hals; wir nannten diesen Schmuck ihren „Vollmond".

Natürlich fiel mir nicht ein, zu fragen, woher die Münze gekommen sei. Werner hatte sie aus dem Kästchen seiner Schwester, das unglücklicher Weise einmal offen geblieben war, herausgenommen. Da er selber Alles hergab, hatte er keinen klaren Begriff vom Mein und Dein. Ohnehin war das Kästchen ganz voll von kleinen Sachen, die ihm geschenkt worden waren und die er auf Befehl seiner Eltern oder aus eigener Freigebigkeit seiner Schwester überlassen hatte. Daß die Münze — das Geschenk einer Pathin — ein Werthgegenstand war, überlegte er nicht und ich noch weniger. Aber die Anna entdeckte den Verlust und erhob ein großes Geschrei. Sie erinnerte sich auch, den Kasten offen gelassen zu haben, während Werner im Zimmer war. Dieser wurde ins Verhör genommen, aber er leugnete hartnäckig. Nun fiel der Verdacht auf das Dienstmädchen, deren Habseligkeiten ohne Erfolg durchsucht wurden. Auch bei den Kindern der Hausgenossen wurde nachgeforscht, und Werner ließ das Alles in unbegreiflicher Verstocktheit geschehen. Wenn er bekannt hätte, so wäre er gezwungen worden, mir die Münze wieder abzufordern, und dazu konnte sich sein Stolz nicht bequemen.

Nun geschah es eines Tages, als wir uns mit der Puppe unterhielten, daß die Anna unerwartet hereinkam. Sie hatte uns gesucht und, angelockt durch den Klang unserer Stimmen, unsern Versteck ausfindig gemacht. Das blasse Mädchen warf einen langen Blick auf die Puppe, wurde noch blässer und ging schnell hinaus.

Gegen Abend rief man mich zu meiner Mutter. Ich fand dort die Rectorin, die verweinte Augen hatte. Meine Mutter sagte ganz ruhig:

„Kind, Du hast unter Deinen Sachen ein Spielzeug, das nicht Dein ist, und das Du wieder hergeben mußt. Es ist die goldene Münze der Anna. Werner hat sie Dir gegeben, aber er hatte kein Recht dazu, weil sie ihm nicht gehörte."

Mir wurde bänglich zu Muth, obgleich ich die Lage keineswegs übersah, und ich sagte weinerlich:

„Ich habe keine Münze."

„Freilich hast Du sie," sagte meine Mutter bestimmter, „die Anna hat sie am Hals Deiner Puppe gesehen, und Du wirst jetzt sogleich gehen und sie herbringen."

Da sie mir aber nicht ganz trauen mochte, fügte sie hinzu:

„Nein warte, wir gehen selber mit." Und ich mußte wohl oder übel die beiden Frauen in unsere geliebte Holzkammer führen, wo der aufgeputzte Fetisch thronte.

Die Rectorin bezeichnete alsbald die Münze als die vermißte. Ich aber stürzte mich darauf zu, drückte die Puppe und das Schmuckstück an meine Brust und betheuerte hartnäckig, es sei keine Münze, es sei der Vollmond.

Meine Mutter war wie immer die Güte und Ruhe selbst. Sie redete mir zu, den „Vollmond" gutwillig herzugeben, ich solle dafür eine andere Goldmünze zur Entschädigung erhalten, und das corpus delicti wanderte in die Tasche der Rectorin, während ich in großer Angst, an den Rock meiner Mutter geklammert, immer wiederholte: „Es ist gewiß keine Münze, es ist der Vollmond."

Ich kann noch hören, wie die Rectorin sich von meiner Mutter verabschiedete: „Ach, liebe Frau Justizräthin, Sie dürfen mir glauben, der Junge ist ein Nagel in meinen Sarg —" und den gelassenen Ton, mit dem meine Mutter antwortete:

„Nehmen Sie es doch nicht so schwer, Frau Rectorin, das sind ja nur Kindereien."

Ich schlief schon lange, aller Bekümmerniß enthoben, als sich im Nachbarhause etwas Entsetzliches ereignete.

Der Rector war über Land gewesen und kam erst ganz spät nach Hause. Aber die Anna, die es nicht erwarten konnte, ihm das Vergehen ihres Bruders mitzutheilen, war aufgeblieben, und bevor er den Fuß über die Schwelle gesetzt hatte, war er von der Sache unterrichtet. Er hatte mit anderen Schulmeistern zusammen gesessen und sich vermuthlich in seinen pädagogischen Principien bestärkt, denn er holte augenblicklich seinen Stecken und ließ sich von der zitternden Anna in Werner's Zimmer leuchten. Dieser war schon fest eingeschlafen, aber ohne Achtung vor der Heiligkeit des Schlafes riß eine rauhe Hand ihm die Decke weg, und mitten in seine Träume hinein fielen die brennenden Gertenhiebe des unsinnigen Vaters. Die Scene war so schaurig, daß selbst die rachsüchtige Anna vor Schrecken das Licht fallen ließ. Das Gebrüll des vor Ueberraschung, Schmerz und Schlaftrunkenheit ganz rasend gewordenen Knaben lockte die Vorübergehenden an das niedrige Parterrefenster. Wohlwollende Bürger riefen dem in sein Profoßenhandwerk verbissenen Rector zu, doch sein eigen Fleisch und Blut zu schonen; aber dieser verbat sich jede Einmischung, indem er sagte, daß er selber wisse, was er zu thun habe, und daß er Gott für die Seelen seiner Kinder verantwortlich sei.

Werner sollte ein Sündenbekenntniß ablegen und die bestohlene Anna um Verzeihung bitten, aber man brachte nicht ein Wort aus ihm heraus. Als der Alte des Zuhauens müde war, riß man den unglücklichen Knaben aus dem Bett, steckte ihn in die Kleider und sperrte ihn für den Rest der Nacht im Keller ein. Dort schrie er aber so, daß der Nachtwächter — denn damals gab es noch das löbliche Institut der Nachtwächter — sich einmischte und den Eltern, wiewohl vergeblich, zusprach, den Knaben wieder herauszuholen. Werner brüllte immer weiter, nur um in der Finsterniß und Einsamkeit seine eigene Stimme zu hören, bis er einschlief.

Am andern Morgen sprach man in der ganzen Straße von dem Vorfall. Man zeigte sich heimlich das Kellerloch, hinter dem das Kind die Nacht in Todesängsten verbracht hatte, aber Niemand wagte den Eltern Vorstellungen zu machen, weil der Rector eine zu angesehene Persönlichkeit war.

Für Werner war die Tortur noch nicht zu Ende. Abwechselnd begaben sich Vater und Mutter zu ihm in sein Verließ, um ihn bald gütlich, bald durch Zwang zu dem verlangten Schritte zu bringen, aber es war Alles umsonst. Auch die Drohung, ihn noch einmal eine Nacht im Keller zu lassen — das Schrecklichste, was es für seine aufgeregte Phantasie geben konnte — vermochte nichts über ihn. Man mußte ihn endlich aus dem Gefängniß entlassen, schon der Nachbarschaft halber, und sein Wille war Sieger geblieben, aber um welchen Preis! Jeder Nerv an ihm zuckte, als er mir die Geschichte seiner Marter erzählte.

„Der Henker! Der Mörder!“ schrie er und ballte die Fäuste gegen das Fenster hinauf, hinter dem er seinen Vater wußte. Dann verlor er sich in Zukunftsgedanken. Jetzt wollte er nicht mehr fort aus dem Lande. Er wollte reich werden und ein großes Schloß bauen, gerade seinem väterlichen Hause gegenüber, daß die Seinigen ihm ins Fenster sähen, aber sie sollten seine Schwelle nie betreten dürfen. In einem vergoldeten Wagen wollte er fahren und ausspucken, wenn Eltern oder Schwester zu Fuß vorübergingen.

Meine Mutter kam zu uns in den Hof herunter und strich ihm liebevoll über das Haar. Sie redete ihm zu, sich dem Willen seines Vaters zu unterwerfen und die Anna um Verzeihung zu bitten, damit wieder Alles ins Geleise komme; aber bei Werner war nichts mehr auszurichten, sobald er einmal Gewalt gespürt hatte. Seine Familie ließ ihn jetzt einfach laufen. Der Vater sprach kein Wort mehr mit ihm, und nur gelegentlich, wenn er ihn ansah, murmelte er: „Hallunke! Verlorener Mensch!“ und dergleichen. Die Anna drückte sich scheu an ihm vorüber, und seine Mutter wußte aus Furcht vor dem Alten nicht, wie sie sich zu dem Sohne stellen sollte.

An jenem häßlichen Tag war unser Paradies in Stücke gegangen. Werner war auf einmal ein Anderer. Auch sein Gesicht hatte sich verändert, es schien länger und hagerer, die Mundwinkel waren vom furchtbaren Weinen nach unten gezogen, und das blaue Aederchen auf der Stirn trat stärker hervor. Zwar kamen wieder Stunden, wo wir spielten und lachten, aber sein Blick behielt etwas Starres und Trauriges.

Ich weiß nicht, wie lange Zeit nach jenem Vorfall verflossen war, als Werner von unseren Spielstunden weg blieb. Es fiel mir am ersten Tag nicht auf und auch am zweiten kaum, denn wir hatten einen Kinderbesuch im Hause, durch den ich vollauf beschäftigt war. Dann erzählte mein Bruder, Werner sei schon seit zwei Tagen nicht in die Schule gekommen, weil er krank sei, und es fehlten noch mehrere seiner Kameraden aus demselben Grund. Am nächsten Tage blieb auch er von der Schule weg, aber ohne krank zu sein: es grassirte ein schweres Scharlachfieber in der Stadt, und die Schule war wegen der Ansteckungsgefahr geschlossen.

Unser Besuch war wieder gegangen, und die Tage wurden mir sehr lang ohne meinen Freund. Ich hatte mit angehört, wie meine Mutter Christinen einschärfte, jeden Morgen hinüber zu gehen und zu sagen:

„Einen Gruß von der Frau Justizräthin, und die Frau Justizräthin läßt fragen, wie es Werner geht."

Ich lief ihr jedesmal entgegen, um die Nachricht zuerst zu empfangen, daß es dem Werner besser gehe, aber es drückte mich, ihn selbst nicht sehen zu dürfen. Als ein Tag um den andern hinging, ohne daß der Werner aufstand und zum Spielen kam, ließ es mir keine Ruhe mehr. Ich war ein schüchternes Kind, und gewöhnlich hatten die Eltern Mühe, mich zu überreden, wenn ich in ein fremdes Haus gehen sollte. Gar bei Rectors hatte ich seit jenem Vorfall mit der Münze die Schwelle nicht mehr betreten. Aber die Sehnsucht nach meinem Spielkameraden wurde zu heftig. Ich pflückte eine Hand voll Astern in unserem Garten, nahm den Strauß und mein Herz in beide Hände und lief, als ich mich einen Augenblick unbewacht sah, ohne mir zum Zögern Zeit zu gönnen, in das Nachbarhaus.

Die Hausthür war offen, ich strich durch ein paar leere Zimmer und stieß endlich auf die Rectorin, die mich verwundert ansah und schnell auf den Gang hinaus führte.

Ich übergab ihr die Blumen und brachte athemlos das Sprüchlein vor, das ich mir gemerkt hatte:

„Einen Gruß von der Frau Justizräthin, und die Frau Justizräthin läßt fragen, wie es Werner geht."

Die Frau war so bekümmert, daß ihr nichts dabei auffiel.

„Ach Gott," sagte sie, „dem Werner geht es heute gar nicht gut. Der Doctor ist schon zweimal dagewesen und will in einer Stunde wieder kommen" — dann fügte sie hinzu, die Blumen würden dem Kranken gewiß Freude machen, aber ich sollte lieber nicht ins Haus kommen, denn die Krankheit sei ansteckend.

Ganz nachdenklich wollte ich mich davon schleichen, da rief sie mich noch einmal zurück.

„Bist denn Du das Prinzeßchen, von dem er immer spricht?"

„Nein, ich bin es nicht," antwortete ich.

„Ja, weißt Du etwas davon? Wer ist sie denn?"

„Das Prinzeßchen ist eben das Prinzeßchen," erwiderte ich mit den Worten, die Werner so oft mir gegenüber gebraucht hatte.

„Ach, geh', Ihr seid wunderliche Kinder." sagte die Frau und ging wieder zu ihrem Patienten.

Am Abend stellte mir die Mutter die gleiche Frage. Man wußte durch Erich, dem es ein Kamerad erzählt hatte, daß Werner in seinen Phantasien immer zu einem Prinzeßchen zu reden glaubte, und daß er sich dann mit veränderter Stimme selber Antwort gab.

„Wer ist denn dieses Prinzeßchen?" fragte mich die Mutter, worauf Erich altklug einwarf:

„Das Prinzeßchen, das ist eben das Fieber."

Ich wußte weiter nichts, als daß das Prinzeßchen ganz allein in einem Rosengarten wohnte, daß es ein Krönlein auf dem Kopfe trug, und daß es von sich selber sagte, es sei das Prinzeßchen vom Kinderland.

„Das Tödchen!" schrie unsere Christine entsetzt. — „Gott steh' uns bei — es geht wieder um, es sucht sich Spielkameraden."

„Unsinn!" sagte meine Mutter entrüstet und hieß sie schweigen.

Aber Christine ließ sich nicht „den Mund verbieten", wie sie es nannte; sie war einheimisch in der Gegend und kannte sich aus. Es war „das Tödchen", dabei blieb sie. Es hatte sich auch gezeigt damals vor zwölf Jahren, bevor die Masern ausbrachen, wie die Rike bei Rectors drüben sich noch wohl erinnern mußte. Damals hatten viele Kinder es gesehen, wie es am Ilgenbrunnen Wasser trank, und Alle, die es gesehen hatten, mußten sterben. Denn jedesmal, wenn das „Tödchen" kam, suchte es sich die schönsten Kinder aus und nahm sie mit sich fort als seine Spielkameraden.

Mein Gang war unentdeckt geblieben, und ich fand sogar den Muth, ihn zu wiederholen, aber meinen Freund bekam ich nicht zu Gesicht. Diesmal fand ich die Anna, die in einem Winkel kauerte und mich mit ganz irren Augen ansah. Ich war überrascht, daß sie den Kopf an die Wand stieß und auf den Knien rutschte und ächzte und schrie:

„O Gott, nimm mich zu Dir und laß den Werner am Leben! O Gott! O Gott!"

Und so immer fort trotz meiner Gegenwart.

„Schrei doch nicht so, er kann Dich ja hören," sagte ich entrüstet über dieses Gebahren.

„O, wenn Du wüßtest!" sagte sie und konnte vor Angst die Worte fast nicht heraus bringen. — „Ich bin ja schuld — ich hab' so oft den lieben Gott gebeten, daß er den Werner sterben lassen soll, damit die Eltern wieder mich allein lieb haben wie früher, ehe er auf der Welt war. — Und verklagt hab' ich ihn beim Vater — ach, und jetzt macht der liebe Gott es wahr —"

Und dazwischen durch vernahm man aus dem Nebenzimmer die Stimme des Kranken, der in lauten, ganz fremdartig klingenden Tönen mit sich selber sprach. Dort wäre ich so gerne hinein gegangen, aber ich fürchtete mich.

Da ging plötzlich die Thüre auf, und heraus kam die Rectorin mit ungekämmtem Haar und begann gleich gegen eine Bekannte, die von der anderen Seite eingetreten war, zu jammern:

„Ach, mein Werner stirbt. Mein Werner stirbt. — Ach, und ich hab' ja keinen Platz bei der engen Wohnung, ich weiß ja nicht einmal, wo ich ihn hin legen soll, wenn er todt ist."

Dabei hatte sie mechanisch einen Wischlumpen erfaßt, mit dem sie in den Ecken herum fuhr.

Und dennoch liebte sie ihren Sohn, davon konnte ich mich später überzeugen; aber so waren damals die Hausfrauen in unserem Lande — und sind es vielleicht zum Theil noch heute.

Der starke, junge Körper wehrte sich noch mehrere Tage. Sein Vater suchte sich mit ihm zu versöhnen und trat, so oft er nach Hause kehrte, gramgebeugt an sein Bett. Aber Werner sah ihn gar nicht, er war immer in seinem Zwiegespräch. Nur kurz vor seinem Ende erkannte er ihn. Da schoß ein Blitz des Hasses aus seinen Augen. — „O Du — Du," lallte der Knabe und erhob noch eine Faust gegen seinen Peiniger. — Dann wurden seine Augen wieder starr, und er redete mit zwei verschiedenen Stimmen weiter bis zuletzt. Nach einer Stunde verschied er. — Es war gerade der Vorabend seines zehnten Geburtstages.

Die Rike war es, die uns sein Ende oftmals und ausführlich erzählte. Sie behauptete auch, er habe wiederholt in seinen Delirien den Tag und die Stunde seines Todes voraus genannt, aber das lasse ich dahin gestellt.

Wie genau erinnere ich mich noch an Alles, was mit Werner's Sterben zusammenhing. Man wollte mir zuerst seinen Tod verheimlichen, aber ich wußte augenblicklich Alles.

Schmerz empfand ich keinen, ich sah sogar mit Neugier zu, wie man den schwarzen Sarg herunter trug, und wie immer mehr Kränze darauf gelegt wurden, bis das Tuch mit dem weißen Kreuze völlig verschwunden war. Ich sah auch die Schuljungen vorüber ziehen, die am Grabe singen sollten, eine endlose Reihe, und darunter meinen Bruder, den ich in seinem schwarzen Anzug fast nicht erkannte. Unter der Hausthür stand die Rike in schwarzer Schürze mit unserer Christine zusammen, und beide tauschten bedeutungsvolle Reden und Winke.

„Es ist wieder da gewesen," sagten sie, „auch drüben bei Amtsrichters liegt eine Leiche."

So weit war das Alles noch ganz neu und anziehend. Aber der Rest des Tages wurde mir entsetzlich lang. Man konnte nicht einmal mehr hinüber huschen und fragen, wie es Werner gehe. Das Begräbniß hatte in den Morgenstunden stattgefunden. Am Nachmittag hielt ich es nicht mehr aus und lief ganz allein auf den Friedhof. Dort, wußte ich, hatten sie ihn hingetragen.

Das war eine Expedition, und ohne die Hülfe meines Freundes! Ich stolperte zwischen Gräbern herum und suchte das seinige. Ich weiß nicht, wie es zuging, daß ich die Stelle dennoch fand, denn ich wagte nicht, zum Todtengräber zu gehen und zu fragen. Es war ein frischer, mit Blumen zugeschütteter Erdhügel, ganz nahe der Mauer. Ich sah ihn lange an und — dachte gar nichts. Endlich fiel mir ein, daß ich ihm doch auch etwas geben müsse. Ich

zog den letzten unserer „Schlafäpfel“ aus der Tasche und steckte ihn am Kopfende in die Erde. Denn ich hatte vom „süßen Schlummer in Grabesschoße“ reden gehört, und so, dachte ich, werde der Werner wenigstens schöne Träume haben.

Aber dann die Entbehrung, ihm das Alles nicht erzählen zu können! Noch viele, viele Abende stieg ich in unseren Garten hinunter und wartete an der Mauer, aber er wollte nicht wieder kommen.

„Unsinn, er ist ja todt,“ sagte ich zu mir selber, „er kann ja nicht wieder kommen —“ aber ich konnte die Worte nur denken, einen Sinn hatten sie nicht für mich. Ich konnte mir niemals vorstellen, daß er für ewig gestorben sei. Nur mitunter wurde ich ungeduldig und rief das „Tödchen“, daß es mich gleichfalls holen sollte, denn ich war eifersüchtig, wenn ich es immer allein mit Werner denken mußte.

— — — Es ist jetzt ein Menschenalter her, aber ich kann sagen, daß ich diese Liebe nie vergessen habe, obgleich ich nach Kinderart leicht genug über den Verlust hinweg kam. Ja, und obwohl ich später noch viele Freundschaften und zuletzt sogar eine glückliche Ehe geschlossen habe, ist es mir doch, wenn ich an jene goldenen Tage zurückdenke, als ob mir nie wieder ein Mensch so viel gewesen sei. Und manchmal muß ich denken, daß, wenn Werner Horst zum Mann erwachsen wäre, mein Leben und das Leben Vieler sich reicher entfaltet hätte. Ob glücklicher, wer weiß es?

Der alte Rector folgte seinem Sohne nach wenig Jahren ins Grab. Die Anna dagegen blühte auf und wurde ein schönes Mädchen. Meine Mutter sagte oft, es sei, als ob sie jetzt erst Licht und Luft zum Gedeihen hätte. Sie hat sich auch später sehr gut verheirathet und ist jetzt eine der angesehensten Frauen der Stadt — berühmt durch ihre Wirthschaftlichkeit und andere häusliche Tugenden.

Vor einigen Wochen hielt ich mich — zum ersten Male seit zwanzig Jahren — wieder ein paar Tage in dem Städtchen auf, das meine Kinderspiele gesehen hatte. Von den beiden Nachbarhäusern steht kein Stein mehr, denn die ganze Straße ist umgebaut. Dagegen besuchte ich die Festwiese, den Schloßgraben, die „lange Steige“ und den Wald, der größten Theils ausgerodet ist. Das Rosengärtchen ist natürlich verschwunden; an der Stelle, wo es gelegen haben muß, erhebt sich jetzt eine Spinnerei, die mit dem Dampf ihrer Schlöte weithin die Atmosphäre verdickt. Die zauberische Stille, die sonst über der ganzen Stadt lagerte, habe ich nur auf dem sogenannten Alten Friedhof wieder gefunden. Er heißt jetzt der „Alte“, weil er längst außer Gebrauch gesetzt ist, und darum sind auch die Gräber aus jener Zeit noch alle erhalten. Mit seinem üppigen Baumwuchs und seinen Monumenten dient er jetzt nur noch zum Spaziergang für beschauliche Seelen und als Luftort für unzählige Amseln. Nie habe ich wieder so viele Amseln beisammen gesehen. Sie pfiffen von den Bäumen und kamen mit ungeschickten Sprüngen bis dicht vor meine Füße gehüpft.

Ich suchte lange, bis ich an der Mauer die kleine Trauerweide erkannte, die jetzt ein mächtiger Baum geworden ist, und darunter ein kleines, ein-

gesunkenes, von rostigem Eisengitter eingefaßtes Kindergrab. Auf dem flachen, verwaschenen Steine war noch mit Mühe der Name „Werner Horst" zu entziffern. Und ich stannte, wissen Sie worüber? — Daß das Grab so klein war. In meiner Vorstellung war Werner Horst ein Mann gewesen.

Allmählich, als ich in Erinnerung versank, schwanden mir die Größenverhältnisse, ich wurde selber wieder klein und sah das Grab, wie es meinen siebenjährigen Augen erschienen war. Und nie habe ich zuvor so deutlich gefühlt, daß das Alter eigentlich gar keinen Unterschied macht. Ob wir sieben oder siebzehn oder gar siebenunddreißig sind, wir bleiben immer dieselben Menschen, mit denselben Wünschen, Anlagen und Bedürfnissen.

Die Sonne schien so freundlich im Untergehen und warf ihr Goldlicht auf die eingesunkenen Gräber; die vergessenen Blumen dufteten, und plötzlich bewegten sich meine Lippen und sagten, ohne daß ich es wußte und wollte:

„Hier liegt ein Dichter."

Ich erschrak über meine eigene Stimme und sah mich um, ob Niemand zugehört habe. Der Friedhof lag völlig einsam, nur die Amseln sangen und hackten mit ihren gelben Schnäbeln im Gras.

Und ich sagte mir, daß ich vielleicht unbewußt die Wahrheit ausgesprochen hatte.

Meine Freundin schwieg eine lange Weile. Dann sprach sie mit einem ganz eigenen Ausdruck wehmüthig heiterer Grazie die wundersamen Verse von Mörike vor sich hin:

„Ihr kommet, Winde, fern herüber,
Ach, von des Knaben,
Der mir so lieb war,
Frischgrünendem Hügel.

Und hier — die volle Rose streut geschüttelt
All' ihre Blätter vor meine Füße."

Aus Conrad Ferdinand Meyer's Leben.

Von

Adolf Frey.

[Nachdruck untersagt.]

I. Die Vorfahren.

Unweit des Dorfes Glattfelden, wo Gottfried Keller herstammt und zur Sommerszeit in jungen Jahren sich öfter unter Vettern und Basen tummelte, liegt das alte Städtchen Eglisau, auf der Nordseite des nahen Rheins. Von hier wanderte der Schneider Hans Meyer nach Zürich aus, wurde 1614 Bürger dieser Stadt und Mitglied der Schneiderzunft und bewohnte das Haus „zum Blumengeschirr" oben an der Schoffelgasse.

Er ist des Dichters Vorfahr, denn von ihm ging das Geschlecht der Meyer aus, die man, um sie von Trägern gleichen Namens zu unterscheiden, nach ihrem Herkommen als die Meyer von Eglisau, nach einem im vorigen Jahrhundert erworbenen Familienhaus als die Meyer von Stadelhofen oder, nach dem Wappenthier, wohl auch als die Hirschen-Meyer bezeichnete.

Hans Peter Meyer, geboren 1622, des Schneiders vierter Sohn, entfernte sich nur ein Weniges vom väterlichen Gewerbe, indem er den Beruf eines „Hinderfürmachers", d. h. eines Haubenschneiders, erwählte.

Ganz anders Johann Jakob Meyer, der Sprößling eben dieses Kappenmachers und der Appollonia, geb. Hauser. Er ward ein Diener am heiligen Wort und stieg bis zum Dekan im Oberthurgauer Capitel, als welcher er 1723, ein Vierundsechzigjähriger, das Zeitliche segnete. Er ist der Erste seiner Sippe, der zur Feder griff und etwas in Druck gab, nämlich eine Hochzeitpredigt, mit ihren reichlichen Randcitaten, mit der Fülle von Fremdwörtern und den willkürlichen, aufgebauschten Gleichnissen ganz dem Geschmack oder vielmehr Ungeschmack der Zeit entsprechend.

Unter den zehn Söhnen des würdigen Dekans brachte es der Handelsmann und Strumpffabrikant Melchior Meyer (1701—1786) so weit, daß er als der reichste Zürcher seiner Zeit galt, der neben dem ansehnlichen Vermögen ein blühendes Geschäft und drei stattliche Häuser hinterließ. Er besaß einen sanften, aber ernsten Charakter, äußerste Ordnungsliebe und ein ruhiges

Wesen, insgesammt Züge, die sich beim Urenkel, dem Vater des Dichters, alle wiederfinden.

Für seinen ältern Sohn kaufte Melchior das sogenannte lange Haus in Stadelhofen, das zum Theil heute noch der Nachkommenschaft gehört. Dieser Sohn war Hans Heinrich Meyer (1732—1814), welcher die ernsthafte, gesetzte Art und den Pflichtsinn des Vaters erbte. Durch körperliche Gebrechen früh gealtert, zog er sich, als um die Wende des Jahrhunderts ein gewaltsamer Umschwung der öffentlichen Dinge eintrat, völlig auf die Familie zurück und ging kaum mehr über die Straße. Seine Frau, Regula Landolt, war eine entfernte Verwandte jenes Salomon Landolt, der durch seine derb originelle, ja geniale Tüchtigkeit bei den Mitlebenden ein außerordentliches Ansehen und durch Gottfried Keller's „Züricher Novellen" die Unsterblichkeit gewann. Weil die Regula einer der vornehmen Familien des damaligen Zürich entsprang, rümpften etliche ihrer hochgestellten Anverwandten die Nase, als sie sich in ihrem neunzehnten Lebensjahre dem gleichaltrigen Manne verband, den ihre Sippe als einen emporgekommenen Krämer betrachtete, aus dessen Geblüt noch keiner des Regiments oder sonst in einem höhern Amt der Republik gewesen sei. Sie brachte in das dunkelgefärbte und behäbig stille Geschlecht ihres Eheherrn die gebogene Landoltische Nase, die hellen Augen und Haare, einen merklichen Schuß der soldatenmäßigen Tapferkeit, sowie das Gefallen am Kriegshandwerk, das den Ihrigen langeher eignete.

Diese Eigenschaften bewies unter ihren neun Kindern besonders Johann Jakob Meyer (1763—1819). Vom fremdsprachlichen Bedürfniß nach Genf, Genua und Florenz und durch eine ausgedehnte Geschäftsreise längere Zeit nach Spanien gezogen, gelangte er zu einer Kenntniß ausländischer Zustände und Verhältnisse, die ihn die heimischen nüchterner und unbefangener beurtheilen ließ, als es die meisten seiner Mitbürger vermochten. Seit dem Jahre 1792, wo er als Major der von den Franzosen bedrohten Stadt Genf, die mit der alten Eidgenossenschaft in einem Bundesverhältniß stand, eine Abtheilung Züricher Milizen zuführte, sah er den Umsturz der bestehenden Dinge und den Eintritt einer fränkischen Invasion mit Bestimmtheit, aber auch mit Sorge voraus, da er von der Ueberschätzung der nationalen Wehrkraft, wie vom Glauben an ein einträchtiges Zusammenstehen aller Angegriffenen gleichweit entfernt war. Seine Voraussicht täuschte ihn nicht. Nach dem Falle Berns, dem Zürich unthätig zugesehen, stand dieses in Folge seines gründlich verlotterten Wehrwesens und des unseligen Zwiespaltes zwischen Volk und Regierung den Franzosen offen. Meyer wurde ihnen 1798 zur Verständigung an die Cantonsgrenze entgegengeschickt, und ebenso unterhandelte er im Auftrag seiner Obern im folgenden Jahre mit den Oesterreichern, denen die Truppen der französischen Republik hatten weichen müssen. Dann übernahm er das Commando eines in englischem Solde stehenden Bataillons von Züricher Freiwilligen, ohne indessen gegen die ihm, dem Anhänger der alten Ordnung, unsympathischen Franzosen etwas ausrichten zu können; vielmehr traf ihn die schwere Aufgabe, nach der für die Russen unglücklichen Schlacht bei Zürich die gefährdete Stadt vor Plünderung und Gewaltthat der siegreichen Franken zu

schützen, worauf sein Bataillon, das als das letzte aus den Mauern abzog, bei der gänzlichen Auflösung der russischen Armee zersprengt wurde. Er selbst mußte die Heimath meiden und ging nach Lindau, dann nach Memmingen und schließlich nach Tübingen, wo ihm seine Gattin im Februar 1800 von sieben Kindern weg starb.

Im October dieses Unglücksjahres öffnete ihm die Vaterstadt die Thore wieder. Er behauptete sie, die am Alten hing und dem Einheitsstaat widerstrebte, 1802 siegreich gegen die helvetischen Truppen und wurde eidgenössischer Oberst und Mitglied des großen Rathes. Nach einem friedlichen Jahrzehnt, das ihm Muße für das gänzlich zerrüttete Geschäft und für die Erziehung der Kinder gönnte, riefen ihn die großen Begebenheiten, die auch an der Schweiz nicht spurlos vorüber gingen, noch einmal unter die Waffen: er führte eine Brigade von drei zürcherischen Reservebataillonen an die Landesgrenze, wobei er einen Aufstand, der einen Theil der eidgenössischen Truppen ergriff, mit Umsicht, Ruhe und Festigkeit dämpfte.

Den bewegten und vielfach stürmischen Tag krönte ein stiller und segensreicher, aber ein kurzer Abend. Mitte 1816 übernahm Meyer die Stelle eines Oberamtmannes in Grüningen und erwarb sich während der schweren Nothjahre 1816—1817 die Anhänglichkeit des Volkes in solchem Maße, daß noch vier Decennien später ein Volkslied nicht verklungen war, das den Landesvater Meyer pries. Im December 1818 erkrankt, sprach er sofort die Ueberzeugung aus, daß für ihn keine Genesung mehr sein werde. So geschah es, und am 17. Januar 1819 erlag er dem Tode, dem er mit voller Ruhe entgegenblickte.

Seine Frau Susette (1770—1800), die er 1788 heimführte, war von großer Schönheit und übrigens seine leibliche Cousine, nämlich eine directe Urenkelin des Decans, so daß die in diesem Verwandtschaftsgrade nach Züricher Gesetz damals untersagte Verbindung erst vor dem Ehegericht vermittelst einer Dispensationsgebühr erwirkt werden mußte. Sie schenkte dem Gatten im Laufe der glücklichen, aber nur zwölfjährigen Ehe neun Nachkommen, von denen drei in zarter Kindheit, zwei in bester Jugendkraft erblichen und vier den Vater überlebten.

Die vier Ueberlebenden waren Söhne. Der älteste, Heinrich Meyer, geboren 1789, der sich juristischen Studien zuwandte, wurde öffentlicher Ankläger, d. h. Staatsanwalt, starb aber schon 1825, also wenige Jahre nach dem Vater.

Dagegen erreichte der zweite, Friedrich Meyer, ein hohes Alter, da er, 1792 geboren, bis 1870 lebte. Mit der Absicht, dereinst technischer Leiter eines bedeutenden industriellen Etablissements der Familie zu werden, und mit entschiedenem Zeichentalent begabt, machte er ernsthafte theoretische und praktische Studien, zuerst in der Vaterstadt, dann in Genf, Paris und Heidelberg und schließlich zwei Jahre lang in England, wo der alte mürrische und derbe Maler Füßli dem jungen, schüchternen Landsmann eine freundliche Aufnahme nebst allerlei Einblicken in die Geheimnisse seiner Kunst gewährte; und schon brachte der Heimkehrende außer zahlreichen Zeichnungen von allerhand Maschinen eine Reihe landschaftlicher Skizzen mit. Zu Hause, wo bald nach

seiner Ankunft der Vater starb, wollte es ihm nicht glücken, da wegen dieses Todesfalles der für den Sohn bisher in Aussicht genommene Wirkungskreis sich verschloß und auch eine Stelle für Straßen- und Wasserbau sich in der Nähe nicht bot, so daß er ziemlich unschlüssig da stand. Weil überdies seine Gesundheit einige Stöße erlitten hatte, so entschied er sich ganz plötzlich dafür, eine zürcherische Officiersstelle in der französischen Schweizergarde anzunehmen, wiewohl er für diesen Posten, der im Grunde seiner feinen Natur nie vollkommen zusagen konnte, schon um zehn Jahre zu alt war. Doch errang er sich Achtung und wußte sich in die Stellung zu finden, die ihm leidlich schien, weil sie ihm für das Landschaftszeichnen und die gerade damals zuerst an die Hand genommenen Oelstudien ziemliche Muße ließ. Nach einem halbjährigen, theilweise in Rom verbrachten Urlaub kehrte er im Frühjahr 1829 zu seiner Truppe zurück. Sie wurde aber zugleich mit den übrigen Schweizerregimentern 1830 abgedankt. Nachdem er bis zum dienstfreien Alter dem schweizerischen Generalstabe zu wiederholten Malen seine Kenntniß, Zeit und Kraft zur Verfügung gestellt, beschloß er, ausschließlich der geliebten Kunst zu leben, worauf er volle sieben Jahre in Italien studirte, meistens im Verkehr mit Künstlern. Dann suchte er die Heimath auf und gründete einen eigenen Hausstand. Von nun an floß sein nur der Familie und der Malerei gewidmetes Leben still dahin.

Meyer malte in seinen letzten Jahren einige wenige biblische Landschaften, sonst lediglich italienische mit moderner Staffage, wobei er sein Absehen namentlich auf schöne Bäume, üppige Vegetation und die Ueberbleibsel antiker Cultur richtete. Seine Schöpfungen zeichnen sich durch maßvolle Stilisirung, solides Studium, genaue Ausführung und correcte Zeichnung aus. Was ihnen abgeht, ist eine gewisse Kraft der Empfindung und Stimmung, überhaupt eine ausgeprägte Individualität. Er steckte voll von guten, manchmal sehr poetischen Entwürfen und Gedanken; aber es mangelte ihm die Leichtigkeit des Hervorbringens, wie er denn auch langsam und etwas mühsam, obgleich vorzüglich erzählte.

Mit diesem Manne, der übrigens durch und durch ein Idealist war, theilte Conrad Ferdinand Meyer, der Neffe, bei allem Abstand des Talentes, neben der entschiedenen Familienähnlichkeit einige Besonderheiten. Beide gelangten spät zum innern Durchbruch, spät auf den rechten Weg, spät zum eigenen Herd; beiden setzte strenge, anhaltende Arbeit dergestalt zu, daß durch sie leicht eine Schädigung der Nerven eintrat; beide konnten sich, namentlich in jungen Jahren, bei der Arbeit nicht genug thun und brachten vor lauter Aendern und Uebergehen kaum etwas fertig; beide machten langsame, aber stetige Fortschritte; beide nahmen es mit der Kunst außerordentlich ernst und beide fanden auch in ihr nur die eigentliche Befriedigung. Eine wie hohe Sache sie dem Maler war, ermißt man aus wenigen Zeilen, die er 1827 schrieb: „Die Kunst ist nicht leicht, sie ist unermeßlich wie die Schöpfung und bloß darum begrenzt, weil die menschlichen Jahre und Kräfte es sind. Mir kommt sie vor in schauerlicher Größe, und mein Respect zu ihr ist wahrhaft religiös.“

Der Dritte, Wilhelm Meyer (23. Auguſt 1796 bis 6. März 1877), überlebte ſeine Brüder. Während fünf Decennien erfüllte er gewiſſenhaft und mit viel liebenswürdigem Humor ſeine Pflichten, erſt im väterlichen, dann, nachdem es eingegangen war, in fremden Geſchäften, ſpäter als Stadtſäckelmeiſter, hierauf als Caſſier der neu gegründeten ſogenannten Meiſenbank und ſchließlich als Mitglied des Stadtrathes, aus welcher Behörde er 1863 ausſchied, um ſein Alter, das eben ſo friedlich dahinfloß wie die vorangegangenen Tage, ungetheilt literariſchen Arbeiten zu widmen.

Dieſe Arbeiten waren militärwiſſenſchaftlicher Natur. Er hatte vom Vater die Neigung zum Soldatenhandwerk geerbt und trug ſich in frühen Jahren ernſtlich mit dem Gedanken, im preußiſchen Heere Kriegsdienſte zu nehmen. Unter der Züricher Miliz brachte er es nur bis zum Hauptmann, weil er nach ſeiner Wahl zum Stadtſäckelmeiſter (1828) Amtes halber von jeder Dienſtpflicht entbunden wurde; doch ſetzte er ſeine militäriſchen Sammlungen und Studien mit Eifer und ungebrochenen Geiſteskräften bis ans Ende fort. Als hochbetagter Greis, wo andere Menſchenkinder wieder vergeſſen, was ſie ſich einſt angeeignet haben, erlernte er noch das Ruſſiſche und verfolgte auf dem letzten Krankenlager die Ereigniſſe des ruſſiſch-türkiſchen Krieges an der Donau, bis ihm die wachſende Schwäche die Feder aus der Hand nahm.

Es lag ſchon über ein halbes Jahrhundert hinter ihm, als er ſeine ſchriftſtelleriſchen Kräfte zum erſten Mal vor der Welt erprobte mit einer Schilderung der in die Jahre 1848 und 1849 fallenden italieniſchen Kriegsvorgänge, die er unter ſorgſamer Ausnützung von Zeitungsnachrichten und Privatmeldungen ſo richtig darſtellte, daß öſterreichiſche Officiere den Verfaſſer in ihren eigenen Reihen ſuchten, beſonders da er das Buch den Ereigniſſen ſehr raſch nachſandte.

Dieſem Erſtling folgten etwa ein Dutzend Monographien meiſt geringeren Umfanges, deren Stoffe er mit glücklicher Vorliebe aus den Zeiten der franzöſiſchen Revolution, ſowie des erſten Kaiſerreiches herausgriff. Das ſteinigſte Aeckerchen gründlich und ausdauernd durchpflügend, von einem geradezu fabelhaften Gedächtniß namentlich für die Equipirung der Truppen unterſtützt und mit ſeltener Combinationsgabe ausgerüſtet, wußte er auch einem mageren Vorwurf neben den ſachlichen Ergebniſſen noch allerhand Reize abzuringen, nicht zum Wenigſten darum, weil er künſtleriſch arbeitete. Er ſchreibt einen klaren, runden Stil und ſtellt die Eigenheiten des Geländes, der Zeit und der Menſchen mit bemerkenswerther Plaſtik dar, wobei er die kleinſten und unſcheinbarſten Züge wohlbedacht an ihrem Ort anzubringen weiß als Einer, der den Stoff ſorgfältig aufbaut und ſeine Charaktere mit Ueberlegung zeichnet. Nicht ſelten ſchimmern die freundlichen Sternchen einer liebenswürdigen, trockenen Laune auf, und überall leuchtet bei aller Feſtigkeit der eigenen Ueberzeugung eine faſt auffallende Leidenſchaftsloſigkeit und Milde, die auch dem Gegner das Seine zu ertheilen wünſcht. So gewinnt man den ganzen Mann lieb.

Er war der Luſtigmacher in der Familie und Geſellſchaft. Wenn er irgendwo erſchien, den einen Mundwinkel unmerklich herabgezogen und mit den blauen Augen zwinkernd, dann ging ein Licht der Fröhlichkeit auf. Da-

neben beseelte ihn die Freude an allen Künsten, ein warmer, aber nie aufdringlicher Patriotismus und eine einfache Frömmigkeit, über die er, ein „fröhlicher Expectant der ewigen Seligkeit," keine Worte verlor.

Ferdinand Meyer, dem Vater des Dichters und dem jüngsten unter den vier Brüdern, war, wie dem ältesten, keine lange Dauer auf Erden beschieden. Geboren den 7. März 1799, verlor er das mit ihm zur Welt gekommene Schwesterchen bald nach der Geburt, die Mutter, ehe er ein Jahr erreichte; er war und blieb nach Art so vieler Zwillinge zart und schwächlich. Schon früh verrieth das stille und ernste Kind eine auffallende Ordnungsliebe; ein sorgfältiges Einräumen des Spielzeuges galt ihm mehr als das Spiel selbst; er füllte ein Heft, lediglich der Namen wegen, um deren möglichst vollständige Einordnung ihm zu thun war, mit Thierfiguren. Dieser Neigung zum Eintheilen und zur Anfertigung von Uebersichten entsprang die Vorliebe für die Geographie: der Knabe zeichnete die Umrisse der europäischen Länder aus dem Schulatlas nach, wobei er die betreffende Zahl der Quadratmeilen und Einwohner, die Hauptproducte und Naturmerkwürdigkeiten notirte, sowie allfällige Grenzänderungen sorgfältig nachtrug. Aus der von Jugendfreunden Zürichs am Ende des ersten Jahrzehntes unseres Jahrhunderts gegründeten Knabengesellschaft zog er sich gerne zu seinen Büchern zurück, ohne den dramatischen Aufführungen der Schulgenossen fern zu bleiben.

Der beste Declamator von allen und zugleich Ferdinand's nächster Freund war Heinrich Ulrich, der poetische Neigungen mit trefflichen Geistesgaben und mit einem so liebenswürdigen Charakter verband, daß keiner der Gefährten jemals mit ihm in Zwiespalt gerieth. Als er, noch nicht zwanzig Jahre alt, an der Schwindsucht starb (5. September 1817), schloß sich Meyer enger an Heinrich Rüscheler, dessen unruhiges, muthiges, oft schroffes und zu öffentlichem Auftreten und Handeln drängendes Wesen von der schweigsamen und kühlen Art des Jüngeren fühlbar abstach. Er wurde ein schwungvoller Redner und tüchtiger Jurist, erlosch aber früh.

Nachdem Ferdinand Meyer 1817 das Gymnasium absolvirt hatte, versah er ein Jahr lang Secretärstelle beim Vater in Grüningen, dadurch den Grund legend zu der genauen Kenntniß der cantonalen Verwaltung und ihrer Rechtszustände, und bezog im Frühling 1820 die Berliner Hochschule. Hier empfand er namentlich den Einfluß Savigny's und Schleiermacher's, in Göttingen, das er im Sommer 1821 gegen Berlin vertauschte, denjenigen Eichhorn's. Auch classische Studien trieb er; aber als er nach einem Göttinger Semester in die Schweiz zurückkehrte, stand es bei ihm fest, daß Staatsgeschichte und Politik die Hauptgegenstände seiner Arbeit und Forschung bilden und bleiben sollten. Zunächst begab er sich, um der französischen Sprache noch mehr Herr zu werden, nach Lausanne, wo er zuweilen Betsy Ulrich sah, die Schwester seines verstorbenen Freundes Heinrich und schon damals heimlich seine Braut. Er und Rüscheler hatten nämlich dem früh verstorbenen Heinrich Ulrich eine Art von Cultus gewidmet und diesen unvermerkt auf dessen heranblühende Schwester übertragen, dergestalt, daß sie ihr beide in ein

und demselben Briefe ihre Liebe gestanden. Sie hatte aber ihre Neigung schon dem Jüngeren und Stilleren geschenkt. 1824 führte er sie zum Altar.

Nach der Heimfahrt in die Vaterstadt nahm ihn sofort der cantonale Staatsdienst in Beschlag. Bei dem damals fast gänzlichen Mangel an geschulten Verwaltungsbeamten, der sich auch heute in der Schweiz noch fühlbar macht, mußten seine Eigenschaften doppelt ins Gewicht fallen; er war ein vielseitig gebildeter Jurist, ein klarer und leidenschaftsloser Beurtheiler von Menschen und Verhältnissen, in Allem regelrecht und richtig, ein außerordentlich gewissenhafter Arbeiter, der bis zum Zusammenbruch seiner Kräfte Alles erledigte, was man ihm aufbürdete, ein bedeutendes organisatorisches Talent, dazu von seltener Gerechtigkeit.

Er kam rasch vorwärts. Zuerst, 1822, wurde er Secretär der Justizcommission, that sich mit Vorlesungen über Staatswirthschaft und Statistik auf, die unter Anderen auch J. K. Bluntschli anhörte, und wirkte am sogenannten Politischen Institut, einer Art juristischer Facultät, die den besonderen Zweck verfolgte, künftige Staatsdiener praktisch heranzubilden. 1826 zum dritten Staatsschreiber vorgerückt, gelangte er nach wenig Jahren (25. März 1831) in die höchste cantonale Behörde, in den Regierungsrath, wo ihn namentlich gesetzgeberische Aufgaben lockten und beschäftigten; auch der neu gebildete Erziehungsrath beanspruchte seine Dienste.

Bald gewannen die Freunde der reinen Demokratie die Oberhand über die Anhänger der repräsentativen Republik, zu denen Meyer zählte, so daß er 1832 mit Gleichgesinnten aus dem Regierungsrathe ausschied, während er im Erziehungsrathe und in einigen Commissionen blieb. Als im folgenden Jahre die Cantonsschule gegründet wurde, wünschte und empfing er die Lehrstelle für Geschichte und Geographie am unteren Gymnasium. 1839 wandte sich das Blatt in politischen Dingen: die Freisinnigen, die David Strauß an die Hochschule gerufen, fielen durch einen Aufstand des unerhört verhetzten Volkes und verloren die Gewalt an die Sieger. Meyer nahm den Sitz in der Regierung und in allen früheren Collegien wieder ein und erhielt das Präsidium im Erziehungsrath, welche Würde allein schon einen beträchtlichen Aufwand von Zeit und Mühe erheischte.

Der zarte Körper war den Lasten, die ein Starker kaum getragen hätte, nicht mehr gewachsen. Schon im Frühjahr 1839 hatten sich mit einem hartnäckigen Husten große Mattigkeit und periodisch wiederkehrende Fieber eingestellt. Ein Badeaufenthalt schien leidliche Herstellung verschafft zu haben, und Meyer arbeitete mehr als je. Dann brach er unter dem gehäuften Tagewerke zusammen: die Gestalt beugte sich, die Stimme wurde immer leiser, das ohnehin bleiche Antlitz immer durchsichtiger, der von Natur Schweigsame noch stiller. Er verschied am 10. Mai 1840. Vor den letzten Athemzügen öffneten sich die geschlossenen blauen Augen noch einmal, füllten sich mit einem seligen Glanz und erloschen.

Ferdinand Meyer war über mittelgroß, von aufrechter, reservirter Haltung und besaß ein längliches, schönes Gesicht mit fein gebogener Nase und großen, leuchtenden Augen. Aber er war schmal und, wie es bei ganz reinen Menschen

oft geschieht, es gebrach ihm einigermaßen an physischer Kraft, die seiner ethischen, womit er den Pflichten oblag und jede Schwäche überwand, nicht Stand zu halten vermochte. Ihn bedrohte die ständige Gefahr, durch die Leidenschaft zur Arbeit, die einzige, die ihn beseelte, vorzeitig aufgerieben zu werden. Den Untergang beschleunigten zweifelsohne die politischen Stürme, weil jede Aufwallung der damals erstarkenden und zuweilen tumultuarisch vorschreitenden Demokratie, die an Anderen spurlos abglitt, ihm so zu sagen körperlich weh that. „Er erlag," wie Bluntschli behauptet, „der natürlichen Scheu vor den wilden Volkskräften und wurde in der Gefahr geneigt, Güter wegzuwerfen, deren Werth er zuvor wohl erkannt und die zu vertheidigen er sich vorgenommen hatte. Er war überhaupt mehr dazu gemacht, in Zeiten des ruhigen Fortschrittes zu führen; in den Zeiten der Revolution war seine Natur zu feinfühlig und sein Charakter zu wenig hart und energisch, um durchzugreifen."

Das scheue Zurückweichen, das wie seine Leidenschaftslosigkeit der körperlichen Schwäche entsprang, war das Einzige, was man ihm vorzurücken wagte, denn vor seinem schlichten, makellosen Wesen verstummte jeder andere Vorwurf.

Das Christenthum stützte ihn. Die Sünde der Welt starrte ihn an in der Gestalt von Aufruhr, Umsturz, Gewaltthat und Gemeinheit; gegen diese Dämonen, die seine Zartheit äußerst anwiderten, suchte er Zuflucht und Trost bei der Religion, nicht in ihren Satzungen, sondern bei dem erlösenden Heiland. Sein Glaube lag in seinem Charakter; er wesentlich zauberte jenes stille Leuchten auf das Antlitz des Mannes, das an ihm auffiel, wie später am Sohne.

Höchst wahrscheinlich hätten, wenn sie im Bereiche der äußeren Möglichkeit lagen, ein beschauliches Gelehrtenleben und eine ausschließliche Hingabe an stille Studien den zartfühlenden Mann vor mancher schmerzlichen Wunde behütet, die er auf dem Forum empfing. Er war in der That wie zum Beamten so auch zum Gelehrten berufen. Sein empfindlicher Wahrheitssinn, der trotz seiner Liebe für die Dichter und namentlich für Schiller ihm das Theater fast unleidlich machte, weil er den Abstand zwischen dem, was der Schauspieler ist, und zwischen dem, was er darstellt, nicht verwand, dieser Wahrheitssinn führte ihn der Geschichte zu: „Gibt es," fragt er in der Vorrede zur „Geschichte der evangelischen Gemeinde in Locarno", „einen schöneren Genuß, als sich in eine tiefbewegte Vergangenheit zu versenken, ihre Vorstellungen und Ansichten in sich selber wieder hervorzubringen, ihre Freuden und Leiden mitzufühlen, ihr ganzes Leben gleichsam mitzuleben? ... Möchte man auch von meinem Versuche sagen können, daß sich in ihm der Geist des Zeitalters abspiegle; nicht jener Geist, der die Welt bewegt, sondern der stille Geist ernster und tiefer Geschichtschreibung, wovon die deutsche Nation gegenwärtig so unnachahmliche Muster aufzuweisen hat; der, von gewissenhafter Erforschung der Thatsachen ausgehend, mit den Eigenthümlichkeiten der Personen, des Volkes, des Zeitalters sich vertraut zu machen versteht, in dem Individuellen und Oertlichen die Schicksale und die Geistesrichtung der Gesammtheit zu erkennen und diese hinwieder durch die Fülle des Individuellen und Oertlichen zu beleben weiß."

So schön er die Aufgabe des Historikers umschrieb, so schön löste er sie in dem 1836 erschienenen Buche, das er der durch allerhand Nebenämter beengten Muße seines Lehramtes am Gymnasium abrang. Es behandelt Ursprung, Entwicklung und Leiden der evangelischen Gemeinde in Locarno, ihre Auswanderung nach Zürich u. s. w. und ist ein gründliches, auf reichem Handschriftenmaterial fußendes Werk von annähernd tausend Seiten, das Ranke in einem Briefe an den Verfasser lobte und die Hochschule der Vaterstadt mit der Verleihung des Doctorhutes ehrte. Auf dem Gebiete der schweizerischen Religionsgeschichte weiter arbeitend, schrieb er noch einen umfangreichen Aufsatz: „Mißlungener Versuch, das Hochstift Chur zu säcularisiren in den Jahren 1556—61". Es ist eine Arbeit, der die nämlichen Vorzüge zuzusprechen sind, wie der größeren vorhergehenden.

Ferdinand Meyer's liebstes Vergnügen bestand darin, die Bogen eines vom Buchhändler ihm zugesandten neuen Ranke'schen Buches aufzuschneiden und sich ungestört in ihren Inhalt zu vertiefen. Ranke war das „unnachahmliche Muster ernster und tiefer Geschichtsforschung", dem er glücklich nacheiferte. Mag man die sorgfältige Sichtung und Ausbeutung der Quellen als etwas für den Schüler Selbstverständliches voraussetzen, so wird man doch die Beherrschung und die mit Sicherheit geübte künstlerische Anordnung des Stoffes würdigen und von der Aehnlichkeit der Schreibart und Darstellung betroffen sein, die nicht nur die Folge bewundernder Nachahmung, sondern eben so sehr das Ergebniß verwandter Naturen ist, die beide kühl, objectiv, gründlich forschende und künstlerisch gestaltende waren.

Was er sonst noch veröffentlichte, nämlich Bettagsmandate, einen Aufsatz über das Finanzwesen des Cantons Zürich und vier für die Jugend berechnete Neujahrsblätter, und das, was sich im Nachlasse vorfand, kann neben der Arbeit über den mißlungenen Säcularisationsversuch des Hochstiftes Chur und dem Locarnesenbuch nicht in Betracht fallen.

In diesem blätterte der Dichter zuweilen, des Vaters gedenkend, den er noch im Knabenalter verlor. Er hatte von ihm, außer der Klarheit und sachlichen Milde, die Lust an der Historie und das allerdings aufs Höchste gesteigerte Bedürfniß, sie künstlerisch zu gestalten, als Vermächtniß und Erbtheil überkommen. Es ist vielleicht kein Zufall, daß seine drei ersten poetischen Werke, „Hutten's letzte Tage", „Das Amulet" und „Jenatsch", aus jener Periode der Reformation und Gegenreformation geschöpft sind, die den Vater in so hohem Grade anzog.

Wanderten seine Blicke vom Vater weg die Ahnenreihe hinauf, so durfte er sich gestehen, daß die Vorfahren immer einen ansehnlichen Schatz von bürgerlicher Tüchtigkeit ihr Eigen genannt und ihren Platz daheim und im Staat ehrenhaft ausgefüllt hatten. Aber dann blieb sein Auge vielleicht auch an einem Bildniß haften, das in seinem Arbeitszimmer hing, obgleich er sich der irdischen Gestalt des Mannes, den es darstellte, kaum zu erinnern vermochte, da dieser starb, als der Dichter kaum etwas mehr als zwei Jahre zählte. Das war sein Großvater mütterlicherseits, sein echter und rechter Vorfahr im Geist. Von ihm erbte er den großen Kopf, von ihm das reiz-

bare Temperament, von ihm die ganze Art und den Zug, der ihn über das stillere und im Grunde ruhige Wesen seiner Sippe hinaushob.

Johann Conrad Ulrich (8. December 1761 bis 7. Januar 1828) war der Sohn des Standesüberreuters Hans Conrad Ulrich. Als der Sproß eines alten, aber in diesem Zweige in seinen Glücksumständen damals übel bestellten Züricher Geschlechtes sah er sich wegen der Armuth der Eltern um eine richtige Bildung verkürzt und ohne Aussicht auf ein günstiges Fortkommen. Die zufällige Bekanntschaft mit einem Pfarrer Keller in Schlieren bei Zürich, der nach eigenem Verfahren zwei Taubstumme erfolgreich unterrichtete, gab seinem Schicksal eine unerwartete, entscheidende Wendung. Er machte in diesem menschenfreundlichen Berufe, dem er sich mit dem Eifer eines warmen, energischen Naturells widmete, so tüchtige Fortschritte, daß er sich ihm fortan ausschließlich hinzugeben beschloß und, von Lavater und anderen Gönnern ermuntert und unterstützt, ein Jahr zu dem berühmten Abbé de l'Epée nach Paris ging, um sich in dessen Lehranstalt weiter zu bilden. Da sich die Hoffnung auf die Gründung einer Taubstummenanstalt in Zürich nicht verwirklichte, so folgte er 1786 einem Rufe nach Genf, wo er an einem taubstummen, allerdings hochbegabten Mädchen während eines neunjährigen Unterrichts ein Ergebniß geistiger und sittlicher Ausbildung erzielte, das nach dem Urtheile Sachkundiger nicht leicht seines Gleichen fand. Mitten unter den Revolutionsstürmen ehrten ihn die Genfer durch ein sehr anerkennendes Schreiben und eine silberne Denkmünze mit folgender Inschrift:

Johanni Conrado Ulrich
Civi Tigurino
ob industriam singularem
qua
unam e civibus nostris
surdam mutam natura
omni doctrinae et virtutis genere
instituit
Senatus Genevensis
A. D. MDCCXCV

Die Züricher Regierung schenkte dem Heimgekehrten den Titel eines öffentlichen Taubstummenlehrers und gewährte ihm die Hoffnung auf finanzielle Unterstützung, aber die Erfüllung seines Lieblingswunsches, eine staatliche Taubstummenanstalt zu errichten, wozu man sich maßgebenden Ortes gleichfalls bereit fand, fegten die politischen und kriegerischen Wirren des Jahres 1798 hinweg und rissen ihren für alle Neuerungen in Staat und Gesellschaft begeisterten Träger in ihre trüben Strudel. Das helvetische Directorium ernannte ihn zum Mitglied des cantonalen Erziehungsrathes und 1799, als der Krieg vor den Mauern Zürichs stand, zum Unterstatthalter und dann zum Statthalter. Im Wechsel des Schlachtenglückes und der Parteisiege bewahrte er vor Feind und Freund den Ruf eines wohldenkenden, rechtlichen, ehrenfesten, maßvollen Charakters, ohne darum, wie es in der Natur der aufgeregten Zeitläufte lag, bittern Kränkungen und Zurücksetzungen zu entgehen, die ihn denn auch aus der politischen Laufbahn stießen. Durch das

Zutrauen seiner Mitbürger ins Stadtgericht und später ins Obergericht berufen, ließ er doch den Taubstummenunterricht nie völlig aus den Augen. Den Lebensabend verdüsterte dem durch vielfache körperliche Leiden heimgesuchten Manne der Tod des einzigen hoffnungsvollen Sohnes. Aber er erlebte es noch, daß das Blindeninstitut, an dessen oberste Stelle er sich gestellt sah, unter seiner Leitung durch die Hinzufügung einer Taubstummenanstalt erweitert wurde, die ihn noch auf dem Sterbelager beschäftigte.

Jene opferwillige und menschenfreundliche Wärme, die einen Pestalozzi erfüllte, belebte auch ihn und machte ihn zum Lehrer und Wohlthäter. Aber unähnlich seinem berühmten Landmann, schritt er aufrecht und sicher durchs Leben, mit der Wärme einen klaren Blick und praktische Klugheit vereinend. Seinem reizbaren, dem Wechsel der Stimmungen leicht unterworfenen, von Gut und Böse rasch entflammten Temperament hielten Kraft und frühe Selbstzucht die Wage. Auf dem Grunde seines Wesens lagen Ernst und Tüchtigkeit, so daß er es mit seinen Pflichten genau nahm und da, wo er etwas zu sagen hatte, ungeachtet seiner wohlwollenden Freundlichkeit mit Nachdruck zum Rechten sah. Unter häufig erschütterten Nerven leidend, vermochte er sich melancholischer Anwandlungen nicht zu erwehren, obgleich er im Bewußtsein erfüllter Pflicht und vor Allem in der Religion einen Halt suchte. Die harten, für seine empfindliche Art wohl allzu harten Jugend- und Lehrjahre drückten ihm einen stoischen, das Lehramt einen philosophirenden Zug auf, was mit der praktischen Tüchtigkeit zusammen dem Manne etwas Geschlossenes verlieh und ihn stärker erscheinen ließ, als er wirklich war. Er muß einen anziehenden und über seine Leistungen hinaus den Eindruck eines ungewöhnlichen Menschen gemacht haben. Das läßt sich aus einem 1805 von Henriette Rath gemalten Pastellbild ahnen, aber aus Papieren und Acten nicht mehr fassen. Am ehesten noch wird es deutlich aus der Schilderung eines Gleichaltrigen, des Decan Zwingli, der den jungen Ulrich aus der Erinnerung 1828 folgendermaßen beschrieb: „In unserem Kreise von Jugendfreunden zeichnete Ulrich sich nicht durch Schulstudien (denn sogenannte Humaniora konnte er im Waisenhaus nicht studiren), aber durch sein Genie, durch die selbsterworbene wissenschaftliche Kenntniß und Bildung, durch Erhabenheit über alles Gemeine und Niedrige, durch guten Geschmack und richtiges Urtheil, durch seine Sitten und reine Moralität und durch männlichen, zuweilen an Düsterheit grenzenden Ernst aus. Nach Wahrheit forschte sein Geist, nach Recht und Freiheit strebte sein Sinn; lebhaft, aber rein war seine Phantasie, ungemein zart und schonend sein Gefühl. Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit zierten seinen Umgang; sein Witz war weder locker noch beleidigend, aber attisch und treffend. Auch im Scherzen entfiel ihm nie ein anstößiges oder zweideutiges Wort, und selbst in der muthwilligsten Laune ist er nie über die Grenze des Erlaubten und Anständigen hinaus geschweift. Seine Lieblingsschriftsteller waren Kant, Herder und Müller. Wenn die Philosophie des Weltweisen von Königsberg, das nur Postulirende seiner Metaphysik neben dem verworrenen Gang des Schicksals und dem Zustand der reellen Welt, die mit seiner idealen so wenig zusammenstimmte, ihn an-

fänglich, wie jeden denkenden Jüngling, in die Labyrinthe des Skepticismus verwickelt hat, so rettete ihn aus diesem hinwieder die Humanität Herder's; sein Herz blieb fromm, widersprach den Zweifeln seiner Vernunft und forderte Glauben . . . Ein Weltbürger mit jugendlichem Geiste, war ihm jedoch auch damals schon sein Vaterland die nähere, liebere Welt; er war Republikaner und freute sich, ein Schweizer zu sein. Wir hingegen waren in jener politisch noch unbewegten Zeit nur Züricher."

Ohne Schriftsteller oder Dichter zu sein, besaß Ulrich doch eine ausgesprochene schriftstellerische Neigung. Der fortschrittlich gesinnte Politiker und Parteimann, dem das declamatorische Pathos der französischen Revolution offenbar gerade so bequem lag, wie fast allen Zeitgenossen, veröffentlichte 1798 u. A. ein kurzes „Wort über Freiheit und Gleichheit an seine Mitbürger zu Stadt und Land" und im nämlichen Jahre eine kleine Schrift „über den Begriff Vaterland"; der Schützling und Schüler Lavater's liebte es, Gebete und religiöse Betrachtungen niederzuschreiben, mit der Feder in der Hand sein Inneres prüfend und behorchend; wichtige Familienereignisse verschönte und vertiefte er durch Gedichte, die allerdings lediglich durch ihren ethischen Gehalt und den Charakter des Autors wirken konnten; festliche Gelegenheiten der Angehörigen und Freunde erhellte er gerne mit lustigen Versen, wobei ihm merkwürdiger Weise die französischen besser gelangen und offenbar auch leichter aus der Feder flossen als die deutschen.

Seine mehr als ein Jahrzehnt jüngere Frau, Anna Cleopha Zeller aus dem Balgrist bei Hirslanden-Zürich, überlebte ihn um fünfzehn Jahre († 1843). Sie war eine anmuthige, kleine Gestalt mit schönen, dunklen Augen, liebenswürdig und heiter, eine gute Hauswirthin, eine zärtliche Gattin und Mutter, dabei nicht ohne literarische Interessen und eine gemüthliche, behende Briefschreiberin.

Die ungewöhnliche Art Johann Conrad Ulrich's erschien und verschwand nach kurzer Frist wieder in dem früh verblichenen Sohne Heinrich (17. Juni 1798 bis 5. September 1817). Ihn umleuchtet ein heller, wehmüthiger Schein, wie er oft über dem Gruftsteine Frühgeschiedener schwebt. In den Jammer um den vorzeitigen Tod mischte sich der Schmerz um einen ungewöhnlichen Charakter und eine seltene Begabung, die Bedeutendes verhieß. Seinem frühen Scheiden sah er mit heiterer Fassung entgegen. „Wenn ich gleich," schrieb der Auszehrende anderthalb Monate vor seinem Ende, „ein armer Hiob bin, der an Arm und Bein zerschlagen ist, so soll doch, so lange nur Kopf und Brust frei bleiben, nichts als dankbare Freude über meine Lippen gehen, es bleibe mir nur der Athem und Eure Liebe und mein heitrer Sinn, mag dann das Uebrige kommen und gehen, wie es will!" Das steht in einem seiner rührenden Briefe, die er täglich aus dem in der Stadtnähe gelegenen Hause seiner mütterlichen Verwandtschaft, wohin man den Kranken verbracht hatte, den Angehörigen schrieb, um sie zu trösten. Der Vater, der im Leid um den unaufhaltsam der Auflösung Zueilenden beinahe verzweifelte, hatte kaum nöthig, ihn zu ermahnen, ein Philosoph zu sein; er lebte und litt und starb, so herb es ihn ankam, von den herzlich geliebten Eltern und der

Schwester zu scheiden, wie ein heiterer, lächelnder Weltweiser, der das Irdische gelassen, ja freudig von sich schüttelt, um dem ewigen Lichte zuzuschreiten. Eine gewisse Reinheit und Größe der Gesinnung hob ihn über die Umgebung und blickt auch aus seinen Gedichten, die frühe Formvollendung und ein an Schiller geschultes Pathos zeigen; sie lassen schließen, daß Heinrich Ulrich bei längerem Leben ein grüner Kranz beschieden gewesen wäre. Ueber alle Versuche und Anläufe, über alles Anempfundene hinweg reicht ein Gedicht zum Ergreifenden, Schicksalsmäßigen hinan und klingt wie das Loslied des in der ersten Blüthe Verwelkten:

Abschied.

Lebt wohl, ihr Geliebten, ich muß von hinnen,
Ein dunkles Schicksal treibt mich fort,
Durch ein finstres Meer einen fernen Port,
Ein namenloses Land zu gewinnen.

Gütige Natur, du hast sie gegeben,
Nimm deine süßen Freuden zurück,
Des Freundes und der Geliebten Blick
Und des Frühlings Kränze und Lieder und Reben.

Lebt wohl! schon sinkt die Sonne nieder.
Hinab! das Abendroth erbleicht,
Hab' ich das ferne Land erreicht,
Dann gieb, Natur, deine Freuden wieder!

Seine Schwester Betsy (Elisabeth Franziska Charlotte, 10. Juni 1802 bis 27. September 1856), die Gemahlin Ferdinand Meyer's, die Mutter des Dichters, war mittelgroß, von feiner, schmaler Bildung, feingliedrig, besaß feine Hände und ein feines, anmuthiges Gesicht mit schönen, dunkeln Augen. Als die Malerin Maria Ellenrieder auf ihrer Romfahrt nach Zürich kam und daselbst eine Reihe von Bildnissen malte, um ihren Reisebeutel zu füllen, stellte sie auch ein lebensgroßes Brustbild der damals fünfzehnjährigen Betsy Ulrich her, das von der anziehenden Gestalt einen deutlichen Begriff gewährt, obgleich es der Künstlerin zu wenig individuell und entschieden zu alt gerieth. Ungefähr drei und ein halbes Decennium später fügte der von der Mutter Seite her verwandte Maler Conrad Zeller die immer noch schönen Hände der Fünfzigjährigen, sowie eine nonnenartige Tracht hinzu, die eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Kleide von schwarzer Wolle besaß, worin die Wittwe bis ans Ende ihrer Tage einherging. Da sie die hohen Stirnen nicht leiden mochte, weil sie etwas Herausforderndes hätten, so trug sie, wie sie diejenige ihres Töchterchens gern zudeckte, eine Tour kleiner Stirnlocken und, um den Kopf geknüpft, eine weiße Barbe. Indem sie der Maler mit einem weißen Kopftuch ausstattete, wie eine Nonne, verhüllte er die auf dem Bilde ursprünglich sichtbar gewesene Last der dunkelblonden Haare, die, in zwei dicke Zöpfe geflochten, als Krone auf dem Scheitel lag.

Dem unweltlichen Aussehen der Frau Betsy entsprach die tiefe, reine Frömmigkeit, die, ihr ganzes Sein und Wesen durchdringend, in Worten und werkthätiger Nächstenliebe hervortrat. Die theilnehmende Sorge für Blinde

und besonders für Taubstumme betrachtete sie gleichsam als ein Vermächtniß des Vaters, nahm auch öfter an ihren Uebungen und Festlichkeiten Theil, „erhoben durch die Fröhlichkeit und den hellen Gesang der Blinden, niedergedrückt durch die Todtenstille am Tische der Taubstummen, die nur zuweilen durch einen unharmonischen, an einen Vogelschrei gemahnenden Laut unterbrochen wurde." „Die Taubstummen," schreibt sie einmal nach einem Besuch in der Anstalt, „besitzen eine Tiefe der Gedanken, die wir nicht mehr haben, und jene Unbefangenheit des Urtheils, welche wir im Gedränge des Lebens und seinen mannigfachen Verhältnissen verlieren. Wie interessant müßte es sein, zu wissen, was ein nie unterrichteter Taubstummer sich ohne Sprache für Begriffe bildet, und ob es möglich ist, daß er richtig denkt? Welch' eine innere Welt muß sich durch den Unterricht entfalten, und wie glücklich wird der Taubstumme durch seine intellectuelle Entwicklung! Heil euch, ihr Edeln, die ihr euch dem schönen Berufe gewidmet habt, euren unglücklichen Mitbrüdern Boten des Lebens zu werden! Ich denke an Abbé de l'Epée, Biccart, Zenne, Scherr und hauptsächlich an meinen guten Vater!"

Als die Mutter nach ihrer Verwittwung zu ihr zog und den Haushalt führen half, fand die Tochter Zeit und Weile für manchen Gang zu Armen und Kranken, für manches Schreiben, für Zuspruch, Fürbitte und Mühewaltung der Barmherzigkeit. Dabei fühlte sie sich selber nur zu häufig des Trostes und der Hülfe bedürftig, denn sie hatte von früh auf die Anfechtungen einer zarten, oft gestörten Gesundheit zu erdulden. Nicht selten befiel sie die Gesichtsrose, hartnäckiger, schwerer Husten, Nervenkopfweh und Migräne, und wenn sie von diesen Leiden in den späteren Jahren auch in größeren Abständen und mit geringerer Heftigkeit heimgesucht wurde, so genoß sie doch fast niemals einen ganz freien Tag. Als größte Bitterniß und ernstlichste Hemmung empfand sie die reizbaren, überzarten Nerven. Der Tod des Bruders griff die Fünfzehnjährige dermaßen an, daß der bange Vater auch für ihr Leben fürchtete, und stürzte sie in eine ängstliche Melancholie, gegen welche sie in Lavater's Werken Halt und Schirm suchte; wie viel sie in der Folge litt, darüber gibt eine Stelle aus dem Tagebuche von 1829, wo von einem Geisteskranken aus dem Kreise ihrer Bekanntschaft die Rede ist, weitreichenden Aufschluß: „Traurig ist es und zu beklagen, wenn die frohen Tage der Jugend durch körperliche Schmerzen getrübt werden, aber unendlich jammernswerther ist es, wenn ein edles, mit schönen Anlagen begabtes Wesen durch ein krankes Nervensystem das zu leisten verhindert wird, wozu es Kraft und Fähigkeit hat. Dort bleibt immer wenigstens noch ein Trost: man kann in dem Verlust der Gesundheit kindlich eine höhere Entscheidung ehren; aber hier verläßt die Leidenden jeder Trost, und für den Gemüthskranken gibt es anscheinend keinen Beruhigungsgrund mehr. Selbst die Tröstungen der Religion finden keinen Raum in der verdunkelten Seele, die sich in bangen Momenten wohl gar als die Urheberin ihrer Leiden anklagt. Ich war aus eigener Erfahrung mit all' diesen Nervenleiden vertraut und kannte die inneren Kämpfe, welche durch diese Krankheiten dem verborgenen, dem Auge der Welt unzugänglichen Schauplatz des Herzens erregt werden. Darum

gerade stieg mein Mitleid für ** auf einen so hohen Grad, und ich schäme mich nicht, es zu gestehen, daß mir sein Seelenzustand oft Thränen des herzlichsten Mitleids erregt hat."

Als sie dieses niederschrieb, stand sie eben in der Mitte ihres Lebens, und Schwereres, als sie schon erduldet, harrte ihrer noch.

Indessen war sie nichts weniger als eine Kopfhängerin, so daß sie mit Fug und Recht von sich zu sagen pflegte: „Ich habe wohl ein trauriges Herz, aber einen heiteren Geist." Da sie sich selbst unter den Anfällen der Migräne außerordentlich zusammennahm, war sie fast immer im Stande, eine liebenswürdige und feine Conversation zu führen, deren Zauber sich nicht leicht Jemand entzog. Sie verstand reizend und angenehm zu erzählen, besaß Witz und, ohne zu verletzen, einen ausgeprägten Sinn für das Lächerliche. Ihr heller und beweglicher Geist ergriff das Gute und Schöne, wo er es fand. Sie kam selten von einem Ausgang nach Hause, daß sie nicht etwas Hübsches berichtete, vielleicht von einem Bild oder Kupferstich, den sie im Schaufenster der Kunsthandlung gesehen. Das von 1828—1836 geführte Tagebuch füllte sie mit zahlreichen Dichtercitaten, die ihr Gemüth, ihre Frömmigkeit, ihren Feinsinn, ihre poetischen Neigungen ins Licht setzen; zuweilen warf sie auch wohl selbst einen frommen oder freundlichen Vers hin.

Was sie aber hauptsächlich ungewöhnlich machte, das war eine liebenswürdige, leicht entzündliche, wenn auch unschöpferische Phantasie, in deren Licht sie Menschen und Dinge rückte, und die sie, so hoch gebildet er war, ihrem Manne an Geist überlegen erscheinen ließ. Schon der Vater, von dem sie, nebst den reizbaren Nerven, dieses Erbtheil überkam, hatte sie vor dem Träumen und dem Hang zum Idealisiren gewarnt, ihr einschärfend, für die Oberherrschaft des Verstandes zu sorgen.

Das Gegengewicht gegen die lebhaften Geister gewann sie in der Religion, wie sie denn an sich selbst eine strenge und dauernde Erziehung übte, die sich auf das Allerkleinste erstreckte. So legte sie früh ihre kleine Mädchenschrift ab und befliß sich einer für jene Zeit, wo die auffallenden Damenschriften noch nicht an der Tagesordnung waren, charakteristischen, schönen und großen Hand, um für Jedermann von vollkommener Deutlichkeit zu sein. Außer daß sie mit den Jahren allmählich in die Höhe und Breite wuchs, weil die Augen der Schreibenden schwächer wurden, blieb diese Schrift auch in den Briefen aus den dunkelsten und leidensvollsten Stunden unabänderlich die gleiche bis auf den kleinsten Buchstaben, von untadeliger, klarer Schönheit, wie gestochen. Das war um so bezeichnender, als Frau Betsy ihre ausgedehnte Correspondenz mit Liebe und Ausdauer pflegte, oft bis zur Erschöpfung ihrer Kräfte und immer mit den nämlichen schriftstellerischen Tugenden der Anmuth und Liebenswürdigkeit. Sie wich nicht von der Gewohnheit, allwöchentlich zwei französische Briefe nach Genf zu senden, bei deren Abfassung sie den „Dictionnaire de l'académie" berieth, obgleich sie das Französische leicht, sogar gewählt handhabte.

Diese geistvolle Frau war aber in erster Linie eine tüchtige, untadelige Hauswirthin, die nicht das Kleinste versäumte, so daß sie mit gutem Rechte

von sich sagen durfte, Ordnung gehöre zu ihrem Athemholen. Gefälligkeiten zu erweisen, Aufmerksamkeiten auszudenken, Wohlthaten nach Vermögen zu vergelten, die geringfügigste Freundlichkeit freundlich zu erwidern, für Andere zu sorgen und an sich selbst zuletzt zu denken — so war sie; es lag eine Art steter Sorge über ihr, es möchte an gebührenden Rücksichten etwas versäumt werden, an Erkenntlichkeit zu wenig geschehen. Freigebig und gastfreundlich, wie sie war, pflegte sie wohl auf das schöne Bibelwort hinzuweisen, dem Gastfreundlichen könne es widerfahren, Engel zu beherbergen.

Voll Zärtlichkeit an den Ihrigen, mit hülfsbereiter Theilnahme an den Freunden hangend, erwies sie aus Herzensbedürfniß Jedermann dieselbe anspruchslose Freundlichkeit, wie denn z. B. in den Briefen an die Kinder die häufige Mahnung klingt, gegen die Dienstboten der Häuser, wo sie verkehrten, sich freundlich zu benehmen, auch an Geschenken und Trinkgeldern nicht zu sparen. Selbst die vernunftlose Creatur schien etwas von ihrer grenzenlosen Güte zu empfinden. Wenn sie das Hündchen Spitz, dem sie übrigens täglich die vor Alter triefenden Augen auswusch, nach ihrer Weise freundlich anredete, so brach es, wie sonst gegen Niemand, in ein halb freudiges, halb schmerzliches Geheul aus, das neben der Freude das ganze Weh auszudrücken schien über den Mangel der Stimme und das Elend, nicht antworten zu können.

Bekannte und Fernerstehende empfanden wohl, daß diese Frau nicht war wie andere, aber nur bedeutende Naturen wußten sie vollwerthig zu schätzen. Der Jurist J. K. Bluntschli, dem „geistreiche Frauen, die mit den Männern wetteifern, unangenehm waren", erblickte in ihr „das lebendig gewordene Ideal der Weiblichkeit", und Bettino Riccasoli, der Vorkämpfer für die Einigung Italiens, nennt sie „la donna più nobile e più venerabile, ch' io abbia conosciuta e alla quale debbo attenzioni che non si pagano mai."

Dem heranwachsenden Geschlecht erschien sie wie die Verkörperung einer vergangenen, anderen, feineren Zeit; einer Freundin der Johanna Spyri machte sie den Eindruck, als ob sie aus dem Zeitalter Schiller's und Goethe's zurück geblieben sei. Ueber ihr schwebte, was auf Viele so unauslöschlich wirkte und sich nicht mit Worten wiedergeben läßt, aber schon einem flüchtigen Blick auf das Bild der über Fünfzigjährigen faßlich wird: der Zauber seltener Anmuth, feinen Geistes, eines reinen, warmen Herzens und der Reiz einer leisen Melancholie, des Urheimwehs, wie sie sagte, das wir nie verlieren, so lange wir auf dieser Erde wandeln.

Ein Wort zur Ehrenrettung der Moral.

Von
Rudolf Eucken.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Durch die Literatur der Gegenwart geht eine starke Strömung gegen die Moral, ihr Leumund ist in weiten Kreisen wenig erfreulich. Nicht selten hören wir, daß sie dem Menschen ein starres Joch auferlegt, seinem Handeln die frische Kraft raubt, das eigene Empfinden conventionellen Satzungen und den lebendigen Augenblick träger Gewohnheit aufopfert. Und noch mehr als wir es hören, empfinden wir es aus den zahllosen Schilderungen, die den Freund der Moral als einen pedantischen und geistlosen Gesellen einführen, dem Saft und Kraft mangeln, Diejenigen aber als große und freie Menschen feiern, welche keck alle Bindung abschütteln und allein dem Drange einer ungezügelten Natur folgen. So ist die Sache gegen früher völlig verwandelt: mußte sich sonst der Mensch vor dem Forum der Moral verantworten, so hat sich jetzt die Moral vor dem Menschen zu rechtfertigen, aus dem Richter ist ein Angeklagter geworden.

Die Vertheidiger der Moral verfahren oft wenig geschickt. Sie begnügen sich leicht damit, ihre unvergleichliche Hoheit zu betheuern und ihre Bestreitung den Anderen ins Gewissen zu schieben; die eigene Entrüstung gilt als eine einleuchtende Widerlegung. Aber bewegen sie sich dabei nicht deutlich in einem Kreise? Denn es wird ja die bestrittene Werthschätzung als zugestanden behandelt und der Streitpunkt vor aller Erörterung für entschieden erklärt. Die subjective Empfindung mag noch so ehrlich und stark sein, eine taugliche Waffe im Kampfe der Geister bildet sie nicht. Auch müßte es wunderlich zugehen, wenn Angriffe, welche nicht so sehr einzelne Individuen als breite Strömungen der Zeit hinter sich haben, nicht innere Verwicklungen der Sache selbst anzeigten. Vielleicht steckt in der Moral mehr an Problemen, vielleicht ist sie minder selbstverständlich, als sie landläufiger Schätzung gilt oder doch galt.

Darauf weist auch die Erfahrung der Geschichte. Denn in ihrem Verlauf erscheinen nicht selten, ja in einer gewissen Regelmäßigkeit, Bewegungen gegen die Moral. Wo immer der Mensch die überkommenen Ordnungen nicht mehr als innerlich bindend empfand und zum Maß aller Dinge sein eigenes Meinen und Behagen machte, da entwickelte sich eine Sophistik und verwarf alles an sich Gute, alle Normen als einen leeren Wahn und eine schädliche Beschwerung des Lebens; wo immer der Mensch mit seiner eigenen Arbeit zerfiel und sich von ihr zu seiner freischwebenden Stimmung flüchtete, da entstand eine Romantik, welche gegenüber dem Spiel und Selbstgenuß des „genialen" Individuums die Moral mit ihrer harten Arbeit und ihrer Sorge um das Ganze für plebejisch und philiströs erklärte; der Anhänger einer ästhetischen Lebensanschauung sieht oft in dem Guten einen pedantischen und mürrischen Stiefbruder des Schönen, und ein ungestümes, zur Entwicklung alles Vermögens drängendes Kraftgefühl empfindet leicht die Ordnungen der Moral als eine lästige Hemmung. Das Alles in vielfachen Verschlingungen und Durchkreuzungen je nach Lage und Laune der Zeiten.

Ist demnach die Moral ein Zeichen, dem immer von Neuem widersprochen ward, so kann auch die heutige Abneigung nicht als etwas Unerklärliches und Ungeheuerliches erscheinen; wir müssen, bevor wir ein Urtheil wagen, versuchen, sie aus ihren Zusammenhängen zu verstehen. Mag der Satz, daß Alles verstehen Alles verzeihen sei, als eine Aufforderung zur Charakterlosigkeit noch so entschiedene Ablehnung verdienen, ohne ein Verstehen gibt es kein gerechtes und kein endgültiges Urtheil.

In Wahrheit entspringt auch die heutige Bewegung gegen die Moral aus allgemeinen Problemen und Verwicklungen. Durch die großen Wandlungen der letzten Jahrhunderte ist die ältere Fassung und Begründung der Moral schwer erschüttert; was aber an Ersatz für den Verlust geboten ward, das hat sich noch keineswegs so durchgebildet und in die Tiefen des Wesens eingesenkt, um in den Stürmen des Lebens einen sicheren Anker zu gewähren.

Ihre stärkste Wurzel hat die Moral noch immer in der überkommenen Religion, aber wer möchte leugnen, daß die Zurückdrängung und innere Verwicklung der Religion auch ihre Wirkung auf die Moral geschwächt und unsicher gemacht hat? Eine weitere Quelle der Moral ist die humanistische Cultur mit ihrem Streben nach harmonischer Entfaltung aller menschlichen Kräfte, ihrem Glauben an ein Schönes und Gutes im Menschen, wie sie vom Alterthum her und auch aus unseren großen Dichtern zu uns spricht; aber nicht nur beschränkt sie sich unvermeidlich auf engere Kreise, sie hat mit dem Ganzen ihrer Gedankenwelt in den Ueberzeugungen der Gegenwart wohl noch weniger Halt als die Religion. Endlich ist auch die männliche Pflichtenlehre eines Kant und eines Fichte nicht erloschen, aber den Denker verstehen leider noch weniger Leute als den Dichter, und zugleich ist der innere Zusammenhang, aus dem jene Lehre stammt, den Zeitgenossen trotz aller gelehrten Beschäftigung in eine weite Ferne gerückt. Ohne einen solchen Zusammenhang aber wird die Moral ein bloßes Conglomerat von Vorschriften, und dafür kann besser als die Philosophie der Katechismus sorgen.

So große Verluste sucht die Zeit der Moral zu ersetzen durch eine engere Verknüpfung mit der Arbeit der menschlichen Gesellschaft. Statt der Bildung der Individuen zu moralischer Gesinnung wird jetzt zur Hauptsache die Wohlfahrt und der Fortschritt des Ganzen; auf dieses Ganze weist den Menschen unabläßig seine Arbeit; ihre Forderungen braucht er nur in seine Gesinnung aufzunehmen, die thatsächliche Bindung nur innerlich anzuerkennen, um eine neue Art der Ethik, eine scheinbar den ganzen Reichthum der Erfahrung aufnehmende „Socialethik" zu gewinnen. Diese Moral der socialen Arbeit scheint als ein eigenes Erzeugniß des menschlichen Kreises ohne alle Verwicklungen der Religion und Speculation die Menschen fest zu verbinden und dem Handeln greifbare Ziele zu stecken. Den Kern der Moral bildet dabei die Unterordnung der eigenen Interessen unter die der Gesellschaft, das Wirken für Andere, der „Altruismus" im Gegensatz zum Egoismus. Eine solche Ueberzeugung treibt nicht nur entsprechende philosophische Systeme hervor, sie geht in mächtigen Wogen durch unser ganzes Leben; nicht nur draußen begegnet uns das Wort „social" aller Orten, auch die Innerlichkeit soll diese Idee erfüllen.

In solcher Richtung ist und wird viel Großes geleistet, unverkennbar liegt hier die Stärke der Zeit. Aber dieser Stärke will es bei aller Anspannung nicht gelingen, den ganzen Menschen zu erobern und sein innerstes Verlangen zu befriedigen. Vielmehr entwickelt sich im Grunde des Lebens jener schroffe Zwiespalt, den wir vor Kurzem in dieser Zeitschrift eingehend schildern durften[1]): die Entzweiung von Subject und Object, von Stimmung und Arbeit, wie sie den modernen Menschen zerreißt und bedrängt.

Die Arbeit hat sich — technisch und praktisch — mehr und mehr der Weltumgebung zugewandt und in dem Grade, wie sie mit den Dingen draußen verwuchs, von der Innerlichkeit abgelöst, ja ihr entfremdet; in aller Anspannung der einzelnen Kräfte und aller Steigerung der technischen Leistungen greift sie immer weniger zurück auf das Ganze des Menschen, fordert sie immer weniger seine Gesinnung und Ueberzeugung. Nun aber muß nach der eigenen Lehre der Zeit verwelken und verkümmern, was nicht in unabläßiger Thätigkeit erhalten wird; so scheint der Innerlichkeit unentrinnbar das Schicksal bestimmt, mehr und mehr ein leerer und todter Hintergrund zu werden, während der wirkliche Mensch sich zusehends in eine Maschine, freilich eine höchst complicirte Maschine, verwandelt.

Ein Rückschlag dagegen ist unvermeidlich: das menschliche Subject kann jene Herabsetzung nicht ruhig hinnehmen; es wird Alles, was ihm noch an Vermögen zusteht, aufbieten, jener Umstrickung und Vernichtung zu entgehen. In solchem Streben flüchtet es sich aus allem Getriebe der Arbeit zu sich selbst, d. h. in seine scheinbar freischwebende und in sich selbst ruhende Stimmung; hier fühlt es sich ganz im eigenen Kreise und aller Einwirkung von außen überlegen, ja, hier dünkt es sich souverän genug, neue Werthe zu

[1]) „Der innere Mensch am Ausgang des 19. Jahrhunderts", vergl. Deutsche Rundschau, 1897, Bd. LXXXXII, S. 29 ff.

prägen und nach ihnen alles Thun zu bemessen. Wenn zugleich das Individuum vor die Gesellschaft, der innere Zustand vor alle sichtbare Leistung, der Genuß des unmittelbaren Augenblicks vor alle beharrenden Normen tritt, und eine aristokratische, oft vielleicht nur junkerhafte Romantik alle Arbeit für die Gesellschaft als prosaisch und seelenlos erklärt, so kann es auch der in den gesellschaftlichen Zusammenhängen begründeten Moral hier nicht besonders ergehen. Ein Handeln für Andere, mit denen uns kein inneres Band verknüpft, eine Unterordnung unter eine Gesellschaft, der wir nur durch die physische Nothwendigkeit angehören, erscheint nicht ohne Grund als ein Abzug an der eigenen Kraft, als eine Beugung unter fremde, bloß conventionelle Satzungen. Je mehr der Mensch sich dem hingibt, desto mehr scheint sein Leben an Frische, Freude, Wahrhaftigkeit zu verlieren, desto mehr er selbst zu einem Herdenthier zu sinken. Das mag geduldig ertragen, wen die Natur zu so niederer Art gebildet hat; kräftigere Menschen werden jene Bindung abschütteln und nur dem eigenen Stern vertrauen.

So scheint Alles glatt und klar. Aber die Sache hat doch einen Haken. Was als Moral wegen seiner einengenden und niederdrückenden Wirkung verworfen wird, ist augenscheinlich eine besondere Art der Moral, eine Moral, die einer eigenthümlichen Zeitlage entspringt und alle Zufälligkeit dieser Lage an sich trägt. Vielleicht kann man sich gegen eine bloß sociale Moral ebenso kritisch stellen wie ihre neu-romantischen und sophistischen Gegner und zugleich eine allgemeinere Idee der Moral in vollen Ehren halten; vielleicht liegt heute die Flachheit auf beiden Seiten, sowohl bei Denen, welche die Moral zu einer bloßen Ordnung des socialen Lebens herabdrücken, als bei Denen, die inmitten alles Widerspruches eine Bindung an diese Fassung verrathen und sich damit vom hart bekämpften Gegner abhängig zeigen. Wie es damit steht, das läßt sich principiell unmöglich in Kürze erörtern, wohl aber verspricht einigen Nutzen ein wenn auch rascher Blick auf die Geschichte. Das Buch der Geschichte ist leicht zur Hand; sehen wir also, was es uns über die Stellung und Wirkung der Moral im Leben der Menschheit lehrt. Es empfiehlt sich dafür, die Höhen des geistigen Schaffens aufzusuchen; denn hier muß in deutlicher Ausprägung hervortreten, was der träge Lauf des Alltages leicht abschleift und verdunkelt. Wir beschränken uns dabei auf den Vorwurf, der aus allen Anklagen am lautesten hervortönt, den Vorwurf, daß die Moral den Menschen schwach, matt und abhängig mache; wir rufen die schaffenden Geister zu Zeugen darüber auf, ob das richtig ist, ob wirklich unser Dasein durch die Moral zur Kleinheit niedergedrückt, oder ob es vielmehr durch sie zu echter Größe gehoben ist. Zugleich wird sich entscheiden, ob Moral und Wirken für das Gemeinwohl in Eins zusammenfallen.

II.

Es sei begonnen mit Plato, als dem ersten Denker, der das Leben und Thun des Menschen in ein großes System gefaßt hat. Die Schätzung der Moral erscheint bei ihm nicht nur in einzelnen Sätzen, wie „alles Gold über der Erde und unter der Erde wiegt die Tugend nicht auf", sie durch-

dringt und beherrscht sein ganzes System. Die Idee des Guten ist ihm die Spitze aller Ideen, das sittliche Handeln bildet den Kern des Lebens und entscheidet über das Geschick des Menschen, die moralische Aufgabe hat im Erziehungsplane seines Idealstaates so sehr den unbedingten Vorrang, daß die Kunst schwere Einbußen erleidet. Hat sich Plato deshalb vor menschlichen Satzungen gebeugt und sich sein Leben dadurch einengen lassen? Genau das Gegentheil. Denn den Hauptantrieb empfängt sein Streben aus dem klaren Durchschauen der Flüchtigkeit und Nichtigkeit des gewöhnlichen Lebens in der menschlichen Gesellschaft; dieses Leben enthält ein unabläßiges Umschlagen von Meinungen und Strebungen und kennt daher keine festen Ziele, keine dauerhaften Güter; zudem herrscht hier der bloße Schein, die Sucht, bei den Anderen etwas zu gelten; so ist, was hier Tugend und Glück heißt, in Wahrheit nur ein Schein der Tugend, nur ein Schein des Glückes. Daher treibt alles Verlangen nach einem festen und wesenhaften Gehalt unseres Daseins, alles Sehnen nach Wahrhaftigkeit zu einem Bruch mit den gesellschaftlichen Verhältnissen und zum Suchen eines neuen Lebenskreises. Plato findet diesen in dem Ergreifen der unwandelbaren Gestalten und Ordnungen des Alls, welche die Wissenschaft dem Auge des Geistes eröffnet; durch Verbindung mit ihnen ergibt sich ein größeres, reineres, von ewigen Beständen erfülltes Leben, und es vergewissert sich zugleich der Mensch einer Ewigkeit seines eigenen Wesens. Erst auf diesem Boden, erst an der Hand der Wissenschaft kann echte Tugend entstehen, eine Tugend, die auf eigener Einsicht und freier That ruht und sich dadurch scharf abgrenzt gegen jenes Erzeugniß bloßer Naturtriebe oder gesellschaftlicher Gewöhnung, das im gewöhnlichen Leben Tugend heißt.

Durch das Licht der Erkenntniß entdeckt der Mensch in seiner Seele feste Grundzüge und eine große Aufgabe. Unsere Seele umfaßt verschiedene Stufen, Antriebe höherer und niederer Art; im Durchschnitt des Lebens herrscht das Niedere der sinnlichen Begierden, und die Vernunft ist weit zurückgedrängt; das aber widerspricht der wahren Natur und ergibt eine innere Verkehrung, eine Disharmonie, die den Menschen auch inmitten alles Glanzes äußerer Erfolge schwach und elend macht. Wird dagegen auf Grund wissenschaftlicher Einsicht das naturgemäße Verhältniß hergestellt, so ist die Frucht eine volle Gesundheit und innere Harmonie des ganzen Wesens; damit erlangt der Mensch einen unerschütterlichen Halt und ein allem sinnlichen Wohlsein unvergleichliches Glück. In der Arbeit dafür ist die Seele nicht nach außen gerichtet, sondern ganz mit sich selbst beschäftigt und bei sich selbst befriedigt; nun fragt sich der Mensch nicht mehr, ob er den Anderen und seiner Umgebung, sondern ob er sich selbst und der Gottheit gefalle; nun, wo alles am Sein und nichts am Schein liegt, bedarf er nicht fremder Anerkennung zu seinem Glück; ja er wird, wenn das innere Gelingen über Alles entscheidet, auch unabhängig von dem äußeren Erfolge und zugleich von der Macht des Schicksals. So kann Plato jenes berühmte Bild des leidenden Gerechten zeichnen, der von den Menschen verworfen und bis zum Tode verfolgt wird, der dabei mit dem Schein der Ungerechtigkeit behaftet bleibt, dessen innere Hoheit aber inmitten aller Anfechtung um so heller strahlt.

Dies Bild vom menschlichen Leben und Handeln hat bei Plato neben dem leuchtenden Glanz der Darstellung den Vorzug der vollen persönlichen Wahrheit: die innere Unabhängigkeit, welche ihm eine Hauptbedingung echten Glückes bedeutet, hat er selbst durch das Ganze seiner Lebensarbeit mannhaft bewährt. Er kann sich kein kräftiges Handeln denken ohne einen „edlen" Zorn, mit edlem Zorn hat er selbst die Flüchtigkeit und Nichtigkeit des gewöhnlichen Treibens gebrandmarkt und alle Kraft daran gesetzt, dem Leben einen neuen, wesenhaften Inhalt zu geben. So hat er als Erster ein großes Reich der Begriffe aufgebaut und dort die Güter der Menschheit sicher befestigt; so hat er auch, unbekümmert um den schroffsten Conflict mit überkommenen Meinungen und Einrichtungen, der menschlichen Gesellschaft ein großes Ideal vorgezeichnet, das so, wie es sich gab, sicherlich undurchführbar war, das aber auf Jahrtausende fruchtbare Anregungen geübt hat. Einer solchen Lebensarbeit haben auch innere Kämpfe und Schmerzen nicht gefehlt — das zeigen die Schriften deutlich genug —, aber als Ganzes zeigt sie mit einleuchtender Klarheit die überlegene, in sich selbst ruhende, dabei durchaus thatfreudige Art einer großen und reichen Persönlichkeit. Wo ist nun mehr Kraft und Leistungsfähigkeit: bei einer solchen, von der Hoheit der Moral erfüllten Persönlichkeit, oder bei unseren neu-romantischen oder sophistischen Bekrittlern der Moral?

Ihre volle wissenschaftliche Selbständigkeit verdankt die Moral den Stoikern, erst sie haben ihre Aufgabe gegen alle übrigen Gebiete deutlich abgegrenzt. Ihr Unternehmen, den ganzen Menschen für die Moral zu gewinnen und sein Glück ausschließlich auf sie zu gründen, ist der Gefahr einer paradoxen Ueberspannung und eines rhetorischen Pathos nicht immer entgangen. Aber wem die Mängel im Einzelnen nicht den Sinn für das Ganze beirren, der wird in diesem eine Leistung von weltgeschichtlicher Bedeutung erkennen und schätzen. Die Stoiker waren Kinder einer Zeit, die den Menschen weder mit dem reichen Leben des alten Freistaates noch mit einem großen geistigen Schaffen fest umfing und sicher leitete, die daher den Einzelnen darauf wies, seinen Halt in sich selbst zu suchen. Diesen inneren Halt wollten ihm die Stoiker geben durch die Aufdeckung und Entfaltung einer moralischen Natur des Menschen. Sie dachten dabei nicht an die Hervorbringung einer neuen Ordnung der Dinge, sondern mit ihrer von großen Schicksalen überwältigten und eingeschüchterten Zeit galt ihnen der Weltlauf als unabänderlich festgelegt und auch der Mensch seinen ehernen Ordnungen unterworfen. Aber trotzdem glaubten sie in ihm einen Punkt innerer Freiheit und überlegener Größe zu entdecken. Beim Menschen, meinen sie, steht es, entweder den Weltlauf als ein fremdes und feindliches Schicksal zu behandeln, sich dagegen trotzig, aber nutzlos aufzubäumen und eben darin die eigene Ohnmacht aufs Tiefste zu empfinden, oder sich mit ihm zu versöhnen, indem man seine Vernunft anerkennt und ihn zugleich in den eigenen Willen aufnimmt. Damit verwandelt sich der unerläßliche Gehorsam in eine freie That, das Geschehen verliert die Starrheit seines Druckes, wie seine Fremdheit, der Mensch wird aus einem Sklaven ein Herr der Dinge. Durch solche Wendung wird alles Leben ins Positive gekehrt.

Die That aber, welche über die Stellung zum All entscheidet, ist kein einzelnes Werk und kein äußeres Werk. Vielmehr wird dabei das ganze Leben zu einer fortlaufenden Handlung verbunden und von ihr getragen. Damit entwickelt sich eine Sphäre reiner Innerlichkeit, Begriffe wie Bewußtsein, Gewissen, Pflicht erhalten zuerst eine feste Ausprägung, die Gesinnung gewinnt eine sichere Ueberlegenheit gegen alle äußere Leistung. So wird die ganze Wirklichkeit ins Innere gewandt und der Mensch im Vollbringen dessen gegenüber aller bloßen Natur geadelt.

Aber was sich im Entwurf glatt und einfach ausnimmt, das gestaltet sich in der Erfahrung des menschlichen Seelenlebens zu einem schweren Problem. Nur so weit wird der Mensch über die Unvernunft des Daseins hinausgehoben und in das neue Leben aufgenommen, als es ihm gelingt, seine ganze Seele in thätiges Denken, in unablässige Denkhandlung zu verwandeln und sich dadurch allen Eindrücken der Umgebung zu entwinden; sobald er irgend nachläßt und weichen Empfindungen oder aufgeregten Affecten Raum gibt, ist er der Macht jener Eindrücke verfallen und aller Selbständigkeit beraubt. Er muß dann die Schätzung der Güter anerkennen, welche in jenen Gefühlszuständen steckt, er wird ein Spielball von Leid und Zufall. Diese falsche Schätzung aber beherrscht den Durchschnitt des Lebens und die Meinungen der Menschen; so entwickelt sich nur im Bruch damit und bei voller Gleichgültigkeit gegen das Urtheil des großen Haufens echte Tüchtigkeit. Doch nicht nur gegen andere, auch gegen sich selbst muß der Mensch unausgesetzt kämpfen. Denn der Todfeind echten Glückes, ein leidendes Verhalten zu den Dingen, sucht auch in seine eigene Seele einzudringen: Lust und Schmerz, Begierde und Furcht stehen immer bereit, sie zu unterjochen und ihrer Aufgabe abtrünnig zu machen. So wird das Leben hart und rauh, es verliert die der Antike nachgerühmte Heiterkeit und duldet nirgends eine bequeme Hingebung: von diesen Denkern ist seine Vergleichung mit einem steten Kriegsdienst aufgekommen („Leben ist Kämpfen", Seneca).

Aber dieser Kampf, so ist die Ueberzeugung, entwickelt die volle Kraft des Menschen, mit seiner stählenden Wirkung erhebt er ihn zu einem Heldenthum und verleiht ihm eine göttergleiche Seelengröße. Ein derart gefestigter Charakter wird durch alle Schläge des Schicksals, wird auch durch den Einsturz der Welt nicht erschüttert. So kann der Mensch trotz aller Widerstände an seiner großen Aufgabe festhalten; in ihrem Dienst soll er sich über alles Kleine erheben und „wie auf einem Berge leben" (Marc Aurel). — Zu solcher Größe werden von den Stoikern nicht einzelne durch besondere Gaben ausgezeichnete Individuen, sondern es wird kraft der gemeinsamen Vernunft Alles berufen, was Menschengesicht trägt; die Vornehmheit beruht hier nicht auf dem, was den einen Menschen vom anderen unterscheidet, sondern in dem, was den Menschen als moralisches Wesen über alle bloße Natur hinaushebt.

Solche Ueberzeugungen förderten im späteren Alterthum die Bildung fester und stolzer Charaktere, sie waren eine Quelle mannhafter Gesinnung und eine Zuflucht Derer, welche der fortschreitenden Entnervung und Verweichlichung einer raffinirten Cultur muthig widerstanden. Als eine Quelle

der Kraft haben sie sich auch durch die Jahrtausende bewährt, sie haben der Moral der modernen Aufklärung einen männlichen Zug eingeflößt, sie klingen nach in der energischen Pflichtenlehre eines Kant und eines Fichte. Wo immer aber sie gewirkt haben, da hat sich mit der moralischen Bindung eine innere Unabhängigkeit, eine Autonomie des Menschen verknüpft.

Die stoische Moral reicht auch hinein in das alte Christenthum, in dem rechten moralischen Verhalten finden seine ersten Jahrhunderte wie die Aufgabe des Lebens, so den wahren Gottesdienst. Aber die Lage ist darin wesentlich verändert, daß man sich der Empfindung des Schmerzes nicht verschließt, sondern sie voll ausklingen läßt, daß man das Leid nicht von sich weist, sondern es willig auf sich nimmt. Damit erhält die Moral einen weicheren Charakter, aus der Tapferkeit wird ein standhaftes Ausharren, aus selbstbewußtem Handeln ein williges Dulden. Das um so mehr, als die Menschen sich inniger verbinden und das Leid des Einen zum Schmerz des Anderen wird. Aber wie falsch würde die alten Christen beurtheilen, wer ihnen ein gedrücktes und verkümmertes Wesen, eine stumpfe Passivität, eine innere Mattheit zuschriebe! Denn das Leid wollten sie nicht willenlos über sich ergehen lassen, sondern es innerlich überwinden; durch Liebe und Glauben wurde es ihnen thatsächlich zu einem Quell der Stärke. „Das unterscheidet uns von den Anderen, welche Gott nicht kennen, daß Jene im Unglück klagen und murren, uns dagegen das Unglück nicht abruft von der Wahrheit der Tugend, sondern im Schmerz erstarken läßt“ (Cyprian). So wird eine fröhliche, von aller Traurigkeit befreite Stimmung verlangt; so denkt man groß von dem zur Verbindung mit Gott berufenen Menschen, und bekämpft einen Pessimismus, der alles menschliche Thun für nichtig und werthlos erklärt, so entwickelt sich auch hier ein Heldenthum, wenn auch ein anders als früher geartetes Heldenthum. Wie hätte auch ohne heldenhafte Gesinnung das alte Christenthum die Kraft finden können, sich gegen das äußerlich und innerlich so gewaltige Alterthum aufzuarbeiten, den Keim einer neuen geistigen Ordnung zu pflanzen und die ganze künftige Entwicklung der Menschheit in seine Bahnen zu ziehen?

Den größten Abschnitt innerhalb des Christenthums macht die Reformation; was ihr aber die unermeßliche Gewalt über die Gemüther gab, war nicht eine dogmatische Formel, sondern die Gluth einer moralischen Bewegung, wie sie, vorbereitet durch die stärkere Entwicklung des modernen Subjects, geschürt durch manche Mißbräuche der Zeit, schließlich in großen Persönlichkeiten, namentlich in der Luther's, zu heller Flamme emporschlug. „Ihn ergriff ein allmächtiger Antrieb, die Angst um das ewige Heil, und dieser ward das Leben in seinem Leben und setzte immerfort das Letzte in die Wage und gab ihm die Kraft und die Gaben, die die Nachwelt bewundert“ (Fichte). Von hier ist ein größerer Ernst in das menschliche Leben gekommen, das Bewußtsein der persönlichen Verantwortlichkeit gesteigert, der Begriff der sittlichen Persönlichkeit vertieft, und zwar — das sicherste Zeichen einer wahrhaft großen Bewegung — nicht nur bei Denen, welche Luther zustimmten, sondern auch bei Denen, welche ihm widerstanden.

Ist nun in solchen Wandlungen das Leben abhängiger, scheuer, gedrückter geworden? Blicken wir auf Luther selbst. Gewiß hat er schwerste Erschütterungen durchgemacht und sich in ihnen schwach und hülflos gefühlt. Aber bei diesen Kämpfen und Sorgen ist das Leben so ganz auf seine eigene Innerlichkeit concentrirt und so völlig mit sich selbst beschäftigt, daß es eine sichere Ueberlegenheit gegen alle sociale Umgebung gewinnt und allen Rücksichten bloßer Zweckmäßigkeit unzugänglich wird. Hier kann es heißen: „Aergerniß hin, Aergerniß her, Noth bricht Eisen und hat kein Aergerniß. Ich soll der schwachen Gewissen schonen, sofern es ohne Gefahr meiner Seele geschehen mag. Wo nicht, so soll ich meiner Seele rathen, es ärgere sich denn die ganze oder halbe Welt." — Und Luther bleibt nicht im Kampfe stehen, er findet eine Ueberwindung aller Sorgen und Nöthe im Glauben an eine ohne alles eigene Verdienst erlösende Gnade. Damit verwandelt sich der unerträgliche Druck in eine unbegrenzte Freiheit, und die schwere Angst des Gemüthes schlägt um in eine überströmende Freude. Tradition und Autorität, äußere Formeln und heilige Werke, Alles verblaßt vor der großen wesenbewegenden Wendung des Innern; in dem neu eröffneten Leben fühlt der Mensch sich durch die Liebe gebunden, unablässig dem Nächsten zu dienen, ja sich zum willfährigen Sklaven der Anderen zu machen, aber zugleich fühlt er sich in der Innerlichkeit seines Glaubens als freier Herr und König aller Dinge, als Niemandes Unterthan. Damit gewinnt der Gehorsam selbst den Charakter der Freiheit und Freude, und in jubelndem Ton kann es heißen: „Es fließt aus dem Glauben die Liebe und die Freude im Herrn und aus der Liebe ein williger, froher und freier Geist, dem Nächsten aus freien Stücken zu dienen, ohne alle Rücksicht auf Dank oder Undank, auf Lob oder Tadel, auf Gewinn oder Verlust." — Das stimmt schlecht zu dem Bilde von der Knechtung des Menschen durch die Moral, wie es ihren Tadlern heute vorschwebt.

Innerhalb der Neuzeit bildet namentlich Kant für die Moral eine neue Epoche. Nicht bloß sein System findet in der Idee des Sittengesetzes seinen festen Mittelpunkt, auch seine persönliche Gesinnung ist voll der unvergleichlichen Hoheit dieser Idee: „Alles Gute, das nicht auf moralisch gute Gesinnung gepfropft ist, ist nichts als Schein und schimmerndes Elend." — „Wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Werth mehr, daß Menschen auf Erden leben."

So ist es begreiflich, daß Kant von den Bekrittlern der Moral besonders hart angegriffen wird. Er soll den Menschen zum Sklaven eines starren Gesetzes gemacht haben; ja, daß er es ablehnte, das Handeln auf bloße Neigung zu gründen — Tugend aus bloßer Neigung galt ihm als eine glänzende Armseligkeit —, das wird ausgelegt als ein Verbot aller inneren Freude am Guten und als ein Versuch, den Menschen zum seelenlosen Werkzeug einer abstracten Formel zu machen. Aber wie schnöde wird dabei die Absicht des großen Meisters verkannt! Gewiß unterwirft Kant alles Handeln einem strengen Gesetz, aber dies Gesetz wird nicht von außen durch einen fremden Willen auferlegt, sondern es entspringt dem innersten Wesen des Menschen, es entsteht

in seiner eigenen That und eröffnet damit eine gänzlich neue Ordnung der Dinge. Darin eben beruht das sittliche Wesen des Menschen, daß er im Handeln lediglich seiner eigenen Gesetzgebung untersteht; durch solche Autonomie erlangt er eine Befreiung von allem Mechanismus der Natur, und empfängt er eine Würde, die ihn über alle Thierheit hinaus zur Persönlichkeit erhebt und ihm an einer absoluten Vernunft Antheil gibt. Bei solcher Erhöhung des Menschen und solcher Eröffnung einer neuen Welt kann das moralische Gesetz dem Denker ein Gegenstand aufrichtiger Verehrung werden. So die berühmte Stelle: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt, der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir."

Ob Kant das Verhältniß von Pflicht und Neigung richtig formulirt habe, läßt sich bezweifeln. Sein Streben, gegenüber einer eudämonistischen Verweichlichung der Zeit das Handeln auf eine festere Grundlage zu stellen als auf die Zufälligkeit und Flüchtigkeit einer natürlichen Neigung, hat der Ausführung seiner Gedanken unleugbar eine Schroffheit gegeben. Aber diese Schroffheit sollte keinen Augenblick vergessen lassen, wie sehr Kant für die Pflicht die lebendige Gesinnung des ganzen Menschen verlangt, und mit welcher Wärme ihn selbst der Gedanke der Pflicht erfüllt. Ist es doch nicht zu viel gesagt, daß er nirgends in dem weiten Umkreise seiner Gedankenwelt innerlich so erregt wird und sich so überschwänglich ausspricht, als wo er auf die Pflicht zu reden kommt: „Pflicht! Du erhabener, großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst — welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft?"

Grundfalsch ist daher die Vorstellung, als habe Kant für ein pflichtmäßiges Handeln eine innere Gleichgültigkeit gefordert oder gar eine mürrische Stimmung gut geheißen, als kenne er keine innere Befriedigung und Frohheit. Mit ausdrücklichen Worten heißt es: „Die Regeln der Uebung in der Tugend gehen auf die zwei Gemüthsstimmungen hinaus, wackeren und fröhlichen Gemüths (animus strenuus et hilaris) in Befolgung ihrer Pflichten zu sein; — was man nicht mit Lust, sondern bloß als Frohndienst thut, das hat für den, der hierin seiner Pflicht gehorcht, keinen inneren Werth."

Auch die geschichtliche Erfahrung bestätigt, daß Kant nicht zur Knechtung, sondern zur Befreiung der Geister gewirkt hat. Eine kräftige, männliche Gesinnung ist von ihm ausgegangen, hat thatfrohe Jünger, wie Fichte, erzeugt, hat zum Wiederaufbau des preußischen Staates und zur moralischen Erstarkung des deutschen Lebens Großes beigetragen, sie bildet durch alle Wandlungen des Jahrhunderts bis in die Gegenwart hinein einen Damm gegen eine Verweichlichung und Veräußerlichung des Lebens.

III.

So zieht sich bei der moralischen Idee eine große Kette des Schaffens und Wirkens durch die ganze Geschichte. Einleuchtend ist zum mindesten, daß die

Moral keine Schwäche zu sein braucht, daß es nicht an ihr, sondern an den Zeiten und Individuen liegt, wenn sie eine solche geworden ist. An den Gipfelpunkten erschien sie deutlich als ein Vermögen nicht der Erniedrigung, sondern der Erhöhung, nicht der Unterdrückung, sondern der Befreiung; ja ihre ganze Entwicklung stellt sich dar als ein Kampf um eine geistige Selbständigkeit, eine innere Unabhängigkeit des Menschen. Dabei waltet freilich die Ueberzeugung, daß solche Unabhängigkeit nicht ein von der bloßen Natur überkommenes Erbtheil sei, das sich mühelos aneignen lasse; vielmehr ist hier die Größe mühsam zu erringen, und sie wird nicht errungen ohne Opfer und Selbstverneinung, nicht ohne schweren Dienst und willigen Gehorsam. Aber wie der Gehorsam selbst nicht aus dunklem Zwange, sondern aus freier Zuwendung entspringt, so gewinnt durch ihn der Mensch eine Welt der Freiheit und eine Ueberlegenheit gegen allen äußeren Druck, er gewinnt zugleich in der Theilnahme an der Unendlichkeit ein weiteres und reineres Selbst. Als bloßes Naturwesen ist der Mensch ein verschwindender Theil der unermeßlichen Welt, durch und durch abhängig von ihrem Getriebe, bis in sein Inneres ein willenloses Product ihrer Nothwendigkeit. Erst die unsichtbare Ordnung, die er als geistiges und sittliches Wesen ergreift, gewährt ihm ein selbstthätiges Mitwirken und zugleich eine Unabhängigkeit gegen alles Aeußere; erst in der Bindung an innere Zusammenhänge empfängt er die Kraft, sich auf die eigene Persönlichkeit zu stellen und, wenn es sein muß, der ganzen Welt zu widerstehen.

Demgemäß haben es jene Koryphäen der moralischen Idee an Muth, Stärke, Selbständigkeit wahrlich nicht fehlen lassen. Wo ist denn mehr echte Kraft: bei unseren neumodischen Romantikern mit ihren schwelgenden Stimmungen und ihrem Sich-Einreden eines großen Vermögens oder bei jenen Helden, Männern wie Plato, Luther, Kant, die freilich viel zu sehr von der Schwere ihrer Aufgabe erfüllt waren, um einen Ueberschuß von Kraft zu empfinden und darüber viel zu reden, deren Vermögen aber ein großes Lebenswerk besiegelte? Und es zeigen diese Helden bei gemeinsamer Ehrfurcht vor unsichtbaren Ordnungen von unergründlicher Tiefe zugleich eine so energische Ausprägung individueller Gestalt, daß sie sattsam den Vorwurf widerlegen, als müsse die Moral Schablonenmenschen bilden. Wenigstens könnte es keinen großen Schmerz bereiten, mit Männern wie Plato, Luther, Kant zu den Schablonenmenschen gerechnet zu werden.

Zugleich erhellt, daß, von jenen Männern aus angesehen, die Moral sehr viel mehr bedeutet als ein Wirken für die Wohlfahrt der Gesellschaft, daß sie an erster Stelle eine Sache des Menschen selbst war, ein zwingendes Problem seines eigenen Wesens, ein Verlangen nach Ueberwindung eines unerträglichen inneren Zwiespaltes und zugleich nach einem neuen Grundverhältniß zur Wirklichkeit. Nur aus solcher inneren Nothwendigkeit floß ein überwältigender Antrieb und eine freudige Zuversicht des Sieges, floß die Gewißheit eines Gelingens im Unbegreiflichen, ja Unmöglichen. Daß die Wendung der Moral zur Gesellschaft in den letzten Jahrhunderten und namentlich in unserer Zeit eine Fülle fruchtbarer Impulse gebracht hat, läßt

sich dabei vollauf anerkennen; aber sie letzthin auf das Verhältniß zur gesellschaftlichen Umgebung gründen, das heißt das Innerste des Menschen von außen ableiten, das heißt der Moral selbst die Seele rauben, das läßt sie leicht in eine Caricatur verfallen, welche mit Nothwendigkeit den Widerspruch herausfordert und den Gegnern bei aller Flachheit den Schein eines Rechtes gibt.

Gegenüber der wirklichen, durch die weltgeschichtliche Arbeit bezeugten Moral lassen sich diese Angriffe ruhig dahinstellen; den Kern der Sache berühren sie gar nicht. Aber so wenig sie durch ihre eigene Substanz bedeuten, sie bleiben beachtenswerth als ein Symptom schwerer Verwicklungen, als ein Zeichen einer ungesicherten Stellung der Moral im Ganzen des heutigen Lebens. Wenn die Geschichte zeigte, daß die moralische Idee immer wieder zu hohen Gipfeln emporstieg, so bekundete sie zugleich, daß inzwischen ein starkes Sinken erfolgt war, und daß der Weg zur Höhe immer wieder harte Arbeit kostete. Augenscheinlich kann bei diesem Werke reinster Innerlichkeit keine Zeit für die andere arbeiten, keine Zeit sich auf die andere stützen, sondern die Sache bleibt unablässig im Fluß, immer von Neuem muß die Moral ihre Wahrheit ursprünglich entwickeln und erweisen, immer von Neuem verlangt sie die eigene Entscheidung nicht nur des Individuums, sondern auch der Gemeinschaft. Die jetzige Cultur aber besitzt in aller Größe ihrer Leistungen keinen inneren Zusammenhang der Ueberzeugungen, keine auch die menschliche Seele umfassende Gedankenwelt, kein allbeherrschendes Lebensideal; so kann sie die Moral nicht im Kern unseres Wesens begründen, noch ihr eine der weltgeschichtlichen Lage und Arbeit entsprechende Gestalt geben.

Hier liegen große Aufgaben und schwere Probleme. Der breite Strom der Zeit schiebt sie einstweilen noch mit stumpfer Gleichgültigkeit von sich; aber ihre Zeit wird kommen, sie rückt in dem Maße näher, als das Individuum persönlich die Leere einer Cultur ohne Seele zu empfinden beginnt, als das Mißverhältniß zwischen der fieberhaft angespannten Arbeit und dem Ertrage für Glück und Geistesleben zu deutlichem Bewußtsein kommt. Der Erschlaffung und Verflachung der Moral ist immer wieder eine Erstarkung und Vertiefung gefolgt; so wird es auch die Zukunft bringen, so gewiß im Menschenwesen eine unverlierbare Natur waltet und aus allen Wandlungen der Zeiten immer von Neuem siegreich hervorbricht.

Volkslieder und Volksglaube der Finnen.

Von

Alfred Gercke in Greifswald.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung saßen in den Ostseeländern bis an die Weichsel germanische Stämme, die Skandinavier und Gothen, weiter im Innern Rußlands in lange gepflegtem Verkehre die finnisch-ungarischen Völkerschaften, die damals noch wenig cultivirt gewesen zu sein scheinen. Von den Germanen lernten sie aus dem Zusammenleben viele Waffen und Geräthschaften, Thiere, Pflanzen und Steine, ihre Wohnart, den Ackerbau, die staatlichen Einrichtungen, auch abstracte geistige Vorstellungen kennen und übernahmen zahllose sprachliche Ausdrücke, obwohl ihre eigene Sprache keine Gemeinschaft mit der indogermanischen ihrer Nachbarn aufwies.

Als dann im nächsten Jahrhundert die Gothen ihre große Wanderung zunächst nach dem Schwarzen Meere zu begannen, scheinen die finnischen Stämme allmählich an das Gestade der Ostsee vorgedrungen zu sein; hier setzten sich im Norden die Lappen, im Südwesten die Esthen, dazwischen die Finnen fest, diese wieder gespalten in die westlicheren Tawasten oder Suomi, in die später zum Theil russificirten Karelen und im Südosten die vom achten bis zum zwölften Jahrhundert einen blühenden Staat bildenden Biarmar.

Die Tawastländer, und dazu die Karelen, sind die Stämme, die wir heute als Finnen bezeichnen. Sie erfuhren von den Indogermanen weitere Einflüsse, zunächst von den Lithauern, dann (circa 800—1000) von den nordischen Wikingern, endlich von den Schweden, die um 1150 Finnland eroberten und zum Christenthume zu bekehren begannen.

Die verschiedenen Beeinflussungen können wir noch deutlich wahrnehmen in den unverändert festgehaltenen Lehnwörtern der finnischen Sprache[1]) und vielleicht auch in den Sagen, die oft mit den nordischen und deutschen Sagen

[1]) Thomsen, Ueber den Einfluß der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen. Deutsch von Sievers. Halle 1870. — Ahlqvist, Die Culturwörter der westfinnischen Sprachen. Helsingfors 1875 (Bd. II seiner Forschungen).

und Mythen wunderbar übereinstimmen; aber wir können schwer entscheiden, was in den religiösen Vorstellungen urfinnisch ist, und müssen sie vorläufig als ein Ganzes hinnehmen, wenngleich diese Vorstellungen im Laufe der Zeiten wunderbare Wandlungen durchgemacht haben.

Eine einzige Urkunde über den Volksglauben der Finnen besitzen wir aus dem Reformationszeitalter. Im Uebrigen sind wir auf ihre Volkslieder angewiesen, die man seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts zu beachten angefangen, aber erst in unserem Jahrhundert gesammelt und noch nicht einmal in ihrer Gesammtheit veröffentlicht hat. Diese Zeugnisse sind also sehr jung, entschädigen uns aber durch die zähe Gleichförmigkeit, mit der sich große Stücke viele Generationen hindurch fast unverändert erhalten haben.

Seit dem Jahre 1835 besitzen wir auch ein finnisches Epos, den Kalewala, das ist eine geschickte Redaction vieler Runen oder Volkslieder, die Dr. Elias Lönnrot zusammengestellt und in neuer Bearbeitung mit vermehrtem Materiale 1849 herausgegeben hat. Durch diese That sind die alten Gesänge vor dem Untergange, dem sie schon geweiht schienen, gerettet und bald den Culturvölkern in Uebersetzungen [1]) und Untersuchungen bekannt geworden.

Lönnrot hat im Ganzen die Mittheilungen der finnischen Volkssänger getreu wiedergegeben, aber doch im Einzelnen sich Willkürlichkeiten und eigene Zuthaten erlaubt; namentlich ist die scheinbar einheitliche Handlung des Epos, die psychologisch wohl motivirt erscheint, ganz seine Erfindung, wie auch der Titel Kalewala, d. h. Riesenland. Um die Einheit zu erreichen, hat Lönnrot auch kein Bedenken getragen, möglichst viele Züge durch Uebertragen einheitlich zu gestalten, z. B. das wunderschöne, märchenhafte Mädchen von Saari mit der Tochter des Nordlandes Pohjola, die uns sonst als häßlich und zahnlos geschildert wird, zusammen zu werfen, nur weil die Riesensöhne sonst hier hin auf Abenteuer ausziehen. So häuft ferner das Epos Lönnrot's auf den einen Riesen Kullerwo Züge, die in den Volksliedern von verschiedenen Helden berichtet werden. Andrerseits hat er manche Dubletten aus einander gehalten und für sich als selbständige Lieder verwerthet, so daß dadurch die epische Gestaltungskraft der Finnen sehr fruchtbar und reich erscheint.

Befremdend wirken beim ersten Lesen des Kalewala die vielen Zaubersprüche und Zauberkunststücke, die theils in den Volksliedern selbst vorkamen, zum größten Theile aber erst von Lönnrot in sein Epos eingeschoben sind, und die an manchen Stellen die epische Handlung beinahe überwuchern. Kein Wunder, daß man die Zauberei neuerdings für die Grundlage des finnischen Volksglaubens und Volksgesanges erklärt hat [2]), zumal der jetzige Name des Volksliedes Runo, aus dem altgermanischen runo (seit dem vierten Jahrhundert schon runa gothisch) entlehnt, auch den Zauberspruch bedeutet und wohl ursprünglich ausschließlich den Sinn des Geheimnißvollen (raunen, Runenzeichen) gehabt hat.

[1]) Deutsche Uebersetzungen sind erschienen von Schiefner, Helsingfors 1852, und von Paul, Helsingfors 1885 f.

[2]) Comparetti, Der Kalewala. Deutsch Halle 1892.

Die eigentliche Handlung dreht sich um die Abenteuer der drei Riesen oder Riesensöhne Wäinämöinen (viersilbig), Ilmarinen und Lemminkäinen, ihre Brautwerbungen und ihren Auszug, den wunderbaren Hort Sampo zu gewinnen. Historische Erinnerungen an irgend welche Kämpfe der Finnen mit den Nachbarvölkern haben sich in diesen Sagen nicht niedergeschlagen, wir haben es vielmehr mit der Ausgestaltung von Göttermythen zu thun. Diesen mythischen Kern oder Hintergrund des Kalewala hat bereits Jakob Grimm mit dem sicheren Blicke des Meisters erkannt[1]) und das, ohne schon die grundlegende Urkunde zu kennen, die uns über den Volksglauben der Finnen vor viertehalb Jahrhunderten aufklärt. Von neueren Forschern hat besonders der Schwede Castrén diese Urkunde mit gesundem Urtheile verwerthet, ist jedoch nicht tiefer in die schwierige Frage eingedrungen, wie weit wir den göttlichen Ursprung der Kalewalahelden noch zu ermitteln vermögen.

II.

Die erwähnte alte Urkunde über den Volksglauben der Finnen ist der 1551 erschienenen finnischen Uebersetzung des Psalters von Michael Agricola beigegeben; in der Vorrede berichtet nämlich der Rector der Schule zu Åbo und nachmalige Bischof Agricola[2]) Folgendes:

„Manchen Abgöttern diente man vormals hier nah und fern. Diese verehrten die Tawastländer, sowohl Männer als Weiber:

Tapio war aus dem Walde den Fanggeräthen günstig, und
Ahti brachte aus dem Wasser die Fische.
Äinimäinen schmiedete Lieder,
Rahkoi ertheilte Finsternisse dem Monde.
Liekiö gebot über Kräuter, Wurzeln und Bäume und anderes dergleichen.
Ilmarinen machte Ruhe und Wetter und führte den Wandernden weiter.
Turisas gab Beute aus dem Kriege.
Kratti trug Sorge um den Reichthum,
Tontu lenkte den Gang des Hauses, wie
Piru manchen irre führte.
Die Kapeet fraßen ihnen auf den Mond,
die Kalewasöhne mähten die Wiesen und dergleichen.

„Aber die Abgötter der Karelen waren, als sie dieselben verehrten, diese:

Rongoteus gab Roggen,
Pellonpekko begünstigte den Wachsthum der Gerste,
Wirokannas hütete den Hafer, sonst war man ohne Hafer.
Egres schuf Erbsen, Bohnen, Rüben, brachte Kohl, Flachs und Hanf hervor.
Köndös besorgte die Rodungen und Felder, wie es ihrem Aberglauben schien;
und wenn die Frühlingssaat gesäet wurde, wurde Utko's Schale getrunken. Zu der Zeit wurde Utko's Korb gesucht, so die Magd und Frau berauscht. Dann wurden viele Schandthaten verübt, die man sowohl hören als sehen konnte.
Wenn Ranni, Utko's Weib, lärmte, tobte auch Utko gar gründlich. Er gab dann Wetter und neue Ernte;
Käkri, sie vermehrte den Wachsthum der Herde.

---

[1]) Vortrag in der Berliner Akademie am 13. März 1845. Gedruckt in Höfer's Zeitschrift Bd. I und in J. Grimm's Kleineren Schriften Bd. II. Berlin 1865.

[2]) Nach Schiefner (in Castrén's Vorlesungen über die finnische Mythologie . . . aus dem Schwedischen . . . von A. Schiefner, St. Petersburg 1853) S. 314 ff.

Hiisi gönnte Beute aus den Waldern
Wedenemä führte die Fische ins Netz.
Nyrkkes gab Eichhörnchen aus dem Walde.
Hittawanin brachte Hasen aus dem Gebüsch.

„Ist dies Volk wohl ohne Bethörung, welches an sie glaubt und sie anbetet? Damals brachte der Teufel (Piru) und die Sünde sie dazu, daß sie dieselben verehrten und an sie glaubten. Man brachte in die Gräber der Verstorbenen Speise, in denen man klagte, heulte und weinte. Auch die Menningeisel erhielten ihre Opfer, weil die Wittwen und Waisen dafür sorgten. Auch diente man vielen anderen, Steinen, Baumstumpfen, der Sonne, dem Monde."

Dieses in finnischen Versen verfaßte Dokument wurde in lateinischen Hexametern bearbeitet von Sigfried Aaronis, genannt Forsius[1]), der sich auch, wohl aus eigener Sachkenntniß, Abweichungen gestattete. Und dazu kommen vereinzelte Angaben anderer Gewährsmänner und bisweilen das Zeugniß des Kalewala.

Die Art dieser Göttergestalten kennen wir von den classischen und anderen indogermanischen Völkern her: es sind die Sondergötter, wie sie jüngst unser hervorragendster Mythologe, Hermann Usener in Bonn, genannt und uns erst recht kennen gelehrt hat[2]). So hat uns von den Römern namentlich Augustinus in seinem „Gottesstaat" eine Fülle ähnlicher Nachrichten erhalten, die er aus einem älteren gelehrten Werke, indirect aus liturgischen Formeln oder Büchern der Pontifices geschöpft hat. Da finden wir z. B. folgende Ackergötter: drei überirdische Wesen sorgten für das dreimalige Pflügen, Vervactor, Reparator und Imporcitor; Sator und Insitor bewachten das Einsäen, Obarator das Ueberpflügen, Occator das Eggen, Saritor das Jäten, Runcina und Subruncinator das Ausrauten des Unkrauts, Messor und Messia das Schneiden des Getreides, Convector das Einfahren u. s. w. Und wie die Ackerbestellung so war fast jede menschliche Thätigkeit und Angelegenheit einem besonderen göttlichen Wesen unterstellt, deren Namen meist noch unverhüllt, bei den Römern wie bei den Finnen, die Personification reiner Begriffe aufweisen.

So behütet Fluvonia das Kind vor der Geburt, Nona und Decima sind die Schutzgötter im 9. und 10. Monate, Alemona nährt es, Partula und Lucina (dazu Prosa und Postverta) leiten die Entbindung, die Carmentes helfen durch Besprechungen, Candelifera durch Anzünden einer Kerze, Vitumnus verleiht dem Kinde Leben, Sentinus die Thätigkeit der Sinne u. s. w.[3]). Ganz entsprechende Gottheiten sind uns zwar nicht von den Finnen bekannt, wohl aber von den ihnen verwandten Lappen. Da nimmt Maderatja ungeborene Kinder in ihren Leib auf, Raddien-kiedde schafft ihre Seele, Maderakka gibt ihnen körperliche Gestalt, Sarakka entbindet die weiblichen Kinder, Uksakka die männlichen[4]). Die Ansicht, daß diese Gottheiten den Keim erst in ihren eigenen Schoß aufnehmen und dann zu dem Weibe bringen, mag den Lappen

[1]) Forsius (aus Helsingfors) war seit 1603 Professor der Mathematik und Astronomie in Upsala. Seine Verse sind abgedruckt bei Castrén-Schiefner S. 318.

[2]) Götternamen . . . von H. Usener. Bonn 1896.

[3]) Preller-Jordan, Römische Mythologie, Bd. II S. 207 ff. Berlin 1883.

[4]) Jessen, Abhandlung u. s. w. § 6, bei Castrén-Schiefner S. 142 f. Castrén hielt diese Götter für jung.

eigenthümlich sein, aber die sonstige Vorstellung scheint uralt und nicht an Indogermanen gebunden.

Auch bei den Griechen hat Usener eine Menge solcher Sondergötter aufgespürt, die meist als Heroen in eng begrenzten Districten auch in später Zeit noch Verehrung genossen; und von denen der Lithauer und Letten hat er Namenlisten veröffentlicht, die der Doppelliste des Agricola im Charakter ähnlich sind.

Ja, selbst die Listen christlicher Heiliger, die Usener dazustellt, zeigen den engsten Zusammenhang mit den heidnischen Sondergöttern. Da finden wir z. B. folgende Angaben:

St. Agatha sorgt für das Herdfeuer, hilft anderwärts gegen Frauenleiden oder gegen Leibweh.
St. Andreas zeigt den Mädchen den zukünftigen Bräutigam.
St. Antonius sorgt für die Schweine, oder hilft bei Feuersbrunst oder auch gegen Schwären.
St. Apollonia heilt Zahnschmerzen.
St. Eustachius ist Patron der Jäger.
St. Gallus beschützt die Gänse.
St. Getrudis treibt die Mäuse vom Rocken.
St. Goar ist Patron der Töpfer.
St. Jodocus hilft gegen Getreidebrand.
Maria, die Mutter Gottes, wird zum Schutz im Kampf und bei Unwetter angerufen, anderwärts bei Leiden von Frauen und Kindern.
St. Helena stillt das Blut und heilt Wunden u. s. w.

Geistliche wie Agricola suchten den heidnischen Aberglauben zu bekämpfen. Aber aller Orten war der Volksglaube so mächtig, daß die katholische Kirche ihn nicht beseitigen konnte, sondern ihn sich, so gut es gehen wollte, dienstbar machen mußte.

Es ist äußerst lehrreich zu beobachten, wie sich das Christenthum und die finnischen Runen mit einander abgefunden haben.

III.

Das Christenthum, das zuerst um 1150 in einigen Gegenden Finnlands bekannt wurde, hat Jahrhunderte gebraucht, bis es überall Eingang gefunden hatte, und kämpft noch heute mit heidnischem Aberglauben, also auch mit den heidnischen Volksliedern und ihren überirdischen Helden. In jüngster Zeit hat aber auch die christliche Legende mit den alten Heldenliedern zu rivalisiren begonnen, wenigstens ist ein ganzer Gesang dieser Art von Lönnrot in den Kalewala aufgenommen worden: Rune 50 handelt von der Jungfrau Marjatta und dem Mysterium der unbefleckten Empfängniß, und unter Marjatta versteht Lönnrot die Jungfrau Maria, mit Recht, da die ihm vorliegende Legende mit der Erzählung auch Herodes verflochten hat, der als Großbauer Ruotus auftritt.

Hiermit ist nun bei Lönnrot verknüpft die Taufe des vaterlosen Knaben, eine Erzählung, die vielleicht ursprünglich nichts mit der christlichen Legende zu thun hatte. Als man nach Jemandem suchte, der die Taufhandlung vollziehen und dem Knaben Marjatta's einen Namen geben könnte,

Kam ein Alter, ihn zu taufen,
Wirokannas, ihn zu segnen.

Dieser verlangt jedoch erst die übliche Prüfung, und dieses Amt fällt dem alten, wahrhaften Zauberspreder Wäinämöinen zu, der so urtheilt:

Da der Sohn vom Sumpf empfangen,
Von der Beere ist entstanden,
Soll man ihn zu Boden legen
Auf die beerenreiche Wiese,
Oder zu dem Sumpfe führen,
Mit dem Baum den Kopf zerschlagen.

Da öffnet das zwei Wochen alte Kind den Mund und hält dem Alten seine Dummheit vor und die Vergehen, die er im Kalewala begangen. Sofort taufst nun Wirokannas den Knaben, und Wäinämöinen verläßt entrüstet auf kupfernem Boote das Gestade Suomi's und begibt sich zu den niedern Himmelsräumen, nachdem er noch einmal gesungen und die Erwartung ausgedrückt hat, daß man seiner einst wieder bedürfen würde:

Daß ich neu den Sampo schaffe,
Daß ich neu das Spiel beginne,
Neu den Mond zum Himmel führe,
Frei die neue Sonne mache.

Wer sind die beiden Alten der Legende? Wirokannas ist uns schon bekannt als eine Feldgottheit, die den Hafer hütete oder auch die Aecker fruchtbar machte. Wäinämöinen aber ist mit nichten lediglich der gefeierte Sänger und Held des Kalewala, sondern, wie die soeben angeführten Worte verrathen, ist er gedacht als einstiger Gebieter über Erde und Himmel mit Einschluß von Sonne und Mond, ein heidnischer Gott, dessen Macht vor dem Christenthume und dem Christuskinde vergeht. Der Schluß der Legende schildert also diesen Sieg des neuen Gottes über den alten Glauben, sie braucht den einen Heroen, Wirokannas, als Mittler und verdrängt den anderen, mächtigeren aus der Sphäre des neuen Glaubens.

Diese volksthümliche Dichtung[1]) könnte fast vorbildlich genannt werden für das Verhalten der katholischen Kirche und ihrer Anhänger gegenüber altheidnischem Glauben und Aberglauben, die überall in der Tiefe der Seele der sich zum Christenthum Bekennenden durch viele Generationen, ja oft durch viele Jahrhunderte energisch oder schlummernd haften bleiben und fortwuchern. Die Kirche selbst hat stets eine verschiedene Haltung beobachtet, indem sie die Götter und Heroen des Heidenthums bald als böse Dämonen gebrandmarkt, bald als segenspendende höhere Wesen anerkannt und zu Heiligen erhoben hat. Dieses fruchtbaren Stoffes hat sich dann die volksthümliche Legende gern bemächtigt, oft auch der Entscheidung der Kirche vorgegriffen und Concessionen an das Heidenthum erzwungen.

Auch die Legende von Marjatta ist durchaus volksthümlich, obwohl der hartherzige Ruotus, den die Jungfrau vergeblich um Hülfe anfleht, eine biblische Erinnerung ist. Nur durch den Volksglauben kann Wirokannas in

[1]) Man hat sie neuerdings für eine freie Composition Lönnrot's, den Schluß sogar für seine Erfindung erklärt; die Beweise dafür bleiben abzuwarten.

seiner Rolle als Segenspender und Mittelsmann gerettet sein, während der Glaube an den einst viel mächtigeren Wäinämöinen durch die Angriffe der Diener Christi längst erschüttert, aber sein Andenken noch keineswegs erloschen war: mit voller Naivetät erkennt die Rune seine überirdische Macht gerade da an, wo sie diese beseitigt und ihr Aufhören erklärt.

IV.

Sind nun die Helden des Kalewala ihrem Wesen nach historische Persönlichkeiten, personificirte Typen, Zauberer, Riesen oder Götter? Die göttliche Natur Ilmarinen's ist durch Agricola bezeugt: er machte Ruhe und Wetter und führte den Wandernden weiter. Dazu stimmt sein Name, der durchsichtig ist wie die Namen der römischen Sondergötter: er kommt von ilma Luft her, bezeichnet also den Luftgott. Das Seitenstück dazu ist Ilmatar, die Tochter der Lüfte, die in junger Sagenausgestaltung ihm zur Mutter gegeben ist.

Mit dieser Natur Ilmarinen's hängt es wohl zusammen, daß er im Kalewala, nachdem er einen Baum erklettert, von einem wilden Sturmwinde nach dem entfernten Nordlande fortgetragen wird (10, 170). Nach dem jetzigen Texte geschieht dies freilich wider seinen Willen: der Wind entführt ihn in Folge einer Beschwörung Wäinämöinen's, der auch listig und trügerisch den Helden überredet hat, in den Baum zu steigen. Die List ist dumm, wenigstens wenn Ilmarinen (nach einem wohl jungen Liede[1]) einen Marder aus dem Gipfel einer Tanne holen soll. Dagegen nach Rune 10 klettert er auf die Fichte hoch empor zum Himmelsbogen, um den Mond und den großen Bären herunter zu holen. Mag der Dichter auch die Fichte selbst dieses Beginnen als knabenhaft verspotten lassen, so zeigt das nur, daß ihm bereits das Verständniß für den alten Mythos verloren gegangen war. Denn Sonne und Mond steigen auch ein ander Mal vom Himmel herunter und setzen sich auf den Gipfel einer Tanne, resp. einer Birke, so daß des Nordlands Wirthin sie dort greifen kann (47, 5 ff.): also war das für den Gott der Lüfte, Ilmarinen, keine Schwierigkeit, noch weniger sich vom Winde emportragen zu lassen. Wäinämöinen brauchte auch weder eine List zu ersinnen noch Zauberei anzuwenden; beides scheint jüngere Ausdichtung einer an sich älteren Dichtung zu sein.

Uebrigens erscheint dies Herabholen von Sonne und Mond nicht als ein zufälliger und unwesentlicher Zug, sondern tiefbegründet im Wesen der mythischen Naturerklärung, die mindestens bei dem Verstecken der Gestirne noch klar hervortritt. Wie andere Naturvölker haben auch die Finnen den Mondphasen und den Finsternissen volle Aufmerksamkeit gewidmet und die Vorgänge in mythischen Bildern begriffen. So verbirgt die Nordlandswirthin Louhi Sonne und Mond in einem stahlgefüllten Berge oder in einem anderen Liede[2]) Knumet im eisernen Dreschhause; abgeblaßter ist Agricola's Angabe, daß

[1]) Abgedruckt bei Comparetti S. 147, der die Version vom Marder oder Eichhörnchen für das Original hält (S. 139) auf Grund einer in finnischer Sprache 1885 erschienenen finnischen Literaturgeschichte von Krohn.

[2]) Bei Ganander, Mythologia Fennica S. 35 und 45. Åbo 1789.

Rahkoi dem Monde Finsterniß ertheile. Aus dem Dreschhause befreit sie Kave; und um sie aus Louhi's Felsen zu befreien, schmiedet Ilmarinen Werkzeuge, erreicht aber bereits durch eine Drohung die Freilassung (R. 49, 303 ff.).

Wie hier verschiedene Wesen als Räuber und Befreier auftreten, so gab es sogar ein ganz anderes mythisches Bild: die Kapeet fraßen den Mond auf, wie der Wolf Mânagarmr. Kapeet ist aber nichts Anderes als die Mehrheit von Kave oder Kapo: denselben Wesen fällt also bisweilen die entgegengesetzte Rolle zu. Somit kann auch Ilmarinen Sonne und Mond bald befreien und an ihre Stelle zurückbringen, bald vom Himmel herunterholen.

Aber sein Machtbereich erstreckt sich noch weiter. Im Kalewala wird er stets der Schmied genannt; und er schmiedet nicht nur den Sampo (10, 281 ff.) und sich eine Gemahlin aus Gold und Silber (37, 1 ff.), sondern auch, als Louhi die Gestirne versteckt hat, eine neue Sonne von Gold und einen neuen Mond von Silber (49, 25 ff.). Freilich versteht der Meister nicht, seiner Gemahlin Lebenswärme und den Gestirnen Leuchtwärme zu geben, aber dem Gotte dürfen wir dies Vermögen zutrauen. Und der Gott wird nicht nur einmal zufällig am Ersatze der wahren Sonne und des wahren Mondes sich versucht haben, sondern er wird entweder regelmäßig jeden neuen Mond oder wenigstens einmal, bei der Schöpfung, die Gestirne geschmiedet haben. Ja, zweimal wird erwähnt, was Castrén hervorgehoben hat[1]), daß Ilmarinen einst den Himmel geschmiedet habe (R. 7, 335 und 10, 277).

Ein fast gleicher Antheil an der Weltschöpfung wird ihm zugeschrieben in der Ueberlieferung der den Finnen verwandten Esthen. Bei diesen gilt als Schöpfer und eigentlicher Gott Wanna-issa, der vier Helden erschaffen hatte, um sich ihres Rathes, ihrer Kunst und ihrer Stärke zu bedienen: der älteste war Wannemuine, der als alt und weise, aber jungen Herzens geschildert wird, der Dichtkunst und des Gesanges mächtig; die anderen Ilmarine, weise, voll männlicher Kraft und Kunstfertigkeit, Lämmenküne, munter, froh und muthwillig, und Wibboane, ein gewaltiger Bogenschütz; sie wohnten in Kalleve (d. h. dem Felsgebiet?), wie der Alte angeblich im Himmel. „Da stieg nun" heißt es in einem Berichte Fählmann's[2]) „der Alte zu den Helden und sagte: ‚Ich habe in meiner Weisheit beschlossen, die Welt zu schaffen.' Betroffen sahen ihn drob die Helden an und antworteten: ‚Was Du in Deiner Weisheit beschlossen hast, kann nicht schlecht sein.' Und während sie schliefen, schuf er die Welt, und als sie erwachten, rieben sie sich die Augen und staunten das Werk an. Aber der Alte war ermüdet von der Arbeit der Weltschöpfung und legte sich zur Ruhe nieder. Da nahm Ilmarine ein Stück von seinem besten Stahl und hämmerte es aus zu einem Gewölbe, spannte dieses als Gezelt über die Erde und heftete die silbernen Sternchen daran und den Mond; aus der Vorhalle des Alten nahm er die Leuchte und befestigte sie mit einem wunderbaren Mechanismus an das Gezelt, so daß sie von selber auf- und niedersteigt. Voll Freude ergriff Wannemuine seine Harfe, stimmte ein Jubel-

[1]) Castrén, Vorlesungen S. 296.

[2]) Fählmann, Wie war der heidnische Glaube der alten Esthen beschaffen? Verhandlungen der gelehrten Esthn. Gesellschaft zu Dorpat. II², S. 63. Abdruck bei Castrén-Schiefner S. 294.

lied an und sprang auf die Erde, und die Singvögel folgten ihm ... Der Alte erwachte über dem Lärmen und wunderte sich, wie die Welt anders geworden war, als er sie erschaffen. Und er sagte zu den Helden: ‚Recht so, Kinder! ich habe die Welt als rohen Klotz geschaffen, Eure Sache ist's, sie zu verschönern. Und bald werde ich die Welt bevölkern mit allerlei Gethier . . .'"

Das Letzte, was hier übergangen werden kann, ist ganz der Bibel entlehnt, und ebenso ist Wanna-issa, wie man gesehen hat, der Jehova der Genesis. Seinetwegen sind die alten Heidengötter zu Helden und Helfern herabgesetzt worden, aber ihre schöpferische Thätigkeit hat die Legende ihnen zum guten Theile belassen und durch den doppelten Schlaf schlecht genug mit der biblischen Schöpfungsgeschichte verknüpft. Die That des Himmelsgottes Ilmarine ist hier sogar ausführlich berichtet, während die finnischen Lieder nur verstreute alte Züge erhalten haben, im Uebrigen aber gewöhnlich Ilmarinen als einen menschlichen Schmied schildern.

V.

Weit weniger durchsichtig als Ilmarinen sind die Namen der übrigen Kalewasöhne, aber die göttliche Natur auch dieser steht schon durch die esthnische Legende fest.

Ueber den Namen Wäinämöinen oder kurzweg Wäinö[1]) und den ihm zu Grunde liegenden Begriff ist bisher keine Einigkeit unter den Sprachforschern erzielt worden, und die von Agricola und Forsius überlieferten Namensformen Äinimäinen[2]) oder Ennemoinen sind dabei nur selten berücksichtigt worden, obwohl alle Gelehrte von der Identität der Namensträger überzeugt sind. Auch die Angaben, er sei verehrt worden, weil er Lieder schmiedete, oder weil er dem Wanderer die Langeweile durch Lieder verkürzte, und die stehende epische Bezeichnung des Alten als Sänger oder auch Zauberspreche helfen nicht, das ursprüngliche Wesen des Sondergottes zu erkennen, dessen Antheil an der Weltschöpfung auch bei den Esthen bereits verdunkelt und durch sein Harfenspiel ersetzt scheint.

Daß er einst eine mächtige Gottheit war, die erst spät dem Christenthume unterlag, haben wir bereits gesehen. Auch wurde ihm gelegentlich wie Ilmarinen die Macht zugeschrieben, Sonne und Mond neu zum Himmel zu führen (R. 50, 497), oder wenigstens der Versuch, die Versteckten zu lösen (49, 232); und auch sonst sind beide vielfach mit einander verbunden. Aber die Legende der Esthen scheidet sie deutlich, und Ilmarine's Schöpfung des Himmelsgewölbes und der Gestirne läßt für Wannemnine und die anderen genug zu thun übrig, was jetzt allerdings in der christlichen Legende verdrängt ist durch das zweimalige Eingreifen des Wanna-issa. Ursprünglich, sollte ich meinen, werden Vögel, Blumen und Bäume sich nicht gleich gefreut haben über das Jubellied und die Harfenbegleitung Wannemnine's, sondern sie mußten erst geschaffen werden, da ja die Welt vorher nur ein roher Klotz, ungeformte Materie, war; ja, selbst die Erde kann noch nicht dagewesen sein, so daß der

[1]) Wainio ist bei den Finnen das Ackerfeld; Castrén-Schiefner S. 309 und 330.

[2]) Aina heißen die Erdgeister der Tataren: Castrén-Schiefner S. 309.

Sänger gleich auf sie hätte springen können, sondern er mußte sie mit Allem, was auf ihr wächst und lebt, erst schaffen, dann konnte er mit Recht ein Jubellied anstimmen.

Sehen wir uns nun nach Spuren dieser Schöpferthätigkeit im Kalewala um, so finden wir Wäinämöinen einmal von sich selbst aussagen, daß er als Dritter an der Schöpfung theilgenommen (30, 91 der 1. Ausg.), und den jungen Joukahainen zeiht er der Lüge, als dieser von der Schöpfung und seiner eigenen Mitwirkung singt (3, 235): das wußte der Alte besser. Nach einem merkwürdigen Liede[1]) schuf er selbst die Welt aus dem Ei einer Gans oder Ente: die obere Schale wurde zum Himmel, die untere zur Erde, aus dem Gelben entstand die Sonne, aus dem Weißen des Eies der Mond. Diese Version vom Weltei, die sich bei vielen Völkern Asiens und Europa's wiederfindet, schließt die Thätigkeit Ilmarinen's aus und kann darum schwerlich altfinnisch sein, wie man gemeint hat, sondern muß in jüngerer Zeit von den Finnen erfunden oder entlehnt sein. Aber immerhin kann sie dem Wäinö nur zugeschrieben sein, als die Erinnerung an seine Schöpfungsthat noch nicht erloschen war. Lönnrot, der sie im ersten Kalewala ähnlich erzählte, hat sie in der zweiten Ausgabe mit Ilmatar, die hier als Wäinämöinen's Mutter erscheint, in Verbindung gebracht, vermuthlich, um den Widerspruch zu dem rein menschlich aufgefaßten Wäinämöinen zu tilgen. Aber die Widersprüche sind das Werthvollste der alten Volksüberlieferung.

Aus der zweiten Rune erfahren wir nun, wie Wäinämöinen manche Jahre auf der kahlen Erde lebt, bis er sie zu besäen sich entschließt. Dazu bedient er sich der Hülfe des Pellerwoinen oder Sampsa. Pellerwo(inen) ist der Gott der Aussaat, Sampsa vielleicht aus dem Germanischen (sâmo, Samen) entlehnt. Auch für die Vögel sorgt Wäinö: so läßt er dem Kuckuck oder dem Adler eine Birke stehen (2, 366, 272, ursprünglich wohl wachsen). Ausführlich wird dann geschildert, wie Wäinämöinen selbst zuerst Gerste sät und dazu spricht (296):

Werfe jetzo diesen Samen
Durch des Schöpfers Fingerspalten
Mit der Hand des Machterfüllten
Hin auf dieses Land zu wachsen,
Aus dem Boden hier zu sprossen . . .
Steig', o Erde, auf vom Schlafe,
Von dem Schlummer, Land des Schöpfers.

Daß er dabei den Gott Ukko, den Vater im Himmel, anruft, ist selbstverständlich für eine Zeit, die die Göttlichkeit und Schöpferthätigkeit Wäinämöinen's nicht mehr begriff. Wir aber verstehen sie und sein Jubellied, mit dem die Rune schließt:

Rufe hier, o lieber Kuckuck,
Singe schön aus weicher Kehle . . .
Zum Gedeihen dieser Stätte,
Zu des Waldes besserm Wachsthum,
Zu des Strandes größerm Reichthum,
Zu der Raine Kornesfülle.

[1]) Comparetti, S. 143 f.

So haben wir uns auch den Wannemuine der esthnischen Legende zu denken. Und vielleicht hängt die Umwandlung des Sondergottes zu dem berühmten Sänger mit der Schöpfung und Pflege der Singvögel zusammen, wie seine Zauberei mit seiner einstigen Allmacht.

Wenn demnach Ilmarinen den Himmel mit seinen Gestirnen und Wäinämöinen die Erde mit ihren Pflanzen und Vögeln (Thieren) geschaffen, so bleibt für Lemminkäinen nicht viel mehr übrig als das Wasser. Und wirklich wird dieser im Kalewala nicht selten Ahti genannt, das ist der anerkannte Meergott, dessen Reich das Ahtovolk bewohnt. Aber in den Runen scheint jede Erinnerung daran, daß auch Lemminkäinen einst Antheil an der Weltschöpfung hatte, völlig geschwunden zu sein. Er ist dort bald ein abenteuernder, streitlustiger Held, Kaukomieli mit Beinamen, der aber gelegentlich fliehen muß über neun und ein halbes Meer, bald ist er der Eroberer aller Weiberherzen, der Sohn Lempi's, d. h. der Liebe, und daher wohl so oft der Muntere oder der muntere Knabe genannt.

Vielleicht war Ahti oder Ahto sein ursprünglicher Name und Lemminkäinen (= Lempisohn?) nur ein stehendes Beiwort[1]), das später für den Helden passender schien, während der Meergott stets weiter Ahti hieß. Auch Wäinämöine wird gelegentlich als Herr der Wogen bezeichnet (42, 346. 18, 697) und Suvantolainen (von suvannon „glattes Wasser“)) benannt; wenn sich das nicht auf Flüsse und Binnenseen bezieht, so mag es auf den Erdgott Wäinö übertragen sein, als Lemminkäinen's göttliche Natur bereits im Schwinden begriffen war. Auch Ilmarinen's Machtsphäre ist ja bisweilen nicht streng von der Wäinämöinen's getrennt, und zur Erlangung des Sampo ziehen alle Drei gemeinsam aus. Sonst steht allerdings Lemminkäinen seitab.

Alle Drei gehören zu den Kalewasöhnen, d. h. Riesensöhnen oder Bergriesen, die im Riesenlande wohnen. Bisweilen haben die Sänger die drei als Brüder und Kalewa(inen) als ihren Vater aufgefaßt, ja sogar Wäinämöinen und Ilmarinen eine gemeinsame Mutter gegeben: aber das sind junge Ausgestaltungen des Mythos. Agricola berichtet: „Die Kalewasöhne mähten die Wiesen und (thaten) dergleichen“, was in der 2. Rune von wunderbaren Jungfrauen (Wasserbräuten) erzählt wird und sonst höchstens auf Wäinämöinen, Pellerwoinen und vielleicht Osmo(inen) paßt. Aber die Runen sprechen auch von dem Volke Kalewa's und gebrauchen Kalewala bisweilen identisch mit Suomi (Finnland), und das ist ebenfalls eine junge Uebertragung. Ursprünglich waren die Riesen im Riesenlande segenspendende göttliche Gestalten, unter denen einige besonders hervorragen und besondere Wirkungskreise innehaben mochten. Nicht im Epos, aber wohl zu Agricola's Zeiten und gewiß auch früher unterschied man Ilmarinen und Ämimäinen von den (übrigen?) Kalewasöhnen, die man bei der Heuernte anrief. Aber auch böse Geister, wie Kullerwo, sind Kalewasöhne.

---

[1]) Auch die in jedem Hause verehrte Göttin der Liebe und Ehe ist nur unter ihrem Beinamen Sukkamieli, „die Strümpfefrohe“ (vom germ. sukka, Socken), bekannt, wie bei den Griechen Aphrodite, „die auf Schaum Wandelnde“.

VI.

Die Helden des Kalewala rufen bisweilen die oberen Götter, Ukko und Ahti, oder die Schutzgeister von Feld und Wald in der Noth oder bei wichtigen Anlässen an, aber diese Gottheiten greifen nicht in die Handlung gleich den griechischen Göttern der Ilias ein. Der Grund ist, daß die Helden selbst solche Götter ursprünglich waren, die also keine Hülfe von höheren Mächten erwarten oder erhalten konnten, und daß ihre Vermenschlichung noch nicht so weit fortgeschritten ist, daß dieser Ursprung völlig vergessen wäre. Lemminkäinen kämpft mit dem furchtbaren Froste und bringt ihn zum Weichen, er wagt sich in das Bereich des Todesgottes Tuoni, dem er zeitweilig verfällt, er ist selbst oftmals Ahti: das ist noch reiner Göttermythos.

Auch Olyttens oder Odysseus war ursprünglich ein Gott, der hinabstieg ins Todtenreich, und Herakles rang mit Thanatos, dem Tode. Selbst der häßliche und freche Thersites war einst ein Kriegs- oder Lustrationsgott, noch spät von den Spartanern unter dem Namen Theritas verehrt[1]). Aber diese griechischen Gottheiten treten uns in historischer Zeit als menschliche Helden entgegen, bisweilen mit übermenschlicher Kraft oder Klugheit begabt: die einstigen Göttergestalten lassen kaum noch ihren Ursprung erkennen, die Göttermythen sind zu Heldensagen umgewandelt und ausgebildet. Dadurch wurde für andere Götter Raum geschaffen, die diesem Verwitterungsproceß noch nicht erlegen waren, und so konnte Hera als göttliche Feindin des Herakles und Apollon oder Athena als göttliche Beschützer des Odysseus auftreten, wie Ahti einmal für Lemminkäinen und seine Genossen. Zeus, der Vater der Menschen und Götter, war in prähistorischer Zeit noch nicht in das bunte Gewebe der Göttersage verstrickt, so wenig wie im Kalewala der „Altvater" Ukko, und so blieb seine Göttlichkeit unangetastet. Aber die homerischen Epen haben Zeus und die übrigen „Götter" bereits mit einem Mythenkranze zu umgeben begonnen: davor ist Ukko bewahrt geblieben.

Weil die anerkannten Götter so wenig an der Handlung des Kalewala Theil nehmen und meist nur in Gebeten und Zaubergesängen aufgerufen oder durch magische Kräfte der Helden gezwungen ihnen helfen, hat der moderne Rationalismus den Göttermythos im Kalewala gänzlich verkannt und das Zauberlied für die erste und ursprüngliche Dichtung der Finnen, für ihre eigentlichste Poesie erklärt[2]). Es ist allerdings eine weit verbreitete, wenngleich nicht allgemeine Ansicht, daß niedere Religionsstufen auch stets ursprünglichere sein müßten. Da nun die Zauberei in den Runen eine große Rolle spielt, und die Verbreitung des Schamanismus bei den Finnen auch sonst bezeugt ist, da die Helden des Kalewala oftmals Wunder verrichten, und der Held Wäinämöinen das stehende Beiwort „der Zaubersprecher" erhalten hat, so erschienen die mythischen Vorstellungen als junge Nebenschößlinge des Zauberliedes.

Allein wir müssen Wunder und Zaubersprüche von einem ausgebildeten Schamanismus scharf trennen.

---

[1]) Darüber Usener in den Götternamen und in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie S. 137, 3. Wien 1897.

[2]) Comparetti, S. 170, 224 f. u. ö.

Wunder aller Art gehören zum Wesen der Götterſage und bleiben auch bei ihrer Umwandlung zur Heldenſage wenigſtens theilweiſe erhalten, und noch augenfälliger im Märchen. Die Tarnkappe, die nur dem Gotte zukommt, macht auch den Helden unſichtbar, die göttliche Kirke kann die Menſchen in Thiere verwandeln, aber der Held Odyſſeus durch einen Gegenzauber, die Wurzel Moly, die Macht der Zauberin brechen. Eine Zeit, die den urſprünglichen Zuſammenhang nicht mehr kennt, erfindet dann neue Zuſammenhänge mit der wunderthätigen Götterwelt: Hermes überbringt die Wurzel Moly, Ino Leukothea leiht dem Odyſſeus gegen das Wüthen Poſeidon's ihren Schleier, Nauſikaa ſteht ihm im fremden Phaiakenlande bei, Athena iſt gerufen und ungerufen zur Hand.

Auch die Kalewaſöhne flehen bisweilen um Beiſtand zu den mächtigen Göttern, aber wenn ſie Zaubermittel oder Zauberſprüche anwenden, ſo bedürfen ſie dazu kaum je göttlicher Hülfe, wenngleich Wäinämöinen einmal drei wichtige Worte fehlen und Ilmarinen ſich Rath holen muß von ſeiner Braut, der Nacht und Dämmerung Tochter, als deren Mutter ihn vor drei gefahrvolle Aufgaben ſtellt. Aber Ilmarinen kann ja ſchmieden, was er will, und Wäinämöinen und gelegentlich ſelbſt Lemminkäinen können hervorzaubern, was ſie wollen, und ihre Gegner gleichfalls. Hier bedurfte die Phantaſie der Finnen keiner weiteren Erklärung: das Volk, das auch im gewöhnlichen Leben an die Macht von Beſchwörern zu glauben ſich gewöhnt hatte, hatte ſich entwöhnt, alles Wunderbare von göttlicher Einwirkung herzuleiten.

Es iſt vielleicht denkbar, daß die Magie ſich faſt gleichzeitig mit dem Götterglauben bei den Finnen entwickelt hat, aber es iſt undenkbar, daß ſie älter wäre. Ein ausgebildeter Schamanismus, der alle Geiſter und Götter meiſtern und zwingen zu können wähnte, hätte den Glauben an frei ſchaltende Gottheiten nicht aufkommen laſſen und die Entwicklung des Mythos im Keime erſtickt. Ilmarinen muß der wunderthätige Lichtgott, der Schöpfer des Himmels geweſen ſein, bevor er zum menſchlichen Schmiede herabſank. Beides geht, ſchlecht vermittelt, im Kalewala neben einander her. Wohl konnte das Schamanenthum einen Zauberer ſchließlich nach Sonne und Mond greifen laſſen: aber wie kam es dazu, einem ſolchen den Namen Ilmarinen beizulegen? Und wie kam das Volk dazu, dieſen als Schirmer des Wanderers und Wettermacher zu verehren? Wenn das Schamanenthum die Rieſenſöhne erſt geſchaffen und das Volkslied ſie als Zauberer und Beſchwörer verherrlicht hätte, dann hätte nicht der Volksglaube ſie als göttliche Schnitter verehren können, wie bei den Spartanern nie ſich der Gott Theritas aus dem erbärmlichen Gegner Achill's und Odyſſeus', dem Therſites des Epos, hätte entwickeln können.

Die Stücke des Kalewala müſſen vielmehr die älteren ſein, in denen der uralte Göttermythos nachklingt oder gar noch zu Tage liegt, nicht die geiſtloſen Zauberrunen. Die Ausfahrt, den Sampo zu gewinnen, die Noth der Helden und der Verluſt des Hortes muß älter ſein als das Anrufen Ukko's und Ahto's oder das Hervorzaubern einer Klippe, wie auch die Helden ſelbſt gewiß älter ſind als ihre Mütter, Schweſtern und Mannen, als ihre Häuſer und Geräthe, ihre Böte und Schlitten, die ſie bald beſitzen, bald erſt zaubern. Das Motiv

des Zauberns ist im Kalewala sehr abgebraucht und sehr oft nur ein Nothbehelf oder ein ausschmückender Zusatz, aber berechtigt und alt z. B. bei den Aufgaben, die das Leben des Freiers oder Eroberers aufs Spiel stellen. Auch Jason in Kolchis und Odysseus im Hades brauchen solche Mittel. Und wenn Wäinämöinen seinen Gegner Jonkahainen in den Sumpf singt, den Meergott Iku-Turso in die Meerestiefe bannt und Thiere, Menschen und Götter, ja selbst Sonne und Mond durch Sang und Spiel herbeilockt, so haben wir in dem verderblichen Gesange der Sirenen, in Amphion, der Götter, Menschen und Thiere bezaubert und die Stadtmauern durch sein Spiel aufbaut, in Orpheus, der den Todesgott so rührt, daß dieser Eurydike dem Leben wieder gibt, schlagende Parallelen, die den Gedanken fernhalten, diese Züge seien von Schamanen erfunden. Die Schamanen haben sie nur mißbraucht, vielleicht auch sie vor anderen Zügen des Mythos bevorzugt und damit vor dem Untergange gerettet.

Jahrhunderte vor dem Zeitalter der Reformation waren Wäinämöinen, Ilmarinen und Lemminkäinen Götter der Finnen, denen ein hervorragender Antheil an der Weltschöpfung zugeschrieben wurde, und diese mythische That wurde in Volksliedern besungen und von Geschlecht zu Geschlecht überliefert. Ob der Glaube daran uralt oder den Finnen von außen erst durch die enge Berührung mit Germanen und Slaven zugetragen war, verdiente wohl eine besondere Untersuchung. Davon läßt sich das „romantische" Motiv der Brautwerbung, das tief im Göttermythos begründet ist, schwerlich trennen [1]). Aber in jedem Falle muß die Fortentwickelung des Mythos bei den Finnen gleichartig angenommen werden, mag man nun seine Wurzel für urfinnisch oder für indogermanisch halten.

Um 1541 wurden Ilmarinen und die Riesensöhne noch als Naturgötter verehrt, aber der mächtige Himmelsgott war bereits zu einem Sondergotte mit beschränktem Wirkungskreise herabgesunken, um demnächst selbst ein Sohn Kalewa's und der Ilmatar zu werden. Auch Wäinämöinen wurde noch unter den Sondergöttern verehrt, aber nur noch als göttlicher Sänger: seine ursprüngliche Bedeutung war dem Bischof Agricola nicht mehr bekannt, offenbar weil das Volkslied sie bereits verdunkelt hatte. Dies muß also damals eine erhebliche Ausbildung und großen Einfluß erlangt haben. Aber es hatte die Göttlichkeit Ilmarinen's noch nicht angetastet; das ist vielmehr den letzten Jahrhunderten vorbehalten geblieben, die auch Wäinämöinen zum Zauberspreche stempelten.

Wir sehen, daß die finnischen Runen in der vorliegenden Gestalt ganz jung sind; und wohl das Jüngste an ihnen ist die bedeutungslose und witzlose Zauberei, die freilich im Mythos selbst und in altem Volksglauben wurzelt, die aber wie eine üppige Schlingpflanze den alten Stamm überwuchert und fast zu ersticken droht.

[1]) Comparetti, der die Zauberrune allein als urfinnisch ansetzt, aber ihre Unfruchtbarkeit wohl einsieht, läßt diesen sagenbildenden Keim willkürlich in der Wikingerzeit (800—1000) in den Volksglauben eindringen.

Carl Schurz.

Von

Marie Jüssen.

[Nachdruck untersagt.]

In den Vereinigten Staaten haben sich die Reihen der ihren Idealen treu gebliebenen Politiker bedenklich gelichtet. Die kritische Periode der amerikanischen Geschichte, welche in dem Rebellionskriege von 1861—1865 ihren Abschluß fand, war der Entwicklung idealistischer Tendenzen in der Politik wie in der Literatur besonders günstig. Seitdem aber hat sich allmählich und unaufhaltsam ein Umschwung zu materialistischen Anschauungen vollzogen, der sich in der gegenwärtig brennenden Frage der Expansionspolitik mit Macht behauptet. Die noch lebenden Staatsmänner jener Zeit, denen von Seiten der gesammten civilisirten Welt Achtung gezollt wurde, gehören der alten Schule an, und nur noch in vereinzelten Fällen macht der dauernde Einfluß ihres Wirkens sich fühlbar. Als würdiger Repräsentant dieser alten Schule muß Carl Schurz, der am 2. März dieses Jahres sein siebzigstes Lebensjahr vollendet, mit in erster Linie genannt werden.

Seine Jugend fiel in eine Zeit, die von den Nachwirkungen der Napoleonischen Kriege noch bewegt war, und die auch das entlegene Dörfchen Liblar im Regierungsbezirk Köln aus seinem geistigen Schlaf aufgeweckt hatte.

Christian Schurz, der bescheidene Dorfschullehrer, träumte, wie mancher Andere, den das Schicksal nicht mit irdischen Gütern gesegnet hat, von einer großen Zukunft. Er hatte im Jahre 1828 Marianne Jüssen, die einzige Tochter des in der Umgegend wegen seines klaren Geistes und seiner herkulischen Körpergestalt allgemein geachteten Großbauern Herbert Jüssen, geheirathet. Die junge Frau brachte als Mitgift eine Fülle energischen Muthes und ein helles Verständniß für Zustände und Menschen mit in die Ehe, während der Reichthum des Gatten aus Zukunftsplänen und dem unverwüstlichen Humor des Rheinländers bestand.

Herbert Jüssen, der Großvater von Carl Schurz, verwaltete zur Zeit der Verheirathung seiner Tochter die Güter des Grafen Wolf von Metternich. Das gräfliche Schloß mit seinen Orangerien und Kunstgärten lag in unmittel-

barer Nähe des Dörfchens, und Christian Schurz verlebte das erste Jahr seiner Ehe bei den Eltern seiner Frau auf der Burg, einem alterthümlichen, von Wassergräben umgebenen Bau, der mit den Wirthschaftsgebäuden der gräflichen Besitzung in Verbindung stand.

Hier in „einem Schloß" wurde Carl Schurz geboren, wie er in den Memoiren, die nach seinem Tode von seinen Kindern veröffentlicht werden sollen, mit lakonischem Humor bemerkt. Er war als erster Enkel die Freude seiner Großeltern. Die gewaltige Gestalt des Mannes, von dem erzählt wird, daß er einen Amboß in einer Hand über den Hof und in die Schmiede zurück getragen habe, und mit dem kein Bauer sich an Kraft messen konnte, erschien dem Knaben als die Verkörperung männlichen Muthes und unversieglicher Kraft. Die stille, sinnige Großmutter, die mit sicherer Ruhe das Hauswesen leitete, täglich vor dem großen Herde in der gewölbten, mit Steinfliesen belegten Gesindestube stand und den Leuten die Speisen austheilte, des Abends die Mägde beim Spinnen überwachte, ohne Unterlaß zu walten und zu schaffen schien und dabei niemals ihre gleichmäßige Ruhe verlor, war ihm ein Vorbild der Thätigkeit und Güte. Im vertraulichen Verkehr mit schlichten Bauersleuten und unter dem Einfluß der in dem Dörfchen herrschenden patriarchalischen Zustände bildete sich bei Carl Schurz der volksthümliche Sinn aus, der ihn als Politiker kennzeichnet, und dem er seine persönliche Popularität in allen Volksschichten verdanken sollte.

Christian Schurz, der im Allgemeinen weniger energisch beanlagt war als seine Frau, hegte seit der Geburt des ältesten Sohnes den festen Vorsatz, dem Kinde den Weg zu einer ungewöhnlich erfolgreichen Zukunft zu bahnen. Kein Opfer sollte zu groß sein. Die Eltern concentrirten ihre ganze Thatkraft auf dieses eine Endziel, an dessen Erreichung sie auch keinen Zweifel aufkommen ließen. Es wurden frühzeitig hohe Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Knaben gestellt, und sehr bald wurde ihm klar, daß der Vater nicht mit einem Schulzeugniß zufrieden zu stellen war, auf dem die I nicht von einem a begleitet war. Nur einmal fehlte das unheilvolle a, und der schuldbewußte Carl fand lange nicht den Muth, mit diesem „schlechten Zeugniß" vor den Vater zu treten. Dieser hatte inzwischen sein Lehramt mit einer kaufmännischen Thätigkeit vertauscht, von der er in materieller Hinsicht eine bessere Zukunft für sich und seine Familie erhoffte. Aber er war der ausgesprochene Gelehrtengeist, dem jede praktische Geschäftskenntniß mangelte. Sein Lieblingsstudium war und blieb die Chemie, die er nur vernachlässigte, um seine Blumen und Vögel zu pflegen. Er ließ sich auch eine Weile von dem Wahne bethören, die Alchemie werde ihn von allen Sorgen befreien.

Für sein Heimathsdorf entwickelte er ebenfalls Ambitionen, baute einen Saal, in dem sich die Honoratioren des Dorfes versammelten, und in dem sich alle gesellschaftlichen Ereignisse von Bedeutung abspielten. In diesem Saal, der jetzt in ein Schulhaus umgewandelt ist, durchlebte Carl Schurz alle Schrecken des Lampenfiebers. Hier hielt er seine erste Rede, und hier erfolgte sein erstes Auftreten als Claviervirtuos. Das geschah nicht etwa, weil der Vater seinen Sohn als Wunderkind zu produciren wünschte, sondern weil er ihn möglichst früh daran gewöhnen wollte, kritisirt zu werden.

Inzwischen hatte sich die Familie um drei Mitglieder vermehrt. Der Vater entschädigte sich für seine Strenge dem Sohne gegenüber, indem er die beiden Töchter nach Herzenslust verzog und sie den damals wenig progressiven Ideen gemäß nicht sonderlich zum Lernen anhielt. Der zweite Sohn, um zwei Jahre jünger als Carl, theilte dessen Schulstunden und wurde sein liebster Kamerad. Dieser Bruder starb als achtjähriger Knabe, und Carl erholte sich nur langsam von der furchtbaren Seelenerschütterung, welcher dieser sein erster tiefer Kummer ihm verursachte. Zu jener Zeit war er für sein Alter ungewöhnlich ernst. Er galt bei seinen Vettern, mit denen er gemeinschaftliche Ferienreisen auf die umliegenden Gehöfte der Verwandten machte, für „unheimlich brav", wie sie sich ausdrückten; sie gaben sich redlich Mühe, seine moralische Ueberlegenheit ins Wanken zu bringen, und keineswegs immer vergeblich. Bei Gelegenheit einer dieser Ferienreisen miethete die aus vier Vettern bestehende Gesellschaft einen Esel, welchen sie abwechselnd zu reiten beabsichtigten. Die Vettern behaupteten noch im späten Mannesalter, wenn die Rede auf jene lustige Zeit kam, daß Carl schon damals seinen Führergeist verrathen, indem er es so einzurichten wußte, daß die Reihe, auf dem Esel zu reiten, immer an ihn kam, wenn sie sich einem Dörfchen näherten. Stolz ritt er dann voran, und die Vettern als Geleit, in eine Staubwolke gehüllt, trabten hinterdrein, mit dem Staub auch noch den Neid hinunter schluckend, wenn sie die Bewunderung sahen, welche in den Augen der herbeilaufenden Dorfkinder aufleuchtete. Der größte Schelm des Vetternquartetts aber wollte sich diese Demüthigung nicht länger gefallen lassen. Auf Rache sinnend, schwang er sich mit einem kühnen Sprung rückwärts auf den Esel, auf dem er nun dasaß, wie es in Bürger's Ballade heißt: „verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand", zum Gaudium der Schuljugend, die, während das Eselein mit den Hinterbeinen ausschlug, in ein schallendes Gelächter ausbrach, in das Carl gutmüthig einstimmte, sobald er die Situation begriffen hatte.

Den höchsten Triumph seiner Kindheit feierte Carl Schurz auf der Dorfwiese von Liblar, als er einmal beim Schützenfeste den Vogel abschoß. Das ganze Dorf jubelte dem kleinen Schützenkönig zu, als er an der Spitze der Mannen, begleitet von einer alten, runzeligen Schützenkönigin, unter der Würde seiner königlichen Insignien fast erdrückt, seinen Einzug hielt. An Muskelkraft fehlte es dem Knaben noch; er hatte die Armbrust beim Zielen stützen müssen, aber treffen konnte er schon.

Viel Werth legte der Vater auf die Pflege der musikalischen Begabung des Sohnes, der sich, um Geistesgegenwart zu gewinnen, so oft es anging, öffentlich hören lassen mußte, und der selbst keinen lebhafteren Wunsch hatte, als einmal auf der großen Kirchenorgel spielen zu dürfen. Die Gelegenheit kam. Der junge Aspirant wurde aufgefordert, als Stellvertreter des plötzlich erkrankten Organisten bei dem Gottesdienst mitzuwirken. Alles verlief befriedigend. Die Predigt war vorüber, die Schlußhymne gesungen, die Gemeinde schickte sich an, die Kirche zu verlassen. Carl aber lauschte, hingerissen vom Enthusiasmus des Musikers, den Tönen, die er der Orgel entlockte, vergaß darüber seine Pflicht und seine Umgebung vollständig, griff einige volle Accorde,

ging aus Moll in eine Dur-Tonart über, und im nächsten Augenblick brausten zum Entsetzen der Gemeinde die Klänge eines flotten Militärmarsches durch den geweihten Raum. Man schrieb ihm das Versehen übel an, und seine Carrière als stellvertretender Organist nahm ein jähes Ende.

Im Jahre 1839 trat Carl Schurz in das Kölner Jesuiten-Gymnasium ein, und hier hatte er das Glück, von einem Lehrer geleitet zu werden, welcher in ihm den Sinn für jene Klarheit und Einfachheit des Stils weckte, die nachmals seinen Schriften in deutscher sowohl wie in englischer Sprache das classische Gepräge gaben. Diesem Lehrer verdankt er in erster Linie, daß er als Schriftsteller und Redner den gründlich durchdachten Gegenstand, sei er abstracter, sei er concreter Natur, in der denkbar verständlichsten Form dem Leser oder Hörer vorzuführen vermag. Sein Beispiel zeigt, welch' mächtiges Werkzeug die Sprache bei sorgfältiger Anwendung wird, und daß es nur der Stil ist, der dem geschriebenen wie dem gesprochenen Wort Lebensfähigkeit und Kraft verleiht.

Während der letzten Jahre seiner Gymnasialzeit brachen schwere Sorgen über die Familie herein. Die Großeltern waren gestorben, die Eltern nach Bonn übergesiedelt. In der anregenden Atmosphäre der Universitätsstadt fühlte der Vater sich wohler, und hier war auch den Töchtern der Vortheil einer guten Schulbildung gesichert. Aber in Folge seiner Vertrauensseligkeit und geschäftlichen Unerfahrenheit erlitt er um diese Zeit einen vollständigen finanziellen Zusammenbruch, und Carl sah sich genöthigt, entweder sein Studium aufzugeben oder sich ohne jede Hülfe auf das Abiturientenexamen vorzubereiten. Er wählte ohne Zögern den letzteren Weg und bestand am Ende des Jahres die Prüfung mit Auszeichnung. Die Familie lebte damals in einem bescheidenen Häuschen der alten Stadt Bonn, und nur der Muth und die eiserne Energie der Mutter schützten die Ihrigen vor der bittersten Noth.

Mit seinem Uebergang zur Universität kam für Carl Schurz der wichtigste Wendepunkt seines Lebens. Er besuchte die Collegien Gottfried Kinkel's, und hingerissen von dessen Beredtsamkeit, trat er bald in freundschaftlichen Verkehr mit ihm und seiner geistvollen Frau Johanna. Diese starken Persönlichkeiten übten einen entscheidenden Einfluß auf den Geist des für Volksrecht und Freiheit enthusiasmirten Jünglings.

Jeder Deutsche kennt die Ereignisse der Jahre 48 und 49 und die Rolle, welche Kinkel und Schurz während derselben spielten. In diesem Sturme reifte der Jüngling zum Manne. Die freudige Aufopferung aller persönlichen Interessen, die Fähigkeit, rasch auf einander folgende kritische Situationen zu fassen und zu beherrschen, der volksthümliche Geist und die Principientreue: alles Das entwickelte sich in ihm und wurde zur Grundlage seiner späteren politischen Thätigkeit. Durch die Betheiligung an der revolutionären Bewegung aus seiner Laufbahn gerissen, zog er mit Gottfried Kinkel in den badischen Aufstand und befand sich noch in Rastatt, als Jener an der Murg gefangen genommen ward. Aber dem Selbsterhaltungstrieb, der ihn im Augenblick, als die Preußen schon in Rastatt einzogen, zu dem waghalsigen Fluchtversuch durch die Kloaken der Stadt bestimmte, folgte sofort der Entschluß, sein wieder

gewonnenes Leben für den im Gefängniß schmachtenden geliebten Lehrer in die Schanze zu schlagen. Von Zürich aus, wo er fieberkrank von seinem Freunde Adolf Strodtmann aufgefunden wurde, setzte er sich mit Johanna Kinkel in Verbindung, die ihn zum Führer bei dem beabsichtigten Befreiungswerk ausersehen hatte. Inzwischen durchwanderte der Vater die Gefängnisse Badens, in dem Glauben, unter den Gefangenen oder Todten den Sohn finden zu müssen. In seinem Abschiedsbrief an die Eltern hatte Carl geschrieben, er werde voraussichtlich schon erschossen sein, ehe dieser Gruß sie erreiche. Das war der einzige Anhaltspunkt, den die Eltern hatten. Unverrichteter Sache kehrte der Vater nach Bonn zurück. Da, eines Nachts, stand der Sohn im Schlafzimmer der Eltern. Auf dem Wege nach Berlin war er nach Bonn gekommen, um die Seinigen noch einmal zu sehen, bevor er die gefährliche Mission antrat. In seiner Freude über die gelungene Flucht des Sohnes hätte der Vater den Nachbarn fast dessen Gegenwart verrathen. Einen Tag blieb Carl Schurz im elterlichen Hause verborgen, dann reiste er, der vogelfrei war, nur durch einen Vollbart maskirt und durch den Paß eines Doctors der Medicin geschützt, nach Berlin.

Wie das Unternehmen, bei dem Schurz ohne Zögern sein Leben einsetzte, gelang, ist bekannt. Mit der Errettung Kinkel's ist der Name von Carl Schurz für immer verbunden; und die beiden Jahre, welche er nach der gemeinschaftlichen Flucht mit ihm in London verlebte, waren voll von den Nachklängen jener bewegten Zeit, deren überstandene Gefahren und wunderbare Rettungen dem gegenwärtigen Kampf ums Dasein etwas wie einen romantischen Zug verliehen. Es hatte sich in London eine Colonie deutscher und ungarischer Flüchtlinge zusammen gefunden, denen von den Engländern ein reges, bewunderndes Interesse entgegen gebracht ward. Man riß sich förmlich um die Auszeichnung, von einem dieser Ausgewanderten Unterricht in der deutschen Sprache, Literatur, Musik und Geschichte zu erhalten. Namentlich war die gesellschaftliche und finanzielle Stellung Gottfried und Johanna Kinkel's, die ihre eigene Atmosphäre um sich verbreiteten, bald gesichert; und um Carl Schurz, den jungen, kühnen Freiheitshelden, wob die Rolle, welche er bei der Befreiung Kinkel's gespielt, einen besonderen Nimbus. Er hatte in diesem gewagten Unternehmen eine Unerschrockenheit und eine Thatkraft bewiesen, die ihm, verbunden mit eminenter rednerischer Begabung und klarem Verständniß für politische und sociale Verhältnisse, eine erfolgreiche Carrière zu verbürgen schienen. Es kam darauf an, wie sich diese Begabungen und Tendenzen im praktischen Leben entwickeln würden, und zu dieser Entwicklung war kein Feld geeigneter als dasjenige, welches Amerika bot.

Nachdem sich Schurz 1852 mit Margarethe Meyer, einer geistvollen, mit seinen Zukunftsplänen und Idealen innig sympathisirenden Hamburgerin, in London verheirathet hatte, wanderte das junge Paar 1853 nach Amerika aus. In Philadelphia hatte sich Dr. Thidemann, der Bruder des in Rastatt erschossenen Theodor Thidemann, mit seiner Frau, der Schwester Friedrich Hecker's, niedergelassen, und Schurz beschloß, einstweilen gleichfalls hier zu bleiben. Vorerst beabsichtigte er, sein Studium der englischen Sprache fortzusetzen und sich mit

den politischen und socialen Zuständen Amerika's vertraut zu machen. Philadelphia war zu solchem Zwecke eine günstig gelegene Stadt, denn hier stießen die Lager der beiden Parteien hart an einander. Um die Lage, welche Carl Schurz vorfand, zu überblicken, ist es nothwendig, einige Jahre zurück zu greifen.

Texas, von Mexiko abgefallen und bis 1840 eine unabhängige Republik, war 1845 von den Vereinigten Staaten annectirt worden. Die auf diese Annection folgenden Grenzstreitigkeiten zwischen Texas und Mexiko verwickelten die Vereinigten Staaten 1846 in einen Krieg, aus dem sie nach zweijährigem Kampf als Sieger hervor gingen. Bei den Friedensverhandlungen erhielten die Vereinigten Staaten gegen Zahlung von 15 000 000 Dollars die Territorien von Neu-Mexiko und Californien. Bei der Annection von Texas, welches eine große Colonie amerikanischer Sklavenhalter besaß, hatte John Calhoun, der Führer der Sklavenpartei, seine ganze Kraft eingesetzt, um, wie er im Senat erklärte, „die Interessen der Sklaverei zu unterstützen, ihren Einfluß zu verbreiten und ihren dauernden Bestand zu sichern". Nun aber wurde das Sternenbanner an den Ufern des Stillen Oceans aufgepflanzt, und bei dem rapiden Wachsthum der Republik der Streit um das Uebergewicht zwischen den Anhängern und Gegnern der Sklaverei immer erbitterter. Texas wurde als Sklavenstaat in die Union aufgenommen, Wisconsin und Jowa dagegen wurden zu freien Staaten gemacht. Da (1848) warf Senator Wilmot von Pennsylvanien die Brandfackel seines „Wilmot Proviso", welches den Sklavenhandel aus allen neu erworbenen Territorien ausschließen sollte, in das feindliche Lager. Dieses Proviso war das Signal zu einem langen, heißen Kampfe, und obgleich die Gesetzesvorlage nicht durchging, trug sie doch zur Entstehung einer neuen, die Ausdehnung der Sklaverei bekämpfenden Partei, der „Free Soil Party", bei. Die Frage der Ausdehnung der Sklaverei war nun brennend geworden, und Henry Clay, der beredte Staatsmann aus Kentucky, dessen Biographie Carl Schurz im Jahre 1885 schrieb, bemühte sich, durch verschiedene Compromißversuche den Conflict endgültig zu schlichten. Er machte 1853 den Vorschlag, Californien als freien Staat in die Union aufzunehmen und in dem District Columbia die Sklaverei aufzuheben. Diese Maßregeln wurden als wichtige Zugeständnisse betrachtet. Als Gegengewicht jedoch wurde das sogenannte „Fugitive Slave Law" eingeführt, welches die Sklavenhalter berechtigte, ihre entlaufenen Sklaven bis über die Grenze der freien Staaten zu verfolgen und wieder in die Sklaverei zurück zu führen. Dieses Gesetz rief in den freien Staaten den heftigsten Widerspruch hervor. Es galt als constitutionswidrig und unmenschlich grausam und wurde besonders von dem eminenten Staatsmann Charles Sumner, Senator von Massachussetts, dem begeisterten Vertreter der Antisklaverei, bekämpft. Ihm schlossen sich Wendell Philips, Theodore Parke, Horace Man und andere bedeutende Männer jener Zeit an. Eine bedauernswürdige Ausnahme machte Daniel Webster, dessen gewaltiger Geist durch seine ehrgeizigen Präsidentschaftspläne so umflort war, daß er sich herbei ließ, den Wünschen der Südstaaten entgegen zu kommen, in der Hoffnung, ihre Stimmen für sich zu gewinnen.

Am 18. März 1850 wurde das unheilvolle Gesetz angenommen. Es hatte sofort zur Folge, daß die Nordstaaten sich dagegen auflehnten und sich der Regierung widersetzten. Sie befreiten entlaufene Sklaven aus den Händen der Gerichtsbeamten und gaben auf jede Weise ihre Entrüstung kund. In diesem Stadium befand sich die Republik, als Carl Schurz nach Amerika kam; Franklin Pierce aus New-Hampshire, ein leidenschaftlicher Verfechter der Sklavenarbeit, war 1853 von den Demokraten zum Präsidenten gewählt worden, und der Kampf setzte sich mit wachsender Heftigkeit fort.

Einstweilen konnte Schurz nur ein unthätiger Zuschauer dieser Vorgänge sein. Theils weil er sich sehnte, das primitiv idyllische Leben des Westens kennen zu lernen, theils weil sich eine Anzahl seiner Freunde und Verwandten dort angesiedelt hatte, beschloß er 1855, ihnen zu folgen. In der Nähe des aufblühenden, hübsch gelegenen Städtchens Watertown, im Staate Wisconsin, kaufte er eine Farm und widmete sich hier in der ländlichen Ruhe seinem Studium der Jurisprudenz.

An geselligem Verkehr fehlte es der Familie nicht. Die kleine Colonie gebildeter Deutscher, welche sich in Watertown und dem nahe liegenden Milwaukee niedergelassen hatte, hielt tapfer zusammen. Anregung von außen war in jener Zeit im Westen der Vereinigten Staaten nicht vorhanden. Denn bei den damals unter den Amerikanern stark entwickelten Vorurtheilen gegen das deutsche Element fand man keine besondere Ermuthigung zum geselligen Verkehr mit den Eingeborenen, und die meist noch an deutsche Sitten gewöhnten Europäer hätten sich auch schwerlich in der nüchternen Atmosphäre, die damals in amerikanischen Kreisen herrschte, behaglich gefühlt.

Der Ton in dem Haushalt der Familie Schurz war ein äußerst heiterer und harmonischer, und es fügte sich wie von selbst, daß „die Schurzer Farm" als geselliger Mittelpunkt betrachtet wurde, um den sich Alles versammelte, was an gebildeten Deutschen nach Wisconsin kam. Umgeben von einem großen Kreise naher Verwandten und Freunde, ungehemmt auf sein Ziel hinarbeitend, die Fähigkeit in sich fühlend, seinem Adoptivvaterlande noch einmal bedeutende Dienste leisten zu können, gestaltete diese Zeit sich zur glücklichsten und verheißungsvollsten eines an Arbeit und Erfolg reichen Lebens.

Inzwischen hatte Carl Schurz seinen Dr. juris auf der Universität zu Madison, Wisconsin, gemacht und zu practiciren begonnen. Da kam der Wahlkampf des Jahres 1857. Schurz hielt einige politische Reden, durch die er sofort der anerkannte Führer des Deutsch-Amerikanerthums wurde. Er ließ die Jurisprudenz fallen und widmete sich fortan ausschließlich einer staatsmännischen und journalistischen Thätigkeit. Seine klare, einfache Art, verwickelte Fragen zu behandeln, sein außerordentliches Rednertalent, sein volksthümliches Wesen befähigten ihn vor allen anderen Deutsch-Amerikanern, die hervorragende Stellung einzunehmen, die er seit jenem Wahlkampfe unangefochten behauptet hat. Die Frage, die diesen Wahlkampf beherrschte, war natürlicher Weise wieder die der Ausdehnung des Sklavenhandels. Die Deutschen hatten gegen das Vorurtheil der sogenannten „Know-Nothings" zu kämpfen, die den im Ausland geborenen Bürgern jeden Einfluß in den gesetz-

gebenden Körpern nehmen wollten. Diese Partei stellte sogar in dem Wahlkampf von 1856 einen Präsidentschafts-Candidaten auf, jedoch war die Bewegung auf die Dauer nicht lebensfähig, weil es sich immer mehr zeigte, daß das fremde deutsche Element die Cultur des Landes bedeutend hob.

Gleich im ersten Jahre der Präsidentschaft des 1857 gewählten James Buchanan wurde die Aufregung im Volke durch die „Dred Scott Decision" gesteigert. Laut dieser gerichtlichen Entscheidung konnten Sklavenhalter mit ihren Sklaven, ohne dieselben frei zu geben, in die freien Staaten übersiedeln. Darauf folgte 1859 der von John Brown in Virginien entfachte Aufstand im Interesse der gequälten Neger und am 2. December 1859 seine Hinrichtung.

Mit der Beschießung des Fort Sumter am 11. April 1861 durch den Rebellengeneral Beauregard brach der Sturm, der so lange das Land bedroht hatte, los, und gleichzeitig rückte eine neue Präsidentenwahl heran. Die alten Parteien waren zersplittert. Es standen vier Candidaten im Felde, unter ihnen, als Bannerträger der Republikaner, Abraham Lincoln. In ihm erkannte Carl Schurz seinen Mann. Die Beiden hatten viel Berührungspunkte mit einander gemein, als Menschen sowohl wie als Politiker. Lincoln hat Carl Schurz als Freund betrachtet und Schurz seinem Vorbilde idealer politischer Bestrebungen in seinem 1892 erschienenen Essay ein würdiges Denkmal gesetzt.

Während des Wahlkampfes, der mit dem Siege Lincoln's endete, hatte Carl Schurz sich nicht nur als Führer des deutschen Elements, sondern auch als Staatsmann von weitem Blick bewährt; und bald nach dem Amtsantritt des neuen Präsidenten kam er als Gesandter an den spanischen Hof, legte aber nach einigen Monaten sein Amt nieder, um, da der Revolutionskrieg inzwischen große Dimensionen angenommen hatte, in die Armee einzutreten. Er commandirte bei Bull-Run und Chancelorsville eine Division und machte die Sherman-Campagne in Georgien und Carolina mit. Nach dem Kriege, als Lincoln durch Mörderhand gefallen war und die Zustände in den südlichen Staaten sich sehr verworren und traurig gestalteten, beauftragte Präsident Johnson Carl Schurz mit der verantwortlichen Mission, den Süden zu bereisen und der Regierung über die herrschenden Wirren Bericht zu erstatten. Dieses war die zweite Anerkennung seiner diplomatischen und staatsmännischen Fähigkeiten von Seiten des obersten Vertreters des amerikanischen Volkes. Seitdem hat sich sein Einfluß in jeder Frage, die das Wohl des Landes berührt, geltend gemacht. Wie alle weitschauenden Männer nahm er die Schreier, welche das „bloody Shirt" nach dem Revolutionskriege schwangen, niemals ernst; er glaubte selbst in der schlimmsten Zeit fest an die Lebensfähigkeit der Union. Der Kampf war ehrlich durchgefochten, der Süden unterlegen, die abtrünnigen Staaten waren wieder zu der Union zurückgekehrt. Damit hatte sich die Kluft geschlossen. Allerdings hatte der unselige Bürgerkrieg Fragen aufgeworfen, die nicht sobald zu lösen waren, und die in späteren Jahren noch zu manch' heißem Kampfe führen sollten. Darunter war und blieb die Negerfrage in politischer wie in socialer Beziehung die schwierigste.

Um mit dem Volke in directer Berührung zu bleiben und seinen Einfluß in der Politik dauernd geltend zu machen, übernahm Carl Schurz 1867 die

Redaction der deutsch-amerikanischen Zeitung „Westliche Post“ in St. Louis, Missouri, und correspondirte eine Zeit lang für die „New-York-Tribune“. Im Jahre 1869 wurde er in den Bundessenat gewählt. Er, der erste Deutsche, der jemals im Senat einen Staat vertreten hatte, wurde bald in Folge seiner Reden gegen die Annection von San Domingo und zu Gunsten der Goldwährung und der Civildienstreform als der Erbe Charles Sumner's erkannt.

Während der ersten Präsidentschaft des Generals Grant (1869—1873) war die Corruption in der Staats- wie in der Gemeindeverwaltung zur höchsten Blüthe gediehen. Um diesem Unwesen zu steuern, wurde Horace Greeley, Redacteur der „New-York-Tribune“ und Verfasser des Werkes „The American Conflict“, ein Mann von unantastbarem Rufe, von der unabhängigen Reformpartei, der auch Schurz sich anschloß, als Präsidentschafts-Candidat aufgestellt. Die Corruption trug jedoch noch einmal den Sieg davon. Greeley wurde geschlagen und starb kurz darauf, ein Opfer der durchlebten Aufregungen und Enttäuschungen. Während dieses Wahlkampfes äußerte Carl Schurz sich mit schneidender Schärfe gegen die principienlose Mißwirthschaft der republikanischen Partei. Nachdem er auf den schmählichen Unfug hingewiesen, den die sogenannten „Carpet-Baggers“ im Süden durch Bestechung der nun stimmberechtigten Neger trieben, und die daraus entstandenen Zustände geschildert hatte, in Folge deren er sich von der Partei getrennt, sagte er Folgendes:

„Die productive Arbeit des Südens ist fast gänzlich eingestellt, die Grundlage der Gesellschaft untergraben, und die südlichen Staaten sind nahezu bankerott. Die republikanische Partei ist dafür verantwortlich. Im Namen welcher Partei sind die Schnapsäckler-Regierungen gegründet worden? Im Namen welcher Partei werden sie aufrecht erhalten und vertheidigt? Geschah es nicht im Namen der republikanischen Partei? Kann man die Liebe eines Menschen gewinnen, indem man seine Taschen leert? Ich bin nicht zu dem Zwecke Republikaner geworden, bin es jetzt nicht und werde es niemals sein, um das Volk des Südens in die Hände der schlimmsten Schurken auszuliefern, die jemals politische Macht erlangt haben.“

Im Jahre 1876 finden wir Schurz wieder bei der republikanischen Partei, welche die von ihm als wesentlich erkannten Reformen in ihr Programm aufgenommen hatte. In dem Präsidentschafts-Candidaten Rutherford Hayes von Ohio glaubte er den geeigneten Mann zur Ausführung dieses Programms zu erkennen, unterstützte ihn aufs Energischste und trat nach dessen Wahl in sein Cabinet als Minister des Innern. Als solcher hatte er das Patent-, Pensions- und Indianer-Departement zu verwalten, und hier, während der vier Jahre seines Staatssecretariats, waren es vor Allem der Protectionsunfug und andere Mißbräuche dieser Art, die ihn in der Ueberzeugung bestärkten, daß eine Civildienstreform vor allem Anderen Noth thue. Ebenso vertrat er die Interessen des Militärs, und heute noch spricht man in der Armee von der guten Zeit des Carl Schurz-Regimes. Rücksichtslos ging er ferner gegen die Uebervortheilung vor, welcher die Rothhäute von Seiten der Indianeragenten ausgesetzt waren, und hatte bald das volle Vertrauen der Häuptlinge gewonnen, die als Deputirte ihrer Stämme nach der Bundeshauptstadt kamen, um mit dem „vieräugigen Vater“, wie sie Schurz seiner Brille wegen nannten, be-

züglich der von der Regierung gekauften Ländereien und der ihnen zugetheilten Reservationen zu verhandeln. Es begreift sich, daß die Indianer die Weißen als ihren Erbfeind betrachten. Sie sehen ganz klar, daß die Missionsschulen und alle sonstigen Culturanstalten ihnen den Untergang bereiten. Um so mehr konnte Schurz auf die Achtung und Verehrung stolz sein, die er sich durch sein freundliches, offenes Wesen bei „Sitting Bull" und anderen berühmten Indianerhäuptlingen erwarb.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse in der officiellen Welt waren während der Administration des Präsidenten Hayes äußerst einfache. Das Washington von heute würde mitleidig die Achseln zucken, wenn es eine Musterung der damals tonangebenden Gesellschaft abhalten könnte. — Um diese Zeit verlor Carl Schurz seine Gemahlin. Aber lange noch erhielt sich in diplomatischen Kreisen die Erinnerung an die gemüthlichen und interessanten Abende, die man im Hause des Ministers Schurz verlebt, und die sich durch den genialen Geist und feinen Tact der schönen Frau so glänzend gestaltet hatten. Nun fiel die Pflicht der Repräsentation auf die beiden Töchter, welche ihre Aufgabe im Geiste der Mutter lösten.

Mit der neuen Präsidentenwahl im Jahre 1880 zog Schurz sich in das Privatleben zurück und hat seitdem seinem Lande nicht wieder als Staatsbeamter gedient. Durch seine journalistische Thätigkeit an der „New-York Evening Post" und später an dem Wochenblatt „Harper's Weekly" ist er jedoch beständig mit dem Volke in Fühlung geblieben, und die Landes- sowohl wie die Staatsregierung haben seinem Einfluß und seiner Kritik immer Rechnung tragen müssen. Als es im Wahlkampfe von 1885 galt, die ehrgeizigen Pläne des geistvollen und deshalb um so gefährlicheren Demagogen James Blaine zu vereiteln, war es dem thatkräftigen Einschreiten solcher Männer wie Carl Schurz zu verdanken, daß das Princip und der Volkswille den Sieg über die Corruption und politische Mache davon trugen; und der durch die vereinten Kräfte der Demokraten und der Reform- oder sogenannten „Mugwump"-Partei gewählte Grover Cleveland hat das Vertrauen, welches das Volk ihm entgegenbrachte, so sehr gerechtfertigt, daß er, obwohl 1889 von seinem Gegner, Benjamin Harrison, geschlagen, 1893 wieder gewählt ward. Als er 1897 seinem Nachfolger William Mac Kinley den Präsidentenstuhl räumte, würdigte Schurz in einem in „Mac Clure's Magazine" erschienenen Artikel die tüchtigen, von selbstloser Ueberzeugungstreue beseelten Leistungen des scheidenden Demokraten, während er in dem Wahlkampfe, in welchem die Silberleute die Sicherheit der Republik bedrohten, die Plattform der republikanischen Partei unterstützt hatte. Von jeder directen Vereinigung mit dieser und ihrem Candidaten hielt er sich jedoch fern.

Als seine Lebensaufgabe betrachtet er vielmehr den Kampf, den er einst als Minister begonnen und nunmehr in seiner unabhängigen Stellung als Präsident der Civildienstreform-Liga wieder aufgenommen hat. Die Liga, die ihn 1892 zum Nachfolger des auch als Schriftsteller rühmlichst bekannten George W. Curtes wählte, erkannte in ihm den Mann, der, auf eine im Interesse der ehrlichen Regierung geübte langjährige und erfolgreiche Thätig-

keit zurückblickend, die Autorität besaß, um den Anfeindungen der Maschinenpolitiker zu begegnen, die durch die Reform ihre eigene Existenz in Frage gestellt sehen. Der Kampf beginnt bei jeder Administration von Neuem, und doch ist, dank der Wachsamkeit der Liga und dem beständigen Drucke, den ihr Präsident auf die Regierung ausübt, in neuester Zeit ein bedeutender Fortschritt zu verzeichnen. Vermittelst der Prüfungen, die vor der regierungsseitig angestellten Civildienst-Commission stattfinden, wird das sogenannte Merit-System (Befähigungs-Nachweis) geregelt. Die unter den Reformgesetzen dienenden Beamten können nicht ohne triftigen Grund, der in allen Fällen der Civildienst-Commission unterbreitet werden muß, und die der Angeklagte widerlegen muß, entlassen werden. Wird eine Anstellung vollzogen und der Angestellte der Corruption oder Unfähigkeit beschuldigt, so übt die Liga ihren Einfluß dahin aus, seine Bestätigung zu verhindern. Dieses System muß der Beutepolitik und Protection über kurz oder lang den Garaus machen, und Schurz hofft dieses sein Lebenswerk noch zu vollenden.

Bei der anstrengenden Wachsamkeit, die seine Stellung als Präsident der Reform-Liga von ihm verlangt, bei den häufigen Anforderungen von Seiten der Presse und des Publicums, seine Ansicht bezüglich der inneren und äußeren Politik des Landes zu hören, und bei der enormen Correspondenz, die er eigenhändig erledigt, bleibt für die literarische Thätigkeit leider nur wenig Zeit. Und doch gibt es nur wenige Schriftsteller, welche so sehr wie Carl Schurz mit dem Urtheil des gereiften Staatsmannes einen reinen Stil und eine lebhafte Schilderungsgabe vereinigen. Seine Essays über Lincoln und Webster, sein für die von John C. Lodge herausgegebene Staatsmänner-Serie geschriebenes „Leben Henry Clay's" werden auf allen Universitäten der Vereinigten Staaten von den Studenten als „standard-books" betrachtet, und oft ist der Wunsch laut geworden, er möge die amerikanische Literatur durch mehr solcher biographischer Werke bereichern.

Die aufregende Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges und die darauf folgende Verwicklung veranlaßten Carl Schurz, mit mehreren Reden aufzutreten, in denen er die Gründe für seine entschiedene Opposition gegen die Expansionspolitik der Vereinigten Staaten erklärte und rechtfertigte. Noch niemals ist er so empfindlich angegriffen worden wie in dieser Krisis, und noch niemals haben sein moralischer Muth und sein von allen persönlichen Rücksichten freier Geist sich so glänzend bewährt wie in dieser Zeit.

Bei dem im August vorigen Jahres in Saratoga abgehaltenen Congreß, in welchem er als Wortführer der Anti-Expansionisten sprach, sagte er:

„Ich bin vielleicht ein wenig altmodisch, denn ich halte noch an der Ueberzeugung fest, daß die Ehre einer Nation nicht weniger als einem Individuum gebietet, ihr gegebenes Wort zu halten; daß sie sich weder ihre Selbstachtung noch ihren sicheren moralischen Maßstab, noch das Vertrauen der Menschheit erhalten kann, wenn sie ihr Wort bricht, daß die Erhaltung dieses festen Vertrauens sich am Ende doch als die beste Politik bewährt und bewähren wird.'

„Es mag Männer geben, die keinen Werth mehr auf unsere demokratischen Institutionen legen, und die sich langweilen, wenn die Rede ist von einer Regierung des Volkes durch das Volk und für das Volk. Sie ziehen es vor, die Debatte auf rein mercantile Fragen zu beschränken. Ich hoffe, daß wir dieser Classe nicht angehören. Ich zum wenigsten glaube, daß

unsere demokratischen Institutionen der Erhaltung werth sind. Ich glaube, daß unsere Hauptverantwortung und unsere höchste Mission darin bestehen, diese Institutionen unbeschädigt unseren Kindern zu überliefern und sie so zu erhalten und zu entwickeln, daß unsere Mitmenschen dieselben achten und nachahmen in ihrer höchsten Vollkommenheit und ihrem segenbringenden Einfluß. Ich glaube deshalb, daß die wichtigste Frage, die uns heute vorliegt, nicht die ist, wie wir die größten Territorien gewinnen oder die höchste Summe Geldes verdienen können, sondern welchen Einfluß die Annectirung der spanischen Colonien auf den Charakter unserer Regierung ausüben wird."

Aus moralischen Gründen also hält Carl Schurz die von der Regierung der Vereinigten Staaten eingeschlagene Politik für verwerflich, insofern sie alle von diesen Staaten gemachten Betheuerungen ignorirt. Aus praktischen Gründen widersetzt er sich der Expansionspolitik, weil er endlose Verwicklungen mit anderen Mächten und die daraus erwachsende nothwendige Bildung einer großen stehenden Armee und Flotte, unheilvolle neue Rassenprobleme und weitere politische Demoralisation als ihre Folgen voraus sieht. Dazu kommt noch die Thatsache, daß die Vereinigten Staaten unwiderruflich mit den alten, bisher segensreichen Traditionen der Monroe-Doctrin brechen, die alles Eingreifen in Angelegenheiten anderer Mächte untersagt.

Das Volk war nicht in der Stimmung, solch' nüchternen Vorstellungen Gehör zu schenken, und Carl Schurz mußte sich die Beschuldigung eines Mangels an Patriotismus gefallen lassen. Man warf ihm Feigheit, Kleinlichkeit und Kurzsichtigkeit vor. Er sah sich gezwungen, der Candidatur seines langjährigen Freundes Theodor Roosevelt entgegen zu arbeiten, da dieser als Gouverneur-Candidat von New-York extreme Expansionstheorien entwickelte. Von dem Siegestaumel waren viele sonst klar denkende Männer erfaßt worden, die vom Anfange seiner öffentlichen Laufbahn an Carl Schurz treu zur Seite gestanden hatten. Er aber hat keinen Augenblick den Muth seiner Ueberzeugung sinken lassen. Ob sie berechtigt war, wird die nächste Zukunft zeigen. Auf alle Fälle bleibt es Wahrheit, daß er im Sinne Lincoln's gekämpft hat: „With malice toward none, with charity toward all, with firmness in the right, as God gives us to see the right."

Wie sehr die Gegensätze der politischen Ansichten oft zu sinnloser Ungerechtigkeit führen können, hat Carl Schurz oft zur Genüge erfahren, indem ihm vorgeworfen wurde, er drehe den Mantel nach dem Wind. Aber man hat nur einen flüchtigen Blick auf seine lange politische Laufbahn zu werfen, um zu sehen, daß er mit Consequenz durch alle Stadien seines öffentlichen Lebens dieselben Principien vertreten hat. Er vertheidigte und unterstützte stets Civildienstreform, eine solide Geldbasis und die Monroe-Doctrin; er bekämpfte immer mit Ausdauer und Energie Corruption, Beute- und Maschinenpolitik, sowie alle Expansionsgelüste.

Im Privatleben ist Carl Schurz von großer Liebenswürdigkeit. Er kennt nur wenig materielle Bedürfnisse, steht der Natur und seinen Mitmenschen nahe und besitzt trotz seines aufregenden Berufes eine Frische und Fröhlichkeit des Gemüthes und einen heiteren Humor, die, wie sie belebend auf seine Umgebung wirken, ihm eine jugendliche Elasticität verleihen. Wer ihn in seinem behaglichen Landhäuschen am Lake George im Staate New-York besucht,

findet ihn regelmäßig während des Tages an seinem Schreibtisch. Neben ihm steht sein Feldstecher, und dann und wann unterbricht er seine Arbeit, um mit Hülfe seines Glases die Schiffe auf dem See zu beobachten oder sich an den beständig wechselnden Lichtern und Schatten zu erfreuen, die diesen bei heißer Witterung von zarten, bläulichen Dünsten umflorten Bergen einen eigenen Reiz verleihen. Des Morgens vor dem Frühstück, welches, wie alle Mahlzeiten, bei günstiger Witterung immer auf der breiten Veranda eingenommen wird, macht er einen Spaziergang durch den Wald bis hinunter an den See. Gegen Abend wandelt er in Begleitung der zu solchen Promenaden aufgelegten Mitglieder seines Hauses, zu denen sich unfehlbar zwei Dachshunde und ein Pudel gesellen, kreuz und quer durch den herrlichen Wald, an dessen Rand seine Villa auf einer Anhöhe etwa zweihundert Fuß oberhalb des Sees liegt. Die Abende im Familienkreise sind dem Vorlesen und der zwanglosen Unterhaltung gewidmet. In New-York, wo Carl Schurz mit seiner Familie die Wintermonate zubringt, drängen sich gesellige, politische und literarische Pflichten. Obgleich er bei jeder Gelegenheit den Deutsch-Amerikanern klar zu machen sucht, welch' großer Vortheil für sie ebenso wie für die Amerikaner aus der Pflege der deutschen Sprache, Musik und Literatur, deutscher Sitte und deutschen Brauchs erwachsen muß, so warnt er doch stets vor jenem separatistischen Geiste, der in Deutschthümelei ausartet und die Culturfortschritte der Amerikaner nicht anerkennt. In seinem Hause ist das Amerikanerthum ebenso stark vertreten wie das Deutschthum. Vom Auslande her strömen dem großen Kreise unzählige Fremde zu. Kein Musiker oder Schauspieler von Bedeutung, kein Politiker oder Schriftsteller von Ruf aus dem Vaterlande, der es unterließe, sich bei Carl Schurz einzufinden. Natürlicher Weise wird er nicht selten auch von weniger wünschenswerthen Elementen heimgesucht. Journalisten, mit und ohne Talent, junge Gelehrte, die sich dazu verstehen würden, eine Professur an einer der ersten Universitäten anzunehmen, berufene, aber nicht immer auserwählte Dichter und Dichterinnen, Maler und Malerinnen, deren Kunst nach Brod geht, Officiere, die sich in der neuen Welt eine neue Existenz gründen wollen — kurz, Alles, was Hülfe suchend und fremd in New-York ankommt, wendet sich an ihn, als sei er der officielle Retter in der Noth. Wer die Prüfung besteht, die gewöhnlich in dem Arbeitszimmer des Staatsmannes unter vier Augen vor sich geht, oft ohne Wissen des Geprüften, kann auf dauerndes Interesse und praktischen Rath rechnen. Wer sich aber als arbeitsscheu und untüchtig, prahlerisch und anmaßend herausstellt, klopft zum zweiten Mal vergebens an.

Seine Art, mit jungen Männern zu verkehren, hat etwas ungemein Gewinnendes. Ihnen gegenüber schlägt er einen liebenswürdigen kameradschaftlichen Ton an, vor dem alle Befangenheit weicht. Der moralische Einfluß, den er auf diese Weise auf die jüngere Generation der amerikanischen Bürger ausübt, wird sich unzweifelhaft noch lange fühlbar machen, wenn seine persönliche Betheiligung an dem öffentlichen Leben schon der Vergangenheit und der Geschichte angehört.

Studien zur Romantischen Schule.

Von

Ricarda Huch.

[Nachdruck untersagt.]

II. Die Gebrüder Schlegel.

Eine Schar junger Männer und Frauen stürmt erobernd über die breite, träge Masse Deutschlands. Sie kommen wie vor Jahrhunderten die blonden, germanischen Stämme der Wanderung: abenteuerlich, siegesgewiß, heilig erfüllt von ihrer Sitte und ihrem Leben, mit übermüthiger Verachtung die alte, morsche Cultur über den Haufen werfend. Von der scheuen Ehrfurcht vor überlegener Gewalt, die die feine Ausbildung des römischen Reiches trotz alledem den barbarischen Eroberern einflößte, empfanden freilich die Romantiker nichts. Sie standen den eigenen Vorfahren gegenüber, deren Schwächen sie durch und durch kannten, und deren Vorzüge ihnen wenig imponirten; ihre Bewunderung griff in entlegene Vorzeit zurück, wo sie die Eigenart ihres Stammes rein ausgeprägt zu finden glaubten.

Das sonnige Glänzen junger, wandernder Sieger liegt blendend über dem kleinen, furchtlosen Trupp. Aber am meisten gleichen sie gerade jenen Stämmen der Völkerwanderung, den blühendsten, genialsten, die in der Fremde, wo sie heimisch zu werden gedachten, früh untergingen, die Frucht ihrer Kämpfe Späterkommenden überlassend. Sie verbrauchten ihre Kräfte in der muthwilligen Verschwendung des ersten Sturmes, kindisch und sorglos schwelgten sie in leichten Siegen über schwächliche Gegner, die sie verachteten, verspritzten ihr schäumendes Blut ohne Noth aus Lust des Kämpfens und Ringens, hielten ihren Besitz nicht zu Rathe und dauerten nicht aus. Ueber der freudigen Pracht ihrer Triumphe liegt schwer schattend der frühe, nicht ruhmlose, aber zunächst erfolglose Ausgang und macht sie zu tragischen Erscheinungen.

Derjenige, der als Führer des streitbaren Häufchens angesehen wird, Wilhelm Schlegel, war kein Feldherrngenie, kein Herrscher von Gottes Gnaden, vor dem sich Alles niederwirft, unwillkürlich einer elementaren

Macht huldigend. Er war ein Mensch von hellem und weitem, aber fast ausschließlich äußerem Bewußtsein, von Umsicht und Klarheit; es war kein Lodern allgewaltiger Leidenschaft um ihn her, aber ein vielfarbiges, reizendes Raketensprühen beweglichen Geistes blitzte aus seinen Augen. Leicht, elegant, freundlich, ritterlich, als immer bereite Waffe in der Hand den anmuthig geformten Dolch haarscharfen Witzes, so müssen wir uns sein Bild ausmalen, wie er in guter Stunde war. „Das, was ich am meisten an Dir liebe," schrieb ihm sein zärtlicher Bruder, „ist am sichtbarsten, wenn Du glücklich bist." Jung hätte er sterben sollen, in der Fülle des Gelingens; das war die Tragik des eisernen, folgerichtigen Schicksals für ihn, daß er so lange lebte und das Alter erfuhr, das er sein Leben lang mit ahnender Angst gefürchtet hatte. Dies Sich-Anklammern an die Jugend war nicht etwa Mangel an Fähigkeit oder gutem Willen, die Dinge ernst zu nehmen. Aus dem tändelnden Jüngling wurde sogar, wenn er arbeitete, ein gelehrter Pedant, als welcher er ja auch in der Erinnerung der späteren Geschlechter fortlebte, die für die „übermüthigen Götterbuben", wie Wieland die Brüder Schlegel nannte, kein Verständniß mehr hatten. Jetzt immer noch kennt man ihn hauptsächlich als den gründlichen Forscher, den unermüdlichen Uebersetzer, der von sich selbst sagte: „Im Stehn, im Gehn, im Wachen und im Bette, Auf Reisen selbst wie unterm Schutz der Laren, Stets dichtend." Diese eigenthümliche Mischung von Anmuth, Oberflächlichkeit und Pedanterie beruht auf dem Mangel an Gewicht. Es fehlte ihm an Masse, an dem unbewußten Kern, der die Grundlage des Menschen bildet. Alles läßt sich daraus erklären: in seinen Beziehungen zu den Frauen die Unfähigkeit, große, stetige Leidenschaften zu erregen und zu empfinden. Er suchte und fand viel Neigung der Frauen, liebenswürdig wie er war, mit dem feuchten Schimmer, der seine glänzenden, braunen Augen so anziehend machen konnte; aber nur gaukelndes Schmetterlingsglück, alle Lieblichkeit eines spielenden Jünglings war ihm beschieden, niemals das satte, stolze Genügen einer kraftvollen Natur. Von der einzigen Frau, für die er ein echtes, ernstes Gefühl hatte, so weit er das haben konnte, von Karoline muß man wohl sagen, daß sie ihn niemals wahrhaft geliebt hat. In seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre schrieb ihm sein jüngerer Bruder warnend: „Ich wünschte nicht, daß Du die Zeit Deiner Jugend und das Jugendliche in Deiner Liebe als Dein ganzes Leben ansähest . . . Warum wolltest Du das Ende der jugendlichen Liebe als das Ende Deiner Herrlichkeit des Lebens überall betrachten? Sie sollte eigentlich nur den Enthusiasmus in Deiner Seele stark und vollkommen gemacht haben, dessen Gegenstand alsdann im männlichen Alter der Wille und die Gedanken Deines eigenen besseren Selbst sein könnte." — „Das kannst Du, wenn Du willst," fuhr Friedrich fort; aber der unglückliche Narcissus, der sein besseres Selbst über dem zitternden Spiegelbild der unstäten Wellen, in das er verliebt war, vergaß, hätte das nicht einmal wollen können. Wenn er nicht der junge, blonde, muthwillige Schwärmer sein konnte, wollte er nicht leben. Er war ganz ohne Größe und darum ohne Fähigkeit, das Große ganz zu erkennen, zu lieben, zu wollen. Das ist der Kern all' der zarten und liebevollen Er-

mahnungen, die Friedrich an ihn richtete: wenn er ihn vor Zerstreuung warnt, die der Tod aller Größe sei — Größe sei nur mit Concentration aller Kräfte verbunden möglich; wenn er ihn bittet, er möchte sich die Begeisterung nicht schwinden lassen, wenn er fürchtet, es möchte eine gewisse unzufriedene Kälte bei ihm herrschend werden. Wilhelm's „uralter Haß gegen die Vernunft" bildete einen beständigen Streitpunkt zwischen den Brüdern, „seine Idiosynkrasie gegen die Vernunft, das Denken", die es ihm unmöglich machte, wie Friedrich sagte, das Große z. B. in Schiller's Person zu verstehen. Unter Vernunft begriff nämlich Friedrich das Vermögen der Ideale; er nannte sie einen Grundtrieb, den nach dem Ewigen. Wenn nun auch Wilhelm dichtete: „Ich wollte dieses Leben Durch ein unendlich Streben Zur Ewigkeit erhöh'n," so besagt das nichts Anderes, als daß er geschmackvoll und klug genug war, um zu wissen, was man thun und sein müsse. Grundtriebe aber besaß er gar nicht, das war eben das Ein und Alles, was ihm fehlte. Auch die peinliche, stets verletzte Eitelkeit, zu der er verdammt war, hatte in diesem Mangel seinen Grund. Es ist eigenthümlich, wie alle eitelen Menschen den Eindruck einer großen, inneren Leere erwecken. In dem dunkeln Gefühl, keinen nährenden Kern im Innern zu haben, hungert es sie beständig nach anderen Menschen, an denen sie zehren können. Sie gehören nicht zu den guten Menschen, von denen Salomon in den Sprüchen sagt, daß sie von sich selber gesättigt werden. Eitelkeit ersetzt das Selbstbewußtsein; sie ist wie ein Corsett oder Geradehalter, der einem das Ansehen eines aufrechten, starken Menschen geben soll, eine Art Auto-Suggestion: wenn der Schwache sich nicht überschätzte, würde er aus Mangel an Selbstvertrauen zusammenbrechen. Diejenige Selbstliebe, die Friedrich meinte, wenn er schrieb: „Wer sich selbst liebt, der ist auf dem Wege, etwas Großes zu werden," die fehlte Wilhelm. Er war wie ein Schiff ohne Ballast, nur auf einem kleinen, ruhigen Gewässer zu spielen gemacht.

In den Augenblicken, wo er das Herz hatte, ganz ehrlich zu sein, gestand er sich, daß ihm in der Kunst der schönste Kranz versagt bleiben müsse. Dann brandmarkte er, wie Friedrich sagt, seine Kraft, in die innerste Eigenthümlichkeit eines großen Geistes einzugehen, unmuthig mit dem Namen „Uebersetzertalent". Was für eine reizbare Empfänglichkeit für das Schöne, welches Verständniß für fremdes Genie, was für ein erstaunliches Sprachgefühl und Gedächtniß mit angestrengtem Fleiße zusammen kommen mußten, damit die unsterbliche Shakespeare-Uebersetzung entstehen konnte, das kann nie genug hervorgehoben werden. Und dennoch — liest man darin, so empfindet, so denkt man an Shakespeare, nicht an Wilhelm Schlegel. Des Dichters Persönlichkeit kann man nur in seinen eigenen Werken suchen. Schlegel's Gedichte belehren uns in feinster Weise darüber, wie aller gute Geschmack und alles Wissen an dem, was schön und nicht schön ist, die geheimnißvoll wirkende Kraft, die blind das Gute hervorbringt, nicht zu ersetzen vermögen. Wie klar sah er, worauf es ankommt. „Unser Dasein," sagt er gelegentlich, „ruhet auf dem Unbegreiflichen, und die Poesie, die aus dessen Tiefen hervorgeht, kann dieses nicht rein auflösen wollen. Dasjenige Volk, wofür es sich

der Mühe verlohnt, zu dichten, hat hierüber, wie über Vieles, die natürliche Gesinnung beibehalten; Alles verstehen, d. h. mit dem Verstande begreifen wollen, ist gewiß ein sehr unpopuläres Begehren. Beispiele werden dies einleuchtend machen. Die Bibel, wie sie gegenwärtig in den Händen des Volkes ist, wird nur sehr unvollkommen verstanden, ja vielfältigst mißverstanden, und dennoch ist sie ein äußerst populäres Buch. Von unseren neueren Exegeten zum allgemeinen Verständnisse zugerichtet, würde sie unfehlbar ihre Popularität großen Theils einbüßen. Die alten, besonders katholischen Kirchenlieder, voll der kühnsten Allegorie und Mystik, waren und sind höchst populär; die neuen bild- und schwunglosen, vernünftig gemeinten und wasserklaren, die man an ihre Stelle gesetzt hat, sind es ganz und gar nicht. Und warum sind sie es nicht? Weil in ihrer ekeln Einförmigkeit nichts die Aufmerksamkeit weckt, nichts das Gemüth plötzlich trifft und es in die Mitte desjenigen versetzt, was ihm durch förmliche Belehrung nicht zugänglich werden würde. Mit einem Worte, wer für das Volk etwas schreiben will, das über dessen irdische Bedürfnisse hinaus gehen soll, darf in der weißen Magie oder in der Kunst der Offenbarung durch Wort und Zeichen nicht unerfahren sein."

Aber er selbst war kein Magier. Es war nichts, gar nichts Dämonisches in ihm. In seinen Liebesgedichten fehlt der süße Schmelz starker Sinnlichkeit, und nur sein unbestechlicher Geschmack bewahrte ihn davor, anstatt dessen witziger Lüsternheit Raum zu geben, die dagegen in seinen satirischen Scherzgedichten gern hervortritt. Seine Schwester Charlotte traf ganz das Richtige, wenn sie ihn mit Wieland verglich, indem sie sagte, die beste und wirksamste Kritik eines Autors sei ihrer Meinung nach, in eben dem Fache ein besserer Schriftsteller zu sein, und sie traue Wilhelm zu, auf diese Art gegen Wieland zu Felde ziehen zu können. Fast niemals fehlt ihm Grazie, die freilich zu elegant ist, um die Grazie eines Naturkindes zu sein. Nicht die Anmuth, die aus Kraft hervorgeht, beseelt seine Gedichte; aber es ist doch etwas Schwebendes in ihnen, wie wenn die Naturtriebe mit der Schwere ihres Müssens nicht auf ihn wirkten. Zarte, im Kopf entstandene Empfindungen hauchen leicht vorüber; man kann wohl unmuthig werden über die seifenblasenartige Glätte und Leere dieser angeblichen Leidenschaften; dafür senken sich die Verse auch niemals mit schwüler Schwermuth belastend aufs Gemüth, des Dichters Geistesunfreiheit verrathend. Man möchte ihm einen Erguß heißen irdischen Blutes mehr in die Adern wünschen; er ist wie eine lose, flatternde Blume, in deren zierlichen Stengel die Säfte der Erde nicht hinauf strömen können.

Nur einmal ist er, wie auch Goethe urtheilte, über sich selbst hinaus gegangen: in der Zueignung des Trauerspiels „Romeo und Julia", an Karoline gerichtet, die damals endlich seine Frau geworden war. Mag ihm hier auch seine innige Vertrautheit mit der Dichtung zu Gute gekommen sein, so ist es doch das nicht allein; indem er fein die poetische Weisheit Shakespeare's rechtfertigt, die Romeo und Julia gerade deshalb auf der Höhe des Glückes und der Liebe sterben läßt, damit nicht sie — ein weit herzzerreißenderer Untergang — ihre Liebe überleben, mochte er die Gefahr mit dunkler Wehmuth ahnen, die in seinem eigenen Wesen und Geschick lag.

Kein feindlicher Anblick schreckt Liebe, im Kampfe schwillt der Muth, sie schaudert nicht, bei Todten sich zu betten —

„Ach, schlimmer drohn ihr lächelnde Gefahren,
Wenn sie des Zufalls Tücken überwand.
Vergänglichkeit muß jede Blüth' erfahren:
Hat aller Blüthen Blüthe mehr Bestand?
Die wie durch Zauber fest geschlungen waren,
Löst Glück und Ruh' und Zeit mit leiser Hand,
Und jedem fremden Widerstand entronnen,
Ertränkt sich Lieb' im Becher eigner Wonnen."

Es liegt eine wahre und keusche Trauer in diesen Versen. Das gedämpfte Herzklopfen einer furchtsamen Wehmuth über die eigene Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit, das ist, was er am wahrsten und tiefsten in sich durchlebte, und überall, wo das anklingt, berührt uns, wenn auch nur ganz leise, der geheimnißvolle Zauber, der aus den Elementen der Natur und des Menschen dringen kann:

„Nicht bloß die Blume welkt, das Duftgewebe
Der Frühe reißt, entflieht des Lenzes Prangen,
Nicht bloß erbleichen junge Rosenwangen,
Dem Geist auch droht's, daß er sich überlebe.
Wie kühn er erst auf freien Flügeln schwebe,
Dumpf g'nügsam bleibt er bald am Boden hangen.
O, wißt ihr, für sein grenzenlos Verlangen,
Weis' oder Dichter, keinen Trank der Hebe?"

Die Mängel in Wilhelm's Natur schlossen freilich auch gewisse Vorzüge ein. Frisch und kräftig, befasse er sich nicht mit Psychologie, schrieb einmal Karoline, was hier als entschiedenes Lob gemeint ist; er zerfaserte nicht das Innere, wie es damals die Darstellungsweise der modernen Schriftsteller wurde, denen es dabei nur selten gelang, eine ganze Erscheinung lebendig vor die Augen zu stellen. „Du bist gewaltig bei Frommanns gelobt worden," schrieb sie ihm ein andermal, „Du könntest, was Du wolltest, und thätest, was Du könntest und wärest ein Kleinod von Rechtlichkeit." Ja, das Kränkliche, das Unbestimmte, ins Grenzenlose Ausschweifende der meisten übrigen Romantiker lag nicht in seinem Wesen. Alles, was er schrieb, wenn es auch tiefer und bedeutender hätte sein können, war doch ein Ganzes, abgerundet, hatte Form. Er verfügte über das, was man Mache oder Virtuosität nennt. Eine gewisse Behendigkeit des Handelns oder Ausführens machte ihn im praktischen Leben den Gefährten überlegen, die sich zum Theil mit der Unermeßlichkeit ihrer Pläne begnügten. So wurde er der Direktor, Wortführer, Herausgeber, Anordner, Antreiber; so ist er noch jetzt als das Haupt der romantischen Schule bekannt. Als Vorkämpfer des Guten, Neuen und Bekämpfer des Schlechten in der Literatur, hat er jedenfalls unter Allen das Meiste geleistet, der unermüdliche Rufer im Streit.

Die Reinheit und Schärfe seines Verstandes, seine unfehlbare Empfindung für das Schöne wie für das Häßliche und Lächerliche, sein Muth, seine schneidige Kampflust machen viele seiner kritischen Schriften zu kleinen Kunst-

werken. Er selber sagte in späteren Jahren, zwischen Ernst und Ironie, von seinen Leistungen auf diesem Gebiete: „Der Kritiker, aus dessen Schriften man hier eine Auswahl gesammelt findet, stand in seinen jüngeren Jahren in üblem Rufe. Man schilderte ihn wie einen Wütherich, einen Herodes, der an einer Menge unschuldiger Bücher nichts Geringeres als einen bethlehemitischen Kindermord verübt habe. Man hat, wie mich dünkt, dem Manne Unrecht gethan. Er hat sein lästiges Amt mit Mäßigung und Schonung verwaltet.“ Und wirklich wird man in seinen schärfsten Angriffen fast nie die Höflichkeit des Weltmannes vermissen, der sich selbst zu hoch schätzt, um grob oder plump zu werden. Sein Witz ist zu anmuthig, um nicht die Beleidigung durch die spielende Form zu mildern. Und die unerbittliche Schärfe dem Schlechten gegenüber ist besonders nachdrücklich, wenn das Schlechte überschätzt wird und unverdiente Lorbeeren erntet: er suchte sich gern mächtige Gegner, er machte es sich nicht leicht. Was aber seine Angriffslust um so schätzenswerther macht, ist sein ritterliches Eintreten für das Schöne, das ihm nie entging. Er hatte genug Muth und Zutrauen zum eigenen Urtheil, um verborgene, namenlose Talente zu entdecken, verunglimpfte zu vertheidigen; war er doch der Erste, der den jungen Tieck ermunterte und anpries, der Einzige, der sich des unglücklichen Bürger gegen Schiller's allzuharte, verständnißlose Kritik annahm. So erfreulich aber auch diese ernste Würdigung eines großen Todten ist, am gelungensten sind doch seine übermüthigen Streifzüge ins feindliche Philisterlager. Hier vor Allem findet sich die Urbanität und Festivität des Stiles, um die Friedrich seinen Bruder so sehr beneidete, während er „sententiae vibrantes fulminis instar“ vermißte.

Eigenthümlich ist es, daß, wenn man noch eben diese Vorzüge Wilhelm's aufrichtig bewunderte, einem doch wieder ein Ausspruch von seiner Schwester Charlotte Ernst in den Sinn kommen kann, die einmal an Novalis über ihre Brüder schrieb: „Wenn sie sich recht strenge selbst prüfen wollten, so würden sie finden, daß nicht allein die reine Liebe zum Guten und Wahren ihre Triebfeder ist, sondern daß etwas Muthwille zu Grunde liegt und eine Eitelkeit, ihre brillant witzigen Einfälle nicht unterdrücken zu können.“ Diese Eitelkeit ist vielleicht zu allgemein menschlich, um nicht vollkommen entschuldbar zu sein, und doch ist es so: man weiß, es war ihnen ernst; sie sagten ihre Ueberzeugung, auch wenn es gegen ihren Vortheil war, und trotzdem empfinden wir nicht die Bewunderung und Sympathie, die wir für ein muthvolles und uneigennütziges Betragen haben. Vielleicht hängt es mit dem Gefühl zusammen, als hätten sie nicht so handeln müssen, als sei Absicht dabei gewesen, und man schätzt nun einmal den blinden Trieb zum Guten höher als die löblichste Absicht. Charlottens Tadel bezieht sich auf beide Brüder; Wilhelm allein eigen — sogar im Gegensatze zu Friedrich — ist eine Eigenschaft, die noch ärgerlicher berührt, als Muthwille oder Eitelkeit: die Correctheit, die über sein ganzes Wesen und alle seine Handlungen ausgegossen war. Schon seine äußere Erscheinung war peinlich correct, „allerliebst geputzt und gesalbt“, wie Karoline neckend sagte; aber auch das jedenfalls nicht zuviel. Ebenso wenig war jemals etwas an seinem Betragen auszusetzen. Ob Karoline

ihm einen Korb gab, oder seine Hülfe beanspruchte, oder sich von ihm scheiden lassen wollte — er war immer gleich höflich, ohne sich wegzuwerfen, gefaßt und entgegenkommend, ohne frivol zu sein; that, was in seiner Macht stand, um sie zu schonen, ohne zu zögern, noch auch zu überstürzen, sowohl ohne Schwäche, wie ohne Gewaltsamkeit. Einzig in einer gewissen Schärfe des Wesens verrieth sich zuweilen seine Unzufriedenheit. Ebenso im brüderlichen Verhältniß: Friedrich bat ihn nie umsonst um Geld, er war immer hülfsbereit, und zwar ohne seine Gabe durch mehr Vorwürfe und Ermahnungen, als nöthig waren, zu vergällen; obwohl er viel zu verständig war, um verschwenderisch oder auch nur besonders freigebig zu sein, hätte man ihn doch nicht berechnend nennen können. Mustergültig ist auch sein Benehmen gegen literarische Feinde und Angreifer: er bediente sich nur ehrlicher Mittel im Kampf; nie war er falsch oder hinterlistig; die Geringeren beachtete er kaum, sondern stürmte neuen Feinden entgegen. Andererseits athmete auch die erwähnte Ehrenrettung Bürger's vollendete Tadellosigkeit aus. Kurz man muß immer loben, wie er handelte; und doch ist vielleicht diese einwandfreie Correctheit gerade das, was ihn der wärmeren Zuneigung am meisten entrückt.

Wie ganz anders Friedrich, an dem seinem Freund Schleiermacher die „Leichtigkeit, mit der er sich bisweilen einem unrechtlichen Verfahren in seinen Angelegenheiten nähert", auffiel. „Schlegel ist aber eine hohe, sittliche Natur", setzte Schleiermacher voll Anerkennung hinzu, und es scheint fast, als ob dem ernsten, unbestechlich rechtlichen Geistlichen diese Mischung von hoher Sittlichkeit und moralischer Nachlässigkeit sehr gefallen habe. Wieviel mehr Liebe und Freundschaft erfuhr der stets incorrecte Friedrich als sein Bruder! Wenn Wilhelm der Leichte war — zierlich und beweglich, aber ohne Größe — so war Schwere Friedrich's Wesen. Er sei, sagte seine Gattin Dorothea von ihm, was die Orgel unter den Instrumenten, die Orangeblüthe unter den Blumen, die Pfirsich unter den Früchten; höchst charakteristische Vergleiche für diesen Menschen von imponirender, aber nur schwer beweglicher Masse, der erfüllt war von Gedanken und Gefühlen, von sinnlich geistigen Schätzen, die aber, allzutief in den Grund seines Wesens eingewühlt, nur selten, nach den mächtigsten Erschütterungen, gegen die Oberfläche stiegen. Während man Wilhelm beklagen muß, daß er nicht mehr war, möchte man Friedrich vorwerfen, daß er nicht mehr wurde. Denn die Bestimmung zur Größe war in ihm und hatte keinen anderen Feind, als seine weibisch-träge Sinnlichkeit. „Bewege, tummle Dich, schaffe, handle", möchte man ihm immer zurufen, der nicht viel Anderes that, als lesen, lesen und lesen. Er las so viel, wie Wilhelm schrieb. Unablässig vermehrte er seine Kenntnisse, häufte Ideen auf Ideen, die seinen schwerfälligen Geist belasteten. Es sei keine Gefahr, sagte einmal Dorothea, daß er jemals an Gehalt zu Geisteswerken verarme, allein die Gefahr sei, daß er an seiner Ideenmasse ersticke. In seiner Constitution lag eine Neigung zum körperlichen und geistigen Fettwerden. Sein großer, runder, priesterlicher Kopf mit den etwas schweren, sinnenden Augen und dem vollen, weichlichen Kinn, das sich zu einem doppelten ausbildete, zeigt einen

bedeutenden, aber bequemen und sinnlichen Menschen. „Die Männlichkeit seiner Gestalt offenbarte sich nicht in der hervorgedrängten Kraft der Muskeln. Vielmehr waren die Umrisse sanft, die Glieder voll und rund, doch war nirgends ein Ueberfluß. In hellem Lichte bildete die Oberfläche überall breite Massen," so beschreibt er selbst mit Wohlgefallen seinen behaglichen Körper. Weniges klingt so aus seinem Herzen gekommen, wie die Lobpreisungen des Müßiggangs. „O Müßiggang, Müßiggang, du bist die Lebensluft der Unschuld und der Begeisterung; dich athmen die Seligen, und selig ist, wer dich hat und hegt, du heiliges Kleinod, einziges Fragment von Gottseligkeit, das uns noch aus dem Paradiese blieb." Das Sprechen und Bilden sei nur Nebensache in allen Künsten und Wissenschaften, das Wesentliche sei das Denken und Dichten, und das sei nur durch Passivität möglich. Je schöner das Klima, desto passiver sei man. Nur die Italiener wissen zu gehen, nur die Orientalen zu liegen, am Zartesten und Süßesten habe sich der Geist in Indien gebildet. Das war nicht nur Humor der Uebertreibung; er begnügte sich wirklich mit dem Dichten und Denken, er verachtete das Bilden und Ausführen, er hat jedenfalls wirklich unzählige Male „wie ein nachdenkliches Mädchen in einer gedankenlosen Romanze am Bache" gesessen, „gleich einem Weisen des Orients versunken in heiliges Hinbrüten und ruhiges Anschauen der ewigen Substanzen". Er erinnert an einen jungen Mann, von dem Steffen in seinen Lebenserinnerungen erzählt, er sei so faul gewesen, daß er ein förmliches Studium darauf verwendet habe, auf welche Weise man am längsten im Stuhl sitzen könne, ohne seine Stellung zu verändern. Diesem Trägen hatte sein Genius eine beschwerliche Lebensbahn ausgesucht, aber er verstand die weise Absicht, benutzte den Wink nicht. Womöglich ließ er immer Andere für sich arbeiten. Und er hatte eine gewisse zuthunliche Kindlichkeit an sich, die machte, daß es thätige Menschen natürlich fanden, etwas für ihn zu thun.

Die Jünglingsjahre, die Wilhelm so leicht und geräuschlos abliefen, verbrachte er unter peinvollen Zuckungen und Kämpfen seines Innern. Er litt unter einem beständigen Mißklang, den er in sich fühlte und dessen letzte Ursache war, daß er kein hinreichendes Gegengewicht besaß für sein ungeheures Denkvermögen, für seine Receptivität. Das Vermögen und die Lust, hervorzubringen und zu handeln, worin sein aufgespeicherter Ideenstoff sich hätte verarbeiten können, war Wilhelm allein zugetheilt. So gut wie Friedrich sich seines mächtigen Verstandes bewußt war, wußte er, daß ihm etwas Großes fehlte, welches Etwas er verschieden benannte, sehr häufig aber Liebe, die Seele der Seele. Nicht um Verstand möchte er Gott bitten, sondern um Liebe. Die stets rege, Alles durchschauende Kritik seines Verstandes erschwerte ihm das unbefangene Liebhaben, wonach er doch schmachtete. Je nach dem, ob er die reich ausgestattete Seite seines Wesens genoß oder die verkümmerte entbehrte, wechselte ein gerechtfertigtes Gefühl von Ueberlegenheit mit einem Gefühl von Ohnmacht und Einsamkeit, was ihn scheinbar unvermittelt zwischen den höchsten Höhen und den tiefsten Tiefen auf- und abschwanken ließ. Er lebte in einem beständigen Wechsel von Schwermuth und Ausgelassenheit, sagt

er in der „Lucinde". Rührend ist es, wie er zu sein oder auf die Menschen zu wirken wünschte, nämlich so, „daß von meiner Rechtschaffenheit immer mit Achtung, von meiner Liebenswürdigkeit oft und viel mit Wärme geredet würde. Von meinem Geiste brauchte gar nicht die Rede zu sein, oder höchstens sollte man mich verständig finden. Jedermann sollte mich gut nennen, wo ich hinträte, sollte sich Alles erheitern, Jeder sich nach seiner Art an mich schmiegen, und die sich was dünken, mich gnädig anlächeln. Aber längst habe ich bemerkt, welchen Eindruck ich immer mache. Man findet mich interessant und geht mir aus dem Wege. Wo ich hinkomme, flieht die gute Laune, und meine Nähe drückt. Am liebsten besieht man mich aus der Ferne, wie eine gefährliche Rarität. Gewiß, Manchem flöße ich bitteren Widerwillen ein. Und der Geist? Den Meisten heiße ich doch ein Sonderling, das heißt ein Narr mit Geist."

Wie deutlich sieht man hier, was er war — klug, geistreich, witzig, interessant, bedeutend — und was er nicht war: unbefangen, liebenswürdig, heiter, herzlich. Erstaunlich ist es, mit welcher Schärfe er seine Größe und seinen unersetzlichen Mangel sah: daß er nicht lieben konnte, weder Andere noch sich selbst. „Ich weiß, daß ich gar nicht leben kann, wenn ich nicht groß bin, d. h. mit mir zufrieden. Denn mein Verstand ist so, daß, wäre Alles ihm gleich und Harmonie in mir, so wäre ich's schon.

Das Ideal seines Wesens sah er in Hamlet. Nicht, daß er es ausdrücklich sagte; aber seine Auffassung Hamlet's ist so persönlich, wie man einen fremden Charakter nur vermittelst seines eigenen faßt, weil man mit seiner Seele lebt, oder, was dasselbe sagen will, ihm die eigene Seele zum Leben leiht. Der Grund zu Hamlet's innerer Zerrüttung, sagt er, liege in ihm selbst, in dem Uebermaße seines Verstandes und dem Mangel verhältnißmäßiger Kraft der Vernunft. Wäre er weniger groß, so würde er ein Heros sein. Seine Unentschlossenheit rühre daher, daß er eine zahllose Menge von Verhältnissen übersehe. „Durch eine wunderbare Situation wird alle Stärke seiner edeln Natur in den Verstand zusammengedrängt, die thätige Kraft aber ganz vernichtet. Sein Gemüth trennt sich wie auf der Folterbank nach entgegengesetzten Richtungen aus einander gerissen; es zerfällt und geht unter im Ueberfluß von müßigem Verstand, der ihn selbst noch peinlicher drückt, als Alle, die ihm nahen. Es gibt vielleicht keine vollkommenere Darstellung der unauflöslichen Disharmonie, welche der eigentliche Gegenstand der philosophischen Tragödie ist, als ein so grenzenloses Mißverhältniß der denkenden und der thätigen Kraft, wie in Hamlet's Charakter. Der Totaleindruck dieser Tragödie ist ein Maximum der Verzweiflung. Alle Eindrücke, welche einzeln groß und wichtig scheinen, verschwinden als trivial vor dem, was hier als das letzte einzige Resultat alles Seins und Denkens erscheint, vor der ewigen, kolossalen Dissonanz, welche die Menschheit und das Schicksal unendlich trennt." Ganz ebenso erschien Friedrich damals seinen Freunden: „Deine urtheilende Idee steht mit Deiner genießenden im Mißverhältniß", schrieb ihm Novalis. Nur daraus, daß er sich eins mit Hamlet fühlte, krank an derselben unheilbaren Disharmonie, läßt sich seine Meinung erklären, die Tragödie könne

unter Umständen augenblicklichen Selbstmord veranlassen. Diese Umstände waren eben die seinigen. „Wenn ich auf dem Wege, den ich in Göttingen ging, beständig mit dem Verstande zu genießen ohne zu handeln, blieb, so hätte er mich in Kurzem zum Selbstmorde geführt. Die Liebe zu einem Gegenstande, der Kampf mit Hindernissen und die Freude des erkämpften Gelingens muß unsern eilenden Geist aufhalten; denn sonst wird diesem Kurzsichtigen die Welt bald zu klein." Selbstmord war denn auch lange Zeit sein täglicher Gedanke, und er wäre, wie er selbst sagt, diesen Entschluß auszuführen, wohl fähig gewesen, „wenn er überhaupt zu einem Entschluß hätte kommen können."

Ich will anführen, wie er selbst den qualvollen Zustand dieser Jahre, wo er „unthätig und mit sich selbst uneins" war, schildert:

„Eine Liebe ohne Gegenstand brannte in ihm und zerrüttete sein Inneres. Bei dem geringsten Anlaß brachen die Flammen der Leidenschaft aus; aber bald schien diese aus Stolz oder Eigensinn ihren Gegenstand selbst zu verschmähen und wandte sich mit verdoppeltem Grimme zurück in sich und auf ihn, um da am Marke des Herzens zu zehren. Sein Geist war in einer beständigen Gährung; er erwartete in jedem Augenblick, es müsse ihm etwas Außerordentliches begegnen. Nichts würde ihn befremdet haben, am wenigsten sein eigener Untergang. Ohne Geschäft und ohne Zweck trieb er sich umher, und unter den Menschen wie Einer, der mit Angst etwas sucht, woran sein ganzes Glück hängt. Alles konnte ihn reizen, nichts mochte ihm genügen. — Er konnte mit Besonnenheit schwelgen und sich in den Genuß gleichsam vertiefen. Aber weder hier noch in den mancherlei Liebhabereien und Studien, auf die sich oft sein jugendlicher Enthusiasmus mit einer gefräßigen Wißbegier warf, fand er das hohe Glück, das sein Herz mit Ungestüm forderte. Und so verwilderte er denn immer mehr und mehr aus unbefriedigter Sehnsucht, ward sinnlich aus Verzweiflung am Geistigen, beging unkluge Handlungen aus Trotz gegen das Schicksal und war wirklich mit einer Art von Treuherzigkeit unsittlich."

Ohne Zweifel hätte er sich herausreißen können. „Es ist Trägheit, was uns an peinliche Zustände kettet", sagt Novalis. Aber träge war er eben; der Elasticität seines Freundes Novalis gegenüber war er wie etwa eine Kuh, vor deren Augen eine Lerche pfeilschnell in die Wolken steigt. Was für goldene Worte wußte er seinem Bruder über den Nutzen eines bürgerlichen Amtes zu sagen: ein vollkommener Querpfeifer erfülle doch sein Wesen, nämlich die Querpfeiferei; wenn er einen guten Pfiff thue, könne er ebenso mit sich zufrieden sein wie Gott, wenn er eine Welt gemacht habe. Durch sein ganzes Leben hindurch zieht sich der Wunsch, ein Amt, einen festen Beruf zu haben, seinem Hange zum bequemen Sichgehenlassen ganz entgegen; und doch wich er gern aus, wenn sich eins bieten wollte. Wenn er seinem Bruder predigte: „Es kommt nur auf Dich an, ein großer Mensch zu werden" oder „Laß' doch ja nicht die Gottheit aus Deiner Brust aus Trägheit allmählich entweichen" oder er solle sein Glück für seine Vortrefflichkeit nützen, so ermahnte er damit eigentlich mehr sich selbst als Wilhelm, für den diese Lehren gar nicht paßten und kaum verständlich sein mochten. Klopstock, Schiller, Luther, Fichte, Männer von frischer Thatkraft, waren die Muster, die er aufstellte, die er groß nannte. An Einsicht konnte es ihm bei seinem umfassenden Verstande nicht fehlen; aber er war wie die Jünger, denen Christus zurief: „Könnt ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen? Siehe, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach."

Das Außerordentliche, das er so lange dunkel erwartet hatte, geschah: er lernte Karoline kennen, und die Liebe, die zerrüttend in ihm gebrannt hatte, weil ihr der Gegenstand fehlte, begrüßte entzückt die endlich Gefundene. Im Allgemeinen waren ihm die Frauen zu platt — denn sie wären noch platter als die Männer, sagte er — um sich mit ihnen abzugeben. Daß er auf diejenigen mit dem Geiste herabsah, die seine Sinnlichkeit mächtig anzogen, war stets die Ursache zu quälenden Conflicten, wenn er mit Frauen in Berührung kam. Damals meinte er, er sei reiner Liebe wohl nur zu Männern fähig. Und die Leidenschaft zu einer Frau, die er als Student in Leipzig durchmachte, war allerdings eine dermaßen verzerrte „armselige Raserei", daß man ihre Geschichte in seinen Briefen nicht ohne Ekel und Mitleiden lesen kann. Karoline ergriff ihn ganz. Da gab es keine Spaltung in seinem Gefühl, wie es keine in ihrem Wesen gab: seine Freundschaft, seine Bewunderung, sein Urtheil gehörten ihr wie seine blinde Zuneigung. Aber indem er sich seine schrankenlose Liebe gestand, schwur er sich zugleich Entsagung; denn diese einzig verehrte Frau war die Geliebte Wilhelm's, seines heißgeliebten Bruders. Nie erscheint Friedrich liebenswerther als damals, wo er, still und anspruchslos verzichtend sich dankbar des Glückes freute, der heimlich Geliebten, die zugleich Freundin seines Bruders war, dienen zu können, des Glückes zu lieben überhaupt. Durch Karoline fühlte er sich dem Leben wiedergegeben; in der Liebe, die eine positive Thätigkeit des Gemüthes ist, fand er das Gegengewicht gegen den negativen Verstand.

Von dem Zeitpunkt an, wo die Liebe der beiden Brüder, durch das Gefühl für dieselbe Frau nicht aufgelöst, sondern erhöht, einen so schönen Triumph feierte, ging sie ihrem Niedergange entgegen. So langsam allerdings, daß das Verhältniß doch eine Reihe von Jahren noch unverändert blieb, ja sogar in vollerer Blüthe zu stehen schien. Beide, Wilhelm sowohl wie Friedrich, konnten glauben, fast dem Höhepunkte des Glückes nahe zu sein. Was er so lange vergebens ersehnt hatte, Freundschaft und Liebe, fand Friedrich reichlich in Berlin, wohin er sich als fünfundzwanzigjähriger junger Mann begab: die Freundschaft Schleiermacher's, die Liebe von Dorothea Veit, der Tochter von Moses Mendelssohn. Ein Bild hoher Freundschaft hatte ihm immer vor der Seele geschwebt; er hielt sich für geschaffen, es zu verwirklichen. „Ich bin nun einmal eine unendlich gesellige und in der Freundschaft unersättliche Bestie," sagte er von sich selbst. Er konnte durchaus nicht allein sein, nichts allein treiben; er brauchte Jemanden zum Symphilosophiren, zum Symfaullenzen, kurz zum Symexistiren — eine charakteristische Wortbildung, die er sich erfunden hatte und gern gebrauchte. „Mittheilung, Theilnahme, Arm, an dem du wandelst, das wird dir fehlen, und wird dir fehlen, wie es keinem fehlt," schrieb ihm Novalis einmal, als er nach einer andern Stadt übergesiedelt war, wo er Niemanden kannte. Aber der „gute, innige" Schlegel hatte einen Teufel in sich, der ihm die liebsten Freunde muthwillig und bösartig verscheuchte. So sagte er Novalis geradezu ins Gesicht, daß er ihn zuweilen verachte, und begriff kaum, daß der Beleidigte diese Erklärung nicht mit seinem Wahrheitsdrange oder seiner Eigenheit „Dolche zu reden", wenn

es die Gelegenheit mit sich brachte, entschuldigte. Später freilich zog sich der Zwist wieder zu; Friedrich's „Zauberkraft auf menschlichen Geist" war so groß, seine kindliche Offenheit und Umgangslust so versöhnlich, daß seine Freunde ihm nicht leicht etwas nachtrugen. Damals aber führte das Leben ihm Schleiermacher zu, der von allen Männern, die Friedrich nahe traten, ihm die zärtlichste und dauerndste Neigung geschenkt hat.

Mit seinen lebhaften Augen, der Schärfe seines Blickes, die sogar etwas Zurückstoßendes haben konnte, mit seinen streng geschlossenen Lippen, immer überlegt und besonnen, war Schleiermacher ein bestimmter Gegensatz zu dem weichen, behaglich trägen Schlegel. Dieser Verschiedenheit waren sie sich auch wohl bewußt und nannten ihr Verhältniß scherzweise eine Ehe, in der Schleiermacher die Frau war. Mit weiblicher Innigkeit hing der kleine, zarte, etwas verwachsene Jüngling an dem schönen, stattlichen Freunde. Friedrich's Kindlichkeit und Naivetät, die Heftigkeit seiner Wünsche, Neigungen und Abneigungen, ja sogar seine Leichtfertigkeit entzückten ihn. Alles, was Schleiermacher fehlte, hatte Friedrich im Uebermaß. Ein großes Wort habe Friedrich einmal von ihm gesagt, schreibt Schleiermacher, „nämlich ich müsse aus allen Kräften darauf arbeiten, mich immer frisch und lebendig zu erhalten. Niemand ist dem Verwelken und dem Tode immerfort so nah als ich". Friedrich war eher in Gefahr des Erstickens und dem Tode durch Ueberfütterung nah. Ihren Verstand bewunderten sie gegenseitig. Und wenn Friedrich durch seine Natur, durch die Wucht seiner Persönlichkeit imponirte, gestand er selbst wiederum Schleiermacher, obwohl er der jüngere war, eine gewisse Ueberlegenheit zu, die ihren Grund in seiner Frühreife, Besonnenheit, Zielbewußtheit, seinem thätigen Fleiß, seinem Ernst hatte. Friedrich hatte ein sinnliches, Schleiermacher ein moralisches Uebergewicht. Damit hing zusammen, daß Schleiermacher ganz unkünstlerisch war, was aber nicht störend empfunden ward; denn Ethik, Psychologie, Religion, kurz die Wissenschaft war ein so großes Gebiet gemeinsamen Interesses, daß es an Stoff zu endlosem „Symphilosophiren" nicht fehlte.

Die Freundschaftsehe hinderte aber beide Theilnehmer nicht, auch Frauenliebe zu suchen. Während Schleiermacher einen eigenthümlich geistig-herzlichen Verkehr mit der berühmten Schönheit Henriette Herz pflegte, stürzte sich Friedrich in zügellose Leidenschaft zu der häßlichen Dorothea. Auch Dorothea ergänzte Schlegel: sie war immer thätig, geschickt zu aller Arbeit, ebenso behende zum Schreiben und Schaffen, wie er schwerfällig. Freilich gab es in ihr auch nicht entfernt so viel Gehalt zu verarbeiten. Sie galt für klug und bedeutend; auch dürfte man nicht das Gegentheil von ihr behaupten; aber weder logisch noch tief zu denken war ihre Sache. Daß sie lebhaft, leicht und viel sprach, eine rasche Fassungsgabe besaß, auch gescheidt genug war, um nichts Dummes zu sagen, Nichtwissen einzugestehen und wo es angebracht war, zu schweigen, ließ sie geistvoller erscheinen als sie war. So selbständig sie im Handeln sein konnte, im Denken war sie durchaus abhängig. Gerade das machte sie zu einer bequemen Frau für Friedrich. Während sie alles Praktische für ihn besorgte, so viel als möglich für ihn arbeitete, ordnete sich ihr Verstand dem seinigen völlig unter; und da ihre weibliche Hingebung keine

Grenzen kannte, wurde er der Gott dieser unschönen, aber liebevollen, strebsamen und temperamentvollen Frau, der gegenüber sein Mißtrauen und seine Empfindlichkeit ihn bald verließen. Sich so bedingungslos angebetet zu fühlen, das war es, was ihm immer gefehlt hatte; daß sie ihm das gab, zog ihn hauptsächlich zu ihr hin; bei ihm vertraten allmählich Dankbarkeit, Bequemlichkeit und Gewöhnung die Stelle der Liebe, soweit sie nicht nur Sinnlichkeit war. Es ist begreiflich, daß fast alle Freunde Friedrich's sich von diesem Verhältniß, auf das Dorothea so stolz war, peinlich berührt fühlten. Ja, vielleicht haben diejenigen nicht Unrecht, die sie späterhin seinen bösen Dämon genannt haben. Denn mit ihrer blinden Unterwürfigkeit konnte sie nichts als seiner Trägheit Vorschub leisten. Sie hatte jene Affenliebe für ihn, die Müttern als Sünde angerechnet wird; es war nicht sein guter Genius, den sie in ihm erkannte und liebte. Das Temperament seines Wesens, seine gemüthliche Kindlichkeit, die olympische Ruhe, die er haben konnte, hätten ihn nach zwei Seiten führen können: zur heiteren Ueberlegenheit des Weisen und Glücklichen oder zur immer stumpfer werdenden Behäbigkeit eines Haremsweibes. Ohne es zu ahnen, trieb ihn Dorothea den bösen Weg abwärts. Sein durch ihre geistige Unterordnung gelähmter Intellekt trat mehr und mehr in den Dienst seiner stärker anschwellenden materiellen Seite. Sie hätte ihn beflügeln sollen und zog ihn, in der Meinung, sein Wohl zu befördern, mit starkem Gewicht zur Erde. Wie anders, wie fördernd wirkte Karoline durch die Ueberlegenheit ihres Geistes auf die Männer ein, die ihr nahestanden, obwohl sie nicht weniger thätig und liebevoll war. Man kann sich eines wehmüthigen Lächelns nicht enthalten, wenn man sich erinnert, was für Grundsätze Friedrich in Bezug auf Freundschaft und Liebe hatte. Von keiner andern wollte er etwas wissen, als die auf gegenseitiger Anregung zur Sittlichkeit beruhe. Als Karoline das erste Mal Wilhelm's Antrag zurückgewiesen hatte, tröstete er den betrübten Bruder, indem er ihm rieth, seinerseits sie zu verwerfen und sich dadurch über den Verlust hinwegzusetzen: „Deine Liebe zu ihr war nur Mittel zu einem hohen Zweck, den das Mittel zu zerstören droht. Du hast sie nur gebraucht, und mit Recht wirfst du sie weg, da sie dir schädlich wird. Oder weißt du etwa nicht, daß du in ihr dein eigenes Ideal der Größe liebtest?“ Und über ihr eigenes brüderliches Verhältniß schrieb er an Wilhelm: „Ich sage dir aber, daß ich es so mit dir halte wie Lavater mit Christus, der ihm geradezu erklärt, daß wenn er ein noch besseres Medium mit Gott findet, er den ersten Platz räumen muß.“ Als er Karolinen kennen lernte, entsagte er dem Glück, „aber er beschloß es zu verdienen und Herr über sich selbst zu werden.“

Jetzt berauschte er sich in dem Genuß, dessen Entbehrung so peinlich an ihm gezehrt hatte. Nun hatte er, was er vor Jahren als das Wünschenswertheste hingestellt: die Liebe zu einem Gegenstande, den Kampf mit Hindernissen und die Freude des erkämpften Gelingens; denn da Dorothea verheirathet war, fehlte es nicht an Widerstand und Schwierigkeit von allen Seiten. Da die „Wuth der Unbefriedigung“ gestillt war, wurde er liebenswürdiger, zuversichtlicher, froher. Muthig und stolz sah er ins Leben; niemals

vorher hatte er eine so rege und fruchtbare Thätigkeit entfaltet. Bis dahin hatte er mit einer Mühseligkeit gearbeitet, die an einem Menschen, der sich selbst zum Schriftsteller bestimmt, etwas Komisches hat. Das elegante, liebenswürdige Sichausströmen Wilhelm's hatte ihm als Ideal vorgeschwebt, wiewohl er sich halb und halb seiner gediegeneren, körnigeren Eigenart nicht ohne Genugthuung bewußt war. Jetzt glaubte er seines Bruders Geschmeidigkeit mit seiner Kraft und Tiefe vereinigt zu haben. Wirklich vollendete er mehrere Aufsätze ästhetischen Inhalts voll neuer Gesichtspunkte, originaler Ideen, weitere Aussichten. Er lud einmal etwas ab von dem großen Haufen angesammelter Entwürfe.

Von langer Dauer war indessen dieser Aufschwung nicht. Nachdem der Kampf vorüber war und das Glück gesichert, sank Friedrich tiefer als vorher in seine Trägheit zurück; eine zunehmende Hypochondrie war die Folge. „Wird er aber schwer über den Dingen" erzählte Dorothea, „oder die Dinge schwer über ihm, das ist nicht zu entscheiden, aber gewiß ist, daß das Leben ihm sauer wird;" und in komischem inneren Conflict zwischen praktischer Einsicht und mißverstandenem Idealismus: „Friedrich wird das Dichten immer leichter, dafür aber — soll ich leider sagen? — das eigentliche Arbeiten und alles Geschäft immer schwerer." An Gründen für seine Unthätigkeit fehlte es ihm nie. Nur blitzartig waren die Augenblicke einer so staunenswerthen Selbsterkenntniß, die ihn einmal zu Wilhelm sagen ließ: „Wußtest du nicht, daß ich den Mangel an innerer Kraft immer durch Plane ersetze?" Gewöhnlich schob er Alles auf die Ungunst seiner materiellen Lage. Gewiß ist es, daß für jeden Armgeborenen der Kampf ums Dasein desto härter ist, je mehr er einem ideell-geistigen Leben zugethan, und nicht ohne Bitterkeit kann man die äußere Beschränktheit im Leben eines so hochbegabten Menschen mit ansehen. Aber wo bleiben in späterer, besserer Zeit die großen Thaten, die kommen sollten, wenn nur einmal das Gespenst des Mangels und der Sorge von der Schwelle verscheucht wäre? Muß man nicht Karolinens klaren Blick bewundern, die sagte: „Denn Manche gedeihen in der Unterdrückung, dahin gehört Friedrich; es würde nur seine beste Eigenthümlichkeit zerstören, wenn er einmal die volle Glorie des Siegers genösse."

Seit Karoline und Dorothea neben den Brüdern standen, fing das alte feste Band, durch das sie sich untrennbar vereinigt glaubten, locker zu werden an; und das ist wohl das Traurigste, was sie erleben mußten. Anfänglich war Friedrich, der sechs Jahr jüngere, der unbedingt Aufschauende und Verehrende gewesen, allmählich aber, als der Reichthum und Umfang seines Geistes zur Geltung kam, änderte sich das Verhältniß und Wilhelm empfand ihn als den Stärkeren, den Tonangebenden. In diesem Verkehr einzig war Eitelkeit ganz ausgeschlossen, wo beide gegenseitiger Anerkennung, ja Bewunderung gewiß waren, sich überhaupt als zwei Hälften eines würdigen Ganzen fühlten. Sie wurden inne, wie sie einander ergänzten und wurden nicht müde, es einander zu sagen und sich dieser Blutsfreundschaft und Gemeinsamkeit zu freuen. Sie schwelgten in gemeinsamen Entwürfen, und besonders Friedrich war kindlich beseeligt, wenn er ihre beiden Namen nebeneinander gedruckt

unter ihren brüderlichen Werken lesen konnte. Und diese Einheit und Einigkeit wurde angetastet, nicht durch Feindliches, dessen sie sich hätten erwehren können, sondern durch Frauen, die auch Antheil an ihnen hatten, die ihrem Herzen nahe standen, im Grunde also durch sich selbst. Aber leicht konnten sie von dem Traume ihrer Unüberwindlichkeit im Zusammenwirken nicht lassen. „Ihr seid ein einziges untheilbares Wesen," schrieb Novalis an Friedrich zu der Zeit, als der Samen der Entzweiung schon gesät war. Mit ängstlicher Besorgniß hielten sie das Kleinod fest, das für sie einen Talisman bedeutete: den Glauben an die innere Nothwendigkeit, den Naturzwang ihrer Liebe. Die romantische Schule selbst ist ein Denkmal dieser Liebe. Der gewichtige Friedrich war der Magnet, der die begabten Freunde anzog, Wilhelm, der Rührige, Helle, Wache, wie Karoline ihn nannte, organisirte sie. Hoffnungsvoll stand er am Strande, um auf seligen Inseln ein neues Reich der Poesie zu gründen:

Verbrüderte Gefährten seh' ich schweben.
Was schreckte mich, daß ich da hinten bliebe?
Es leuchten milde Sterne, droht kein Wetter.

So leit', o süße Poesie, mein Leben!
Du Jugend in der Jugend, Lieb' in Liebe,
Natur in der Natur, Gottheit der Götter!

Die englischen Landarbeiter.

[Nachdruck untersagt.]

Joseph Arch, The Story of his Life told by himself and edited with a preface by the Countess of Warwick. London, Hutchinson and Co. 1898. Second Edition.

Mrs. Humphrey Ward, Marcella. Three volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1894..

Wilhelm Hasbach, Die englischen Landarbeiter in den letzten hundert Jahren und die Einhegungen (Schriften des Vereins für Socialpolitik. Bd. LIX). Leipzig, Duncker & Humblot. 1894.

I.

Die „Deutsche Rundschau" hat vor Kurzem (April 1898: „Die englische Grundaristokratie") das Buch eines englischen Grundherrn, des Herzogs von Bedford, über die Geschichte seiner Landgüter, über deren Schicksale in dem Zeitalter der agrarischen Crisis und über deren Lasten im Dienste des Gemeinwesens einer eingehenderen Würdigung für werth gehalten.

Ein merkwürdiges Seitenstück ist von dem entgegengesetzten Ende der englischen Landbevölkerung sehr bald auf das Buch des Herzogs von Bedford gefolgt, aus der Mitte der Arbeiterschaft und von der Hand desjenigen Mannes, welcher vor einem Menschenalter als Führer der Landarbeiter auftauchte, um in wenigen Jahren der Held des Tages zu sein.

Ja, das Seitenstück zu dem Buche des Aristokraten wird auf anmuthende Weise diesem nahe gerückt. Es ist eine Aristokratin, welche das Buch von Arch einleitet, die Gräfin von Warwick.

Was sagt sie von ihm?

Ein Landmann aus Warwickshire, allein und ohne Hülfe, ruft eine Organisation ins Leben, welche die Lage der Landarbeiter revolutionirt. Aus kleinen Anfängen — einer Handvoll von Arbeitern, einer improvisirten Volksversammlung unter einem alten Kastanienbaum im Dunkel eines Februarabends — wird eine Agitation in Gang gebracht, welche mit reißender Schnelligkeit wächst, bis sie das ländliche England durch die Länge und Breite ergreift. Und es war keine unfruchtbare Agitation; mit ihrem Wachsthum Hand in Hand ging eine sichtbare Besserung in der sittlichen und materiellen Lage der Landarbeiter. Wir brauchen nur die Zustände vor dem Beginn der Bewegung und die gegenwärtigen zu vergleichen, um uns zu überzeugen, wie

groß und wie mannigfaltig die Fortschritte waren. Der verstorbene Dr. Fraser, der wohlbekannte Bischof von Manchester, damals Landpfarrer, hat vor einer königlichen Untersuchungs-Commission in den sechziger Jahren beredtes Zeugniß abgelegt von den beklagenswerthen Verhältnissen, wie sie damals in vielen ländlichen Bezirken herrschten. Das Brod war theuer, die Löhne niedrig bis zum Darbepunkt; die Arbeiter waren schlecht erzogen, schlecht ernährt, schlecht bezahlt; ihre Hütten waren oft ungeeignet zu einer menschlichen Wohnung, die Schlafstätten waren entsetzlich, die sanitären Einrichtungen ebenso. Naturgemäß färbte solche Umgebung ab. Wie konnte etwas von den Dingen, welche die Schönheit und die Freude des Lebens ausmachen, wie konnten Moralität oder selbst die gewöhnlichste Sittsamkeit in so unmenschlichen Wohnungen gedeihen? In manch' einem Dorfe war die Lebensweise des Arbeiters und seiner Familie nur wenig von der Lebensweise des Viehes entfernt, das sie hüteten.

Wenn wir fragen (hier redet immer noch die Gräfin von Warwick), wie das gekommen ist, und wie das so lange hat dauern können, dann müssen wir zu unserem Schmerze gestehen, daß der Landarbeiter in jenen Tagen wenig Freunde hatte, weder in seiner eigenen Classe noch in einer anderen. Er hatte keine Organisation; die Gewerkvereine kümmerten sich nicht um ihn. Er hatte kein Geld; der berufsmäßige Agitator ignorirte ihn. Er hatte kein Stimmrecht; der Politiker ging an ihm vorbei. Sein Schicksal war hart. Und ob es gleich viele ländliche Ortschaften gab, wo es besser aussah, Landgüter, deren Besitzer es zu ihrer Pflicht machten, für gute Behausung und Bezahlung ihrer Arbeiter zu sorgen, so waren das doch dem Ganzen gegenüber Ausnahmen, und auch diese gewährten dem Arbeiter nicht sein Recht, das Recht jedes rechtschaffenen Arbeiters auf einen angemessenen Lohn und eine anständige Lebensweise, sondern vielmehr eine Mildthätigkeit, und trugen dadurch nur noch mehr dazu bei, jenen Geist der Unabhängigkeit zu schwächen, welcher das angeborene Recht eines Engländers ist. Die agrarische Crisis konnte zu jener Zeit nicht als eine Entschuldigung angeführt werden. Denn der Weizenpreis war am höchsten und die Grundrente auf ihrem Gipfel, als das Loos der Landarbeiter am schlimmsten war. Das sind unerfreuliche Thatsachen; doch es ist vergeblich, sie zu leugnen, da sie eben die Gründe waren, welche den Verein der Landarbeiter möglich und wünschenswerth machten.

Die natürliche Folge dieses Zustandes war ein nagendes Gefühl des Unrechts unter den Landarbeitern. Die Unzufriedenheit war düster, schwül, stumm, kaum bemerkbar an der Oberfläche; aber sie war um nichts weniger groß. In den Städten hatte die Fluth der socialen Reform eingesetzt; die hier eingetretenen Fortschritte der arbeitenden Classen mußten allmählich unter den Landarbeitern die Frage anregen, warum sie denn zurückbleiben sollten, während jene sich verbesserten. „Die Leute haben gesagt, der Verein verursachte die Unzufriedenheit; im Gegentheil, es war die Unzufriedenheit, welche die Vereinsbildung verursachte."

In dem Verein fanden die legitimen Beschwerden der Landarbeiter ihr legitimes Organ. Die Leute riefen nach einem Manne, der sie führen, sie

organisiren sollte, der ihren Bedürfnissen eine Stimme gäbe. Die Zeit war reif, und der Mann kam. Glücklicher Weise war es ein rechtschaffener und gesetzestreuer Mann. Man erschrickt bei dem Gedanken, was sich hätte ereignen können, wenn die Bewegung von weniger fähigen Händen geleitet worden wäre. Die Situation enthielt alle Elemente der Gefahr; Brandreden, welche an die Vorurtheile einer unwissenden und leidenden Bevölkerung gerichtet worden wären, hätten ein Feuer anfachen können, welches schwer zu ersticken gewesen wäre und das wahrscheinlich die Bewegung für Besserung der Zustände um wenigstens eine Generation zurückgeworfen hätte.

Der Mann, den die Bewegung verlangte, war Joseph Arch. Der Verein war sein Geschöpf; er war sein Führer, er führte ihn weise und gut. In ihm verkörperte sich zugleich ein Element, welches diese Bewegung mächtig gefördert hat, und welches gleich bei den ersten Versammlungen zum Ausdruck gelangte — das religiöse. Dadurch knüpfte die Erhebung der Landleute an die alten Bürgerkriege an, da der puritanische Prediger die Seele der republicanischen Armee war. Die meisten der Führer waren auch jetzt methodistische Dorfprediger. Solch' ein Prediger und Landarbeiter zugleich war Joseph Arch.

Die Versammlungen wurden durch geistliche Gesänge eingeleitet und beschlossen — Gesänge, in denen sich die Hoffnungen der jungen Reformbewegung mit den wohlbekannten Tönen der Hymnen vereinten.

Und weiter. Arch machte aus der Masse seiner Genossen einen politischen Factor im heutigen England. Die Theilnahme der ländlichen Bevölkerung an den Rechten der englischen Demokratie, welche noch fehlte, wurde jetzt erreicht. Die zuvor gehegte Besorgniß, das Stimmrecht auf dem Lande würde nur ein Werkzeug für den Willen des Grundherrn und des Pfarrers sein, wurde durch Arch zerstört. Er stellte den ländlichen Arbeiter auf die eigenen Füße und erhob ihn zu einer selbständigen Kraft im Staatsleben. Die Reform-Bill vom Jahre 1884 gab ihm das Stimmrecht, welches 1867 nur der städtischen Demokratie verliehen worden war.

Die neueste Gesetzgebung Englands ist die Frucht dieser Entwickelung des öffentlichen Rechts. Die gesetzliche Zuweisung von Landbesitz, die unentgeltliche Volksschule, der Sitz im Gemeinderath und Aehnliches hat gezeigt, daß man gegenwärtig mit den Interessen der Landarbeiter rechnet.

Mit dem Stimmrecht ist aber auch ein erzieherischer Einfluß, ein Sinn für Verantwortlichkeit, der so lange schlummerte, über sie gekommen. Der Gesichtskreis hat sich erweitert, das Streben nach einer höheren Lebenshaltung, nach besseren Wohnungen, nach mehr Muße zur Selbsterziehung, nach Versicherungseinrichtungen gegen Krankheit und Alter.

II.

Vor wenigen Jahren erst hat Mrs. Humphrey Ward in einem socialpolitischen Romane, welcher große Aufmerksamkeit erregte, die traurigen Zustände geschildert, in denen das englische Landvolk lebt. Die Gräfin von Warwick scheidet die Thatsachen der Gegenwart von den Thatsachen vor

25—30 Jahren. „Marcella“ dagegen ist die Heldin des Romans, der in der neuesten Gegenwart spielt, und der sie von den gegenwärtigen, mit manchen Entwicklungen der heutigen socialen Bewegung Englands verketteten Leiden des Volks ergriffen zeigt.

Es würde die Wahrheit der Sache nur desto mehr bekräftigen, wenn wirklich die Zustände heute noch so große Reste der Vergangenheit aufbewahrten.

Eine typische Figur der alten Zeit auf dem Lande steht am Eingange des Romans — der Wilddieb. Das einzige Stück Fleisch, welches jemals auf des Landvolkes Tisch kommt, nur durch die Wilddieberei kann der Arbeiter es den Seinen verschaffen.

„Sehen Sie da die Hütte zur Rechten,“ ruft Marcella aus. „Da drinnen wohnt Jim Hurd — ein Mann, der meist auf dem Kirchenlande arbeitet, wenn er Arbeit hat. Aber er ist verwachsen und nicht so stark wie Andere. Hurd und seine Familie hatten einen schrecklichen Winter: kaum hielten sie Leib und Seele zusammen. Und jetzt ist er schon ohne Arbeit; der Pächter des Kirchenlandes schickte ihn fort gleich nach Beendigung der Ernte. Er sieht keine Hoffnung, für den Winter Arbeit zu bekommen; er bringt seine Tage damit hin, Arbeit zu suchen; aber es findet sich nichts. Letzten Winter haben sie Alles verkauft, was sich in Geld umsetzen läßt. Diesen Winter bleibt nichts übrig als das Arbeitshaus. Es ist herzzerreißend! Und er hat ein Herz; er kann empfinden. Er hat Bildung; aber ach — die Bitterkeit auf ihrem Grunde! Doch nicht gegen Personen. Es ist wie eine stumpfe Ergebung, wenn sie darauf zu reden kommen; sie haben Entschuldigungen selbst für den Grundherrn, dem sie alle diese Jahre Zins für eine Hütte gezahlt haben, die ein Verbrechen ist, ja ein Verbrechen! Die Frau muß früher hübsch gewesen sein und wohlerzogen obenein. Sie ist jetzt brustleidend — natürlich; was kann man anders erwarten von solcher Wohnung und solcher Ernährung? Und so sind die Kinder. Man redet von dem Elende Londons. Aber ich sah in London niemals so kranke Geschöpfe wie in diesem Dorfe. Zwölf Shilling die Woche und nur die Hälfte des Jahres Arbeit! O, sie sollten uns hassen, uns Landeigenthümer und das ganze schlechte System des Grundbesitzes.“

Marcella besucht das Haus dieser Arbeiterfamilie, und sie ist Zeugin, wie der Mann an einem frostigen Herbstabend heimkehrt von einer fruchtlosen Ausschau nach Beschäftigung. Seit dem letzten Winter sind die Zustände noch trauriger geworden als zuvor. Der größte Theil der Landwirthe ist selber zu Grunde gegangen unter dem Drucke der agrarischen Krisis. Die Hälfte der arbeitsfähigen Männer hat das Dorf verlassen und ist nach London gegangen, um Arbeit zu suchen. Hurd ist von der alten Leidenschaft seiner Jugend und von der Noth zugleich gepackt worden und ist Wilddieb geworden, um durch den harten Winter hindurch zu kommen. Jetzt, im Anbrechen der neuen Winterszeit, nach sieben Monaten rechtschaffener Arbeit und achtbarer Lebenshaltung, fällt er zurück auf das bekannte Aushülfsmittel.

Sein Weib hat es mit Furcht und bangen Ahnungen geschehen lassen müssen, da alle Versuche um ehrliche Beschäftigung vergeblich geblieben. Und bald ereilt ihn sein Schicksal: er wird bei der Wilddieberei ertappt, erschießt den Forstwart und wird dann wegen Mordes verurtheilt.

Das tragische Geschick dieser Familie wird der socialpolitische Hintergrund des ganzen Romans.

Marcella, treu dem englischen Blute, das in ihren Adern rinnt, verwandelt sich allmählich aus einer glühenden Socialistin in eine Anhängerin gemäßigter Reformen. Nach einigen Jahren hat sie es aufgegeben, die sociale Welt in ihren Grundlagen umgestalten zu wollen. Sie begnügt sich damit, in die gegebenen Zustände werkthätig einzugreifen.

Dieses ist auch der Gang der Dinge in der Wirklichkeit Englands seit einigen Jahrzehnten.

III.

Und so ging es mit der Bewegung der Landarbeiter ebenfalls.

Der neue Verein, in den ersten Monaten des Jahres 1872 entstanden, in jener Grafschaft von Warwickshire, in welcher ihre Vorväter einst die bedrohten Freiheiten von England gegen Karl's I. Soldaten vertheidigt hatten, zählte bereits im Mai desselben Jahres gegen fünfzigtausend Mitglieder, und zu Anfang December wurde in London eine große Volksversammlung in Exeter Hall zur Unterstützung des Vereins abgehalten. Die Bürger von London wollten öffentlich ihre Sympathie für die Sache bekunden. Ein großer Industrieller und Arbeiterfreund, Samuel Morley, führte den Vorsitz und bewies seine Anhängerschaft durch einen großen Geldbeitrag. Außer ihm waren zugegen Sir Charles Dilke, Mundella, Tom Hughes, Cardinal Manning und andere Vertreter der oberen Classen. Der Cardinal hielt eine Rede, in welcher er ausführte, die Bewegung der englischen Landarbeiter sei keineswegs ein Act der Auflehnung, noch seien die Führer der Bewegung bösartige Agitatoren.

In der That hatte Arch von Anfang an die Mitglieder des Vereins ermahnt: „Greift nicht zur Arbeitseinstellung, es sei denn, daß alle andern Mittel versagen. Laßt Friede und Mäßigung alle unsere Versammlungen beherrschen; laßt Artigkeit und Billigkeit alle unsere Forderungen regieren. Laßt uns Geduld üben in der Durchsetzung gerechter Ansprüche; wir wollen uns verbrüdern und consolidiren; dann wird Alles gut gehen. Seid einig, und ihr werdet stark sein; seid mäßig, und ihr werdet geachtet sein!"

In praktischen Zahlen ausgedrückt war das Ziel der Bewegung eine tägliche Arbeitszeit von neun und ein halb Stunden, dafür einen Wochenlohn von sechzehn Schilling.

Ein Mann aus Somersetshire erzählte in jener Versammlung von den Zuständen der Arbeit, wie sie in seiner Heimath noch herrschten. Er hatte von Morgens vier Uhr bis Abends zehn Uhr zu arbeiten, ja oft noch länger. Der Lohn war sechs bis sieben Schilling für die Woche, höchstens acht bis neun. Alte Leute verdienten öfters nicht mehr als fünf Schilling. Die Wohnungen waren eine Schande für ein civilisirtes Volk, und wie in Somersetshire, so im ganzen Lande. In einem einzigen Schlafzimmer mochten bis dreizehn Menschen zusammengedrängt sein. Vor einer königlichen Untersuchungs-Commission sagte ein wohl bekannter Geistlicher, der spätere Bischof von Manchester, damals aus, es sei unmöglich, den schrecklichen Zustand der Dinge zu übertreiben; sie seien in physischer, socialer, ökonomischer, moralischer

und intellectueller Hinsicht so schlecht, daß es schwierig wäre, sie noch schlechter zu machen. Am schlimmsten sah es in dieser Hinsicht bei den kleinen Landwirthen aus. Aber sie selber waren eine gedrückte Classe. Wie konnten sie sich zu Verbesserungen auf ihrem Pachtbesitz entschließen, da sie nur für wenige Jahre, oft nur für ein einziges Jahr die Pacht in Händen hielten!

IV.

Eine Episode im Anfange des Jahres 1873 zeigt den jungen Verein im Kampfe für die Freiheit des Versammlungsrechts, in einem Kampfe, der allerdings die Grenzen friedlicher Formen zu überschreiten drohte.

In einem Dorfe der Grafschaft Berkshire hatten etliche Landarbeiter eine Versammlung abgehalten. Drei der Führer wurden vor die Friedensrichter geladen, angeklagt der Obstruction auf der öffentlichen Straße. An derselben Stelle hatten die ersten Methodistengemeinden Jahre lang Versammlungen gehalten, ohne mit den Gesetzen in Conflict zu kommen. Jetzt wurden diese drei Führer bestraft.

Nach englischer Weise nahm der Verein die Sache in die Hand. „Wir lassen uns nicht," hieß es, „unser Versammlungsrecht ohne Kampf entreißen. Der Verein hat die Angelegenheit aufzunehmen und durchzuführen, wir berufen eine Versammlung, um das Recht auf die Probe zu stellen, und lassen es darauf ankommen, ob wir wegen Obstruction vor Gericht gestellt werden. Dann führen wir unsere Sache als gesetzestreue, friedliche Bürger, doch gestützt auf den besten juristischen Beirath, denn unser Verein hat die Mittel, ihn zu bezahlen. Das Gericht soll sich davon überzeugen, daß wir nicht mehr arme, unwissende, schutzlose Arbeiter sind, denen man Alles bieten kann."

Ende März fand die Versammlung statt, äußerst zahlreich, so daß der große Marktplatz des Ortes mehr als halb angefüllt war. Ein Friedensrichter, später Geistlicher der englischen Kirche, führte den Vorsitz. In einem Wagen saßen mehrere der Führer. Sehr bald nach Beginn erschien der Polizeicommissar, verlangte die Auflösung der Versammlung, da dieselbe eine Obstruction der öffentlichen Straße verursache. Dieses war thatsächlich falsch. Denn man hatte mit besonderer Sorgfalt darauf gehalten, daß der Straßenverkehr neben der versammelten Menge ungehindert blieb. Auf die Weigerung der Führer, die Versammlung aus einander gehen zu lassen, begnügte sich der Commissar mit der Entgegennahme der Namen der Führer. Nach wenigen Tagen folgte die gerichtliche Ladung.

Zum Termin brachten die Angeklagten eine Zeichnung des Marktplatzes mit, sammt der Darstellung der Schranken, innerhalb deren die Versammlung sich gehalten hatte. Es wurde nachgewiesen, daß Raum reichlich übrig gelassen war für jeden Verkehr zu Fuß und zu Wagen um die Versammlung herum. So fiel die Anklage zu Boden. Es wurde ferner (durch den Juristen Fitzjames Stephen) nachgewiesen, daß Gegenstand der Versammlung eine Petition an das Parlament gewesen, und daß die Bill of Rights jede Versammlung englischer Bürger straflos erklärt, welche zu dem Zwecke einer Petition an das Unterhaus abgehalten wird.

Der Gerichtshof verkündete durch seinen Vorsitzenden: „Wir haben entschieden, daß die Angeklagten dieses Mal nicht zu bestrafen sind, daß sie aber verpflichtet sein sollen, in Zukunft keine Versammlungen mehr in Berkshire zu halten."

„Ich nehme diese Entscheidung nicht an," rief Joseph Arch entgegen. „Ich will heute Abend hier in der Nähe eine Versammlung halten."

Die Friedensrichter wußten nicht, was sie sagen sollten, und die Versammlung wurde am selben Abend ohne Störung gehalten.

Während die Gerichtssitzung stattgefunden, hatten sich etwa vierhundert Arbeiter draußen mit Stöcken bewaffnet, und obwohl Arch sie bat, sich ruhig zu verhalten, erklärten sie, daß, wenn die Polizei ihn in Handschellen herausgebracht hätte, sie gegen die Polizei vorgegangen wären. Die Friedensrichter wagten nicht, das Gerichtsgebäude durch den vorderen Eingang zu verlassen; sie verschwanden durch die Hinterpforte und hatten eine richtige Vermuthung über die Gefahr, die sie bedrohte.

Für den Verein bedeutete dieser Sieg einen großen Erfolg. Die öffentlichen Gebäude, die so lange seinen Versammlungen verschlossen waren, öffneten sich ihm. Die ganze Position des Vereins wurde dadurch gestärkt.

V.

Ein wesentliches Stück der Wirksamkeit des Vereins war auf die Wanderung der Arbeitskräfte innerhalb Großbritanniens gerichtet, indem die Verbesserung der Lebenslage durch Abschiebung der Arbeiter von den Gegenden, welche die ungünstigsten Bedingungen darboten, nach anderen Landestheilen mit günstigeren Bedingungen (Löhnen u. s. w.) vor sich ging.

Daran knüpfte sich aber bald, daß man die Auswanderung nach Amerika ins Auge faßte, welche ohnehin gemäß der Meereslage und der Gewohnheiten Englands als ein bereites Auskunftsmittel erscheinen mußte.

Die englischen Gewerkvereine haben herkömmlich Wanderung und Auswanderung der Arbeitskräfte organisirt. So nahm auch dieser Verein der Landarbeiter sich der gleichen Aufgabe an. Organisation aber bedeutet planmäßiges und rationelles Vorgehen. Hunderte von Arbeitern gehörten zum Verein, für welche die Beschäftigung mangelte. Dagegen kamen Auswanderungsagenten, welche sie anzulocken suchten. Insbesondere verlangte die canadische Regierung nach Einwanderern.

Da wandte sich der Verein an Arch mit der Aufforderung, Canada zu besuchen, das Land kennen zu lernen und Bericht zu erstatten über die Aussichten, die sich für Auswanderer aus der Classe der Landarbeiter dort eröffnen. Er erklärte sich bereit und erhielt ein förmliches Mandat von achtzigtausend Mitgliedern und nicht nur von diesen, sondern von Tausenden und Abertausenden, welche mit dem Verein auf Joseph Arch als ihren natürlichen und echten Vertreter schauten. Zwei große Dampferlinien boten ihm freie Ueberfahrt in erster Classe an, die Allan Line beförderte ihn hinaus, die White Star Line zurück. Ein Mitglied des Vereins begleitete ihn. Am 7. September 1873 kam er in Quebec an. Am folgenden Tage hatte er eine lange und

eingehende Besprechung mit dem Landwirthschaftsminister der Provinz Quebec. Man faßte eine Ansiedlung ins Auge, für welche das Land frei hergegeben, obenein einfache Gebäude, Saatkorn u. dgl. gewährt werden sollten, gegen Rückzahlung vom dritten Jahre ab im Laufe von zehn Jahren.

Zwei Tage später erhielt Arch eine Einladung von dem Königlichen Gouverneur, Lord Dufferin, zum Diner. Eine elegante Kutsche mit Lakaien holte ihn dazu ab, die Kanonen der Citadelle feuerten ihren Willkommensgruß, als er einfuhr. Das Diner war glänzend; eine hochansehnliche Versammlung war dazu eingeladen, darunter besonders die öffentlichen Persönlichkeiten. Lord Dufferin war voller Aufmerksamkeiten und ehrte damit die Arbeiterclasse der alten Heimath. Ein Gelehrter, ein Staatsmann, ein Gentleman und dabei einfach und anspruchslos.

Er beorderte den Oberst seiner Leibwache, die beiden Männer durch das Land zu begleiten, ihnen alles Wesentliche zu zeigen — und zwar auf Kosten der Regierung. Man betrachtete diese Mission augenscheinlich als eine Angelegenheit von hoher Wichtigkeit und behandelte daher die beiden Reisenden als Persönlichkeiten, die in erheblichen öffentlichen Geschäften unterwegs waren.

Auch gelangte man zu gewissen Ergebnissen, zufolge deren die Regierung von Canada sich verpflichtete, jedem von dem Verein empfohlenen Arbeiter die Ueberfahrt zu bezahlen. Schon im folgenden Frühjahr sollten etwa hundert Mann mit ihren Familien hinübergebracht, auch sollte ein Register über offene Arbeitsstellen gehalten werden für solche Leute, welche in Lohnarbeit treten wollten, mit Angaben über Arbeitszeit, Lohnhöhe u. dgl.

Auf der Rückreise besuchte Arch die Vereinigten Staaten, New-York, Boston, wo sein Auftreten einem Siegeszuge glich.

Mitte November war er wieder in England.

Was er dann den Landarbeitern in den großen Versammlungen, welche behufs Erstattung seines Reiseberichtes abgehalten wurden, über die ländlichen Zustände und die Lage der Colonisten und Landarbeiter erzählte, war außerordentlich ermuthigend für die Auswanderung. Von mehreren erst kürzlich aus England herübergekommenen Arbeitern, die er in Canada getroffen, erzählte er. So traf er in Toronto eine Familie, die kaum ein Halbjahr dort war und in der kurzen Frist bereits mehr als hundert Dollars erspart hatte. Ein Anderer, der als Landarbeiter in der Grafschaft Dorset zehn Schilling Wochenlohn gehabt, war jetzt bei einer großen Eisenbahn für fünf Schilling den Tag beschäftigt. Und das bei den niedrigsten Lebensmittelpreisen, reichlichem Genuß von Fleischspeisen u. s. w.

Canada, so faßte Arch das Resultat zusammen, bietet glänzende Aussichten für Männer, welche entschlossen sind, hart zu arbeiten. Es ist ein rauhes Leben, aber reich an Nahrung und Lohn, von höheren Ansprüchen und zumal voll von großen Aussichten.

Die Wirkung ist in der That die gewesen, daß die besten Landarbeiter aus England hinübergegangen sind, und daß es heut zu Tage schwer hält, tüchtige Leute im Alter von 30—35 Jahren zu finden. Nur jüngere und alte Leute sind übriggeblieben.

VI.

Das Parlament, d. h. seit einem Jahrhundert immer mehr das Unterhaus, ist der Mittelpunkt des englischen Staatslebens. Hier laufen alle öffentlichen Interessen, hier alle Parteiungen, hier alle Vertretungen der einzelnen Gruppen der Gesellschaft zusammen. Von hier geht der Einfluß aus auf den Gang der Staatsgeschäfte, auf die Gesetzgebung, auf deren Bedeutung für die Entwicklung der socialen Classen.

Die hauptsächliche Umgestaltung des neueren Staatslebens von England beruht auf seiner fortschreitenden Demokratisirung. Ein wesentlicher Erfolg der englischen Arbeiterbewegung seit dreißig Jahren zeigt sich in dem Eindringen der Arbeiter in das Parlament. Es war der adäquate Erfolg der Landarbeiterbewegung, daß es ihr allmählich gelang, wie 10—15 Jahre früher den industriellen Arbeitern, ihre Führer in das Unterhaus zu senden, und so vor Allem den obersten derselben, Joseph Arch.

Die Anstrengungen begannen im Jahre 1880, wo Arch zum ersten Male als Candidat für die Unterhauswahl sich aufstellen ließ. Die erheblichen Kosten der Candidatur übernahm ein einziger wohlhabender Mann, der sich für die Wahl von Arch interessirte. Wie der neue Candidat mit den Kosten der Wahl nichts zu schaffen haben wollte, so machte er es auch zur Bedingung, daß die übliche Wahlagitation unterbliebe — das, was in England und Amerika „canvassing“ heißt, die Werbung um die Stimmen der Wählerschaften.

Arch erhielt dieses Mal nicht die Mehrheit. Hiebei sprach namentlich der Umstand mit, daß die Ausdehnung des Stimmrechts durch die Reform-Bill von 1867 die städtischen Arbeiter, aber noch nicht die ländlichen Arbeiter in ihren Kreis gezogen hatte. Es war eine Aufgabe der Landarbeiterbewegung, dieses Recht auch für ihre Genossen zu erobern. Arch veranlaßte damals eine Petition an das Unterhaus, die der „Empfindung des monströsen Mißstandes“ Ausdruck gab, daß sie, welche die Producenten eines so großen Theiles des Volkswohlstandes und schwer besteuert sind im Verhältniß zu ihren Kräften, daß sie keine Stimme haben bei der Auflegung jener Steuern, und daß sie Gesetzen gehorchen sollen, an deren Herstellung sie keinen Antheil gehabt, Gesetzen, die für sie von anderen, mit ihren Bedürfnissen nicht bekannten Classen gemacht, Gesetzen, die in manchem Falle höchst unbillig drücken auf Diejenigen, welche die am ärmlichst gelohnten Unterthanen des Reiches sind. Das Stimmrecht sei von großem Werthe für die Aermsten und daher Schutzlosesten. Zur Zeit aber würden sie behandelt wie Fremde im Lande, in dem sie geboren sind, und sie müßten in anderen Himmelsstrichen die Verfassungsrechte suchen, die ihnen in der Heimath vorenthalten werden.

In der That wurde im Jahre 1884 das Wahlrecht für das Parlament auf die ländlichen Wählerschaften ausgedehnt. Im November 1885 kam die allgemeine Wahl zum Unterhause. Die Arbeiterpartei im nordwestlichen Norfolk stellte Arch als Candidaten auf und übernahm es, die Wahlkosten (etwa 800 £) durch Subscription wohlhabender Leute aufzubringen. Die Hauptpunkte des Wahlprogrammes, auf welche Arch sich verpflichtete, waren: Ausdehnung der freien Einfuhr auf alle Nahrungsmittel, gründliche Reform der

Bodengesetze, Entschädigung der Pächter für Verbesserungen des Bodens, Vollmachten für die Regierung, Land anzukaufen behufs Parcellirung für Arbeiterbesitz; Entstaatlichung der Kirche; unentgeltliche und weltliche Volksschulen; Sonntagsschließung der Wirthshäuser; Ersetzung der Kriege durch Schiedsgerichte; gleiche Gesetze für alle Theile des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland.

Am 8. December 1885 erhielt Arch die Majorität. Joseph Chamberlain und Jesse Collings führten ihn in das Unterhaus ein. Der Bezirk, den er vertrat, umschloß den Grundbesitz des Prinzen von Wales, die Güter von Sandringham. „Sieh zu," sprach er zu sich beim Eintritt in das Parlament, „daß weder der Prinz noch der Arbeiter Ursache hat, sich deiner zu schämen."

In dem grauen Rocke des Landmannes von Warwickshire ging er in das Parlament, in demselben Rocke, in dem er seine ländlichen Versammlungen geleitet hatte.

Bald nach Eröffnung der Sitzungen wurde er von der Gattin des Speaker zum Thee geladen und durch freundliche Aufnahme ausgezeichnet.

Am 26. Januar 1886 hielt er seine Jungfernrede im Unterhause. Sie beschäftigte sich mit der Verbreitung ländlichen Grundeigenthums unter den landwirthschaftlichen Arbeitern. Die Zeit sei gekommen dafür, daß Tausende von fleißigen Arbeitern nicht länger von dem Bodenbesitz ausgeschlossen werden, sondern eine Gelegenheit erhalten, unter billigen Bedingungen ein ausreichendes Stück Land zu erwerben, auf welchem sie die Nahrung für sich und die Ihrigen produciren können.

„Ich reise durch England von einem Ende zum andern, und ich verstehe einigermaßen zu beurtheilen, ob der Boden gehörig angebaut ist oder nicht. Ich erkläre daher, ohne Widerspruch zu befürchten, daß es zehntausende von Ackern Landes gibt, welche auf die Hand des Arbeiters warten. Die Aufgabe des Parlaments ist es, alle angemessenen Mittel zu gebrauchen, um den Boden, der nach der Bearbeitung schreit, so bald als möglich in die Hand des Arbeiters zu bringen."

VII.

Zahlreiche Proben der volksmäßigen Beredtsamkeit des englischen Arbeiterführers mit ihrer Breite und Selbstgefälligkeit, mit der Fülle des gesunden Menschenverstandes und der derben Anschaulichkeit der Sprache hat Arch in seiner Selbstbiographie und der Sammlung seiner Reden uns überliefert. Er war der Beredtesten Einer unter seines Gleichen. In der etwas typischen Gleichartigkeit dieses Redeflusses englischer Arbeiterführer war bei ihm doch etwas Eigenartiges — ein Stück vom Methodistenprediger, der er in der That von lange her gewesen war; ein Widerklang der biblischen Redeweise in Gleichnissen, vor Allem aber ein Ueberfluß an Mutterwitz, an treffenden Wendungen und Gegenreden, an einer Gewandtheit, die einen unbesiegbaren Debatter abgab. Ein Talent, das nicht in einer Parteischule abgerichtet war und mechanische Fertigkeit sich erworben hatte, sondern ein echtes, wild aufgewachsenes Naturkind, im vollsten Sinne ein selbstgemachter Mann und selbstgemachter Volksmann.

Als religiös gesinnter Arbeiterführer nahm er mit Vorliebe jene Kreise der englischen Geistlichkeit aufs Korn, welche sich der Arbeiterbewegung feindlich zeigten — eine Parteistellung, die unterdessen sich mehr und mehr in das Gegentheil verkehrt hat. So spricht er im Jahre 1875 einmal zu einer Volksversammlung:

„Ich möchte jetzt ein Wort sagen im Hinblick auf die Classe von Leuten, welche im Stande gewesen sind, die großen Erfolge unserer Bewegung zu beobachten — ich meine die Diener des Evangeliums. Ich frage nicht darnach, ob sie zur Staatskirche gehören, oder ob sie Dissenters sind. Ich bin selbst ein Dissenter, und ich habe die Geistlichkeit meiner eigenen Secte gefragt: Warum behandelt Ihr uns mit Verachtung? Hat der Verein uns weniger ehrerbietig gegen Gott gemacht als wir früher waren? Nein. Hat er uns trunksüchtiger, lüderlicher, leichtsinniger gemacht? Nein. Hat er uns wieder treu gegen unser Vaterland, wieder treu gegen unsere Pflichten, wieder rechtschaffen gegen unsere Arbeitgeber gemacht? Ja. Es ist eine Thatsache, daß vor 1872 Tausende unserer braven Landarbeiter nicht einen Buchstaben lesen konnten, denen die Bibel ein Buch mit sieben Siegeln war, und daß gegenwärtig, als Folge dieser Bewegung, Tausende dieser Leute zu lesen angefangen haben, daß sie am Sabbath, statt in den Gassen sich herum zu treiben, im Schoße ihrer Familien das Wort Gottes lesen, das Buch, von dem sie zuvor keine Silbe kannten. Und ich sage, wenn ich irgend etwas von meiner Bibel und den Lehren Christi, von seinem Geist und Charakter verstehe, an dem großen Tage der Rechenschaft werden diese Diener des Evangeliums verdammt werden, weil sie die ländlichen Arbeiter sich selbst überlassen haben, ihren Weg zum Himmel zu finden, welchen sie ihnen hätten weisen sollen. Wenn ein Geistlicher hier zugegen ist, so fordere ich ihn auf, mir eine einzige Stelle zu zeigen, da Euer Meister, in dessen Namen Ihr zu lehren behauptet, seine Macht lieh den Starken, um die Schwachen zu erdrücken. Könnt Ihr das, so will ich sagen, daß Ihr Recht habt. Sonst aber will ich England erschallen lassen von der Verwahrung gegen die Heuchelei, welche die Augen der Menschen verblendet."

Ein anderes Mal, in einer Volksversammlung, da der Adjunct eines Pfarrers in Oxfordshire gegen Arch auftrat und den Arbeitern die alte Weisheit vortrug, daß die Höhe des Arbeitslohnes durch das Gesetz von Angebot und Nachfrage bestimmt werde, daß daher, wenn mehr Arbeitskräfte als erforderlich vorhanden wären, die Arbeiter für niedrige Löhne arbeiten müßten — erhob sich Arch und wandte sich an den Gegner:

„Wenn Ihr ein Geistlicher seid, solltet Ihr der Allerletzte sein, jenes Gesetz von Angebot und Nachfrage anzurufen. Wie steht es denn heutzutage mit Eurer Classe? Hier ist die Zeitung, welche über ein gestern gehaltenes großes Meeting aus London berichtet, in dem die Mittel berathen wurden, Geld zu erlangen für den Ankauf von Kleidern für die Kinder armer Pfarradjuncten. Es gibt heute in England dreitausend solcher Pfarradjuncten wie Ihr, die außer Arbeit sind. Bringt Eure Arbeit auf den Markt nach dem Gesetze von Angebot und Nachfrage, und seht zu, wie Ihr dabei fahrt. Wir können eine Menge Leute von Eurem Schlage für neun Schilling die Woche bekommen."

Und da der Geistliche ungeduldig aufsprang:

„Wartet noch einen Augenblick, Ihr seid in guter Gesellschaft. Geht nicht fort von hier, ohne die ersten Grundsätze des Christenthums und der Gerechtigkeit gelernt zu haben. Eure Weiber und Kinder können betteln gehen, der Arbeiter Weiber und Kinder können es nicht. Wäre es nicht wohlgethan, wenn jene, wie diese, statt zu betteln, sich um Arbeit bemühten?"

Dies war zuviel, und der Geistliche rannte hinaus.

Begreiflich, daß Arch, wie er in seinen Kreisen große Anhängerschaft fand und Begeisterung erweckte, ebenso die Feindschaft zumal Derjenigen erregte, deren Interessen seine Bewegung verletzte. Er erlebte interessante Proben davon.

So fuhr er eines Tages aus seiner Heimath zur Thierschau nach Smithfield. In demselben Eisenbahnwagen saßen nur Landwirthe aus dem Norden, die ihn nicht kannten. Es war gerade in der Zeit, da die Auswanderungsagenten die Landarbeiter in Mengen entführten und man in England viel über diese Auswanderung redete. So kam die Unterhaltung der Farmer auch auf „den Kerl, den Arch". Der Betroffene saß still wie eine Maus und hörte geduldig zu. Der Eine sagte: „Wißt Ihr denn, daß er jährlich seine tausend Pfund Sterling aus diesen armen Auswanderern herausschlägt; armes Volk, er verkauft es wie das liebe Vieh in die Fremde." So ging es eine Weile fort. Darauf endlich wandte sich Arch an den ihm zunächst Sitzenden, welcher der Schlimmste war, und fragte ihn, ob er wirklich glaube, daß Arch auf jene Weise Geld erwerbe? Und auf die bejahende Antwort: „Könnt Ihr das beweisen?" — „Jawohl." — „Kennt Ihr Arch?" — „Nein." — „Wohlan, hier seht Ihr ihn vor Euch, und ich werde Euch jetzt veranlassen, den Beweis zu liefern für das, was Ihr behauptet." — Der Mann erschrak. — „Und weiter, ich werde Euch jetzt in London einsperren lassen, und ich verlange, daß die andern Herren Zeugniß gegen Euch ablegen."

Nun legte sich der Schuldige aufs Bitten. Nachdem Arch ihn eine Weile hatte zittern lassen, sagte er ihm endlich: „Armer, alter Thor, der Ihr seid, ich will Euch diesmal laufen lassen; aber ich will Euch sagen, was ich thun werde. Ich komme in Eure Ortschaft, halte ein Meeting und will den Arbeitern dort dieses Erlebniß erzählen."

Es kamen die Jahre, da auch in England viel über die agrarische Krisis geklagt wurde, über die niedrigen Weizenpreise vor allen Dingen.

„Gott sei Dank," rief Arch dazu, „das Brot des Volkes ist ein wenig billiger geworden. Und die Ihr klagt, Ihr habt Euch die Ruthe selbst gebunden. Geht zurück zum Jahre 1874, da etwa viertausend Landarbeiter in den östlichen Grafschaften und in anderen Gegenden aus der Arbeit gesetzt wurden für das abscheuliche Verbrechen, daß sie es wagten, sich zu vereinigen, um ihre sociale Lage zu verbessern. Diese Männer wanderten durch Eure Dörfer, um Arbeit zu erhalten, und Ihr verweigertet, sie ihnen zu geben. Dann kamen die Auswanderungsagenten aus den Colonien herüber und entführten Tausende der tüchtigsten und intelligentesten Arbeiter, Ihr wolltet sie nicht hier den Acker für Euch bauen lassen. Jetzt bauen sie das Land für sich selber, als freie Herren in den Colonien. Und diese Leute, die Ihr aus ihrer Heimath in England vertrieben habt, sind jetzt Eure Concurrenten geworden, indem sie von fünfzehntausend Meilen her in zahllosen Schiffsladungen das Korn nach England senden, das Ihr nicht produciren könnt."

VIII.

Es gibt Pflanzen, welche schnell ihre Blüthen treiben und schnell die Blüthen wieder welken lassen. Andere, welche die Blüthen langsam entwickeln, um sie desto länger zu erhalten. In dem Wachsthum und der Blüthe der englischen Gewerkvereine hat es ähnliche Gegensätze gegeben. Die älteren,

straff organisirten, fachmäßigen Arbeitervereine haben sich aus kleinen Ansätzen allmählich zu großen, festen, dauerhaften Verbänden entwickelt. Das hauptsächliche Beispiel dieser Kategorie der englischen Gewerkvereine ist die große Gesellschaft der Maschinenbauer (Amalgamated Society of Engineers), welche im Jahre 1897 durch die lange dauernde Arbeitseinstellung die Aufmerksamkeit des Publicums, auch des festländischen, erregte.

Die jüngeren, pilzartig emporgeschossenen Vereine, ohne fachmäßige Abgrenzung der Mitgliedschaft, eben darum große Arbeitermassen plötzlich an sich ziehend, aber aus demselben Grunde flugsandartige Bildungen, sind als Waffen zum Kampfe für einen vorübergehenden gemeinsamen Zweck dienstbar gewesen, dann aber, nach vollständiger oder stückweiser Erfüllung dieses Zweckes, aus ihrem ephemeren Dasein zurückgesunken in einen Zustand wo nicht der Ohnmacht und Auflösung, so doch der relativen Bedeutungslosigkeit, verglichen mit den Erfolgen einer kurzen Epoche.

Ein Beispiel der letzteren Gattung ist der Verein der Londoner Docksarbeiter, welcher durch den großen Strike vom Jahr 1889 sich weithin bemerkbar machte, um dann bald in den Hintergrund zu rücken. Ein andres Beispiel ist der uns hier beschäftigende Verein der Landarbeiter von Großbritannien (National Agricultural Labourers' Union). Sein Führer selber, Joseph Arch, erklärt in der Autobiographie, nach dem Jahre 1884 habe der Verein niederzugehen begonnen, hauptsächlich zu Folge der Thatsache, daß ein wichtiger Theil seiner Arbeit gethan, nämlich das Stimmrecht für die Landarbeiter erobert war. Eine weite Pforte habe sich damit für sie geöffnet, und sie meinten, daß sie jetzt vermittelst ihrer Vertreter im Parlament Alles erreichen könnten, was sie brauchten.

Freilich ist es Arch selber, welcher diese Meinung als eine überspannte kennzeichnet: „Es waren zu viele unter ihnen," fügt er hinzu, „welche sich einbildeten, man brauche nur zu fordern, um etwas zu erhalten; sie verstanden nicht, ein wie langsames Ding jede Reform der Gesetzgebung ist."

In der That ist es für die festeren, fachmäßigen, älteren Gewerkvereine Englands charakteristisch, daß sie reifere Vorstellungen von dem Wesen der Reform haben, daß sie von ihren eigenen Kräften, ihrer organisirten Selbsthülfe mehr als von der Gesetzgebung erwarten, was wiederum darauf beruht, daß die Mitglieder dieser Berufsvereine einen höheren Grad von gelernter Arbeit und daher von Intelligenz, von sittlicher und politischer Reife repräsentiren.

Im Uebrigen dürfen wir Arch Glauben schenken, wenn er uns versichert (was uns die Berichte des Parlaments ohnehin bezeugen), daß er niemals härter in seinem Leben gearbeitet habe als in den Jahren 1887 und 1888, daß er weder seine Lunge noch seine Beine, noch seinen Kopf geschont habe in dieser Zeit.

Dann kam ein neues Aufflackern[1]) des Vereins, als der Rückgang der ländlichen Arbeitslöhne um das Jahr 1890 eine Anzahl von neuen Mitgliedern

[1]) „It was a sort of final flicker up before the candle went out," sagt Arch (S. 391) selber.

ihm zutrieb. Aber es ging mit dem alten Haupte des Vereins zu Ende. Im Frühjahr 1892 wurde Arch von einer schweren Krankheit erfaßt, von der er sich nicht mehr erholte. Bei der Parlamentswahl desselben Jahres wurde er wieder in seinem alten Bezirk gewählt.

Bald darauf wurde der Versuch gemacht, einen Verein zu gründen, welcher alle drei Classen der Landwirthschaft umfassen sollte, Grundeigenthümer, Pächter und Arbeiter. Arch warnte die Arbeiter vor dieser Genossenschaft: Wolf und Lamm könnten nicht gemeinsame Sache machen. Er sah in dem Project nichts weiter als eine agrarisch-schutzzöllnerische Falle, in welche man die Arbeiter locken wollte. Er habe, so schrieb er (Lords and Labourers, New Review, Febr. 1893), in langjähriger und eingehender Beobachtung der Thatsachen festgestellt, daß, so oft die Kornpreise steigen, auch die Grundrenten (und die Landgüterpreise) steigen, daß aber der Arbeitslohn nicht im entsprechenden Verhältnisse steigt. Der Schutzzoll würde die Lage des Grundeigenthümers verbessern, die Lage des Pächters mindestens nicht verschlechtern, aber der Arbeiter, der den Verlust am wenigsten von den drei Classen tragen könne, würde unvermeidlichen Schaden dabei leiden.

In den schärfsten Tönen sprach Arch sich gegen die herrschenden Sitten der Grundherren und der Landwirthe aus, gegen ihren Luxus, gegen den Mangel an landwirthschaftlicher Tüchtigkeit auch in der Pächterfamilie. Der alte Radicale wurde um nichts weniger — denn so weit hat man es nun einmal dort gebracht — von dem officiellen England anerkannt und ausgezeichnet. In jener selben Zeit, dem letzten Jahre seines Lebens, wurde er als Mitglied in eine königliche Commission zur Untersuchung der Armenverhältnisse gesetzt. Er saß hier neben dem Prinzen von Wales, der gleichfalls zu den Mitgliedern der Commission gehörte, und der ihn — seinen Vertreter im Unterhause — mit Aufmerksamkeiten überhäufte.

Und die Erzählung von alledem hat der kleine Landmann aus Warwickshire geschrieben in der alten Hütte, in der seine Vorfahren gelebt und gedarbt, auf dem Holzstuhl, auf dem seine Großmutter eingenickt ist, und bei der Wanduhr, die sein Vater einst vor fünfzig Jahren aus der Stadt mitgebracht hat. Bis dann bald darauf seine eigene Uhr abgelaufen war und die vornehmste Dame seiner Grafschaft ihm die Todtenrede gehalten hat.

Das war die ideale Union der ländlichen Classen, die Arch im Geiste vorweg nahm, und die in ferner Zukunft einstmals sich vollenden soll.

X.

Friedrich Spielhagen.

Von

Eugen Zabel.

[Nachdruck untersagt.]

Indem wir Friedrich Spielhagen zu seinem siebzigsten Geburtstag unsern Glückwunsch darbringen, geben wir vor Allem der Freude darüber Ausdruck, daß er in keiner Weise den Eindruck eines müden Mannes macht, der gewissermaßen seinen eigenen Nachruf erlebt, sondern rüstig und thatenlustig inmitten unserer literarischen Bewegung steht. Besser als ihn seine Freunde feiern können, ehrt er sich selbst durch die ihm innewohnende Kraft, die vom Alterwerden nichts wissen will, stets bereit ist, den erworbenen Ruhm durch frisches Schaffen zu vertheidigen und sich, ohne schwächliches Nachgeben wie ohne mürrische Verbitterung, an den literarischen Kämpfen der Gegenwart zu betheiligen. Vierzig Jahre lang wird sein Name unter den ersten Vertretern des deutschen Romans genannt. Ein halbes Jahrhundert vaterländischen Lebens hat ihm zu seinen Erzählungen die Stoffe geliefert. In ununterbrochener Kette reiht sich dabei eine Schöpfung an die andere, so daß man fühlt, wie der Dichter den vollen Inhalt seines Lebens nur am Schreibtische, in der Ausgestaltung seiner Pläne gefunden habe. Bei dieser unermüdlichen Schaffenslust hat es selbstverständlich eine mannigfache Wellenbewegung gegeben, mit Höhen, Thälern und Tiefen, mit reifen Leistungen, die uns wie ein Geschenk der gütig gewährenden Natur berühren, und mit andern, bei denen der eiserne Wille, der scharfe Verstand, die rege Phantasie des Autors doch nicht völlig im Stande waren, des spröden Stoffes Herr zu werden. Er hat uns dafür immer zu entschädigen gewußt, indem er auf die künstlerische Durchführung und geistige Beleuchtung seiner Arbeiten Werth legte und dem oberflächlichen Unterhaltungsbedürfniß der Menge niemals Zugeständnisse machte. Immer blieb sein Horizont ein weiter, sein Vorwurf würdig und vornehm. Aus der Enge des Vaterhauses, der Beschränktheit des Provinzlebens lockten die Helden Homer's und Walter Scott's bereits den Knaben von seinen Schularbeiten fort in jenes Fabelreich, zu dem sich die schwankende Brücke nur schwer finden ließ. Eine so modern empfindende, bewegliche und sprudelnde

Persönlichkeit, wie Spielhagen, brauchte Zeit, um den rechten Weg einzuschlagen und Alles, was plötzlich in ihm lebendig wurde, zu einem entscheidenden Wurf zusammenzufassen. Die pommersche Strandgegend, wo er seine Kindheit verlebte, blieb ihm ein fester und kostbarer Besitz, für seine Phantasie um so werthvoller, je mehr innerer Drang und Lebensberuf ihn nöthigten, von seinen Jugendstätten Abschied zu nehmen. Seinem Wesen entsprach es wenig, in einem verborgenen Winkel zu sinnen und zu träumen. Seine norddeutsche Art suchte sich zu den Punkten hindurchzuarbeiten, wo die großen Fragen der Menschheit, wenn nicht entschieden, so doch verhandelt wurden.

In der liebenswürdigen Schrift „Aus meinem Skizzenbuche" hat der Dichter das Idyll seiner Kindheit anziehend geschildert. Namentlich werden die tiefen Eindrücke, welche die Scenerie des Meeres auf ihn ausübte, die Streifzüge, die zu jeder Tages- und Jahreszeit durch Wiesen und Felder unternommen wurden, so anschaulich wiedergegeben, daß man wohl versteht, wie Spielhagen in seinen Dichtungen Naturschilderungen von großer Wärme und Treue entwerfen und die Poesie der preußischen Strandgegend mit ungewöhnlicher Frische erschließen konnte. Er ist am 24. Februar 1829 in Magdeburg geboren. Aber Stralsund, wohin bald darauf sein Vater als Regierungs- und Baurath versetzt wurde, ist seine Heimath geblieben. Hier besuchte er das Gymnasium und studirte dann in Berlin, Bonn und Greifswald. Er war zwar Burschenschafter, hielt sich aber von dem aufgeregten politischen Treiben jener Tage fern. Es folgten Jahre planlosen Tastens, die aber das Gute hatten, daß sie den Dichter in die verschiedensten Lebensverhältnisse einführten. Er war zu jener Zeit noch völlig unklar über die in ihm schlummernden Keime. Er wechselte mehrfach mit seinen Studien, begann mit der Medicin, ging dann zur Jurisprudenz über und warf sich schließlich auf allerlei Humaniora nach dem Drang seiner faustischen Gemüthsart: „Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne und von der Erde jede höchste Lust." Bei der Wahl eines bestimmten Berufs erging es ihm nicht besser. Er nahm zuerst als Hauslehrer eine Stellung an, wurde dann Schauspieler, zog als Landwehrofficier den Rock des Königs an und unterrichtete endlich die Schüler des modernen Gesammtgymnasiums in Leipzig. Ueber diese Etappen seiner Entwicklung hat Spielhagen in dem zweibändigen Werke „Finder und Erfinder" Musterung abgehalten mit spitzer Ironie für all' das Krause und Unfertige, das sein Wesen damals zu Tage förderte, wie mit entschiedenem Selbstbewußtsein im Hinblick auf die Kraft, die sein anfänglich weder von seiner Umgebung noch von ihm erkanntes Talent zu einem so kräftigen Stamme aufschießen ließ. Dem Philister freilich mußte bei diesem Irrlichteliren Angst werden. Für die Persönlichkeit Spielhagen's war aber dies fieberhafte Suchen die rechte Schule. Daß er den Dienst in der Front kennen gelernt hat, ist ihm seelisch, geistig und physisch zu Gute gekommen. In seiner Jugend zeichnete er sich durch die Neigung zum Sport, durch Freude an körperlicher Bewegung aus. Er war ein guter Reiter und ausdauernder Fußgänger. Er hatte seinen Körper in der Gewalt. Er gab etwas auf sich in seinem äußeren Auftreten. Das Elastische und Männliche seines Wesens drückte sich auch in seiner Er-

ſcheinung aus und iſt ihm bis ins Alter treu geblieben, mit dem er, entſchloſſen und willensſtark, wie er iſt, den Kampf erfolgreich aufgenommen hat. Wer dem Siebzigjährigen gegenübertritt, hat ſofort den Eindruck, daß deſſen Perſönlichkeit durch den militäriſchen Drill gegangen iſt. Auch der Berührung mit der Bühne hat er manches Charakteriſtiſche in ſeiner Weſensart zu verdanken, vor Allem das Bedürfniß, ſich in breitem Tone auszuſprechen, die Freude an glänzendem Redefluß. Er iſt kein gleichmäßig guter Sprecher, wirkt gelegentlich zu pathetiſch und nähert ſich wohl auch dem Buchſtil mit ſchwieriger Gliederung der Conſtructionen und der Fülle eingeſtreuter Citate. Aber er kann als Redner auch klar, eindringlich und ſogar hinreißend wirken, wenn er ſich von ſeinem Stoffe getragen fühlt. Ueber ſein unglückliches Debut als Schauſpieler, wobei er eine Thür, die ſich nicht öffnen wollte, beinahe mitriß, hat er in ſeiner Autobiographie nicht ohne Verdruß berichtet. Am tiefſten dürften die Erfahrungen des Lehrers auf ihn gewirkt haben, ſo wenig Befriedigung ihm auch dieſe Thätigkeit zu gewähren vermochte, ſo ſchmerzlich er den Druck der Abhängigkeit von Autoritäten, die er nicht anerkennen konnte, empfand. Die Kunſt, das, was er in Herz und Hirn hegte, der Jugend mitzutheilen, ſollte ſich auf anderem Gebiete als zwiſchen Schulbänken bewähren. Er wagte den Sprung ins Ungewiſſe und wurde Schriftſteller.

Der Anfang mit den 1857 und 1858 erſchienenen Novellen „Clara Vere“ und „Auf der Düne“ war nicht glänzend. Erſt die ein Jahr ſpäter herausgegebenen „Problematiſchen Naturen“ trugen ihm einen ſtarken Erfolg ein und gaben ſeinem Namen ſofort das Gepräge, das er bisher behalten hat. Der Roman wurde zuerſt im Feuilleton der „Zeitung für Norddeutſchland“ veröffentlicht, zu deren Redaction Spielhagen von Leipzig nach Hannover überſiedelte. Das Charakteriſtiſche ſeiner Erfindung und Geſtaltung trat darin deutlich zu Tage: die ſcharfe Beobachtung der Menſchen und Zuſtände, der ausgeſprochen demokratiſche Sinn, die Verbindung von kühner Sinnlichkeit mit geiſtiger Pikanterie. Wenn auch die Fortſetzung „Durch Nacht zum Licht“ die frühere Erzählung an Prägnanz nicht ganz erreichte, fühlte das Publicum doch, daß hier in ähnlicher Weiſe wie in den Gutzkow'ſchen Romanen der Verſuch gemacht war, das politiſche und ſociale Leben in einer weit ausholenden, reich gegliederten Compoſition zu ſchildern. Die verrufene „Hexe Politik“ erſchien als würdiger Gegenſtand für die Kunſt eines Erzählers, der ſie mit geiſtiger Anmuth zu behandeln wußte, und die ſocialen Widerſprüche meldeten ſich bei Denen, die ihnen nur widerwillig ihr Ohr liehen, mit wiederholtem und kräftigem Thürklopfen. „Es gibt problematiſche Naturen,“ ſagt Goethe, „die keiner Lage gewachſen ſind, in der ſie ſich befinden, und denen keine genug thut. Daraus entſteht der ungeheure Widerſpruch, der das Leben ohne Genuß aufzehrt.“ Dies Wort iſt dem Roman als Motto vorgeſetzt und durch die Figur des Helden Oswald Stein in lebensvoller Weiſe erläutert. Wir lernen ihn als Hauslehrer bei pommerſchen Adligen kennen, aber nicht als verlegenen und ſcheuen Stubengelehrten, ſondern als Mann von Welt mit gewinnenden Formen und verführeriſchem Aeußern. Wo er erſcheint, fliegen ihm die Herzen zu, bei verheiratheten Frauen, wie bei heirathsfähigen

Töchtern und Backfischen, die eben die Puppe aus der Hand gelegt haben und dafür um einen Mann bitten. Es fehlt nicht an phantastischen Episoden, die dem naturalistischen Geschlecht von heute willkürlich und construirt erscheinen, und Mignonsituationen, die Stein's Freund, der liberalisirende Aristokrat von Oldenburg, in die Handlung hineinträgt. Stein endigt schließlich in Berlin auf den Barrikaden während des Märzaufstandes, den Spielhagen selbst nicht miterlebt hat, da er wenige Tage vor dem Ausbruch der Revolution nach Stralsund in die Ferien zurückkehrte. Menschen von der problematischen Art des Helden, die trotz trefflicher Anlagen und edler Absichten im Leben Schiffbruch leiden, weil sie zu schnell ans Ziel gelangen wollen und die Gefahr von Wind, Wellen und Klippen unterschätzen, traten dem Dichter zu jener Zeit zahlreich entgegen, in der die Sehnsucht, dem Vaterlande thatkräftig zu dienen, eine große, die Möglichkeit, durch die verrammelten Wege vorzudringen, eine geringe war. So entstand eine eigenartige Persönlichkeit und zugleich ein Typus, zu dem Spielhagen die Farben in einer überwundenen Phase seines eigenen Lebens finden konnte. Der Drang nach freier Bethätigung der Individualität gab dem Werke seine temperamentvolle Frische und erzeugte eine Anerkennung, die wie bei mancher späteren Schöpfung des Autors auch nach Rußland hin überschlug. Wir finden die „Problematischen Naturen" oft genug in den Händen der dortigen Nihilisten, die vieles Unausgesprochene in ihrer Weise deuteten, in dem Radicalismus der Gesinnung eine Fahne erblickten, der sie folgten, und das Drunter und Drüber des Schlusses ganz nach ihrem Herzen fanden. Von diesem Roman ist zum siebzigsten Geburtstag Spielhagen's eine Jubiläumsausgabe erschienen, auf deren Druck und Ausstattung besonderer Fleiß verwendet ist, und die in zahlreichen Zeichnungen von Richard Gutschmidt einen willkommenen künstlerischen Schmuck erhalten hat. Kleinere Irrthümer, die in Bezug auf das Costüm jener Zeit dem Zeichner begegnet sind, werden nur dem Kenner auffallen, aber Niemanden in dem Genuß der eigenthümlichen Zeitstimmung, die hervorgerufen wird, stören.

Die vormärzlich gefärbte Empfindung der Auflehnung gegen das Verrottete, das dem berechtigten Neuen nicht gutwillig Platz machen will, ist der Grundzug im Wesen Spielhagen's geblieben. Sie steht im Mittelpunkt seiner Poesie, und sie abzuschwächen oder gar zu unterdrücken, würde er als eine Sünde wider den heiligen Geist ansehen. Das Individuum muß frei sein, sofern in ihm schöpferische Ideen leben, und wer es darin beschränken will, rüttelt nach der Ansicht des Dichters an einem unantastbaren Rechte der Menschheit. Damit war das Thema zu dem tief eingewurzelten Haß gegeben, mit dem er in dem Roman „Die von Hohenstein" 1863 den Adel schilderte als eine unthätige und anmaßende Gesellschaft, die das Wehen der neuen Zeit nicht begreift und daher bestimmt ist, von ihm zu Boden geworfen zu werden. Diese Art der Polemik schoß nicht nur sachlich über das Ziel hinaus, sondern sprengte mit ihren grellen Uebertreibungen auch den Rahmen der Kunst. Erst später hat es der Dichter gelernt, seinen Gegnern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sie menschlich zu verstehen und nicht nur schwarz an die Wand zu malen. In dem großen Roman „In Reih und Glied", der drei Jahre später

erschien, entwickelte er mit ungleich feineren Mitteln den Grundgedanken, daß der Mensch seinen Werth erst aus dem Verhältniß empfängt, in welchem er als Einzelner zur Gesammtheit steht, daß lediglich die Ueberwindung der Selbstsucht, die gemeinsame Arbeit glücklich machen, bei welcher auch der Größte sich nur als Soldat in einer gewaltigen Armee fühlen darf. Im Jahre 1869 folgte „Hammer und Amboß", worin ein anziehendes Thema derartig behandelt wird, daß die Gebote gegenseitiger Hülfsbereitschaft als das Evangelium der Zukunft erscheinen. Als reife Frucht seiner Weltanschauung gab er uns 1876 den Roman „Sturmfluth", in dem er sich von manchen Einseitigkeiten seiner früheren Schöpfungen frei machte und eine nach Anlage und Ausführung gleich bemerkenswerthe Leistung hervorbrachte. Es war ein kühner Gedanke, die gewaltige Sturmfluth der Ostsee vom Jahre 1872 mit dem finanziellen Anprall, der durch das Gründerwesen gegen unsere wirthschaftlichen Verhältnisse erfolgte, vereinigen zu wollen. Anfang und Ende der Erzählung verschlingen sich harmonisch mit einander. Dieser Ring wird durch die Küste Rügens, Stralsund und Greifswald, Spielhagen's bevorzugte Landschaft, gebildet, für seine Poesie ein fruchtbarer Boden, zu dem er immer wieder gern zurückkehrte wie der gute Sohn zum Elternhause. Als seine zweite Heimath darf der Dichter Thüringen betrachten, das ihm die Anregung und Stimmung für eine Reihe seiner Erzählungen, wie „Allzeit voran", „Röschen vom Hofe", „Hans und Grete", „Der Vergnügungscommissar", „Die schönen Amerikanerinnen", die „Dorfkokette", gegeben hat.

Spielhagen hat es immer gereizt, seine Dichtungen in breitem Rahmen auszuführen, den Leser durch eine kunstvolle Architektonik zu fesseln. Der große, dreibändige Roman war lange seine Lieblingsform, durch die er sich einen treuen Anhang von Lesern sicherte. So folgten „Plattland" 1879, „Uhlenhaus" 1884, mit den scharf zugespitzten Conflicten zwischen zwei Brüdern und den interessanten Frauen- und Mädchencharakteren, der Ich-Roman „Was will Das werden?" 1886, wo idyllische Partien mit effectvoll geschilderten Begebenheiten abwechseln und die Handlung zwischen Amerika und Thüringen, zwischen dem Hof eines Herzogs und der Werkstatt eines einfachen Tischlers wechselt. „Ein neuer Pharao" und das „Sonntagskind" hinterließen bei glänzend angelegten Stellen doch mehr den Eindruck des Gewollten und Ergrübelten. Später hat der Dichter den Bogen nicht mehr so straff gespannt, sondern sich damit begnügt, in seinen Novellen knappere Ausschnitte aus dem modernen Leben zu geben, nicht eine Gruppe von Individuen in den Wechselfällen ihres Schicksals zu schildern, sondern sich mit den intimeren Seelenvorgängen eines Helden zu begnügen, für den wir in Folge seiner Charakteranlage und seiner Stellung in seinem Thun und Leiden Interesse hegen. „Faustulus" und die „Herrin" sind dafür interessante Beispiele. In ihnen vollzog sich gleichzeitig die Annäherung an den modernen Geschmack und die naturalistische Bewegung, der er von dem Augenblick, als sie die Gemüther zuerst in Bewegung setzte, mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte und in allen ihren bemerkenswerthen Aeußerungen genau studirte. Er verhehlte sich keineswegs, daß der starke Druck, den die ausländische Poesie

namentlich von Scandinavien, Rußland und Frankreich aus auf unsere Literatur übte, deren Charakter allmählich beeinflußt und verändert habe, daß in Bezug auf Schärfe der Psychologie und eindringliche Naturwahrheit auf allen Gebieten der Dichtung ein Fortschritt, wenn auch keineswegs immer erreicht, so doch mit nicht zu unterschätzender Kraft angestrebt wurde. Die Jugend begann sich gewaltig zu rühren und auf ihren Thatendurst dadurch die Aufmerksamkeit zu lenken, daß sie gegen bisher allgemein anerkannte Autoritäten heftig anrannte. Das Bewußtsein seines Werthes gab Spielhagen den Muth, bei diesem Streit der Meinungen und Talente Farbe zu bekennen, nicht nur sein Können der schärferen Atmosphäre, die ihn umgab, anzupassen, sondern auch als Kritiker das Wort zu ergreifen und durch seine vermittelnde Haltung an der Versöhnung der Gegensätze mit zu arbeiten. Das wurde ihm um so leichter, als er schon früher das Bedürfniß empfunden hatte, sich über die Grundlagen seiner Kunst ausführlich zu äußern.

Niemand kann sich durch das Wort Schiller's, dem zu Folge der Romanschriftsteller der Halbbruder des Dichters sei, empfindlicher berührt fühlen als Spielhagen. Sein Bestreben ist sichtlich darauf gerichtet, den darin liegenden Vorwurf zu entkräften, dem modernen Erzähler eine hohe Rangstufe zu sichern und eine Form zu finden, die auszufüllen nur dem echten Künstler beschieden ist, während alle Halbpoeten ihr ohnmächtig gegenüber stehen. Spielhagen will sich und Alle, die nach seinen Grundsätzen dichten und denken, in die Reihe der großen Epiker eingestellt sehen und alles Lose, Lockere und Zufällige aus dem modernen Roman entfernen, ihn unter das Zwingende eines Gesetzes beugen, gegen das nur Geister zweiten Ranges verstoßen können. Mit Vorliebe erinnert er sich der griechischen Götter- und Sagenwelt, wie sie in den Epen Homer's ewige Gestaltung angenommen hat. Auch die Kinder seiner Phantasie sprechen gern in Bildern und Wendungen, die der „Ilias" und „Odyssee" entnommen sind. Die Sonne, die diesem Urquell aller epischen Kunst geleuchtet hat, soll auch dem Romandichter unserer Tage lächeln, und dieser sich selbst schuldig finden, wenn solch' reines Licht nicht zu ihm dringt. Spielhagen hat eine „Technik des Romans" zu schaffen versucht, wie wir von Freytag eine „Technik des Dramas" besitzen. Aber es dürfte schwer halten, diese beiden Werke mit einander zu vergleichen und ihre Bedeutung für die Gattung der Poesie, der sie dienen, darnach abzuschätzen. Freytag ist ein ruhiger, kühler, systematischer Kopf, der beim Niederschreiben seiner Arbeit allen aufstrebenden dramatischen Talenten und Bühnenfreunden ein nützliches Handbuch bieten wollte, um sie vor den Auswüchsen und Enttäuschungen des Dilettantismus zu bewahren. Schritt für Schritt nimmt er das ganze Gebiet wie ein Generalstäbler auf. Bis zum Mysterium des dichterischen Schaffens dringt er nicht vor, aber bis an die Schwelle des Tempels ist er ein zuverlässiger, unterrichtender und geistvoller Führer. Spielhagen's Buch „Beiträge zur Theorie und Technik des Romans" setzt sich aus einer Reihe von Abhandlungen zusammen, die das Thema von verschiedenen Standpunkten aus erfassen, aber nicht organisch in einander übergehen. Sie sind zum Theil mit schwerem philosophischen Anschlag ausgeführt, enthalten nur wenig

praktische Anweisungen, wollen aber die schwankenden Begriffe über das Wesen dieser Kunst auf feste Fundamente stellen. Der Autor vertritt vor Allem den Satz, daß der Dichter „die Menschen in Handlung" vorführen müsse, daß alle subjectiven Betrachtungen und Berichte zu vermeiden seien. Er ist ferner der Meinung, daß der Romanerzähler genau so wie der Maler und Bildhauer verpflichtet sei, nach Modellen zu arbeiten, nach Figuren, die er im Leben gesehen und in allen Einzelheiten genau studirt habe. Folgt man ihm auf diesem Gedankengange, so erkennt man leicht, daß die von ihm aufgestellte Romantechnik von Niemandem so genau befolgt wird wie von ihm selbst, daß er, wenn er vom Gesetz des Romans spricht, im wesentlichen immer nur die Art seines eigenen Schaffens meint. Gewiß beeinträchtigt es die Illusion des Lesers und verstößt gegen den guten Geschmack, wenn der Erzähler aus den Coulissen auf die Bühne tritt, wo er seine Handlung vor sich gehen läßt und das verehrliche Publicum auf das Charakteristische seiner Personen aufmerksam macht. Sie müssen für sich selbst sprechen, wenn sie uns überzeugen wollen, und die Lücken ihrer psychologischen Entwicklung sind durch die subjectiven Betrachtungen ihres Schöpfers nicht auszufüllen. Wenn aber Spielhagen all' die Ruhepausen verwirft, die dadurch entstehen, daß der Ich-Erzähler Rückblicke auf seine Vergangenheit wirft oder der Erzähler bei nebensächlichen Begebenheiten in den Ton des Berichtes verfällt, so muß er auch zugeben, daß er damit den größten Theil der modernen Romandichtung und zugleich den literarisch werthvollsten einfach verurtheilt. Gesetze sollen uns das Lebendige in seinem tieferen Zusammenhange erkennen lassen. Ihre Allgemeingültigkeit erkennt man gerade daran, daß die verschiedenartigsten Erscheinungen sich ihnen in einem bestimmten, allen gemeinsamen Punkte unterordnen. So viel Geistreiches Spielhagen in seinem Buche vorbringt, ist es doch kein Zufall, daß er von französischen Erzählern, wie Balzac und George Sand, von deutschen wie Karl Gutzkow, dem er doch unzweifelhaft verpflichtet ist, kein Wort übrig hat. Er mochte fühlen, daß sie nicht lediglich aus seiner Theorie von der Objectivität des Romandichters zu fassen und zu verstehen sind, ebenso wenig wie er der Bedeutung eines Thackeray oder Daudet mit dem gerecht wird, was er über diese Autoren sagt. Er schreibt immer anregend und oft originell, aber doch so, daß wir ihm zurufen möchten: Du hast Dir als Künstler Dein Heim nach einem durchaus berechtigten individuellen Geschmack eingerichtet, laß die Anderen schaffen wie sie wollen, denn in keinem Hause gibt es so viele Wohnungen als Spielarten des Romans vorhanden sind. Daß der Dichter ein Stück Leben fest hält, einen Natureindruck vor unsere Seele hinzaubert, daß er unsere Phantasie in Schwingungen versetzt und unsere Seele freudig oder schmerzvoll bewegt, und daß diese Wirkung nicht in kurzer Zeit abstirbt, sondern sich auf Generationen überträgt, darauf kommt es doch in erster Linie an. Talente, die aus dichterischer Phantasie heraus gegen das Spielhagen'sche Gesetz verstoßen, werden uns daher immer willkommener sein als solche, die es getreu befolgen, aber poetische Halbnaturen sind.

Nicht viel anders steht es mit der Modelltheorie, die damit nicht zu erschöpfen ist, daß der Erzähler in jedem einzelnen Fall eine Person vor Augen haben soll, die ihm im Leben begegnet ist. Wer wollte den geheimnißvollen Proceß, durch den der Dichter zum Schaffen seiner Gestalten kommt, ausschließlich dadurch erklären, wer im Einzelnen genau bestimmen, wie zerstreute Eindrücke und Beobachtungen, die der Wirklichkeit entnommen sind, mit einander verwachsen, so daß etwas ganz Neues entsteht, und über das Originelle und Zwingende dieses Vorganges Niemand mehr erstaunt sein kann als der Kopf, in dem er sich abspielt? So wahr der Dichter in seines Geistes Auge die Gestalten so lebendig vor sich sehen muß, daß sie ihn mit der Macht der Hallucination Tag und Nacht verfolgen, so wahr ist es, daß ihm nur höchst selten fertige Modelle im Sinne des bildenden Künstlers entgegentreten. In Spielhagen's Roman „In Reih' und Glied" erinnern viele Züge des Helden an Ferdinand Lassalle und des Königs an Friedrich Wilhelm IV., während andere sich mit diesen Vorbildern in keiner Weise decken und die freie Phantasiethätigkeit in Kraft tritt. Immermann's „Epigonen", Gutzkow's „Ritter vom Geist" enthalten Anspielungen auf das wirkliche Leben in Hülle und Fülle. Aber was ist, rein künstlerisch betrachtet, damit gewonnen, wenn man diese Uebereinstimmung im Einzelnen nachweist? In der „Sturmfluth" von Spielhagen ist viel von Berlin die Rede, man wird an Lasker und an Windthorst erinnert. Aber das Alles gibt dem Roman in keiner Weise seine eigenthümliche Bedeutung und Farbe, die auf einem ganz anderen Gebiete liegt. Sehr treffend bemerkt der Verfasser der „Technik des Romans", indem er von der Art des dichterischen Gestaltens spricht, daß den Vorgang selbst ein Schleier einhülle, den noch Niemand gehoben hat und Niemand heben wird. Darum beruht auch seine Theorie, so sehr sie uns zu weiterem Nachdenken anregt und so wenig sie als ein Schlag ins Wasser anzusehen ist, auf subjectiven Anschauungen, auf der Grundstimmung seiner dichterischen Persönlichkeit. Es gibt für ihn keine historischen Romane. Aber all' die Gründe, die er gegen die Berechtigung dieser Kunstgattung geltend macht, erklären uns seine Abneigung weit weniger als der Umstand, daß er selbst keine schreibt. Die Einseitigkeit ist das gute Recht jeder starken schöpferischen Begabung, und es wäre falsch, wenn man Spielhagen einen Vorwurf machen wollte, daß er davon redlich Gebrauch gemacht und die Aesthetik seiner eigenen Romane geschrieben hat.

Auf keinem Gebiete trat die naturalistische Bewegung entschiedener und erfolgreicher als auf dem Gebiete des Theaters hervor. Sie fing an, unsere Bühne von Grund aus umzugestalten, früher allgemein gültige Formen zu zerbrechen und sich an Stoffe heran zu wagen, die alle Qual und Noth des modernen Lebens in sich schlossen, bis die Sehnsucht des deutschen Gemüths, die romantische Verklärung alles Irdischen, auch unsere dramatischen Dichter wieder erfaßte, und sie, nur mit gereifter und vertiefter Kunst, veranlaßte, der Phantasie ihr unveräußerliches Recht zurück zu geben. Die Bühne ist eine innige, aber keine ganz glückliche Liebe Spielhagen's. Nächst seiner epischen Kunst erfüllt sie sein Sinnen und Denken am stärksten. Wir können bei

unseren Betrachtungen, die nur eine Begrüßung und Beglückwünschung des verdienten Mannes an seinem Ehrentage bilden sollen, nicht Alles erwähnen, geschweige denn charakterisiren, was er literarisch unternommen hat. Wir gehen an seinen Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen vorbei. Wir halten uns auch bei seinen Gedichten nicht auf, die er, gewiß nicht voreilig, erst in seinem dreiundsechzigsten Lebensjahre herausgegeben hat und die, wenn auch ohne lyrischen Schmelz, doch manche Stellen seines innersten Wesens interessant beleuchten. Von seinen Dramen hat sich „Liebe für Liebe“ am längsten auf unsern Bühnen gehalten, bei seinen späteren Stücken erwies sich das psychologische Thema für die Schaulustigen als nicht durchsichtig genug, und der Dichter selbst schien nicht Zeit und Lust zu haben, sich mit dem Handwerk der dramatischen Technik so zu befreunden, wie es für den Bühnenschriftsteller unerläßlich ist. Man hatte oft das Gefühl, daß die späteren Schauspiele von Spielhagen nur zur Ausfüllung von Pausen dienten, wenn er eben eine größere Romanarbeit beendet und eine andere noch nicht angefangen hatte, während doch die erfolgreiche Hingabe an das Theater, wie unzählige Beispiele zeigen, die Arbeit eines ganzen Lebens erheischt. Um so rühmenswerther ist es, wenn Spielhagen den jüngeren Talenten, wie Sudermann, Hauptmann und Fulda, in seinen „Neuen Beiträgen zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik“ ein aufmunternder Freund wurde, der sich an ihren Siegen neidlos freute, wenn er sich auch die Freiheit nahm, die Wege, die abseits von seinem eigenen Ideal lagen, genau anzugeben.

Seit achtunddreißig Jahren lebt Spielhagen in Berlin. Die einzige längere Reise, die er angetreten, und die stärkere Eindrücke in seinem Empfinden zurückgelassen hat, führte ihn nach Italien. In dem hübschen Buche „Von Neapel bis Syrakus“ hat er dem Heimathland des Schönen in anziehenden und farbenreichen Plaudereien seinen Tribut dargebracht. Sonst hat es ihn wenig ins Ausland gezogen. In Paris, das er erst in späteren Jahren kennen lernte, fühlte er sich fremd. In Petersburg, wohin er einer Einladung der dortigen deutschen Colonie folgte, war er nur wenige Tage zur Aufführung eines seiner Stücke. Er ist ganz norddeutscher Art und kann sich nur in Berlin, im Sammelpunkt unseres aufblühenden deutschen Lebens, wohl fühlen. Hier ist es ihm gelungen, ein Problem nach dem anderen aus dem ruhelos dahin fließenden Zeitenstrom heraus zu heben und künstlerisch zu gestalten und die Stimmung fest zu halten, in der unser Volk in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts gedacht, gearbeitet und gelebt hat.

Tante Fritzchen.

Skizzen
von
Hans Hoffmann.

[Nachdruck untersagt.]

III. Der Kahnschiffer.

„So — so — so!“ sagte Tante Fritzchen unangenehm überrascht und ordentlich aufgeregt, „Sie also wollen Geld haben? Sie, Petri, Sie? Wissen Sie, daß mir das sonderbar vorkommt? Von manchem Andern ist man so etwas ja gewöhnt, Sie aber waren bisher ein sehr ordentlicher Mensch; und Ihr Auskommen haben Sie auch: grade im letzten Jahr haben Sie ein paar schöne Frachten gehabt; und wenn Sie den Kahn noch eine fünf Jahr' so weiter fuhren, waren Sie ein gemachter Mann und konnten sich durch eine achtbare Heirath noch besser ins Fett setzen. Aber es scheint ja nun, als wollten Sie umschlagen und liederlich werden. Das sollte mir leid thun; grade auf Sie habe ich etwas gehalten. Aber jetzt machen Sie wenigstens den Mund auf und sagen Sie offen und ehrlich, wo Sie Ihr Geld gelassen haben und wozu Sie borgen wollen? Nicht wahr, Sie haben 'mal ein bißchen über die Stränge geschlagen?“

„Wie man's nehmen will, Frau Capitän,“ antwortete der Kahnschiffer mit niedergeschlagenen Augen und stand in seiner Baumlänge wirklich wie ein armer Sünder vor der alten Capitänswittwe, die ihm jetzt im Sitzen kaum bis an die unteren Westenknöpfe reichte. Er bemühte sich, möglichst gebückt zu stehen und sich recht klein zu machen, aber es wollte schlecht gehen. Die kleine Greisin aber war offenbar gewohnt, ihre Augen mit besonderer Kraft von unten nach oben funkeln zu lassen und damit ihre schneidigsten Wirkungen zu erzielen.

„Wie man's nehmen will,“ sagte Petri demüthig, „es muß wohl schon richtig sein, denn ich hab' mehr Geld gebraucht, als ich hatte, und brauch' noch mehr; und das hab' ich mein' Tag' immer liederlich genannt, wenn's Andere thaten. Aber es ist so gekommen, so — sehen Sie, Frau Capitän, ich konnt' wirklich nicht mehr anders.“

„So?“ sprach Tante Fritzchen streng, „und das soll wohl eine Entschuldigung sein? Wenn ich nun auch sage, ich kann nicht anders, als das Geld Ihnen verweigern? Also erst heraus mit der Sprache! Welcher Teufel hat Sie geritten? Spiel? Trunk? Frauenzimmer?“

„Wie man's nehmen will,“ meinte Petri zerknirscht, „mit 'nem kleinen Frauenzimmer wird es wohl was zu thun gehabt haben.“

„Dacht' ich's doch!“ rief die alte Dame ärgerlich, „nüchtern und besonnen waren Sie immer, dafür kenn' ich Sie doch. Aber der Teufel kennt seine Leute auch und weiß, wo er seinen Haken einschlagen kann. Es ist schon nicht anders: ein bißchen dumm sind Sie in Allem, was nicht Schiffahrt und Geschäft ist; und da ist's kein Wunder, wenn die Weiber Sie auszuziehen wissen. In welchem Hafen war es denn, Petri? Aber daß Sie sich überhaupt in solche Spelunken verschleppen lassen, hätte ich Ihnen kaum zugetraut.“

„'ne Spelunke ist's eigentlich auch nicht grade gewesen, Frau Capitän,“ sagte der Kahnschiffer bescheiden, „sondern eher, wie man's nehmen will, ein feines, schönes Haus, und das gehörte einem Herrn Consul in Swinemünde: und das kleine Frauenzimmer war da in Dienst bei den Kindern. Und sie machte mir die Thür auf, als ich mich da melden wollte; und ich wurde sehr roth, weil sie so sehr hübsch war und so schöne blanke Augen und oben auf dem Kopfe so 'nen schönen weißen Tüll hatte; 'ne Haube nicht, aber doch so ähnlich; in Hamburg ist das Mode und sieht immer so vornehm aus; und sie lachte darüber, nämlich über mich: aber nur ganz leise, müssen Sie wissen, und das stand ihr wieder so nett; und sie fing an mit mir zu reden, als wenn wir alte Bekannte wären. Und Sie wissen ja, wie ich so bin, Frau Capitän, nämlich, wie Sie selbst zugestehen, ein bißchen dumm in allerlei Dingen. Aber sie nahm das nicht übel, sondern hielt es mit mir aus und brachte mich mit der Zeit sogar ganz ordentlich zum Reden. Und so sind wir zusammen bekannt geworden, vor fünf Jahren war es —“

„Und da haben Sie sich in das Mädchen in aller Geschwindigkeit gründlich verplempert?“ unterbrach Tante Fritzchen seine mühsame Darstellung mit ebenso viel Ungeduld als ernster Mißbilligung, „und dann natürlich das Geld für sie fortgeschmissen mit vollen Händen, so richtig, wie man sagt, zum Fenster hinaus —“

„Wie man's nehmen will,“ sagte der Schiffer, „und richtig ist, daß ich sie gern heirathen wollt' und sie mich auch. Aber es ging noch nicht; sie war noch zu jung und hatte noch nichts gespart, und ich auch noch nicht genug; und da mußten wir warten. Aber es war sehr schön, zu warten, weil ich doch öfter nach Swinemünde kam und dann mal mit ihr ausgehen konnte.“

„So?“ rief Tante Fritzchen ärgerlich, „also da draußen scharwenzeln Sie Jahre lang herum und verthun Ihr sauer erworbenes Geld; und hier glaubt man, Sie wollten die Wittwe Mohnike heirathen, die doch eine stattliche Person ist und gesetzt und ehrbar und ein bißchen was hinter sich hat, nicht bloß das schöne Haus in der Marktstraße, sondern auch sonst ordentlich was Blankes. Das war eine für Sie und nicht solche hergelaufene Dirn', oder nicht mal hergelaufen, sondern zu der Sie erst hinlaufen müssen. Und die ist Ihnen

natürlich auch nicht treu geblieben; so sind ja solche Ausländ'schen, und Ihr Geld sind Sie los zusammt dem Frauenzimmer. Das haben Sie davon. Sie sind wirklich ein bißchen dumm, Petri. Ob die Mohniken Sie jetzt noch nimmt, ist doch sehr die Frage. Sie haben sich richtig zwischen zwei Stühle gesetzt."

„Wie man's nehmen will," sagte der Kahnschiffer, „das mit der Mohniken ist Geklatsch von den Leuten, ich weiß nichts davon. Ich hab' ja nichts gegen sie; und daß sie ein bißchen was hat, könnt' mir ganz recht sein. Und es hätt' ja am End' auch was werden können, wenn die Andere nicht gewesen wär'. Aber die war nun mal da, und Riekchen heißt sie, und das ist doch der schönste Name in der Welt. Und treu ist sie mir geblieben all' die fünf Jahre, und gespart hat sie auch und ich erst recht. Und heut' vor vier Wochen hab' ich sie geheirathet. Ich konnt' nun doch nicht mehr warten, ich hielt's nicht mehr aus."

„Ei der Tausend!" rief Tante Fritzchen in höchster Ueberraschung. „Aber Mensch, und das sagen Sie erst jetzt? Das ist ja ganz was anders! Und mir reden Sie hier vor, Sie wären liederlich geworden!"

„Wie man's nehmen will, Frau Capitän," sagte Petri ruhig, „ich hab' nur gemeint, weil wir's eigentlich doch noch nicht so ganz dazu hatten. So zur Noth ging's ja; wir konnten uns das Nöthigste beschaffen, was wir so brauchten, und zum Leben konnt' ja wohl mein Einkommen reichen."

„Nun, da seien Sie zufrieden," sprach Tante Fritzchen, „wenn Ihr beide ordentlich bleibt, wird Gott schon weiter helfen. Aber vorher anzeigen konnten Sie mir Ihre Heirath doch wohl; ein kleines Hochzeitsgeschenk bin ich meinen Leuten am Ende schuldig."

„Man mag nicht so grade betteln," erklärte der Schiffer einfach.

„Darin denken die reichen Leute anders," meinte sie lächelnd. „Aber eines merken Sie sich, Petri; ich hoffe zwar, Sie werden sich durchschlagen: doch sollte Ihnen ja ein Unglück dazwischen kommen, so wissen Sie wohl: ich bin noch da, Ihnen beizuspringen. Bloß wegen richtiger Liederlichkeit thät' ich's nicht gerne. Jetzt aber heraus mit der Sprache: wozu wollen Sie heut' das Geld? Sie müßten doch auskommen, die erste Zeit am leichtesten, wo noch keine Kinder da sind. Oder wollen Sie jetzt anfangen, liederlich zu werden? Unnöthige Ausgaben zu machen? Wohl einen hübschen Schmuck kaufen für die Frau Eheliebste?"

„Wie man's nehmen will," sagte Petri ganz ruhig, nur mit einem sonderbar müden Ton seiner eben noch so festen und gleichmäßigen Stimme, „viel Schmuck braucht's ja nicht zu sein, aber ein paar Blumen und Kränze und Palmenzweige und so was soll sie doch haben. Aber das könnt' ich Alles noch zahlen, so weit langt es bequem: bloß die Särge machen es so theuer und die Plätze auf dem Kirchhof und dann auch der Pastor. Aber sehen Sie, Frau Capitän, ohne Pastor möcht' ich sie nicht unter die Erde bringen lassen. Lieber will ich borgen, zum ersten Mal in meinem Leben."

„Unter die Erde?" rief Tante Fritzchen entsetzt und riß die Augen weit auf: „Mensch, was reden Sie da? Um des Himmels willen, Ihre junge Frau ist doch nicht todt? Das ist ja ganz undenkbar."

„Wie man's nehmen will," sprach Petri langsam, „ich hab' erst auch nicht daran glauben wollen, aber der Doctor sagt's, und den Todtenschein hab' ich. Da wird's wohl so sein müssen."

„Aber das ist ja ganz entsetzlich!" rief sie tief ergriffen, „das ist ja trostlos. So nach vier Wochen! Nicht auszudenken ist es. Und Sie sagen das so ruhig."

„Wie man's nehmen will," sagte der Schiffer, „es ist nichts dagegen zu machen. Was todt ist, ist todt."

„Und wie ist das Unglück geschehen?" fragte sie theilnahmvoll, „eine plötzliche Krankheit?"

Er schüttelte den Kopf. „Sie war so gesund wie ein Fisch im Wasser Und so frisch und vergnügt den ganzen Tag und hat immerfort gesungen Es ist kein krankes Haar an ihr gewesen. Aber das Leben auf dem Kahn war sie ja nicht so von Jugend auf gewöhnt; sie konnte noch nicht so fest darauf gehen. So ist sie ausgeglitten und über Bord gefallen. Und weg war sie. Ich war nicht dabei; und die Leute, die es von Weitem gesehen haben, sind nicht schnell genug mit der Hülfe zur Hand gewesen. Sie war nicht wieder zum Leben zu bringen."

„Schrecklich! Schrecklich!" rief Tante Fritzchen, und die Thränen liefen ihr über die Backen, „es ist ein Glück und Segen, daß Sie ein so ruhiger Mensch sind. Ein Anderer würde einfach verzweifeln."

„Wie man's nehmen will," sagte der Schiffer.

„Daß ich Ihnen das Geld gebe für den Sarg und das Andre, ist selbstverständlich," fuhr sie eifrig fort, „— aber Sie sprechen da von Särgen: ist denn noch Jemand verunglückt?"

„Nein," sagte er still, „so viel ich weiß, nicht. Aber sehen Sie, Frau Capitän, wenn ich gleich zwei Särge nehm', krieg' ich sie ein bißchen billiger; und das möcht' ich gern, weil es doch für Ihr Geld ist. Und brauchen thue ich ihn ja doch dann bald."

„Um Gotteswillen, für wen?" fragte sie leise erschaudernd.

„Na, für mich," sagte er gleichmüthig, „sehen Sie, und der muß ein bißchen groß sein, das macht ihn wieder theurer."

„Petri! Petri!" rief Tante Fritzchen erschrocken und etwas entrüstet, „Sie werden doch nicht gottlose Gedanken haben? Sie werden sich doch nicht etwa ein Leids anthun wollen? Solche Schlechtigkeit kann ich von Ihnen kaum glauben! Aber wie können Sie auch bloß so etwas reden?"

„Wie man's nehmen will," sagte der Kahnschiffer, „aber ich red' ja so was gar nicht. Das wär' ja rein sündhaft. Ich mein' das nur so: der liebe Gott wird schon selbst dafür sorgen, daß ich bald zu meinem Riekchen unter die Erde komme. Aushalten kann ja so was der Mensch nicht; da muß er dran sterben. Manches kann er aushalten, aber dies nicht. Wenn Sie mein Riekchen gekannt hätten, würden Sie's selbst sagen, Frau Capitän."

Tante Fritzchen bemühte sich vergebens, ihre Thränen zu unterdrücken oder auch nur ein wenig einzudämmen. Aber das gelang ihr doch, ganz ruhig zu ihm zu reden:

„Ich will Ihnen etwas sagen, Petri. Ich möcht' hier wirklich auch mal sagen: Wie man's nehmen will. Natürlich, wenn Sie sich jetzt hinsetzen und die Tage über nichts thun, als auf Ihrem Unglück herumhocken, dann kann es wohl sein, daß Sie daran eingehen. Aber, lieber Freund, ich sag' Ihnen, das gibt's nicht. Das dulde ich nicht. Ich will Ihnen hier keine Trostsprüche herbeten und kein ‚Kopf hoch'! zurufen: das nützt doch zu gar nichts. Aber jetzt hören Sie! Es soll ein sehr anständiges Begräbniß werden, dafür will ich sorgen. Auf dem Fleck geb' ich Ihnen das Geld — aber nicht geschenkt! Davon ist keine Rede. Und Sie würden's auch nicht mal wollen. Aber wenn Sie jetzt in der Kürze sterben, wer soll mir nachher denn mein Geld zurückzahlen? Ich käme einfach drum; Sie würden mich darum betrügen mit Ihrem Sterben. Und das werden Sie nicht wollen, dazu sind Sie ein zu ordentlicher Mensch. Also ist es vorläufig nichts mit dem Sterben. Erst heißt es, Ihre Schuld abzahlen oder abarbeiten. Wenn das geschehen ist — ein Jahr wird's ja dauern, vielleicht noch ein bißchen länger — dann können Sie sterben, so viel Sie wollen. — Nein, aber dann auch noch nicht. Dann müssen Sie erst das Geld für Ihren eigenen Sarg und alle Zubehör verdienen. Denn das wissen Sie doch ganz gut: ich lasse meine Schiffer nicht in einen Armensarg legen, wenn sie ohne Geld sterben, und ich lasse sie nicht ohne Sang und Klang wegtragen. Also darum würden Sie mich wieder betrügen. Und das thun Sie nicht, dafür kenn' ich Sie doch. So lange also bleiben Sie erst mal hübsch leben; haben Sie mich verstanden?"

Tante Fritzchen sah wieder gewaltig streng, ja wahrhaft grimmig aus unter diesen ihren Worten.

Petri wischte sich jetzt zum ersten Mal eine Thräne aus den Augen.

„Nehmen Sie's man nicht übel, Frau Capitän, daß ich daran nicht gleich gedacht habe," sagte er zerknirscht, „und recht haben Sie ja damit: so lange muß ich leben. Es wird ein sauer Stück Arbeit, weil es so lang' dauern wird. Aber daran ist nichts zu ändern. Ich hatt' es mir so schön gedacht, bald mit meinem Riekchen wieder zusammen zu sein. Aber das geht ja nun nicht. Wir müssen beide noch mal wieder warten lernen. Aber wir sind ja darin nun schon geübt. Fünf Jahre hat's gedauert, ehe wir zusammen kamen, und so lange wird es wohl auch jetzt wieder dauern, wenn ich Alles richtig zusammen nehme und mich nicht lumpen lassen will. Aber zuletzt hat Alles ein Ende, oder wie man's nehmen will."

Tante Fritzchen ging jetzt zu ihrem Geldschrank und murmelte leise so vor sich hin:

„Auch die Trauer und die Sehnsucht haben ein Ende, oder wie man's nehmen will. Ich hab' es damals auch nicht geglaubt, daß es sein könnte, aber es ist doch so. Man lernt wieder leben."

Der Mann hörte nichts davon; er schluchzte jetzt so laut, daß er für nichts mehr ein Ohr hatte.

IV. Das Tauende.

Ich kannte es sehr wohl, dieses Tauende, das da in Tante Fritzchen's Wohnzimmer so schlaff und gleichgültig und doch so still bedrohlich von einem Nagel herabhing; ich kannte es seit meiner frühesten Kindheit und vermuthete ziemlich bestimmt, daß es seine Geschichte habe; denn ganz bedeutungslos war nicht leicht ein Gegenstand in diesen Räumen, am wenigsten ein solcher, der sonst in Damengemächern nicht gerade gewöhnlich ist. Denn, wie man weiß, dient so ein Tauende, nachdem es sonst ausgedient hat, immer noch zum Prügeln, und zwar zum männlich gediegenen Prügeln.

Ich hatte aber niemals nach seiner geheimen Bedeutung hier gefragt; denn solches vorwitzige Fragen hatte etwas Mißliches bei Tante Fritzchen; man stieß damit manchmal ahnungslos auf eine empfindliche Stelle, und sie kehrte dann leicht ihre sehr unangenehme Seite heraus. Und grade bei einem Tauende: wer konnte wissen, ob sie einem dessen Daseinszweck nicht in nur zu sinnfälliger Weise klar legte. Natürlich fürchtete ich so etwas ernstlich nur, so lange ich Kind war; aber die Scheu, zu fragen, blieb mir auch später.

Diese vieljährige Geduld und Entsagung ward nun endlich belohnt. Eines Tages hatte ich ohne mein Zuthun den unverhofften Genuß, den Prügel in nachdrücklichster Thätigkeit zu erblicken. Und ich kann wohl sagen, ich habe nicht leicht etwas Komischeres gesehen als die kleine, alte Dame, wie sie mit wunderwürdiger Kraft und Ausdauer auf einen lang aufgeschossenen Schlingel von siebzehn oder achtzehn Jahren losdrosch, der ihr Persönchen mit einem einzigen Schlage seiner derben Pranke hätte zu Boden strecken können.

Das that er aber durchaus nicht; er machte nicht den leisesten Versuch, sich ihres Grimmes zu erwehren, beugte sich vielmehr anscheinend geflissentlich noch etwas nieder, wie um die Schläge mit seinem breiten Buckel besser auffangen zu können. Und doch zweifelte ich nach Maßgabe eigener Jugendeindrücke nicht, daß diese Schläge sehr fühlbar waren selbst für einen Matrosen, der von seiner Schiffsjungenzeit her noch harte Haut hat. Denn so winzig sie von Gestalt auch war, an gesunder Kraft fehlte es ihr auch im Alter nicht, zumal wenn sie es ernst meinte; und das war hier ersichtlich der Fall. Auch verrieth ein recht schmerzliches Zucken im Gesicht des Bengels, daß der Ernst ihm sehr merkbar wurde.

Endlich waren ihre Kräfte denn doch erschöpft; matter und langsamer dröhnten ihre Hiebe, und sie mußte von ihm ablassen.

„So, nun lauf und bedanke Dich, Lümmel!" sprach sie schwer athmend und ließ das Tauende schlenkernd noch etwas nachschwuppen.

Und das that er denn wirklich; mit einer ungeschickten Verbeugung und scheu dankenden Blicken schleckste er hinaus.

„So, dem hab' ich ein paar Wochen Gefängniß und die Schande erspart," sagte sie befriedigt, „der Racker hat gestohlen. Ja, ja, Ordnung regiert die Welt, und der Knüppel den Hund und das Tauende den Matrosen," fügte sie mit kräftiger Betonung hinzu.

Sie setzte sich in ihren Korbstuhl und that einige tiefe Athemzüge; das Tau aber hielt sie fest in der Hand und ließ es munter wippen, als ob sie noch Lust hätte zu weiteren Thaten. Da ich aber kürzlich mein Abiturientenexamen bestanden hatte und auch sonst ein fast völlig sauberes Gewissen besaß, fürchtete ich mich nicht, sondern setzte mich zutraulich sogar ganz in ihren Machtbereich und wartete, ob sie nicht noch etwas Weiteres dazu bemerken würde. Denn ihr Gesicht sah so aus, als ob sie sich sachte in alte Erinnerungen verlöre. Das gab immer Hoffnung auf eine Geschichte, wenn man's abwarten konnte und sie nicht aufstöberte durch eine vorzeitige Frage.

Und richtig, auf einmal begann sie gemächlich zu erzählen:

„Als ganz junge Frau bin ich ein paarmal mit meinem Manne über See gewesen; später hab' ich's gelassen, obgleich es mir sauer genug wurde, allein zu Hause zu bleiben; aber ich hatte gelernt, daß Weiber nicht aufs Schiff gehören. Auf einem Haffkahn, na ja, da können sie sich nützlich machen, aber auf ordentlichen Seeschiffen sind wir nicht zu brauchen. Und auf welche Art ich das erkannt habe, will ich Dir erzählen, obgleich ich sonst gern über die Geschichte schweige. Denn die Welt ist heutzutage zu zimperlich geworden, um sie richtig zu verstehen.

„Also mein Mann fuhr damals die große schöne Bark ‚Stubbenkammer' nach Australien, nach Melbourne, und nahm mich mit. Wir hatten einundzwanzig Mann Besatzung, darunter allerhand bedenkliches Gesindel aus fremden Häfen; auch ein Holländer und ein Däne waren dabei. Mein Mann hatte das Volk nehmen müssen, um keine Zeit zu verlieren, denn die Leute waren grade sehr knapp, weil zu viele auf englischen Schiffen dienten. Aber er traute den meisten gleich nicht über den Weg und hielt sie von Anfang an so stramm wie möglich und ließ das Tauende fleißig unter ihnen tanzen.

„Diese Zucht that denn auch ihre Wirkung, die Kerle wurden wahrhaftig zahm wie die Lämmer und dabei fest im Dienst, daß es eine Freude zu sehen war. Und gegen mich die Gefälligkeit und Höflichkeit selbst, so weit einem Matrosen das möglich ist.

„Das war ja nun gewißlich die reine Eitelkeit von mir, aber ich kann's nicht leugnen, mir schmeichelte das, und ich fing an, Mitleid mit ihnen zu fühlen, daß sie für jedes kleine Vergehen gleich mit Prügeln bedient wurden; und ich fand das auch gegen die Menschenwürde: denn solche Redensarten liefen damals überall in den Zeitungen herum, und man konnte sich ihrer nicht erwehren; man sog sie so ein und wußte nicht, wie. Und für Frauenzimmer ist so was besonders gefährlich, weil wir schon von Natur ein bißchen wehleidig sind.

„Ich ging also meinem Manne so sachte um den Bart, er möchte doch die Leute ein bißchen menschlicher behandeln, sie wären ja ganz musterhaft sowohl in ihrer Arbeit wie in ihrem Betragen. Das ewige Prügeln wär' eine nutzlose Grausamkeit; ein freundliches Mahnwort zur rechten Zeit thäte gewiß die gleiche oder noch viel bessere Wirkung.

„Anfangs lachte er gemüthlich über mein Gehabe; dann wurde er manchmal doch ein bißchen ärgerlich und wies mich ernsthaft zurück. Ich aber ließ

nun erst recht nicht nach in meinem schönen Bemühen, und bildete mir ein, eine edle Culturmission mit meinen Betteleien zu erfüllen. Wenn ich zufällig Zeugin war, wie ein Kerl seine Tracht ausbezahlt erhielt, legte ich mich aufs Schmollen und that, als müßte ich darin eine mir absichtlich zugefügte Beleidigung erblicken.

„Meinem Manne aber muß ich zu seiner Ehre nachsagen: er hat sich tapfer gegen mich gehalten und sich durchaus nicht so leichthin beschwatzen lassen. Eines Tages aber entschlüpfte ihm im Drange der Vertheidigung gegen mein Geplapper eine Grobheit, die ein bißchen kräftiger war als nöthig; und das wurde sein Unglück. Denn alsbald fühlte er sich im Unrecht gegen mich und glaubte etwas gut machen zu müssen. Und so fing er an nachzugeben; dem nächsten Sünder erließ er wirklich die Prügel und begnügte sich mit einer lahmen Verwarnung.

„Natürlich that das nun durchaus nicht gleich Schaden, wenigstens keinen offen merkbaren, und jetzt kriegte ich Oberwasser, legte los mit meinem ‚Siehst Du wohl!‘ und brachte ihn auf die Art immer weiter dahin, die wüsten Burschen ungefähr wie höhere Töchter zu behandeln. Und ich kann sagen, zu mir wurden sie nun noch immer netter, denn sie merkten ja wohl, woher dieser sanfte Wind wehte. Das rührte mich natürlich wieder oder kitzelte mich, und ich verfolgte meine humanen Bestrebungen nur um so eifriger. Und übrigens hatte mein Mann von meiner Seite her jetzt wirklich gute Tage.

„Trotz alledem fiel mir's mehr und mehr auf, daß er gar nicht sehr vergnügt war, sondern offenbar durch irgend etwas beunruhigt und aufgeregt wurde, das er mir Anfangs nicht sagen wollte. Allmählich aber kriegte ich es doch heraus: die Leute fingen an, sich faul und nachlässig zu zeigen, und das wurde ihm unter den Händen schlimmer und mit jedem Tage merklicher. Bald kamen bedenkliche Dinge vor: Schlafen der Wache auf Deck, stiller Ungehorsam und schwere Betrunkenheit, die nur durch einen Diebstahl von Schnaps ermöglicht worden, waren nichts Unerhörtes mehr.

„Als mein Mann hiervon Andeutung machte und ich es selbst dann beobachtete, wurde ich freilich sehr kleinlaut, meinte aber doch, das werde wohl Alles leicht wieder in Ordnung kommen, wenn jetzt die Zucht wieder etwas verschärft würde, da es ganz im Guten offenbar nicht ginge.

„Da aber war er es, der an solche Maßregel nicht recht heran wollte, merkwürdiger Weise. Er schien von der Richtigkeit meiner menschenfreundlichen Grundsätze auf einmal felsenfest überzeugt, jetzt da ich selbst so stark ins Wanken gekommen war. Dabei sah er doch täglich sorgenvoller aus, und so setzte auch auf mich sich immer schwerer ein dumpfes Bangen.

„Einmal entfuhr es ihm: ‚Wenn wir jetzt bald Land in Sicht bekämen, könnt' noch Alles gut werden. Eine kurze Zeit geht's noch so hin, und wenn sie Land wittern, werden sie zahm.‘

„Das war keine glänzende Hoffnung, denn wir waren noch nicht sehr lange ums Cap herum und segelten recht mitten auf dem indischen Ocean. Indessen ich suchte mich zu trösten: ‚Zahm sind sie ja doch auch jetzt noch und nicht eigentlich aufsässig; und die andern Sünden können nicht so schlimm

sein, wenn nicht ein besonderes Unglück dazu kommt.' Laut wagte ich aber schon gar nichts mehr darüber mitzureden. Leid that mir mein Mann, der sich jetzt doppelt anstrengte, überall auf dem Posten war und fast nicht mehr zum Schlafen kam. Ich suchte ihm das wohl durch verdoppelte Zärtlichkeit zu vergüten, vermochte ihn aber niemals zu einiger Heiterkeit zu stimmen.

„Und da kam eines Tages der große Krach, den er heimlich vorausgesehen hatte. Die Kerle nämlich trieben es täglich ärger, verlotterten ganz und gar, tranken sich voll und toll, schliefen ihren Rausch aus und waren zu rechtschaffener Arbeit kaum mehr zu bringen. Da half denn nichts: sollten wir nicht mit dem Schiffe in beständiger Todesgefahr schweben, so mußte denn doch das Tauende wieder heran.

„Mein Mann kriegte also den Schlimmsten von dem Gesindel zu fassen, der Holländer war es, und drosch ihm das Fell in der alten Art, daß es nur so klatschte, wie wenn beim Sturm die Segel klappen.

„Ein Glück aber war's, daß der Halunke ganz schwer betrunken war und gar keine Kraft mehr hatte; sonst hätt' es wahrscheinlich gleich Mord und Todtschlag gegeben. Es war scheußlich, zu sehen, wie er mit Händen und Füßen strampelte und stieß, und wie er die giftigen Augen dabei verdrehte. Mir kamen die Thränen vor Angst und Entsetzen.

„Aber mein Mann kriegte ihn unter. Die andern Kerle, die dabei standen und zusahen, machten aber auch ganz andere Gesichter dazu als früher, richtig so, als hätten sie's ganz gern gesehen, wenn ihr Capitän unterlegen und von seinem Matrosen halb oder auch ganz todt wär' geschlagen worden. Doch als er ihnen den Gefallen nicht that, verhielten sie sich ruhig und wagten nicht einzugreifen.

„Von da an führte das Tauende wieder ein scharfes Regiment auf dem Schiffe. Ich aber hatte bei jeder solchen Bestrafung eines Matrosen das dunkle Gefühl, daß es auf Tod und Leben ginge. Jeder Einzelne benahm sich so ganz anders dabei, als das früher gewesen war, Einer immer bockbeiniger und kratzbürstiger als der Andere, und jedesmal wurde es noch ein bißchen schlimmer. Mir war entsetzlich unheimlich dabei zu Muth.

„Mein Mann aber und sein Tauende ließen nicht nach in ihrer Arbeit; und da war ja auch kein Zweifel, daß die äußerliche Zucht sich schnell wieder besserte. Bloß daß ich die Angst nicht los wurde vor irgend einem plötzlichen Wuthausbruch eines erbosten Lümmels oder gar vor einer rachsüchtigen Hinterlist. Denn ich fing manchmal Blicke auf von so hinterhaltiger Heimtücke, daß mir's kalt über den Rücken lief.

„Diese Stimmung auf dem Schiffe war auf die Länge nun ganz erdrückend, wie eine schwüle Windstille in dieser südlichen See. Und meinem Manne sah ich's an, daß er förmlich krank davon wurde. Und es ist möglich, daß er jetzt manchmal zuschlug, wo es nicht so sehr nöthig war, was er früher nie gethan hatte.

„Inzwischen aber wurde die Haltung der Mannschaft auf einmal wieder musterhaft; die Kerle waren auf dem Posten wie kaum je im Anfang und thaten ihre Arbeit, daß es eine Lust zu sehen gewesen wäre, wenn sie nur

nicht dabei so ein dumpfes, scheu brütendes und verbissenes Wesen an sich gehabt hätten, daß man's doch merkte, sie thaten es nicht aus Freude und Güte, sondern aus einem andern, geheimeren Grunde. Und ich kann wohl sagen, mir war erst recht nicht wohl dabei ums Herz; ich hätte sie noch lieber manchmal aufsässig und trotzig gesehen. Und meinem Manne sah ich auch an, daß er sich etwas dabei dachte; schon daß er das Tauende zu gebrauchen gar keine Gelegenheit fand, that ihm nicht gut in seiner jetzigen Stimmung. Er lag so ewig auf der Lauer und kriegte beinahe so was Dumpfes und Scheues wie die Leute selbst.

„Wahrscheinlich hätte die Sache nun wirklich ein schreckliches Ende genommen, wenn nicht ein Zufall uns zu Hülfe gekommen wäre. Eines Tages glaubte ich zu bemerken, wie ich das Achterdeck entlang ging, daß der eine Schiffsjunge, der da zu thun hatte, mir offenbar auszuweichen suchte und sich in sonderbarer Weise hinter dem Segel versteckte.

Halt, dachte ich gleich, der muß ein schlechtes Gewissen haben — aber doch immer ein Gewissen! Wenn du dem kräftig zu Leibe gehst, kann wohl etwas kund werden.

„Ich trat darum sofort dicht an ihn heran und sah ihm scharf, aber ganz ruhig ins Gesicht. Und da kriegte der arme Bengel aber so das Zittern, daß es ein Elend zu sehen war, und wurde blaß wie die Leinwand, und die Augen hätte er am liebsten in die Westentasche gesteckt.

„Nun, da wußt' ich Bescheid, daß etwas im Werke war; ich wußte aber zugleich, daß dieser dumme Junge kein Rädelsführer war. Ich nahm ihn also ganz still bei der Jacke und sagte mit recht gleichgültiger Miene: Solche Heidenangst brauchst Du nicht zu haben, Karl, Du nicht; ans Leben geht es Dir für diesmal noch nicht, Dir nicht; es wird Gnade für Recht ergehen, weil Du bloß der Verführte bist. Und ein offenes Geständniß gibt noch mehr mildernde Umstände; und das wirst Du ja machen. Aber je eher, desto besser für Dich; also komm nur gleich mit zum Capitän, daß wir Deine Aussage noch mit zu Protokoll nehmen können. Und wenn Du klug bist, sagst Du genau das, was Du nachher vor Gericht aussagen wirst, wenn Du unter dem Eid stehst. Das kommt Dir beim Urtheil dann auch wieder zu Gute. Also komm, mein Jung', aber ein bißchen munter, sonst könnt' es zu spät werden."

„Und richtig, der Bengel geht mit mir wie ein Lamm. Aber wie mein Mann ihn in unserer Cajüte ins Gebet nimmt, da gesteht er denn Alles auf dem Fleck und ohne Stocken: daß die Halunken sich insgesammt verschworen haben, beim ersten Schlage, den einer jetzt noch mit dem Tauende kriegen würde, sich Alle zugleich auf meinen Mann zu stürzen und ihn über Bord zu werfen. Und wenn ich etwas sehen sollte oder irgend einen Verdacht schöpfte, müßte ich mit dran glauben.

„Jetzt war es uns ziemlich klar, warum die nichtswürdigen Schlingel in der letzten Zeit sich so musterhaft hielten; sie wollten meinen Mann ins Unrecht setzen, wenn er doch einmal schlüge, und damit sich vor sich selbst entschuldigen. Auch mochte sich Jeder wohl heimlich scheuen, den Anlaß zur Meuterei zu geben und damit der Hauptschuldige zu werden.

„Nun, so wußten wir denn wenigstens, woran wir waren. Gemüthlich war die Lage nicht; aber sie konnte sich allenfalls hinziehen, bis Land in Sicht kam.

„Nach wenigen Tagen aber ging diese Hoffnung verloren. Die Burschen kriegten die Tugend satt und fingen sachte wieder an zu faullenzen und Unfug zu treiben; ja, einige schienen es geradezu darauf anzulegen, meinen Mann zu reizen und es zum Klappen zu bringen.

„Jetzt wurde es Ernst. Wenn er einzuschreiten zögerte, wuchsen sie ihm im Handumdrehen ganz über den Kopf, und bei dem ersten Zwischenfall war das Schiff verloren. Griff er aber zum Tauende, so konnten wir nicht zweifeln, sie würden ihn und wahrscheinlich auch mich ohne viel Federlesens zu den Haifischen spediren. Und wollte er sich bis an die Zähne bewaffnen, gegen die wüste und verzweifelte Rotte konnte er doch niemals aufkommen. Für seine Person zwar würde er es sicherlich darauf gewagt haben; aber wenn er, wie fast gewiß war, unterlag, so konnten sie schon um ihrer eigenen Sicherheit willen mich gar nicht schonen, wenn sie sonst auch vielleicht gewollt hätten. Was also thun?

„Nach einigem Besinnen verfiel ich auf einen absonderlichen Plan, von dem ich meinem Manne aber nur die eine Hälfte sagte. Ich machte ihm den Vorschlag, er solle sich krank melden und in der Cajüte bleiben, natürlich im Geheimen verschanzt und bewaffnet. Das Commando mußte dann der Steuermann übernehmen. Der war ein notorischer Hasenfuß und konnte uns beim Ausbruch einer Meuterei nichts nutzen, würde sich vielmehr sicherlich aus Angst auf die Seite der Verschwörer wenden; da er aber sonst ein brauchbarer und geschickter Mensch war, konnte er möglicher Weise die Sache hinziehen bis zum nächsten Hafen. Ich wollte dabei im Stillen umher spähen, wie der Hase liefe.

„Daß dies nur ein Strohhalm war, an den wir uns klammerten, verbarg ich mir nicht. Ich hatte aber im Hintergrunde noch einen ganz anderen geheimen Gedanken, davon ich meinem Manne nur nichts sagen durfte; denn er würde nie seine Zustimmung gegeben haben. Schwer genug wurde es mir auch so schon, ihn endlich herumzukriegen; es kam ihm feige und elend vor, sich so zu verkriechen. Nur indem ich ihm wieder und wieder vorstellte, daß gerade meine Rettung diese Maßregel erforderte, ließ er sich zu dem seltsamen Versuche schließlich bereden.

„Als ich ihn so weit hatte, eilte ich schnell auf Deck, angeblich um in der Stille den Steuermann zu rufen. Den suchte ich nun zwar auch alsbald auf, beauftragte ihn aber dann, die ganze Mannschaft vor mir zu versammeln; ich müsse im Namen meines Mannes mit ihnen reden. Das geschah. Da es sich erfand, daß der Holländer, der Haupträdelsführer nach Aussage des Schiffsjungen und überhaupt von Allen der Schlimmste und Gefährlichste, gerade am Ruder war, befahl ich dem Steuermann, ihn so lange abzulösen; denn ich wollte die ganze Meuterbande unter sich und vollzählig vor mir haben. Jener furchtsame Mensch konnte mir durch irgend ein Anzeichen von Schrecken und Schwäche nur Alles verderben.

„So stand ich denn vor der Rotte allein und ohne Waffen. Ein tüchtiges Tauende aber trug ich unter dem Umhang verborgen; damit hoffte ich mich durchzuschlagen — aber wirklich durchzuschlagen in des Wortes erster Bedeutung.

„Der Capitän ist krank," berichtete ich kurz mit möglichst kraftvoller Stimme, „er hat schweres Fieber und phantasirt; er führt schreckliche Reden. Jetzt bildet er sich ein, er sei von Meuterei bedroht, und hat alle seine Waffen in Stand gesetzt, er will Jeden niederschießen, der seiner Cabine nahe kommt; mich kennt er zum Glück noch. Darum hab' ich ihn eingeschlossen, daß er unschädlich ist, solange nicht Einer gewaltsam zu ihm eindringen will; und dazu wird wohl Keiner Lust haben.

„So weit ist Alles in Ordnung. Nun sollte der Steuermann ihn vertreten. Aber seht, Leute, ich weiß, dem fehlt es an rechtem Muth und Entschlossenheit, darum habt ihr auch nicht den rechten heiligen Respect vor ihm, und das ist das Schlimmste, was auf einem Schiffe vorkommen kann. Respect ist wichtiger als die ganze Takelage. Damit will ich hierin für ihn eintreten. Also hört: ihr habt mir heute zu gehorchen als eurem Capitän. Und das sage ich euch: aufs Wort zu gehorchen. Ich will doch mal sehen, wer von euch infamen Lümmeln die Frechheit haben wird, mir den Respect zu verweigern. Der kann was erleben."

„So sprach ich und sah mir die Schlingel mit scharfen Blicken einen nach dem andern an. Ich kann wohl sagen, ich wußte ganz genau, es ging hier um Leben und Tod, und ich konnte in einigen Secunden wie ein Gummiball über Bord fliegen: aber ich hatte in dem Augenblick nicht die leiseste Angst; und das ist wohl zweifellos meine Rettung gewesen. Ich fühlte mich merkwürdig sicher mit meinem Tauende in der Hand; ich hätte beinahe lachen können über die tolle Situation; aber ich machte mit aller Gewalt ein so fürchterliches Gesicht, als ich irgend aufbringen konnte. Und vielleicht habe ich damals in diesem Punkte zuerst etwas gelernt.

„Die Kerle waren vollkommen verblüfft und standen da wie die Maulaffen. Sie hätten wohl Alles in der Welt eher erwartet, als diese Zumuthung, einem Frauenzimmer so ohne Weiteres gehorchen zu sollen. Doch gerade die Ueberraschung hielt sie im Zaum: in etwas so Neues konnten sie sich nicht gleich finden.

„Ich paßte scharf auf, an wem ich etwa eine verdächtige Miene oder Gebärde wahrnähme; doch sie sahen wohl eine Minute lang oder noch mehr nur alle ganz gleichmäßig dumm aus.

„Endlich aber begann doch der Holländer ein bißchen seitwärts zu schielen und sein rohes Gesicht zu einem still höhnischen Grinsen zu verziehen.

„Da packte ich den Augenblick, zog mein Tauende hervor und fing an, den Schurken nach allen Regeln der Kunst damit zu bearbeiten.

„Er war einfach ganz steif vor Ueberraschung und so bodenlos benommen, daß er stand wie angewachsen und in fast rührendem Stumpfsinn die Prügel über sich ergehen ließ. Und doch kann ich auf meine Ehre versichern, sie waren kein Kinderspiel, denn ein Tauende hat Schwung auch in einer

schwächeren Hand. Blaue Flecken und Striemen hat er zur Genüge gekriegt, so dick sein Fell auch sein mochte.

„Ganz allmählich aber erholte er sich denn doch ein bißchen, machte wieder seine heimtückischen und aufsätzigen Augen, und ich konnte merken, jetzt würde er mir wohl bald an die Kehle fahren und mich dann natürlich abthun wie ein junges Huhn. Da ließ ich doch lieber vorläufig von ihm ab und drehte ihm mit einer gleichgültigen Bewegung den Rücken.

„So!" sagte ich bloß und das in einem sehr ruhigen Ton.

„Kaum war ich ein paar Schritte von ihnen fortgegangen, da hörte ich hinter mir ein Stampfen und Poltern und zugleich ein ganz unbändiges Gelächter. Und wie ich heimlich herumguckte, sah ich, wie die Andern den Strolch, der hinter mir herwollte, mit Gewalt an den Armen festhielten, und wie sie dabei alle herzhaft lachten, nicht tückisch und höhnisch, sondern in ehrlicher Heiterkeit. Da wußte ich, daß ich gewonnen Spiel hatte, nickte ihnen behaglich zu und ging sorglos weiter.

„Und unser Spiel war wirklich gewonnen und blieb es. Zwar mußte ich mir's etwas sauer werden lassen an diesem Tage und Jagdhiebe austheilen hierhin und dorthin, denn Jeder wollte sein Theil haben an der neuen Bescherung aus weiblicher Hand. Aber dann führten sie sich auch gut und arbeiteten wie in ihren besten Tagen im Anfang der Reise, als wenn's ihnen Vergnügen machte, und ordentlich mit einem stillen, fröhlichen Lachen.

„Und mein Mann konnte am andern Tage schon wieder gesund sein und das Commando übernehmen. Und so kamen wir glücklich nach Melbourne und nachher auch glücklich wieder zurück mit meist denselben Leuten; nur wenigen der bedenklichsten Gesellen hatten wir dort den Laufpaß gegeben.

„Von da an bin ich nicht wieder mit auf See gegangen, immer nur bis Swinemünde, denn ich hatte gelernt von dem bösen Vorfall.

„Mit Vergnügen gesehen habe ich das Fuchteln mit dem Tauende niemals, am wenigsten heute es selbst geübt mit meinen alten Händen. Aber manchmal muß es sein, auch wenn es nicht wie damals ums eigene Leben geht. Denn jedes Ding hat seinen Lebenszweck und muß den erfüllen, also auch ein Tauende, wenn es auch für gewöhnlich schon ausgedient hat, ebenso wie ich selbst, und nur noch nachdenklich in Erinnerungen lebt."

So erzählte Tante Fritzchen, und ich habe den sonderbaren Strick an der Wand seitdem immer mit einiger Hochachtung betrachtet.

Der neue Stil.

[Nachdruck untersagt.]

Wer das Heraufkommen eines neuen Stiles beobachten will, braucht sich nach geeigneten Objecten nicht lange umzusehen. Die ornamentale Kunst zeigt eine merkwürdige Sicherheit, die Dinge herauszufinden, die die Aufmerksamkeit eines Volkes oder einer Epoche am stärksten fesseln. Im alten Hellas brachte der Tempel jede Stilneuerung zuerst, in der deutschen Renaissance war es der Buchschmuck der Miniaturen, in der Gegenreformation das landesherrliche Schloß. Der Stil dieser unserer jüngsten Tage aber findet keinen passenderen Ort, uns von seinem Dasein in Kenntniß zu setzen, als — die Schaufläden moderner Riesengeschäfte. Man vergleiche, was diese Schaufläden bis vor wenigen Jahren und was sie heute bieten, und man hat in klarem Beieinander die wesentlichen Eigenthümlichkeiten des alten und des neuen Stils.

Der alte Stil, der nach einer Herrschaft von einem Jahrhundert und drüber nun einem so jähen Ende entgegengeht, war das Rococo. Ist es erlaubt, nach der Herkunft eines Stils einen Schluß auf seinen Charakter zu ziehen, so war das Rococo der Stil der eleganten Welt und guten Manieren. Die Revolution aber nahm ihm seine Standesprivilegien und gab ihm jene Allgemeinheit, von der unsere Schaufenster bis vor Kurzem noch so beredtes Zeugniß ablegten.

Die lehrreichsten Ausstellungen dieser Art boten die Läden der Porcellanmanufacturen. Schon das ist charakteristisch. Jeder Stil hat sein eigenes Material, in dem er seine Formen so zwanglos zur Darstellung bringt, daß es uns fast wie eine Uebersetzung anmuthet, ist einmal ein anderes Material gewählt. Die starre ägyptische Kunst formte den Granit, die attische den Marmor, die frühe Renaissance goß Bronceu, und das Rococo, dieser gebrechliche, niedliche Grisettenstil, schuf sich das Porcellan. Das war so recht der „adäquate" Stoff für die zierlichen Figürchen, die sich der Geist vor hundert Jahren erfand. Daphnis und Chloe, Schäfer und Schäferinnen mit spitzen Mündchen, Tänzerinnen in wahren Wolken von Spitzen, Tänzerinnen aber, denen ein sanftes Menuett bester anstand als eine wilde Tarantella.

Es lag etwas Mattes, Lebensarmes in diesem Rococo. Burckhardt spricht einmal von dem Fortissimo des Barock: das Rococo kannte nur gedämpfte Töne, Spinett und Flöte waren seine Instrumente. Dennoch, diese Mattigkeit und Lebensarmuth konnte sich von Frankreich aus die Welt erobern und konnte seine Herrschaft durch ein langes, an Abwechselung und Launen wahrlich nicht armes Jahrhundert hindurch behaupten. Das Empire wurde modern, der Classicismus, die romantische Periode machte uns mit dem Mittelalter und dem Orient bekannt. In unsere Straßen wurden da oft Formen hineingebaut von einer Größe und Wucht, die, wie es schien, das Rococo einfach zerschmettern mußten. In unseren Zimmern breitete sich das orientalische Kunstgewerbe aus in seiner ganzen strahlenden, blendenden Pracht. Und dennoch, wenn wir heute rückblickend das Alles überschauen: wie nichtig erscheint uns dann die ganze Lebensherrlichkeit jener Stil-

arten im Vergleich zu dem einzigen selbständigen Stil, den Europa nach den Tagen der Spätrenaissance geschaffen hat! Die lapidare Rhetorik französischer Römer, die lapidare Philologie deutscher Griechen, ja selbst die so ehrwürdige Begeisterung für die alte Gothik: das Alles kam, das Alles ging, das Rococo aber blieb, und das Rococo herrschte, bis — ja bis dieser neue Stil kam, der immer breiteren Raum einnimmt in unseren Schauläden und wohl in Kurzem mit den letzten Spuren der alten Herrlichkeit in Rococo aufräumen wird.

Die früheren Auslagen der Porcellanläden gaben uns ein Bild des alten Stils, mögen die heutigen uns den neuen erklären.

Mit zwei Worten läßt sich der Unterschied von Einst und Jetzt, um den es sich hier handelt, charakterisiren: Kopenhagen gegen Sèvres. Es bedarf keiner Erläuterungen, daß das Rococo auch ohne Sèvres ausgekommen wäre, daß es ältere Manufacturen gab, und daß viele der jüngeren Gleichartiges leisteten: die Sèvres-Manufactur lieferte doch die ersten Modelle, in denen keine barocke Häresie das Rococo mehr störte, und die neuen, in Kopenhagen verfertigten Stücke haben den Geist des modernen Stils im Material des alten, dem Porcellan, bisher am reinsten verkörpert. Mögen es ihr in der Folge nun noch so viele gleichthun, ihren kunstgewerblichen Ruhm wird ihr doch Niemand streitig machen können.

Welcher Art sind nun die unterscheidenden Merkmale des neuen Stils?

Das Auffälligste wohl ist das einer bis nahe an die Grenzen des Stillstandes verlangsamten Bewegung. Das Rococo war matt, dieser neue Stil ist müde. Nie freilich wäre es dem Rococo gelungen, Flächen von den ungeheuren Dimensionen zu gliedern, wie sie der Barock noch spielend beherrschte. Innerhalb seiner engen, liliputanischen Grenzen war er aber von einer sprudelnden Lebendigkeit. Seine gute Laune war nicht von jener gesunden Art, die laut und herzlich lachen kann: sie begnügte sich mit dem Kichern. Aber schließlich, was konnte das stören? Die gute Laune war doch immer da, und bisweilen klang es auch nicht wie ein Kichern, sondern wie ein heller, lustiger Sopran in einer hellen, lustigen Coloraturarie.

Die Lieder des neuen Stils sind anderen Schlages. Einer Sopranstimme liegen sie überhaupt nicht, sondern nur einem tiefen, elegischen Alt, und ihr Tempo ist nicht das Vivace, sondern das Largo. Mit einem Worte: lugubre.

Man betrachte die Linienführung bei solch' einer modernen Vase, diese langen, ungebrochenen Linien, die still hinfließen, wie ein versonnener Blick etwa sich ins Uferlose verliert, oder die Hand eines Kranken mit matter Bewegung über eine endlose Ebene weist. Im behenden Rococo hoben sich die Formen in kleinen und kleinsten Schnörkeln scharf von einander ab, im neuen Stil gleiten selbst die langen Linien noch in einander über. Wieder finden wir keinen besseren Vergleich als den musikalischen: waren es dort verlende Cadenzen, so ist es hier Richard Wagner's unendliche Melodie in graphischer Darstellung.

Den Linien entsprechen die Formen, den Formen das Colorit. Man sagt vom Rococo, es habe nicht eine einzige gerade Kante geduldet. Wie kantig und eckig müßte trotzdem einem Blinden das krauseste Stück Rococo vorkommen, gäbe man ihm darnach eine der neuen Schüsseln oder Vasen in die Hand. Und nun erst die Farben — wie blaß, wie welk! Man möchte sie kaum noch Farben nennen, nur den Schatten von Farben. Ja, in den modernsten Stücken scheint man selbst diese allgemeine Anämie noch als zu bunt zu empfinden, zu laut und bestimmt, und so verwischt man ihre Werthe zu einem unbestimmt schillernden Changeant.

Die Manier eines Stils, kunstgewerbliche Gegenstände zu formen, könnte uns gleichgültig erscheinen, bliebe die umformende Kraft beschränkt auf das Kunstgewerbe. Aber das ist nicht der Fall. Ueber das Kunstgewerbe, ja über die gesammte Kunst hinaus greift solch' ein Stil in das Leben jedes Einzelnen unvermittelt hinein. Denken wir doch an das Rococo und seine Geschichte. Mit einer harmlosen Mode, den kleinen Löckchen, die den gepuderten Zopf umgaben, setzt es ein. Die Löckchen waren Rococo im Vergleich zum Barock der Allongeperrücke. Hätte das Rococo

keine ferneren Wirkungen ausgeübt, so würde selbst die Culturgeschichte sich schwerlich noch seiner erinnern. Aber es blieb nicht bei der Haartracht, und es blieb auch nicht bei der Boudoirkunst von Sèvres. Rococo waren die zierlichen Complimente galanter modischer Herren, Rococo waren die Gesten und Mienen, die solche Complimente begleiteten, das Rococo schrieb zierliche Gedichte, und das Rococo trieb seine Jongleurkünste in Concertsälen und Opernhäusern.

Das ist die unheimliche Kraft eines ursprünglichen Stils, daß er wie eine elementare Naturmacht nach seinem Bilde Alles umschaffen kann. Nicht nur, daß er sich umsetzt in Körperbewegungen und die Worte der Rede ordnet: auf das Denken selbst wirkt er bestimmend ein. Diese Thatsache dürfte hinreichen, uns beim Herankommen eines neuen Stils neugierig zu machen auf den Umfang seiner Wirkungssphäre.

Wir beobachteten bisher die Eigenheiten des modernen Stils an den kunstgewerblichen Gegenständen, die als „Kopenhagener Porcellan" in unseren Läden feilstehen. Es gehört nun keine besondere keramische Routine zu der Erkenntniß, daß der Handel es mit dem geographischen Begriff „Kopenhagen" so genau nicht nimmt. Man trifft auf Stücke, die bescheiden den Ort ihrer Herkunft verschweigen, auf andere, die in gewinnender Naivität Kopenhagen nach Sachsen oder Holland verlegen, ja eine recht gut modellirende Firma führte sogar die kosmopolitische Bezeichnung „Copenhagen made in Germany". Das neue Sèvres ist also auf dem besten Wege, die volle Herrschaft des alten zu übernehmen.

Nicht genug damit. Allem Anschein nach ist das Porcellan überhaupt nicht das geeignete Material für den modernen Stil. Vielleicht ist der neue Günstling irgend ein Metall (wir erinnern an die vielfachen Versuche in Zinn, Kayserzinn besonders), vielleicht auch nicht. Klar ist nur das Eine, daß der neue Stil auf der Suche nach einem Material sich an allen möglichen Gegenständen erprobte, und daß er damit eine recht gründliche Reform des Kunstgewerbes zu Ungunsten des Rococo eingeleitet hat. Immer erbarmungsloser zwingt er seine Muster den verschiedenen Industrien auf. Die Weber haben sie bei ihren Teppichen in Anwendung bringen müssen, die Möbelfabrikanten schnitzten sie in Holz, und nun fangen gar die Tapezierer an und kleben sie uns an die Wand. Man halte nur Umschau in einem dieser modern eingerichteten Zimmer, wie einheitlich da jedes Detail auf das Ganze abgetönt ist, wie bis auf die kleinste Quincaillerie alles sich dem neuen Stil und seinen Gesetzen schickt, und man gewinnt einen Begriff über den Umfang der Machtsphäre, die sich der neue Stil bereits erobern konnte.

Doch selbst hier sind wir noch nicht an den äußersten Grenzen angelangt. Unser werthvollster Zimmerschmuck sind die Bilder an den Wänden. Nun betrete man irgend eine moderne Kunstausstellung, man lese die Berichte der kritischen Blätter: es ist recht wunderlich, wie vorsichtig man hier allmählich wird in der Anwendung der vielen Schlagworte, und wie dort die Parteien sich einigen. Naturalismus oder Mysticismus, Genre oder Historie, alle diese Streitfragen, bei denen man sich gestern noch so leidenschaftlich für oder wider erklärte, verlieren an Interesse. Wie unermüdlich aber sind unsere Maler geworden, in Linie und Farbe, vor Allem in der Stimmung, die Dinge zum Ausdruck zu bringen, die das Wesen des modernen Stils ausmachen! Kein Zweifel, auch in der Malerei ist der neue Stil zur Herrschaft gelangt, und in diesem so unermeßlichen Gebiete läßt er sich besser als auf jedem anderen bis ins Detail hinein beobachten.

Wenn wir nun in Nachstehendem den Versuch machen, das Wesentliche des neuen Stils nach seinen Manifestationen in modernen Gemälden zu charakterisiren, so kann keine Rede davon sein, daß wir etwas auch nur annähernd „Erschöpfendes" geben. Möglichste Beschränkung ist hier das erste Erforderniß. Werden wir ihm gerecht, indem wir nur einiger Ausstellungen gedenken, mit denen die letzte Saison uns bekannt machte. Es ist nur wenig, aber daß auch das Wenige uns hier viel bieten kann, das spricht vollends am klarsten von der Bedeutung des neuen Stils.

* * *

Sehen wir uns, bevor wir den Bildern selbst gegenüber treten, ein wenig in den Ausstellungsräumen für diese Bilder um.

Noch vor wenigen Jahren war es selbstverständlich, daß das gute oder schlechte Resultat der großen Sommerausstellungen über die alljährlichen Durchschnittsleistungen in Dingen der Malerei entschied. Heute hat sich das geändert. Die moderne Geschmacksrichtung will von den großen Allerweltsausstellungen, den ungegliederten Colossalflächen, die für Alles und Nichts Raum bieten, wenig mehr wissen. Unter dem Einfluß dieses veränderten Geschmackes hat sich das allgemeine Interesse mehr und mehr den früher so gering geschätzten Kunstsalons zugewandt.

„Kunstsalon" — der Name sagt so ziemlich Alles, was diese Einrichtung bisher bedeutete. Ob sich der Salon in Petersburg befand oder in Wien, Berlin oder Christiana: der Charakter blieb derselbe. Ueberall die gleiche Eleganz in Roth, dicke Teppiche, Plüschsessel, und im Hauptzimmer ein kreisförmiges Sopha, das irgend ein Palmgewächs umschloß. Diese Kunstsalons waren die großen Ausstellungen durch zehn dividirt, und es machte dem Schätzungsvermögen des Publicums nur Ehre, daß es ihnen ein entsprechend geringeres Interesse entgegenbrachte.

Wenn es in Berlin nicht ganz so schlimm war wie anderwärts, so war dies lediglich das Verdienst der Inhaber unserer beiden Kunstsalons, der Herren Schulte und Gurlitt (neuerdings Waldecker). Seit langen Jahren bedeuteten die Namen ein Programm. Schulte war für die „Alten" da, Gurlitt für die „Jungen". Es ist bekannt, daß dieser Gegensatz, der so lange die Geister auf einander hetzte, heute nicht mehr existirt. Wir urtheilen nicht mehr nach der Anciennität, sondern allein nach dem Können und Nichtkönnen. Schulte und Gurlitt haben es für gut befunden, sich darnach zu richten. So kommt es, daß man bei dem Einen wie bei dem Andern gleichviel „Junge" und gleichviel „Alte" antreffen kann. Ihre Namen sind keine Programme mehr, aber sie sind darum nicht schlechter geworden.

Doch das ist nicht das Einzige, was die letzten Jahre an unseren beiden Kunstsalons zu ändern hatten. Die Art der Ausstellungen selbst ist verschieden von den bisherigen. Man verschmäht es, möglichst viel „Nummern" in eine Ausstellung hineinzupressen, die Sonderausstellungen sind Mode geworden, und bei den Sonderausstellungen liebt man es, den Geschmack des betreffenden Künstlers zu berücksichtigen. Man zwingt ihm nicht mehr blendende Goldrahmen auf, wo er alte Holzleisten mit verschossenen Farben wünscht, man ersetzt die Plüschsessel durch minder allgemeine Möbelstücke, kurz, unsere Kunstsalons sind nicht länger Kunstsalons im alten Sinne. Die allgemeine Bewegung aber, die sie zu so vielen Reformen veranlaßte, war dieselbe, die ihnen in der kurzen Zeit zweier Jahre nicht weniger als drei Rivalen zur Seite stellte.

Aus der Schule einer unserer besten Kunsthandlungen, Amsler und Ruthardt, gingen die Leiter des (nach chronologischer Reihenfolge) ersten der neu gegründeten Kunstsalons hervor: Keller und Reiner. Bei der Einrichtung ihrer Zimmerchen war van de Velde ihnen maßgebend. Aber der bedingungslose Gehorsam alledem gegenüber, was der moderne Geschmack verlangt, hatte auch seine bedenklichen Seiten: das Kunstgewerbe kam zu gut weg im Vergleich zur Malerei. Immer nur ganz wenige Bilder ließen sich zwischen den modernen Möbeln unterbringen, und folgerichtig mußten bei jeder neuen Gemäldeausstellung auch die Teppiche, Tapeten und Möbel wechseln. Keller und Reiner mögen das empfunden haben. Als zu Beginn der Saison ein Erweiterungsbau nöthig wurde, gaben sie statt vieler kleiner Zimmerchen einen einzigen großen Saal, der nichts sein will als Ausstellungsraum. Die üblichen Sessel und rothen Teppiche freilich kamen in den Saal nicht hinein. Alles Mobiliar ist modern und geschmackvoll, aber während in den vorderen Zimmerchen das Kunstgewerbe über die Bilder herrscht, ordnet es sich hier ihm unter, und so kann man vom Salon Keller und Reiner wohl behaupten, daß er den bekannten „Anforderungen der Neuzeit" entsprechend eingerichtet sei.

Der zweite der neuen Salons, derjenige der Gebrüder Cassirer (Victoriastraße), hatte als der jüngere den großen Vortheil, die Erfahrungen des älteren benutzen zu können. Die Zimmer halten auf möglichste Einfachheit. Jedes ist auf seinen besonderen Ton abgestimmt, alle Töne aber sind zart, unaufsällig, so daß die Gemälde aufs Beste zur Wirkung gelangen können. Eine ausgezeichnete Neuerung bringt der Salon in der Einrichtung eines besonderen Lesezimmers. Auch Keller und Reiner gaben ja Gelegenheit, Kunstzeitschriften und Mappen mit graphischen Reproductionen einzusehen. Doch das genügt nicht. Die Bücher der Kunsthistoriker und -theoretiker haben sozusagen auch ein Recht auf Beachtung, und man kennt sich unter unserem Publicum schlecht aus, traut man ihm eine genaue Kenntniß dieser Bücher zu. So kann man es nur freudig begrüßen, daß das Bücherbrett im Lesezimmer des Salon Cassirer mindestens einen kleinen Bruchtheil unserer kunsthistorischen Literatur zusammenbrachte.

Schließlich sei noch des jüngsten Kunstsalons, „Salon Ribera", gedacht. Seine Räume sind als die modernsten auch die raffinirtesten, von einem Raffinement freilich, das bisweilen zuviel des Guten bietet. Wenn in der Vertäfelung eines der Zimmer die knorrigen Formen des nordischen Holzstils zergehen wie ein allzureifer Käse, so streift das schon an das Allzugewagte. Im Uebrigen sind Geschmacklosigkeiten vermieden. Wie bei Cassirer sind die Wände in matten, unaufdringlichen Farben gehalten. Kunstgewerbliche Gegenstände und Webereien stehen neben den Gemälden aus, aber selbständig jedes für sich, so daß nicht eine übertriebene Stilisirung die Wirkung des Einzelnen aufhebt.

* * *

In seiner Novemberausstellung brachte der Salon Gurlitt mehrere unbekannte Gemälde und Zeichnungen von Anselm Feuerbach zusammen. Wie gesagt, verhält Gurlitt sich durchaus nicht mehr so exclusiv gegen das „Alte", und in Anbetracht der Thatsache, daß Feuerbach schon lange todt ist, schien in dieser Feuerbachausstellung so etwas wie ein Zugeständniß zu liegen. Und doch war gerade diese Ausstellung durchaus modern gedacht, und das größte Verständniß fand sie nicht bei den Alten, sondern den Jungen.

Um diesen Feuerbach-Cultus bei der Moderne ist es eine recht eigenthümliche Sache. Die Gründe, die dem bei Lebzeiten so schwer verkannten Malergrübler diese posthumen Ehren einbrachten, sind dieselben, die jenseits des Canals den Präraphaelitismus möglich machten. Kein Zweifel, daß die Rosetti und Burne-Jones der Kunst des Tre- und Quattrocento eine falsche Deutung gaben, daß man die naive Linie etwa der Grottesken Kunst in jenen Jahrhunderten naiver empfand und in Sandro Botticelli keinen hektischen Schwärmer sah: die junge englische Kunst gab ihnen nun einmal diese Deutung, und über Auffassungen läßt sich immerhin streiten. Soviel steht fest, daß der historische Irrthum, wenn es ein Irrthum war, der englischen Kunst zu Gute kam. An den alten Italienern erkannten diese jungen Engländer sich selbst, und nie hätten sie die Formen der in ihnen lebendigen Kunst so rein zur Erscheinung gebracht, hätten sie jene Tradition entbehren müssen.

Dasselbe nun, was die Präraphaeliten in ihren alten Florentinern suchten, sucht unsere deutsche Malerei in Anselm Feuerbach. Der Feuerbach, den sie heute empfinden, ist in unserer Malerei einer der ersten Vertreter des neuen Stils. Nie ist dieser Feuerbach gewaltsam, und seine Gestalten verkörpern in Haltung und Bewegung durchaus jene welke Vornehmheit, die zum Wesen des neuen Stils gehört. Die Größe Feuerbach's redet von einer entschwindenden, ja halb schon entschwundenen Lebenskraft, einer Kraft, die den Körper nicht mehr ganz ausfüllt, so daß die Glieder nur langsam und widerstrebend gehorchen. Einerlei, die Größe ist da, man fühlt sich ihr verwandt, und so fragt man nicht lange nach ihrer Herkunft.

So impulsiv der moderne Feuerbach-Cultus aber auch hier und da auftreten mag, wird man ihm gegenüber doch die Empfindung nicht los, daß er nur von

kurzer Dauer sein könne. So ganz ohne Rest geht Feuerbach's Malerei doch nicht auf in dem Stil, den man bei ihm voraussetzt. Hat man das erst einmal erkannt, so wird auch einem Feuerbach das Schicksal nicht erspart bleiben, das die alten Italiener in Frankreich und England bereits getroffen hat. Heute bereits spricht man dort die alten Namen mit einem gewissen Accent der Ueberlegenheit aus. Die lebenden Maler haben mit sicherem Instinct herausgefühlt, was man an den Todten bewunderte, und das in ihren Werken ohne störende Attribute wiedergegeben; so haben die Todten denn ihre Schuldigkeit gethan.

Von den beiden Ausländern, die als die vollendetsten Repräsentanten des neuen Stils in der Malerei jetzt mehr und mehr in Mode kommen, war in letzter Zeit viel die Rede. Es sind Puvis de Chavannes und Burne-Jones. Beide starben im vorigen Jahre, und die vielen Nekrologe in deutschen Zeitungen bewiesen klar genug, welchen Einfluß die Künstler hier zu Lande schon heute ausüben.

Die Kunst des Puvis de Chavannes ist auch in dieser Zeitschrift eingehend gewürdigt worden [1]; sie dem deutschen Publicum unmittelbar vorzuführen, ist eine Unmöglichkeit. Die monumentale Anlage dieses Romanen verlangte nach dem Fresco, und ohne eine genaue Kenntniß dieser Frescobilder in Paris (dem Pantheon namentlich) wird man von ihm sich einen mehr als allgemeinen Begriff nicht machen können.

Um so vertrauter wird uns allmählich der bescheidenere Burne-Jones. In Tafelgemälden, ja schon in Zeichnungen weiß er im Wesentlichen Alles zu sagen, was er zu sagen hat. Keller und Reiner stellten im Herbst eine Anzahl zum Theil colorirter Handzeichnungen von ihm aus. Die Ausstellung wußte uns nichts Neues zu sagen, aber sie verschwieg auch nichts, und das ist charakteristisch.

Ist Watteau der eigentliche Maler des Rococo, so ist Burne-Jones der des neuen Stils. Das Abstimmen des Ganzen auf einen einzigen Grundton macht die Größe beider Maler aus. Watteau begnügt sich nicht damit, seine zierlichen Schäfergestalten à la Sèvres zu costümiren und in den geschniegelten Parks, in die er sie hinein versetzt, kein Inventarstück des Rococo zu vergessen: die Natur selbst ist bei ihm Rococo. Ein atlasfarbener Himmel, bunt wie die zierlichen Bänder, die seine Gestalten umflattern, Springbrunnen, deren Wasser sich stilgerecht kräuseln und stilgerecht plätschern — das Alles ist so einheitlich und folgerichtig, daß man meint, selbst der Wind könne sich nicht anders als in Tanzmeisterrhythmen bewegen, wenn er die eleganten Räume durchzieht und die Aeolsharfen darin zum Tönen bringt.

Nicht minder einheitlich aber ist in ihrer Art die Schöpfung des Burne-Jones. Auch hier gibt die Natur in allen ihren Aeußerungen sich ganz, wie die Menschen sich geben, und daß diese Menschen in ihren Gesten und Mienen ganz der neue Stil sind, das sicherte Burne-Jones in England seine Popularität und führte ihn neuerdings auch hier ein. Das Wasser der Quellen bei Burne-Jones rauscht nicht, und die Blätter seiner Bäume sind zu schwer, um selbst von einem rauhen Windhauch bewegt zu werden. Aber auch dieser schärfere Luftzug fehlt. Die Atmosphäre ist so müde, wie es die Menschen und die Quellen sind. Man sehe die Lebensäußerungen dieser Menschen, Menschen, die nicht gehen können, nicht schreiten, nur wandeln, schweben, Menschen mit einem Largo der Geste, wenn sie die Hände ja einmal rühren, einem Schauen ohne Blick im Auge, mit schweren Lidern und scheuen Mienen. Man möchte in diesen Mienen so etwas wie das Geständniß eines bösen Gewissens lesen, gehörte zum bösen Gewissen nicht eine böse That, deren diese Gestalten in ihrer Unkraft nie fähig wären.

Will man die ganze Macht erkennen, die der moderne Stil, mit durch Burne-Jones, auf unsere Kunst bereits ausübt, so verfolge man die Entwicklung eines

[1] Puvis de Chavannes. Von Walther Gensel. „Deutsche Rundschau", 1897, Bd. LXXXXII, S. 278 ff.

unserer fähigsten Maler, Ludwig's von Hofmann. Es ist rührend, zu sehen, wie dieser durch und durch deutsche Künstler, berufen scheinbar, zeitlebens wie ein anderer Schwind nur Märchen zu ersinnen und zu schildern, immer wieder Ansätze macht, sich gegen die Decadence des neuen Stils zu behaupten, und wie er immer wieder unterliegt.

Anfangs des Winters sah man zwei Bilder von ihm bei Gurlitt, die darauf hinzudeuten schienen, daß er sich selbst gefunden habe. Das erste, „Frühlingssturm" betitelt, zeigte drei Gestalten, einen Jüngling und zwei Mädchen, die am Meeresufer dem Frühlingswind entgegen zogen. Es lag ein seltsamer Zauber in der wunderbaren Ruhe der Drei. Während der Wind hastig die Wolken über den Himmel fegte und die Wellen schäumen ließ, zogen sie still ihres Weges — mit flatterndem Haar und flatterndem Gewande. Sie schienen einander vergessen zu haben und nur noch auf die geheimen Stimmen zu lauschen, die aus dem lauen Frühlingswind so leise zu ihnen herüber klangen. „Vanno al paradiso" hatte Hofmann das Bild ursprünglich genannt. Aber das Paradies, dem die Drei so verzückt entgegen schwebten, blieb der Hofmann'schen Kunst verschlossen.

Noch einmal konnte man an das Gegentheil glauben, bei dem zweiten der genannten Bilder, den „badenden Mädchen". Die blühenden Farben in der Landschaft dieses Bildes, die gesunde Kraft, die die Glieder der Menschen schwellen ließ und ihre Bewegungen leitete, das war einem Burne-Jones zum mindesten fremd. Aber dann kam zu Weihnachten eine Separatausstellung der letzten Bilder Hofmann's und zeigte, wie rettungslos sein Talent trotz Allem dem neuen Stil verfallen ist. In immer neuen Variationen die Elegien des Abends, verblaßte Schatten, gebrochene Farben. Keller und Reiner hatten die Bilder ausgestellt. Kein Detail in ihnen stand mehr im Widerspruch zu den Formen und Farben der mondänen Möbel, die man in nächster Nähe der Bilder sehen konnte — der Möbel des neuen Stils.

Und das war derselbe Ludwig von Hofmann, in dem unsere jungen Künstler mit Recht einen ihrer Besten verehren.

* * *

Die stärkste, gefährlichste Macht eines Künstlers besteht in seiner Gewalt der Suggestion. Ein Porträtist kann uns zwingen, einen bestimmten Zug als wesentlich in einem Antlitz zu sehen, wie ein großer Schauspieler etwa einer vieldeutigen dichterischen Gestalt feste Umrisse gibt.

Die Frage entsteht: wie werden wir die Welt ansehen, sollten überlegene Landschafter sie uns durch das Medium des neuen Stils schauen lassen?

Die jungfranzösische Literatur besitzt ein Buch, das als schriftstellerisches Document für eine stilisirte Landschaft gelten kann: „A rebours" von Huysmans. Der Held des Romans, müde der „einförmigen Reize", die die Natur ihm bietet, hat sich in die einsamste Einsamkeit zurückgezogen und sich dort mit Bildern umgeben, die in jene Einfachheit Abwechslung bringen sollen. Aber das genügt ihm nicht. Nicht nur seiner Umgebung, auch seiner Lebensweise glaubt er eine stilistische Reform schuldig zu sein. Seine bisherige Ernährungsweise scheint ihm so „undifferencirt" wie die freie Natur, in der er sich als Kind wohl fühlen konnte. So stilisirt er seine Speisen und Getränke nun ebenso streng wie sein Milieu. Dieser sonderbare Schwärmer sieht eines Tages zwei Straßenjungen sich balgen um ein Stück schwarzen Landbrotes mit weißem Schmierkäse. Und siehe da, der Gourmet mit den so unendlich fein differencirten Magennerven bekommt — Heißhunger auf ein Stück schwarzen Landbrotes mit weißem Schmierkäse!

Wir sehen die kunstgewerblichen Gegenstände des neuen Stils und finden nichts an ihnen auszusetzen. Wir sehen seine Gemälde und finden sie jedenfalls geschmackvoll. Und doch, umgäbe uns stets und ständig eine Galerie derartiger Bilder, würden wir uns bei ihrer vornehmen Blasirtheit nicht zurück sehnen zu den Oeldruckprämien alter Volkskalender?

Auf diese etwas voreiligen Befürchtungen ist zunächst zu erwidern, daß die wirklich überragenden Künstler, die, deren Gewalt unsere Phantasie beherrscht, allzeit gegen den modernen Stil gefeit sein werden. Unter den Puvis, den Burne-Jones und Hofmann lassen sich gewiß Grade der Begabung unterscheiden. Vergleicht man sie jedoch mit einem Böcklin oder auch nur Klinger, so sind sie alle gleichen Ranges, und keiner unter ihnen besitzt die Leuchtkraft eines Sternes erster Größe. Kommen aber bei dem neuen Stile nur die dei minorum gentium in Frage, so muß denn doch hervorgehoben werden, daß bei ihnen das Vorhandensein überhaupt eines Stils, ganz gleich viel welcher Art, eine recht wünschenswerthe Sache ist. Solchen Künstlern, die geistig nicht vom alten Adel sind, ersetzt der Stil die fehlende Tradition, er erst gibt ihrem Werk einen Inhalt und ihren Werken Bedeutung.

Eine andere Frage ist es, ob der Stil der Kopenhagener Vasen und des Burne-Jones denn gerade in unsere Tage so eigentlich hinein paßt. Wir erinnern uns der großen Erfindungen, die dem Geiste unseres Jahrhunderts gelangen, der Werke, mit denen wir nach solchen Erfindungen unserem ganzen Planeten ein anderes Aussehen geben konnten. Eine unermeßliche Kraft ist alledem zu eigen, und dieser Kraft scheint jener matte, anämische Stil doch wenig würdig.

Nun zur Beantwortung dieser letzten Frage sei es gestattet, noch einmal die versunkene Pracht des Rococo herauf zu beschwören. Nie ist dem Rococo mit der graziösen Niedlichkeit seiner Formen etwas Großes, Erschütterndes gelungen, und trotzdem konnte es zu einer Zeit entstehen, in der die Menschen wie kaum je vorher die Dinge aus der Höhe schauten. Stand es darum in Widerspruch mit seiner Zeit? Wenn wir es allein auf seine kleinen Formen hin betrachten, sicherlich. Sehen wir aber, was diese Formen Alles umspannten, welche Bereicherung des rein Gegenständlichen sie der Kunst bescherten, so erscheint uns dieser Stil der Nippes doch in einem anderen Lichte. Antike und Renaissance, orientalische Paläste und verwitterte Bauernhäuser, an Alles konnten die behenden Formen des Rococo sich heran wagen, und Alles das konnten sie „nehmen". Keinem monumentalen Stil wäre Gleiches gelungen, bei keinem wäre eine solche Erweiterung des Gesichtsfeldes möglich gewesen. Und weil man das einsah, deshalb nahm man sich in jenen großen Tagen dieses kleinen Stils so liebevoll an, deshalb konnte er über alle Moden hinaus unumschränkt herrschen bis an das Ende dieses Jahrhunderts.

In den Wohnungen verwöhnter Lebemänner zeigte sich der neue Stil zuerst. Ueberreizte Nerven ersannen sich diese stillen Linien und stillen Farben, an denen sie nichts störte. Aber so wenig das Rococo die Kunst der Boudoirs geblieben ist, wird auch der neue Stil sich auf die paar Interieurs ästhetischer Lebemänner beschränken. Denn dieser Stil ist nicht nur müde, er ist auch groß, und in seiner Größe zeigt er sich der edelsten Gedanken unserer Zeit wohl werth. Wie seine Linien in einander überfließen und vom Theil stets auf das Ganze weisen, wie seine Formen sich glatt und ungezwungen allen möglichen Dingen anschmiegen, ohne doch den eigenen Charakter einzubüßen, das ist der Universalismus des Rococo ohne die kleinliche Ornamentik von Sèvres. Deshalb konnte der neue Stil so siegreich in allen Gebieten des Kunstgewerbes seinen Einzug halten, deshalb konnte er selbst Vertretern der großen Kunst seine Gesetze vorschreiben, und deshalb wird er wohl auch in unseren Gedanken noch lebendig werden und Mancherlei dort umzuformen finden.

Willy Pastor.

In Memoriam.

J. von Döllinger. — 28. Februar 1799 — 10. Januar 1890.

[Nachdruck untersagt.]

Vieles ist vor und nach dem Tode J. von Döllinger's über ihn gesagt und geschrieben worden. Unseres Wissens sind jedoch, mit Ausnahme officieller Schreiben, nicht viele Briefe von ihm in die Oeffentlichkeit gedrungen. Besser als durch eigene Worte glauben wir sein Andenken dadurch zu ehren, daß wir ihn selbst sprechen lassen.

Den Anlaß zur Correspondenz, aus der wir schöpfen, gab im Mai 1865 der glückliche Zufall einer Begegnung mit ihm in befreundetem Hause. Mit seinem untrüglichen Gedächtniß erinnerte er sich des Umstandes, daß er den Namen des jungen Mädchens, welches damals ihm entgegentrat, auf einem Schein der Münchner Staatsbibliothek gelesen hatte, der den Empfang des schönen Buches von F. Ozanam, „Les Poètes franciscains en Italie au XIII. Siècle", bestätigte. Der Umstand leitete eine Unterredung über Lectüre ein, die mit dem Anerbieten endigte, ihn besuchen und ganz nach Wunsch von seinem Rath und seiner Bibliothek Gebrauch machen zu wollen.

Stiftspropst von Döllinger stand damals im siebenundsechzigsten Lebensjahre. Soviel mir bekannt, war es das erste Mal, daß er sich dazu entschloß, auf einen ungeschulten, nothwendigerweise dilettantenhaften weiblichen Bildungsgang einzuwirken. Er that es mit unermüdlicher Hingebung und Geduld, mit einer fast ängstlichen Wahrung der individuellen Anlagen. Er drängte niemals, gab, was er hatte und forderte nichts. Oft hätte eine bestimmte Meinungsäußerung, eine rechtzeitig ertheilte Warnung aussichtslose literarische Pläne vereitelt und den Weg zur besseren Kenntniß der Dinge, anscheinend wenigstens, gekürzt. Er enthielt sich stets, persönliche Ansichten zur Geltung zu bringen oder directen Einfluß zu üben, und überließ das lieber der eigenen Erkenntniß und Erfahrung. Er selbst begnügte sich mit Anregungen. Zunächst empfahl er ernste Lectüre. Zur Kenntniß von Dante, mit welchem er mich beschäftigt fand, stellte er eine kleine Auswahl von sicheren Wegweisern zusammen. Unter den Novitäten des Jahres begleitete er Pusey's „Eirenikon" mit dem Bemerken: „Die Sache macht gegenwärtig in England großes Aufsehen. Es ist das erste Mal, daß (seit 300 Jahren) die Möglichkeit, die Wünschenswürdigkeit und die Bedingungen einer kirchlichen Wiedervereinigung so bestimmt ins Auge gefaßt und mit einiger Ruhe erörtert werden. Schon haben sich nach Pusey noch andere gewichtige Stimmen darüber vernehmen lassen" (St. Stephanstag 1865). Das nächste Buch, welches er sandte, war Bossuet's „Exposition de la Foi catholique", das der Uebersender „als noch immer unübertroffen" bezeichnete. Beide Bücher stehen, mit zahlreichen Bleistiftzeichen von ihm versehen, noch heute auf den Regalen seiner in den Besitz der Universität München übergegangenen Bibliothek. Sie führten in den Gedankenkreis und in die Hoff-

nungen ein, welche die Grundlage und der einigende Zweck seiner ganzen Lebensarbeit geblieben sind. „Da gerade zwei Hefte des „Christian Remembrancer“ vor mir liegen,“ schreibt er einige Zeit nachher, „habe ich sie beigelegt. Es ist dies die beste Zeitschrift unter denen, die die High Church-views vertreten, d. h. die Annäherung der anglikanischen Kirche an die katholische. Daß von dort so viel anerkannt und zugegeben wurde, als in dem Artikel über meine zwei Werke geschehen ist, hat mich selbst in Erstaunen gesetzt. Wenn sie mich ‚den deutschesten unter den Deutschen‘ nennen und damit eine gewisse nationale Einseitigkeit bei mir aussetzen wollen, lasse ich mir das schon gefallen und rechne mir's nicht zur Unehre.“ — „Das „Christian Year“, das ich Ihnen schickte,“ erwähnt er ein paar Monate später, „ist von dem trefflichen Keble, dem Jugendfreund Newman's, der seiner in der ‚Apologia‘ herzlich gedenkt. Das Buch hat es jetzt schon bis zur sechzigsten Auflage gebracht, ist also wohl das verbreitetste und beliebteste in dieser Gattung. Er ist erst vor einigen Monaten gestorben. Er und seine Frau waren gleichzeitig krank, so daß diese ihn nicht besuchen konnte. Keble hatte immer ein schwarzes Kreuz über seinem Bette hängen. Eines Morgens brachte man der noch zu Bett liegenden Frau dieses Kreuz, ohne ein Wort zu sagen. Da verstand sie, daß er gestorben sei. Keble war eine der katholischen Seelen in der anglikanischen Kirche. Newman hatte ihn noch einmal vor seinem Tode besucht . . . .“ „‚The Church News‘, von denen ich Ihnen eine Nummer beigelegt, ist ein Organ der Staatskirche und zeigt in merkwürdiger Weise, wie stark dort die Annäherung an die katholischen Lehren und Einrichtungen ist. — Wäre nicht auch dort der Ultramontanismus, der jedem Engländer in tiefster Seele antipathisch sein muß, so vorlaut, es würde wohl bald zu großen und entscheidenden Schritten eines bedeutenden Theils des Clerus und vieler Laien kommen.“

Ein Exemplar der heiligen Schrift, mit der Mahnung, immer wieder am Born des Neuen Testamentes zu schöpfen, begleiteten die Worte: „Das Alte Testament ist ein Baum wie die Riesen-Esche Ydrasil in der nordischen Sage, dessen Wurzeln tief hinab in die Erde reichen, während seine Wipfel bis in den Himmel hineinragen. Er trägt süße und köstliche Früchte, reiches Blätterwerk, mitunter auch harte, ungenießbare Rinde. Aber das Erhabenste und Schönste, was jemals in menschlicher Sprache laut geworden, ist hier zu finden.“ In einem Exemplar von Fénélon „Lettres spirituelles“ hat er u. A. die Stelle unterstrichen: „Was den Menschen göttlich macht, ist nach Plato die Fähigkeit, um der Liebe willen die Anderen uns selbst vorzuziehen, sich um ihretwillen zu vergessen, zu opfern, für nichts zu zählen. Diese Liebe erklärt er für eine göttliche Eingebung. Es ist das ewig Schöne, das den Menschen dem Menschen entreißt und durch die Tugend bis zu sich erhebt.“ Im „Geist des heiligen Franz von Sales“ ist die so oft von Döllinger betonte Nothwendigkeit angemerkt, sich vor verkehrtem Eifer zu hüten, der gern in Extremen sich bewegt und das Gute nicht vollbringt, weil er es auf einmal und zu gut thun will. Die damit übereinstimmende Aeußerung, er habe im späteren Alter zu bereuen gehabt, was er früher durch übereilten Eifer gefehlt, ist wohl Manchen, die ihm nahe standen, erinnerlich.

„Da Sie sich schon mit Pascal vertraut gemacht haben,“ schrieb er 1866, „so ist das eine gute Gelegenheit, mittels beifolgenden Buches auch die Bekanntschaft eines anderen ausgezeichneten und Pascal innerlich verwandten Geistes zu machen, nämlich A. Vinet's, den ich sehr hoch stelle, so hoch, daß mir sogar scheint, er übertreffe alle Franzosen dieses Jahrhunderts an Tiefe und Reichthum der religiösen Gedanken. Leider lebte und starb er außerhalb der Kirche, er, der Alles besaß, um eine Zierde ersten Ranges und eine Säule der Wahrheit in ihr zu werden. Auch er wurde, wie so viele Andere, durch die Aergernisse, durch das, was auch Pascal, Bossuet, Fénélon an dem heutigen französischen Clerus rügen und verdammen würden, in der Trennung erhalten. Aber man kann halbe Bände seiner Schriften lesen, ohne auf eine wirklich unkatholische Stelle zu stoßen.“ „Wenn

Sie gerade einmal etwas Erheiterndes und doch innerlich Ernstes lesen wollen, sagt er ein anderes Mal, dann nehmen Sie das allerliebste Märchen Klingsohr's, Novalis Bd. I, zur Hand." — Die aus Paris geschriebenen Briefe Horace Walpole's empfahl er als eine noch viel zu wenig ausgenützte Quelle zur Kenntniß der damaligen Zustände. Ein Urtheil Saint-Mare Girardin's über Frau von Maintenon copirte er mit eigener Hand. In Bezug auf die romanischen Literaturen war er ein unvergleichlicher Führer und bis zum Roman mit allem Lesenswerthen vertraut. „Da Sie Cervantes mit seinem stets heitern Humor kennen," schrieb er bei Uebersendung der Novellen des großen Spaniers, „so wird es Sie nicht wundern, daß er bei mir nicht länger bleiben will. Er behauptet, sich in meiner Bibliothek in einer ihm höchlich antipathischen Gesellschaft zu finden, überall umgeben von strengen Theologen oder langweiligen Leuten, mit langen, faltenreichen und impassibeln Gesichtern. Nach einem Wochen lang andauernden schmerzlichen Seelenkampf habe ich endlich den heroischen Entschluß gefaßt, ihn zu entlassen, obgleich er mir fest ans Herz gewachsen war und ich ihn schon in meinen Jugendjahren mit höchstem Vergnügen gelesen hatte, so daß ich ihn noch heute nicht ohne eine gelinde Anwandlung innerer Bewegung zur Hand nehmen kann. So nehmen Sie ihn denn hin: ‚Hier hast du meinen Speer, für mich ist er zu — leicht.'" Ueber die französische religiöse, historische und schöne Literatur seit dem siebzehnten Jahrhundert hat er sich schriftlich und mündlich in merkwürdigen Urtheilen ausgesprochen.

Aus einer Reihe von Briefen literarischen Inhalts sei aus dieser Zeit nur noch der folgende citirt: „So oft mir in der Literatur etwas Werthvolles begegnet,

Una cosa bella e preziosa e cara,
Saporita, soave e dilicata —

gehört mein erster Gedanke Ihnen ... Das Leben des Hathumod hat mich durch seine edle Einfachheit und innere Wahrheit angesprochen; es gehört zu den nicht etwa zahlreichen biographischen Perlen der Vorzeit, und da fällt mir nun die Bearbeitung desselben von einem unserer größten Dichter in die Hand. Ich lege sie hiermit in die rechten Hände. Das Büchlein gehört, wie so vieles Edle und Schöne, zu den Dingen, welche

Scoperte in man non si debbon portare,
Perchè da porci non siano imbrattate.

Und dabei fällt mir ein, was bei unserer vorgestrigen Unterhaltung von den seltsamen Urtheilen, die über Sie mitunter gefällt werden, erwähnt wurde. Ich möchte beinahe die Worte des Dichters auf Sie anwenden:

Des Echo's Echo bin ich nie gewesen,
Erschien dem Haufen wie ein fremdes Wesen.
— — — die Welt,
Ich liebte sie nicht, sie mich nie,
Ich habe ihrem Pesthauch nicht gefächelt,
Vor ihren Götzen bog ich nicht das Knie.

Beinahe, sage ich ... denn beugen Sie zwar vor den Götzen der Welt nicht das Knie, so machen Sie ihnen aber doch gelegentlich einen Knix — was ich gar nicht als Tadel verstanden wissen will: il faut bien hurler avec les loups. So weit freilich werden Sie es nie bringen, daß die Welt einmal von Ihnen sagen wird: das ist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein. Nach dem Maßstab und den Erwartungen der Welt soll eine Frau dem Zimmetbaum gleichen, dessen Rinde mehr werth ist als dessen Mark." (Erster Fastensonntag 1867.)

Derselben Stimmung entspricht ein anderer seiner Briefe: „Vertrauen Sie auf Gottes väterliche Führung. Es kommt immer einmal der Tag, an dem man sich sagt: Besser, wie Er es mit mir gemacht hat, als wie ich es wollte. — Das

bringt mich auf Ihre Aeußerung über die Erfolglosigkeit der Bemühungen, die bereits fertige Ansicht eines Anderen durch Gründe umzuwandeln. Sie haben Recht; solche Versuche sind gewöhnlich vergeblich, und bei lebhaften, reizbaren Naturen bleibt dann Verstimmung und selbst Reue nicht aus. Ne'er a man was reasoned out of his religion, sagt der Engländer, und das gilt auch von der Politik, von allen Dingen, in denen das Herz mitredet, Gefühle oder Interessen eine Rolle spielen. Aber gleichwohl ist das ruhige Aussprechen der eigenen Ansicht durchaus nicht unfruchtbar; es ist vielmehr ein in die Seele des Anderen geworfener Same, der seiner Zeit aufgeht und Frucht bringt. Ja, oft vollzieht sich unter dem lebhaftesten Widerspruch doch ein stiller, unmerklicher Proceß der Umwandlung, und ich wette, Sie haben solche Erfahrungen an sich und Anderen bereits gemacht oder werden sie jedenfalls noch machen. Nimmt nicht die Frau allmählich die Meinungen und Urtheile ihres Mannes über Personen und Dinge an, selbst wenn sie ihr zuerst widerstreben? Leider ist das nur allzusehr die Regel, wie denn das Herabziehenlassen zu Irrthümern und Leidenschaften überhaupt viel leichter und häufiger ist, als das sich Erhebenlassen zur Wahrheit und Gerechtigkeit." (10. Juli 1867.)

Zuweilen sprach sich Döllinger über eigene Pläne und Entwürfe aus. So gegen Ende des Jahres 1865:

„Die Materialien, die ich für eine Geschichte der Päpste Jahre lang gesammelt, haben mir in der letzten Zeit, wenn ich sie anschaute, doch ein wehmüthiges Gefühl erregt. Damit doch das Wichtigere davon zur Verwendung komme, habe ich nun beschlossen, Einen Papst, für den ich eine besondere Vorliebe hege und von dem sehr viel Gutes zu sagen ist, der aber gerade nicht zu den jetzt berühmten gehört, herauszunehmen und ihn monographisch zu behandeln, so daß seine ganze Zeit mit dargestellt wird. Das ist Innocenz XI. Da kämen auch Ludwig XIV., Bossuet, Jakob II. von England und viele bedeutende Persönlichkeiten auf die Bühne, und ich hätte mannigfaltige Charaktere zu schildern, was ich noch selten in meinen Büchern gethan. Der Plan hat mich in diesen letzten Tagen aufs Lebhafteste beschäftigt, besonders auch darum, weil ich fand, daß ich in diesem Werke so Vieles, was ich nur allein weiß, anbringen und verwerthen könnte. Ich sehe Sie über diesen Ausbruch von Gelehrten-Eitelkeit lächeln, aber es ist einmal so; ich habe so manches Manuscript, das in den europäischen Bibliotheken vergraben liegt, gelesen und ausgezogen, von Büchern, die außer mir nicht leicht Jemand gelesen hat, nicht zu reden. In solchen literarischen Entwürfen fühle ich mich ganz jugendlich, als ob ich fünfundzwanzig Jahre alt wäre; nichts scheint mir zu schwer für meine Schultern, und dann sehe ich wieder dem Milchmädchen in der Fabel, dem unter süßen Träumen und Plänen die Scherben des zerbrochenen Milchtopfes vor den Füßen liegen, zum Verwechseln ähnlich."

Als die Zeiten ernst wurden und die Anzeichen drohender Stürme sich mehrten, wurde Döllinger's Sprache immer ernster und inniger. Am 4. November 1869 schreibt er: „Schon hatte ich mich gefreut, Ihnen von Angesicht zu Angesicht zu Ihrem Namenstag Glück wünschen zu können, aber das Leben ist eben eine Kette von Entsagungen und nicht von Freuden. Und so äußerst bescheiden auch meine Ansprüche an besondere Lichtblicke in der täglichen Routine des Lebens sind, muß ich doch die Lection des Verzichtens, des Entbehrens und vergeblichen Wünschens immer wieder von vorne zu lernen beginnen. Also nur schriftlich kann ich Ihnen andeuten, wie warm und tief gefühlt meine Wünsche für Sie sind, so ernst und aus dem Innersten der Seele strömend, daß sie sich stets zu Gebeten, die ich an Gott richte, gestalten. Um so mehr, als ich erst jüngst wieder (bei Anwesenheit der R...) erfahren habe, wie schwer es ist, mit anderen Menschen, und wie leicht dagegen, mit Gott von Ihnen zu reden. ... Ich glaube, daß es Ihnen sehr nahe gelegt ist, zu wissen, was er von Ihnen verlangt. Wir alle, besonders aber die Frauen, werden von Gott auf den Posten gestellt, wo er uns eben brauchen kann — nous

sommes tous des sentinelles, chacune à son poste. Da sollen wir bleiben, bis wir abgelöst oder anders wohin gestellt werden, wozu wir selber nichts zu thun, keinen besonderen Anlauf zu nehmen haben."

In einem Briefe von ihm, den ich 1870 und in Rom erhielt, äußerte Döllinger u. A.: „Als ich 1857 dort war, hatte ich noch nicht die entfernteste Ahnung der Dinge, die 1869 kommen sollten, und überließ mich ungestört den historischen und künstlerischen Genüssen."

So unbefangen konnten wir, zwölf Jahre später und während der Zeit des Concils, die Eindrücke der ewigen Stadt nicht mehr auf uns wirken lassen. Immerhin waren wir damals noch weit entfernt, zu ahnen, daß der Tag nahte, an welchem Döllinger mit einem Ausdruck, dessen tiefe Trauer zu den schmerzlichsten Erinnerungen des Lebens gehört — nach jenem 17. April 1871 —, von sich sprechend sagen werde: „Ich bin die Faschine, die in den Graben geworfen wird, damit die Anderen hinüberkommen." Längst, bevor das geschah, hatte er, die kirchliche Lage erwägend, die Mahnung ausgesprochen: „Ich sehe alle diese Phänomene als Symptome einer großen, sich vorbereitenden Umwandlung der kirchlichen Dinge an. Sie werden bei Ihrer Jugend noch große Dinge und gewaltige Stöße und Schläge erleben, von denen ich natürlich nichts oder nur die ersten Vorboten erleben werde. Also suchen Sie sich in die zuwartende und gottvertrauende Stimmung zu versetzen, mit welcher ein guter Christ einem vor seinen Augen *langsam* und unter steten *scheinbaren* Rückschritten sich abwickelnden weltgeschichtlichen Drama assistiren soll. Das Concil ist wohl nur der erste Act dieses fünf- oder sechsactigen Dramas — vielleicht nur so ein Vorspiel, wie Wallenstein's Lager in Schiller's Trilogie. Sie werden gut thun, sobald sich Zeit und Mittel dazu darbieten, ein wenig mit kirchengeschichtlicher Lectüre sich zu befassen, damit Ihnen klar werde, was in der Kirche schon dagewesen ist, und wie solche Kämpfe und Gegensätze zuletzt sich lösen. Solche Lectüre wird nicht nur instructiv sein, sondern auch calmirend, als Sedativ wirken. Sie werden sich sagen: O passi graviora, dabit Deus his quoque finem."

Indem ich im Schatz dieser Correspondenz — dem beredten Zeugen einer so langen und treu gehaltenen Freundschaft — blättere, fällt mir ein bereits etwas vergilbtes Blatt in die Hand. Es ist zur Zeit geschrieben, da im Museum zu München die sieben Vorträge „über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen" gehalten wurden, und lautet: „Es wird Sie vielleicht in Verwunderung setzen, wenn ich Ihnen sage, daß mir in den letzten Wochen Sinn und Geist so ganz erfüllt und in Anspruch genommen war von schwerwiegenden Gedanken, so zwar, daß, wenn ich einen Brief an Freund oder Freundin zu schreiben gedachte, die Feder wieder aus der Hand fiel. Die Vorträge, die ich zu halten begonnen, haben mich tiefer in Fragen von unermeßlicher Tragweite hineingeführt, als ich anfänglich ahnte, und haben so viel Aufsehen erregt, so viel Theilnahme geweckt, nicht bloß in Deutschland, daß mir die Nothwendigkeit, jedes Wort auf die Goldwage zu legen, recht fühlbar geworden ist und ich die einschlägigen Ideen stets mit mir herumtrage."

Diese Ideen, der Endzweck der Christenheit und die Hoffnung aller Guten, schwebten von Jugend auf dem Geist des Priesters vor, den die Ungunst der Zeiten, nicht die eigene Wahl, in Bezug auf die wissenschaftliche Arbeit seines Lebens, wie am Anfang so am Schluß desselben zur Polemik verurtheilte. Sie allein erklären die einzelnen Phasen eines Kampfes, in dem die Gegner gewechselt haben, nie aber der unerschütterliche Glaube an die Wahrheit seiner Sache und die Zuversicht auf ihren endlichen Sieg.

Lady Blennerhassett.

Zur deutschen Biographik [1]).

[Nachdruck untersagt.]

Wer in der Lage ist, die Menge Encyklopädien, die ungezählten Sammlungen von Hand- und Lehrbüchern über Gesammt- und Theilgebiete aller möglichen Wissenschaften, die großen Collectionen von Inschriften, Literaturdenkmälern, Chroniken, Urkunden und Nachbildungen von Kunstgegenständen, die Kataloge von Handschriften und Bücherbeständen u. s. w., welche heutigen Tages erscheinen, auch nur annähernd zu überblicken, den kann, namentlich wenn er dabei auf so manche Erscheinungen des kirchlichen, politischen und socialen Lebens der Gegenwart blickt, der Gedanke beschleichen, es gehe durch unsere wissenschaftliche Welt eine dumpfe Ahnung von einer näher oder ferner drohenden großen Krisis in unserem Culturleben, vor deren Ausbruch sie die bisher gewonnenen werthvollsten Schätze des menschlichen Denkens und Empfindens noch einmal zusammenfassend fixiren und wenn möglich der Nachwelt auf die sicherste und bequemste Weise durch alle Stürme hindurch retten wolle. Sieht man dieser in allen Culturländern zu Tage tretenden Erscheinung jedoch etwas näher ins Gesicht, so verliert sie doch gar sehr von ihrer Schreckhaftigkeit. Eine große Anzahl dieser Sammelwerke verdankt ihre Entstehung der Initiative rühriger Buchhändler oder redactionslustiger Gelehrter, die nichts weniger als an eine Sintfluth denken; andere sind schon viele Jahrzehnte im Gange, ohne einen Abschluß finden zu können. Wiederum andere verdanken ihren Ursprung der ungeheueren Erweiterung, welche manche Wissenschaften in der neuesten Zeit erlebt haben und täglich erleben, und die nach einer Zusammenfassung verlangen, um dem wissenschaftlichen Betriebe oder der praktischen Ausnutzung dienen zu können. Durch die Erleichterung des Verkehrs ist die Entdeckung, Sammlung und Verzeichnung einer Menge von Gegenständen aller möglichen Art wie nie zuvor herbeigeführt worden, während andererseits die nivellirende und zerstörende Wirkung des Verkehrs die Sammlung der durch ihn bedrohten Reste unserer Vergangenheit geradezu erheischt. Ob nicht auf den Sammeleifer hier und da unbewußt die Empfindung, daß wir in eine alexandrinisch angehauchte Periode des europäischen Geisteslebens eingetreten seien, mitwirkt, mögen die Deuter der Zeichen der Zeit entscheiden.

Daß wir Deutsche bei der Herstellung von derartigen Sammelwerken, Bibliotheken von Handbüchern u. s. w. sehr stark betheiligt sind, versteht sich bei der Verbreitung und dem Betriebe unserer wissenschaftlichen Thätigkeit von selbst. Sehen wir von den mehr praktischen und buchhändlerischen Bedürfnissen entsprungenen Collectionen ab, so kann man hier namentlich die sich auf die Gebiete der Geisteswissenschaften vertheilenden, zum Theil großartigen und für ähnliche Unternehmungen anderer Nationen vorbildlich gewordenen Arbeiten leicht in zwei

[1]) Allgemeine Deutsche Biographie. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Majestät des Königs von Bayern Maximilian II. Herausgegeben durch die historische Commission bei der königl. Akademie der Wissenschaften. Leipzig, Duncker & Humblot. 1875 bis 1898. Bd. 1—45. — Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog. Unter ständiger Mitwirkung von F. v. Bezold, Alois Brandl, Heinrich Friedjung, August Fournier, Ludwig Geiger, Karl Glossy, Sigmund Günther, Eugen Guglia, Ottokar Lorenz, Jakob Minor, Friedrich Ratzel, Paul Schlenther, Erich Schmidt, Anton Schönbach u. A. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Bd. I und II. Berlin, Georg Reimer. 1897 und 1898.

größere Gruppen scheiden. Zu der einen gehören die von unseren ersten wissenschaftlichen Akademien ins Leben gerufenen und geleiteten großen Sammlungen streng wissenschaftlichen internationalen Charakters, wie die der griechischen und lateinischen Inschriften, die Ausgaben der lateinischen und griechischen Kirchenväter u. s. w.; zu der anderen die dem äußeren Umfange nach zum Theile noch größeren und jenen genannten an wissenschaftlichem Werth nicht nachstehenden Arbeiten, welche sich mehr oder weniger ausschließlich auf unsere Nation, deren Vergangenheit und Gegenwart erstrecken. Eine Sammlung der Quellen der vaterländischen Geschichte im Mittelalter, wie wir sie in den Monumenta Germaniae historica besitzen, hat kein anderes Volk aufzuweisen. Ihnen haben sich andere Chroniken- und Urkundenwerke, wie sie besonders von der historischen Commission bei der Münchener Akademie der Wissenschaften ins Leben gerufen sind, angeschlossen, um die uns gleichfalls die übrigen Nationen beneiden dürften.

Von dieser historischen Commission ist nun, neben der aus zum Theil mehrbändigen Monographien bestehenden Sammlung zur „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland", auch ein Werk ausgegangen, welches für die deutsche Biographik von größter Bedeutung geworden ist, und das hier in aller Kürze jetzt zu besprechen, wohl angezeigt sein dürfte, da an seinem letzten, dem 45. Bande schon gedruckt wird. Ist doch auch die „Allgemeine Deutsche Biographie" kein Werk, das seiner ganzen Anlage nach nur für gelehrte Kreise von vornherein bestimmt, sondern für „die Gesammtheit der Gebildeten" berechnet war. In dieser seiner Tendenz folgte es nur den Intentionen des für die deutsche Wissenschaft und deren Hebung im nationalen Interesse begeisterten Begründers jener historischen Commission, des unvergeßlichen Königs Maximilian II. von Bayern. Die vertrautesten Kenner von dessen Ideen, L. v. Ranke und J. v. Döllinger, waren es denn auch, welche 1868 das schon früher geplante, dann aber wieder zurückgestellte Unternehmen so in den Fluß brachten, daß von ihm endlich 1875 der erste Band erscheinen konnte. Wie von den geistigen Urhebern und Bearbeitern der Denkschrift für die Herausgabe der A. D. B. der Eine ein Norddeutscher, der Andere ein Süddeutscher war, so vereinigten sich auch auf Betreiben der Commission zwei Söhne des Nordens und des Südens zur gemeinsamen, mühevollen und persönlich vielfach undankbaren Redactionsarbeit. Der Holsteiner Germanist Freiherr R. v. Liliencron zog dazu damals nach München, kehrte aber schon 1876, zum Stiftsprobst in Schleswig gewählt, nach der nordischen Heimath zurück. Ihm ist es vergönnt worden, das große Werk bis zu seinem Abschlusse zu leiten, während sein treuer Mitarbeiter, der Professor F. H. v. Wegele, 1897 vom Tode hinweggerafft wurde. Das Gefühl, das den greisen Gelehrten, der von der deutschen Nordmark aus den Schlußstein zu dem großen Werke vorbereitet, das ein Ehrentempel der deutschen Nation und nicht nur ein „biographisches Nachschlagewerk" geworden ist, wird daher zunächst und vor Allem ein freudiges und dankbares sein, wie auch wir ihm dankbar sein müssen, daß er ohne Hast, aber auch ohne Rast unverdrossen an seinem Baue weiter gearbeitet und ihn zum Ende geführt hat. Und doch, wenn er ihn als Ganzes überblickt, wird ihm an demselben manches nicht so recht behagen. Denn er ist schließlich viel größer und unsymmetrischer geworden, als er nach seinem ursprünglichen Entwurfe aufgeführt werden sollte. Nach dem dem Werke vorausgeschickten Programme, das von den beiden Herausgebern im Januar 1875 abgefaßt worden ist, war das ganze Werk auf 20 Bände berechnet, und der Umfang einer den größten Männern unserer Nation gewidmeten Biographie auf ungefähr Einen Druckbogen festgestellt. Und jetzt sind aus den 20 Bänden 45 geworden, und die umfangreichste, übrigens vortreffliche Einzelbiographie, die des Kaisers Wilhelm I., ist auf nahezu 11 Bogen angeschwollen. Diese Abweichung vom ursprünglichen Plane und manches Andere ist der Redaction daher auch öfter zum Vorwurfe gemacht worden. Es würde das wohl weniger geschehen sein, wenn nicht die Vertheidiger derselben mit zu emphatischen Lobsprüchen für sie

eingetreten wären. Hat doch ein bekannter deutscher Historiker die „Allgemeine Deutsche Biographie" als das Werk gepriesen, in dem nicht eine einzige Zeile zu viel stehe! Solche Uebertreibungen mußten zum Widerspruche herausfordern, wenn er sich auch mehr privatim als öffentlich kund that. Denn kein mit den Schwierigkeiten einer solchen Redaction vertrauter, billig denkender Gelehrter mochte Angesichts dieser den Männern, welche sich opferfreudig an die Spitze des nationalen Unternehmens gestellt hatten, ihre mühselige Arbeit durch Tadel noch verleiden. Und schließlich mußten sich die Tadler auch sagen, daß schwerlich andere Redactoren die Sache besser gemacht und sie so mit unendlicher Geduld zu Ende geführt haben würden. Denn abgesehen von den nöthigen literarischen und Personal-Kenntnissen, mit denen der Redacteur eines solchen Sammelwerkes ausgestattet sein muß, ist die Geduld und Nachsicht mit den nicht zu commandirenden Mitarbeitern eine Voraussetzung des Gelingens. Darin das rechte Maß zu finden, hier zu zügeln, dort zu spornen, Schwierigkeiten zu umgehen, wenn man sie nicht aus dem Wege räumen kann, und Empfindlichkeiten zu schonen, an anderer Stelle dann auch einmal derb zuzugreifen, das setzt Eigenschaften bei einem Gelehrten voraus, die nicht gewöhnliche sind und politischer Begabung entsprechen. Und wenn dann schließlich, „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe", der Redacteur etwas hat durchschlüpfen lassen, was er nicht ändern konnte, oder er einmal, mehr einer persönlichen Neigung folgend, als sie dem Programme nach zulässig war, seine Mitarbeiter hat gewähren lassen, wer will ihm das zum Vorwurfe machen? Dazu zwei Beispiele: Johann Eduard Erdmann hat die Biographie seines Lehrers, des Philosophen G. W. F. Hegel, für die A. D. B. geschrieben und sich dabei fast ganz innerhalb der Schranken des Programms gehalten, indem er Hegel auf 20 Seiten behandelte (XI, 254—274). Als nun der Artikel über F. Lassalle in doppeltem Umfange (XVII, 740—780) erschien, war der Geschichtschreiber der deutschen Philosophie darüber ungehalten und ärgerte sich, daß er sich dem Programme gefügt habe. Nicht mit Unrecht. Denn man mag über die Bedeutung des Hegel'schen Systems denken, wie man will, dasselbe ist doch von ganz anderer Bedeutung für die deutsche Cultur gewesen als die Schriften und Thaten des persönlich widerwärtigen und in seinen wissenschaftlichen Leistungen überschätzten F. Lassalle. Als ich einem Mitgliede der historischen Commission auch meine Verwunderung über die extravagante Ausdehnung der Biographie Lassalle's aussprach, erwiderte dieses mir, in einer Sitzung der historischen Commission in München sei die Angelegenheit auch berührt worden, die Redaction der A. D. B. habe aber sofort darauf erwidert, sie habe die Abfassung des fraglichen Artikels mehreren Gelehrten angetragen, sei aber abschläglich beschieden worden, bis sie endlich den Autor des Abgedruckten gefunden, der aber seine Mitarbeit davon abhängig gemacht habe, daß sein Elaborat, ganz, wie er es geliefert, zum Abdrucke gebracht werde. Daß es sich ähnlich mit einer gleichfalls sehr ausführlichen Biographie Walther's von der Vogelweide, die 57 Seiten in Anspruch nimmt, obwohl wir von dem Leben des Dichters nur äußerst wenig Bestimmtes wissen, verhält, kann ich nicht sagen. Ich möchte überhaupt die Arbeit K. Burdach's nicht mit der E. Plener's vergleichen. Denn das, was Burdach über den ersten deutschen Minnesänger uns hier geliefert hat, ist meinem Urtheile nach das Beste, was wir über ihn besitzen. Und das mag wohl den Germanisten Liliencron mit bestimmt haben, diese selbständige Untersuchung aufzunehmen, nachdem er Goethe ursprünglich wohl nur 35 Seiten und dann zusatzweise weitere 16 Seiten concedirt hatte. Solche Ungleichmäßigkeiten in dem nothgedrungenen Zumessen des Umfanges der Artikel, sowie andere kleinere Anstöße sollen jedoch unsere aufrichtige Dankbarkeit gegen die Verdienste der Redaction nicht verkürzen. Es wäre wirklich bitter für den überlebenden Herausgeber, wenn er nicht das Imprimatur unter den letzten Bogen seiner selbstlosen, mühevollen Arbeit mit dem Gefühle setzen könnte, er habe mit ihr nicht nur den Dank der Zukunft, sondern auch schon der Gegenwart erworben. Er selbst wird sich aber sagen, daß sein Werk, wie so viele andere ähnliche, erst in einer neuen Ausgabe allen Ansprüchen auf Grund seiner Mühen wird genügen können

und den Wunsch nach einer solchen Auferstehung hegen. Möchte diese Neubearbeitung dann aber auch auf einer besseren papiernen Unterlage fundirt sein, als die heutige ist.

Da die „Allgemeine Deutsche Biographie", von der es in der Octobersitzung der historischen Commission von 1871 hieß, daß ihre „rasche Vollendung gesichert sei" [1]), doch mehr als ein Vierteljahrhundert bis zu ihrem Abschlusse gebraucht hat, so sind während dieses Zeitraumes eine Menge von Männern gestorben, die in die Ruhmeshalle der Deutschen aufgenommen zu werden verdient hätten. In Ermangelung einer Fortsetzung des „Deutschen Nekrologs", der schon 1852 eingegangen war, kamen nicht nur Bibliothekare, Literatoren und Tagesschriftsteller in große Verlegenheit, wenn sie sich über verstorbene Zeitgenossen rasch unterrichten mußten. Denn so zuverlässig und gut unsere Conversations-Lexika im Allgemeinen auch sind, so vermögen sie doch nicht zu genügen, und in den „Katakomben" von Ersch und Gruber konnten doch nur wenige große Todte unserer Tage beigesetzt werden. Ich hatte deshalb schon vor fünfzehn Jahren in dem „Centralblatte für Bibliothekswesen" (I, 203) darauf hingewiesen, wie wünschenswerth es sei, wenn durch einen neuesten „Nekrolog der Deutschen" die Lücke zwischen 1875 und der Gegenwart ausgefüllt würde. Jetzt ist diesem Wunsche, den mit mir nicht nur Hülfsbedürftige getheilt, sondern dem auch Viele zugestimmt haben dürften, die es für einen Act schuldiger Dankbarkeit einer Nation gegen ihre bedeutenderen Angehörigen halten, deren Andenken so fortleben zu lassen, wie es im Urtheile der Zeitgenossen lebendig gewesen ist, in erfreulichster Weise durch das „Biographische Jahrbuch" seit dem vorigen Jahre entsprochen worden. Der Herausgeber desselben, Herr Dr. Anton Bettelheim in Wien, allen Freunden der Weltliteratur durch seine ebenso gründliche als geschmackvolle Monographie über Beaumarchais, durch die Herausgabe der „Biographischen Blätter" und durch zahlreiche andere kleinere, stets geistvolle und formgewandte Arbeiten wohl bekannt, war wie dazu prädestinirt, unserer Nation diese Arbeit zu liefern. Abgesehen von der persönlichen Begabung, brachte er, in einer Stadt lebend, welche Jahrhunderte lang die Residenz der römischen Kaiser deutscher Nation und eine Hochburg des Deutschthums in unserer Ostmark gewesen war, jetzt aber von der Hochfluth des culturfeindlichen Slavismus schwer bedrängt, schon von den guten Geistern verlassen zu werden beginnt, das dringende Verlangen mit, gerade durch die Herausgabe eines biographischen Jahrbuches der Deutschen aus den österreichischen Landen heraus den Beweis zu erbringen, daß man sich dort noch zu der großen deutschen Nation zähle, und das geistige Band, das sie mit Reichsdeutschland verknüpfe, schlechterdings aufrecht erhalten und sich nicht isoliren lassen wolle. Der Wohnort des Herausgebers, die durch ihn beeinflußte Wahl seiner Mitarbeiter hat natürlich immerhin in etwas dann auf den Charakter des biographischen Jahrbuchs eingewirkt. Sehen wir auf die Namen der hervorragendsten Biographen, die das Titelblatt bietet, so zeigt sich, daß die geborenen Oesterreicher und die zugezogenen Reichsdeutschen unter ihnen sehr stark prävaliren, wie ja auch die Nekrologe verstorbener Oesterreicher relativ zahlreicher sind als die der übrigen Stämme. Ich bin weit entfernt, das dem Herausgeber zum Vorwurfe zu machen, finde es vielmehr nur natürlich; daß er selbst es aber als einen immer mehr zu beseitigenden Nachtheil für sein Unternehmen empfunden hat, scheint mir daraus hervorzugehen, daß das Mißverhältniß schon im zweiten Jahrgang mehr ausgeglichen ist als im ersten. Ueberhaupt darf man sagen, daß dieser neueste Band schon einen mehr einheitlichen Charakter trägt als der erste. Waren in diesem noch umfangreiche essayartige Aufsätze über hervorragende Todte den eigentlichen Nekrologen vorausgeschickt, so sind sie jetzt weggefallen. Ich habe selbst früher diese Combination von ausführlicheren, gut geschriebenen Charakteristiken mit streng biographischen Artikeln der Verbreitung des Jahrbuchs wegen für vortheilhaft erklärt, bekenne

[1]) Historische Zeitschrift, Bd. XXIV, S. 240.

aber gern, daß die Ausgestaltung, die jetzt Bettelheim seinem Jahrbuch gegeben hat, doch die zweckentsprechendere sein dürfte, da es, ohne jenes Vorzugs verlustig zu gehen, einheitlicher geworden ist. Denn Bettelheim hat dafür gesorgt, daß zwischen den Nekrologen unbedeutenderer Todten treffliche Lebensbeschreibungen, wie sie eben nur Zeitgenossen und Freunde der Verstorbenen bieten können, eingeschoben sind. Sie werden einst das Urtheil der Nachwelt über die geschilderte Persönlichkeit so sicher beeinflussen, wie wir noch Lebenden doch unser Urtheil über sie vielfach erweitert und geläutert finden und uns dabei der schönen Formgebung freuen dürfen, in der uns hier die Bilder der jüngst Dahingegangenen vorgeführt werden.

Es fehlt hier schlechterdings der Raum, um auf Einzelheiten einzugehen. Ich hätte wohl einige Ausstellungen zu machen. Manche Porträts sind nicht recht gelungen, weil sie nicht in die rechten Hände gerathen sind. Kleine sachliche Versehen sind mir auch aufgestoßen. Wollte ich diese aber zum Gegenstande des Tadels machen, so müßte ich sie näher substantiiren. Allein sie treten so vollständig hinter dem Trefflichen zurück, was uns geboten wird, daß wir schweigend an ihnen vorübergehen dürfen. Biographien, wie die in diesem zweiten Bande enthaltenen von Jakob Burckhardt (Trog), Joh. Brahms (Henberger), Charlotte Wolter, „der größten deutschen Tragödin ihrer Zeit“ (von Bettelheim selbst), um nur wirklich einige zu nennen, werden noch dazu jeden Tadel verstummen machen.

Es ist schon von dem Verhältnisse die Rede gewesen, in dem dieses rein private Unternehmen zu dem großen nationalen Sammelwerke, das von der Münchener historischen Commission ausgesetzt, steht oder gebracht werden könnte. Der hoch verdiente Leiter der „Allg. Deutschen Biographie“ hat sich hierüber in einer ebenso eingehenden als wohlwollenden Studie in den Göttinger Gelehrten Anzeigen von 1898 (S. 655—672) vernehmen lassen, auf die wir unsere Leser nur hinweisen möchten, wenn sie sich genauer hierüber unterrichten wollen. Excellenz v. Liliencron hebt das Gemeinsame, das beide Unternehmungen verbindet, und die Differenzen, die in der Ausführung beider hervortreten müssen, den rückwärts blickenden Charakter des Einen und den mehr vorwärts gerichteten des Anderen, bestimmt hervor, verkennt aber keinen Augenblick, daß das von Bettelheim ins Leben gerufene Jahrbuch die Arbeit seines Nachfolgers bei der „Allg. Deutschen Biographie“ außerordentlich erleichtern und fördern werde. Da er uns in Aussicht stellt, daß das große Nationalwerk bis zum Jahre 1896 durch Ergänzungsbände fortgeführt werden solle, so wird denn auch die Lücke geschlossen werden, welche zwischen den beiden Unternehmungen in unangenehmster Weise eine klaffende geblieben wäre, und wir werden dann, von dem Anfang unserer Geschichte an bis in die neueste Zeit fortgesetzt und jährlich neu ergänzt, eine Galerie von Biographien aller irgend wie bedeutenden Männer und Frauen unserer Nation besitzen. Ist es freudig zu begrüßen, daß die Gegenwart die Gestalten der Heroen unseres Volkes in Monumenten aus Erz und Stein der Nachwelt vor die Augen zu stellen lebhaft bemüht ist, so sind doch dauernder als Erz und Stein die Bilder, die das geschriebene und gedruckte Wort von ihnen aufbewahrt, und viel mehr der Nachwelt künden als der größte Künstler im höchsten Kunstwerke zu sagen vermag. Und wie viel tüchtigen und ums Vaterland verdienten Männern können keine Statuen errichtet werden! In einer Zeit lebend, die für die Entwicklung unseres Volkes schon Großes und Entscheidendes gebracht hat und die vielleicht noch gewaltige Entwicklungen in ihrem Schoße trägt, sollten wir darum schon Unternehmungen recht zu würdigen und zu unterstützen wissen, welche einen Theil unserer Dankespflicht gegen unsere verstorbenen, uns näher oder ferner stehenden Wohlthäter abzutragen und uns über ihr Thun zu belehren bestimmt sind. Im Mittelalter verehrten Völker und Städte ihre Wohlthäter und Heiligen in den Reliquien. Wir Modernen können unsere Todten nicht besser ehren, als daß wir ihren Nachruhm sichern und sie in uns fortleben lassen.

O. Hartwig.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Februar.

Wenige Monate nach dem Tode des Fürsten Bismarck, des ersten deutschen Reichskanzlers, ist dessen Nachfolger, General Graf Caprivi, am 6. Februar gestorben. Unter den schwierigsten Verhältnissen hatte er sein Amt übernommen, in dem er eine welthistorische Persönlichkeit ersetzen mußte. Kaiser Wilhelm II. hat in dem Beileidstelegramme, das er der Familie des Grafen Caprivi zugehen ließ, ihn als seinen arbeitsfreudigen, überzeugungstreuen Mitarbeiter bezeichnet, der auch in der Zurückgezogenheit seiner Inactivität verstanden habe, sich die Anerkennung und Dankbarkeit seines Königs und Kaisers zu erwerben. Bene vixit, qui bene latuit — dieses Lob gebührt unzweifelhaft dem zweiten deutschen Reichskanzler für die Zeit nach dem Rücktritte von seinem dornenvollen Amte, in dem er alle seine von der ersprießlichen militärischen Thätigkeit her bereits erprobte Pflichttreue, seine Charakterfestigkeit und nie versagende Arbeitskraft einsetzte, um den mannigfachen an ihn gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Wie er als General eine reiche militärische Begabung entfaltet hatte, wie er als Chef der Admiralität ein großes Organisationstalent bewährte, hat er auch als erster Beamter des Deutschen Reiches eine Reihe bedeutsamer Probleme gelöst, die ihm zunächst fern liegen mußten, in die er aber mit seinem eisernen Fleiße, seiner Fähigkeit, selbst schwierige Aufgaben zu bewältigen, sich so zu vertiefen vermochte, daß er mit voller Sachkenntniß in die parlamentarischen Verhandlungen eintrat.

Die Verdienste, die General von Caprivi sich um die Abschließung der Handelsverträge erworben, sind im December 1891 vom Kaiser Wilhelm ausdrücklich anerkannt worden, der damals seiner Meinung Ausdruck verlieh, „daß die That, die durch Einleitung und Abschluß der Handelsverträge für alle Mit- und Nachwelt als eines der bedeutendsten geschichtlichen Ereignisse dastehen wird, geradezu eine rettende zu nennen ist.“ Sicherlich hat der Nachfolger des Fürsten Bismarck auch zur Befestigung der friedlichen Beziehungen Deutschlands zu den anderen Mächten beigetragen. Wohl durfte eine politische Persönlichkeit von der Genialität des Fürsten Bismarck die Ueberzeugung hegen, daß er auch ohne ein handelspolitisches Band freundschaftliche Verhältnisse zu fremden Staaten aufrecht zu erhalten vermochte; jeder Staatsmann wird aber in einem Handelsvertrage, der den Interessen der betheiligten Länder dient, eine weitere Friedensbürgschaft erblicken. Es braucht nur darauf hingewiesen zu werden, daß die Spannung, die früher in den politischen Beziehungen Frankreichs zu Italien bestand, gewichen zu sein scheint, seitdem ein wirthschaftlicher modus vivendi an die Stelle des früheren Zollkrieges getreten ist.

Daß Graf Caprivi seiner Zeit auch heftige Angriffe erfahren mußte, ist eine Thatsache, die nicht verhindert, daß die politischen Widersacher stets die auch nicht mit dem leisesten Makel behaftete Lauterkeit der Gesinnung und Ritterlichkeit des

nunmehr Hingeschiedenen anerkannt haben. Das Andenken des zweiten deutschen Reichskanzlers wird in Ehren gehalten werden, und die Geschichte wird nicht bloß dem ernsten Wollen und Streben, sondern auch dem staatsmännischen Wirken des Grafen Caprivi sich gerecht erweisen.

Mit besonderem Interesse durfte der englischen Thronrede und den an diese sich anschließenden Adreßdebatten im Parlamente entgegengesehen werden. Was zunächst die vom Kaiser von Rußland vorgeschlagene „Abrüstungsconferenz" betrifft, so lautet die Thronrede in dieser Beziehung ziemlich farblos. Es wird nur versichert, daß die Königin mit großem Vergnügen der Regierung in St. Petersburg die Annahme der Einladung des Kaisers von Rußland zu der Conferenz mitgetheilt habe, auf der die Möglichkeit berathen werden solle, die gewaltigen Rüstungen zu beschränken, die allen Nationen eine so schwere Last auferlegen. Während aber dann bei der Adreßdebatte im Oberhause Lord Kimberley, optimistisch genug, zwar bezweifelte, daß der gegenwärtige Augenblick zu praktischen Maßregeln günstig wäre, jedoch die Hoffnung äußerte, daß die mittelbaren Folgen der Vorschläge des Zaren wahrscheinlich bedeutend sein und die Bevölkerung Europa's von der furchtbaren Last der Rüstungen befreien würden, lautete die Erwiderung Lord Salisbury's ziemlich skeptisch. Er betonte allerdings, daß Niemand die Reinheit und Humanität der Beweggründe bezweifeln könnte, von denen die merkwürdige Botschaft des Kaisers von Rußland eingegeben worden sei, daß ferner Jedermann von Herzen wünschen müßte, die Erwartungen des Zaren möchten sich verwirklichen. Lord Salisbury schränkte jedoch sogleich diese Hoffnungen und Wünsche mit dem Hinweise ein, daß die beständige Vermehrung der Rüstungen, die auf allen Seiten stattfinde, gerade zu der Zeit, wo von Frieden gesprochen und dieser prophezeit werde, nicht sehr ermuthigend für den idealen Traum sei, dem der Kaiser von Rußland sich vielleicht hingegeben habe. Der englische Premierminister gab vielmehr der Ueberzeugung Ausdruck, daß man sich auf die Möglichkeit eines weniger befriedigenden Ausganges gefaßt machen müsse, und daß große Schwierigkeiten zu überwinden seien, ehe ein so allgemeiner Segen, wie ihn der Kaiser von Rußland erhoffte, erreicht werden könnte. Lord Salisbury erwartet von der Abrüstungsconferenz allenfalls Ergebnisse in Bezug auf die Ausdehnung der Anwendung des schiedsrichterlichen Princips und eine humanere Gesetzgebung, durch die die Schrecken der Kriege gemildert werden könnten. „Wir würden herzlich froh sein," führte der Leiter der englischen Regierung aus, „falls diese Ergebnisse in irgend einem Grade erreicht werden könnten; wir müssen aber dem Beispiele der anderen Nationen folgen, und, während diese Friedensbestrebungen stattfinden, müssen wir auf den Krieg vorbereitet sein."

In Frankreich wird die Erläuterung der Friedensbestrebungen des Kaisers von Rußland durch Lord Salisbury mit gemischten Gefühlen aufgenommen worden sein, da der englische Staatsmann seine Versicherung, die Gefahr eines Krieges sei nicht so groß wie während der Parlamentsferien, durch den Zusatz einschränkte, daß die Ursachen zum Kriege fortbestehen, sowie Ungewißheiten und Unbeständigkeiten, durch die ein solcher herbeigeführt werden könnte, noch in Sicht seien. Im englischen Oberhause fanden die Erklärungen Lord Salisbury's Beifall, obgleich es einer näheren Begründung bedurft hätte, was unter dem „Gleichgewichte" verstanden werden soll, durch das die Gefahr eines Krieges endgültig beseitigt werden könnte. Hervorgehoben zu werden verdient jedoch, daß gerade Lord Salisbury neben der Königin von England in wohl unterrichteten Kreisen als eine der festesten Stützen des Friedens galt, als durch die der französischen Regierung zugeschriebene „Nadelstich-Politik" eine Spannung in den Beziehungen der beiden Mächte hervorgerufen wurde. Mit der Räumung Faschoda's war diese Spannung noch nicht beseitigt; vielmehr wird durch die gegenwärtigen Verhandlungen erhärtet, daß noch andere Punkte erledigt werden müssen, ehe ein volles Einvernehmen zwischen England und Frankreich erzielt werden kann. Bei der Adreßdebatte im englischen Unterhause

konnte Balfour allerdings hervorheben, er sehe keinen thatsächlichen Grund ein, weshalb die zwischen Frankreich und England bestehenden friedlichen Beziehungen nicht sollten aufrecht erhalten werden können.

Im Oberhause wünschte Lord Kimberley auch Auskunft über das Abkommen mit Deutschland, nachdem er darauf hingewiesen hatte, es gebe keine Macht, mit der Großbritannien mehr Grund hätte, auf freundschaftlichem Fuße zu stehen. Lord Salisbury unterließ zwar, eine bestimmte Erklärung abzugeben, hob jedoch hervor, es habe zwischen den Regierungen der beiden Länder ein Schriftenwechsel stattgefunden, der für die Freundschaft ihrer Völker, wie für alle Betheiligten und auch für den Weltfrieden günstig sei. Der englische Premierminister fügte hinzu, er sei nicht in der Lage, vorläufig mehr mitzutheilen, zumal da keine unverzügliche Action erfordert werde.

Durchaus zutreffend ist der Hinweis Lord Salisbury's, daß das deutsch-englische Abkommen, das sich nach zuverlässigen Mittheilungen lediglich auf Südafrika bezieht, für den Weltfrieden günstig ist. Dieses Abkommen richtet denn auch keineswegs seine Spitze gegen Frankreich, und wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, so kann er darin gefunden werden, daß die russische Regierung von deutscher Seite vor der Abschließung der Vereinbarung davon in Kenntniß gesetzt wurde. Graf Murawiew erklärte damals, daß die russischen Interessen dadurch nicht berührt würden, und im Hinblick auf die russisch-französische Allianz ergibt sich weiter, daß auch französische Interessen nicht in Betracht kommen können. Das Abkommen bezweckt vor Allem eine solche Abgrenzung der Einflußsphären Deutschlands und Großbritanniens in Südafrika, daß Conflicte für die Zukunft dort ausgeschlossen erscheinen, und darin liegt in der That eine Bürgschaft für den Weltfrieden. Zu wünschen bleibt nur, daß auch die Beziehungen zwischen England und Frankreich in Afrika eine endgültige Regelung finden.

Als in Frankreich in jüngster Zeit Staatsstreichgerüchte auftauchten, konnte zunächst wohl kaum angenommen werden, daß die Regierung sich dem Verdachte aussetzen würde, etwas zu planen, was ein in Staatsstreich-Angelegenheiten so erfahrener Politiker wie Paul de Cassagnac selbst als „un vrai coup d'Etat judiciaire" bezeichnet. Der frühere Präsident der Civilkammer, Quesnay de Beaurepaire, hat zu diesem „gerichtlichen Staatsstreiche" den Anlaß gegeben, nachdem er unter Umständen, die für die innern Verhältnisse der französischen Republik höchst charakteristisch sind, seine Entlassung als Mitglied des obersten Gerichtshofes genommen hatte. Als Generalstaatsanwalt hatte Quesnay de Beaurepaire seiner Zeit sich den ganzen Haß Henri Rochefort's und seiner Gesinnungsgenossen in der Panama-Angelegenheit zugezogen, wie er denn auch bereits durch sein Vorgehen gegen den General Boulanger dessen Parteigängern verdächtig geworden war, so daß sie bei jeder Gelegenheit die volle Schale ihres Zornes über ihn ausschütteten. Um so überraschender mußte es daher wirken, als derselbe Quesnay de Beaurepaire unmittelbar vor dem Beginne der diesjährigen ordentlichen parlamentarischen Session, der nach der Verfassung auf den zweiten Dienstag des Monats Januar fällt, mit „Enthüllungen" sich an die Oeffentlichkeit wendete, aus denen die Parteilichkeit einer Anzahl Mitglieder der Criminalkammer des Cassationshofes sich ergeben sollte. Im Hinblick darauf, daß die Neu-Boulangisten demselben Manne zujubelten, den sie zuvor aufs Rücksichtsloseste verdammt hatten, wäre es wohl angezeigt gewesen, eine psychologische, wenn nicht eine pathologische Erklärung für das Verhalten des früheren Präsidenten der Civilkammer des höchsten französischen Gerichtshofes zu suchen. Auch wurde daran erinnert, daß Quesnay de Beaurepaire in Büchern, die einen literarischen Charakter tragen sollten, eine Phantasie entwickelt hatte, die in bedenklicher Weise an die Romane niedrigster Ordnung erinnerte. Verletzter Ehrgeiz auf diesem Gebiete, wie in seinem richterlichen Berufe wurde als die Triebfeder des ehrgeizigen Strebers bezeichnet, der um jeden Preis eine leitende Rolle spielen wollte.

Wie seltsam es nun auch klingen mag, hat Quesnay de Beaurepaire doch in raschem Ansturme sein nächstes Ziel erreicht. Daß er den Anschein zu erwecken wußte, er habe sich in uneigennütziger Weise für die Wahrheit geopfert, indem er freiwillig sein hohes Amt niederlegte, würde kaum genügt haben, zahlreiche Anhänger zu gewinnen. Daß er aber den unedelsten Volksleidenschaften schmeichelte, indem er, im Gegensatze zu den Ergebnissen der von der Criminalkammer des Cassationshofes geführten Untersuchung an der Schuld des Capitäns Dreyfus festgehalten wissen wollte, stempelte ihn ebenso zum Demagogen schlimmster Art, wie er sich dadurch an die Spitze Derjenigen stellte, die, jedem Gefühle für Recht und Gesetzlichkeit Trotz bietend, das Urtheil des Kriegsgerichts von 1894 für unantastbar erklären. Nicht etwa, daß Quesnay de Beaurepaire auch nur die geringsten Beweisgründe dafür anzuführen vermochte, daß die Criminalkammer des höchsten französischen Gerichtshofes mit vorgefaßter Meinung zu Gunsten des Capitäns Dreyfus verfahren sei; vielmehr ist von ihm nur Dienergeschwätz vorgebracht worden, aus dem erhellen sollte, daß einzelne Richter mit dem als Zeugen in der Revisionsangelegenheit vorgeladenen Oberstlieutenant Picquart freundlich verkehrt haben. Dies soll aber genügen, um solche Mitglieder der Criminalkammer der Parteilichkeit verdächtig erscheinen zu lassen.

Alle diese Zwischenträgereien und Gebärdenspähereien entsprangen der Besorgniß, daß die Criminalkammer des Cassationshofes das in ungesetzlicher Weise herbeigeführte Urtheil des Kriegsgerichts von 1894 aufheben und die Schuldlosigkeit des Capitäns Dreyfus endgültig feststellen würde, woraus sich weiter ergeben müßte, daß der Oberstlieutenant Picquart in unrechtmäßiger Weise verhaftet und gefangen gehalten wurde, und daß Emile Zola eine patriotische Pflicht erfüllte, als er seine Philippica veröffentlichte, die nach den einleitenden Worten: „J'accuse“ ... bezeichnet zu werden pflegt. In der gesammten civilisirten Welt außerhalb Frankreichs hat das Vorgehen des früheren Präsidenten der Civilkammer, Quesnay de Beaurepaire, einstimmige schroffe Verurtheilung gefunden. In allen Culturländern wäre ein Mitglied des höchsten Gerichtshofes, das in unverantwortlicher Weise gewissenhaft ihre schwere Pflicht erfüllende Collegen verleumdet, vor einen Disciplinargerichtshof gestellt und verurtheilt worden, wofern nicht Unzurechnungsfähigkeit hätte angenommen werden müssen.

Dem Ministerium Dupuy-Lebret blieb es jedoch vorbehalten, eine Haupt- und Staatsaction aus den abgeschmacktesten Richtigkeiten zu machen und den Kammern einen Gesetzentwurf vorzulegen, nach dem die Revision der Dreyfus-Angelegenheit den ordentlichen Richtern, der Criminalkammer des Cassationshofes, entzogen und sämmtlichen Kammern übertragen werden soll. Die Regierung täuscht sich aber schwer, wenn sie nach der Annahme ihrer Vorlage durch die Deputirtenkammer wähnt, daß dieser Ausweg zu einer Beruhigung der Gemüther führen würde. Vielmehr haben die Neu-Boulangisten sogleich die Forderung erhoben, daß nicht bloß die von ihnen als verdächtig bezeichneten Mitglieder der Civilkammer, sondern diese in ihrer Gesammtheit von der Revision ausgeschlossen und die ganze Untersuchung von Neuem aufgenommen werden solle. Glaubte nun die Regierung, dem Einwande, daß es sich bei ihrer Vorlage lediglich um ein Gelegenheitsgesetz handelte, dadurch zu begegnen, daß das Revisionsverfahren fortan stets in dieser Weise beobachtet würde, so springt der Gegensatz zwischen den beiden Auffassungen sogleich in die Augen. Die Neu-Boulangisten verlangen eben, daß im vorliegenden Falle gerade die competenteste der drei Kammern des Cassationshofes von der Revision ausgeschlossen werde.

Die Trennung der Gewalten hat im modernen Staate stets als einer der wichtigsten Grundsätze gegolten, und die Verletzung dieses Princips, die in der Einmischung der gesetzgebenden Gewalt in die richterliche liegt, muß den republikanischen Staatseinrichtungen verhängnißvoll werden. Paul de Cassagnac freut sich deshalb von diesem Gesichtspunkte aus über das ungesetzliche Verhalten des

Cabinets Dupuy und führt unter den Gründen, die ihn veranlassen, für die Vorlage zu stimmen, nicht ohne Machiavellismus an: „Weil wir nicht böse darüber sein können, eine Regierung zu sehen, die sich als regelmäßig und gesetzlich bezeichnet, jedoch die Gesetze überschreitet und zu Staatsstreichen ihre Zuflucht nimmt, indem sie der unabänderlichen Gesetzlichkeit die Verhältnisse voranstellt. Dies sind aber Präcedenzfälle, die man bei seinen Gegnern gern feststellt. Denn sie befreien uns von jedem Gewissensbisse an dem Tage, an dem man sie gerade nachahmen sollte."

Dieser Hinweis einer der maßgebenden Persönlichkeiten im bonapartistischen Feldlager müßte der republikanischen Regierung jedenfalls zu denken geben. Fehlt es doch auch im Uebrigen nicht an Anzeichen, die darauf schließen lassen, daß eine imperialistische Schilderhebung in Frankreich durchaus nicht ausgeschlossen ist. Mögen immerhin die Meldungen übertrieben sein, nach denen geheime Zusammenkünfte zwischen dem bonapartistischen Prätendenten, dem Prinzen Victor, und französischen Generalen stattfinden, so läßt sich doch nicht vorhersehen, welche Wandlungen sich in der französischen Volksseele vollziehen könnten, wenn das gegenwärtige Chaos der inneren Verhältnisse fortdauern sollte. Eine Liga nach der anderen wird gebildet; auf die Liga für die „Menschenrechte" ist die für das „französische Vaterland" und dann die für die „Union" gefolgt; mit jeder neuen Liga wächst jedoch die Uneinigkeit. Steht nun nicht zu befürchten, daß in dem Augenblicke, in dem verschiedene Generale des großen französischen Generalstabes durch den Verlauf der Dreyfus-Angelegenheit bloß gestellt erscheinen, der Bruder des bonapartistischen Prätendenten, Prinz Louis Napoleon, die Blicke in Frankreich auf sich ziehen könnte, sobald er in der verbündeten russischen Armee durch eigene Tüchtigkeit zum General avancirt ist? Ihm, der bisher völlig intact geblieben, wird die Eigenschaft zugeschrieben, daß er seine wirklichen Absichten hinter der Maske der Gleichgültigkeit wohl zu verbergen wisse, und es fehlt nicht an Stimmen, die ihn bereits als den Generalissimus ankündigen, der neben seinem Bruder, Napoleon V., seinen Einzug in Frankreich halten würde. Sicherlich haben die republikanischen Einrichtungen in Frankreich seit achtundzwanzig Jahren feste Wurzeln gefaßt; allein wer könnte in Abrede stellen, daß durch Vorgänge, wie die der jüngsten Zeit, das Vertrauen auf den Fortbestand der Republik erschüttert werden muß!

Unzweifelhaft hat die Criminalkammer des höchsten französischen Gerichtshofes, indem sie mit mannhaftem Muthe den Generalen des großen Generalstabes sich nicht beugte, die noch im Zola-Processe, mit ihren Säbeln klirrend, sich als die Herren des Landes gebärdeten, um die Republik sich wohl verdient gemacht. Durch die unablässigen Angriffe, denen diese Behörde ausgesetzt war, könnte jedoch eines der letzten Bollwerke des Staates unterminirt werden. Auch ist bereits davon die Rede gewesen, daß die Deputirtenkammer die Revisionsangelegenheit an sich reißen und sich damit als Convent proclamiren könnte. Solche Eventualitäten müssen ins Auge gefaßt werden, ehe man die Möglichkeit eines Staatsstreiches im großen Stile für ausgeschlossen erachtet. Hinzu kommt, daß gerade in den Kreisen der französischen haute finance das Ruhebedürfniß wächst, so daß gewisse Bestrebungen dort, wenn nicht auf positive Unterstützung, doch auf wohlwollende Neutralität rechnen können. Offenes Geheimniß sind ferner die Namen mehrerer Damen der französischen Aristokratie, die nicht sämmtlich in Frankreich selbst ihren Wohnsitz haben, in voller Uebereinstimmung aber bereit sind, für das joyeux avènement ihres Prätendenten große Opfer zu bringen.

Daß durch die Wiederherstellung des Kaiserreiches die europäische Constellation eine wesentliche Veränderung erfahren müßte, leuchtet ohne Weiteres ein. Auch wird heute noch die Auffassung, daß es an einem ernsthaften Prätendenten sowohl im bonapartistischen, als auch im orléanistischen Feldlager fehle, vielfach getheilt. In Deutschland wird man aber gut daran thun, ohne sich dem Verdachte des Gespensterseh ens auszusetzen, für die Zukunft mit anderen Verhältnissen wie den gegenwärtigen in Frankreich zu rechnen. Gelingt es indessen den besonnenen

Republikanern jenseit der Vogesen, die ihrer Staatsform drohenden Gefahren rechtzeitig abzuwenden, so würde dies in Deutschland um so mehr Genugthuung hervorrufen, als beide Länder zur Lösung vielfacher gemeinsamer Culturaufgaben berufen sind.

Diese Interessengemeinschaft wird in Frankreich selbst in jüngster Zeit anerkannt, und es verdient hervorgehoben zu werden, daß in der französischen Presse immer häufiger eine Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich erörtert wird. Allerdings wird der Gedanke an eine Allianz nach der Art des französisch-russischen Bündnisses zurückgewiesen. Wohl aber hat ein angesehener Publicist, der frühere Diplomat Valfrey, der unter dem Pseudonym Whist in diplomatischen Kreisen viel bemerkte Aufsätze veröffentlicht, jüngst erst ausgeführt, daß ein colonialer Einvernehmen zwischen Frankreich und Deutschland sehr gut möglich sei. Nachdem er hervorgehoben, daß die deutsche Presse nunmehr zumeist mit Unparteilichkeit und Höflichkeit die Politik Frankreichs behandle, führt er die Ansicht aus, daß Deutschland und Frankreich ihre Rechnung, wenn nicht in einem allgemeinen Bündnisse, dem der französische Patriotismus widerstrebe, mindestens doch in einer gemeinsamen, auf Colonialfragen begrenzten Action finden würden, die außerhalb Europa's auf zahlreichen Schauplätzen zur Erörterung gelangen." In durchaus maßvoller Weise wird dieses Thema von Valfrey erläutert, der insbesondere an Jules Ferry erinnert und darauf hinweist, daß das im Jahre 1895 zwischen Deutschland, Rußland und Frankreich vereinbarte Vorgehen in der chinesisch-japanischen Angelegenheit zwar der französischen Diplomatie verdacht worden ist, nichtsdestoweniger aber gute Ergebnisse für die französische Politik erzielt habe. Andererseits ist Valfrey weit davon entfernt, etwa eine Coalition zur See gegen England organisiren zu wollen. Was er für Frankreich bezweckt, ist vielmehr dieselbe Sicherheit für das französische Colonialreich, die bereits in Europa durch das Bündniß mit Rußland erzielt worden ist. Was das Aequivalent für Deutschland betrifft, so wird die Auffassung Valfrey's in dem Schlußsatze zusammengefaßt: „Außerhalb Europa's haben wir nichts zu verlieren, wenn Deutschlands Einfluß wächst, denn dieser ist für uns nicht bedrohlich." Ob diese Ausführungen einen praktischen Erfolg haben werden, muß zunächst zweifelhaft erscheinen. Sicher ist dagegen, daß von deutscher Seite der französischen Colonialpolitik weder bisher Hindernisse bereitet worden sind noch in Zukunft bereitet werden sollen.

Der Friedensvertrag zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten ist vom Senate in Washington angenommen worden. Inzwischen dauert auf den Philippinen der Widerstand der Bevölkerung gegen die fremde Besitzergreifung fort, und es ist bereits zu blutigen Kämpfen gekommen. Jedenfalls wird noch geraume Zeit vergehen, ehe die Ruhe auf den Philippinen völlig wiederhergestellt ist. Der deutsche Staatssecretär des Auswärtigen, Herr von Bülow, hat inzwischen am 11. Februar im deutschen Reichstage bei der Beantwortung einer Interpellation Veranlassung genommen, alle Gerüchte zu widerlegen, nach denen Deutschland während des spanisch-amerikanischen Krieges eine minder freundliche Haltung gegen die Vereinigten Staaten beobachtet haben sollte. Was die handelspolitischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern betrifft, so werden sie im durchaus entgegenkommenden Sinne gefördert. In Washington wird die Bedeutung der Ausfuhr der Vereinigten Staaten nach Deutschland sicherlich nicht unterschätzt, und auch von diesem Gesichtspunkte aus steht zu erwarten, daß die Unterhandlungen zu einem für beide Theile befriedigenden Abschlusse führen werden.

Literarische Rundschau.

Die Rechte und Pflichten der Kritik.

[Nachdruck untersagt.]

Rechte und Pflichten der Kritik. Philosophische Laien-Predigten für das Volk der Denker. Von C. E. Rasius. Leipzig, W. Engelmann. 1898.

Ein merkwürdiges Buch, dem ich lebhafte Beachtung in weiten Kreisen wünsche. Ein weitgereifter Mann, der in der Fremde sein Vaterlands- und Heimathsgefühl gestärkt hat, ein Philosoph, der zwar Kant und Wundt hoch verehrt, aber von jedem Schulzusammenhang frei, in ganz ursprünglicher Theilnahme an den Problemen der Weltweisheit, seine Gedanken entwickelt, ein Theoretiker, der bei einem Zusammenstoß mit vielgerühmten und -befolgten Lehren den Muth der Consequenz hat, seine eigenen, scheinbar in die Irre führenden Wege zu wandeln — so steht der Verfasser vor uns. Wir ärgern uns zuweilen, ja wir lachen wohl auch hier und da über die seltsamen Behauptungen, die er mit eindringlicher, natürlicher Beredtsamkeit vorbringt, aber wir achten seine Ehrlichkeit und Unmittelbarkeit und gelangen bei genauerem Zusehen zu der beschämenden Einsicht, daß es viel leichter ist, sich über ihn zu ärgern oder zu lachen, als ihn zu widerlegen. Man kann die Gesinnung, von der der Verfasser beseelt ist, nicht besser charakterisiren, als durch einen Satz, den er in einer Anmerkung gelegentlich ausspricht: „Eine Wahrheit bleibt Wahrheit und wenn ihre Anerkennung den Weltuntergang zur Folge hätte."

„Rechte und Pflichten der Kritik" nennt Rasius sein Buch, er hätte es auch „Grundsätze der Kritik" betiteln können. Denn es handelt sich darum, die Voraussetzungen aufzuzeigen, von denen eine logische, ästhetische und ethische Kritik, eine Kritik der Gedanken, der Kunstwerke und der menschlichen Handlungen getragen sein sollte. Die Gegensätze des Wahren und Falschen, des Schönen und Häßlichen, des Guten und Bösen bilden die Prädicate von Urtheilen, die sich in geregelter Weise auf die Erzeugnisse des Verstandes oder Willens nur dann anwenden lassen, wenn man bewußt oder unbewußt feste Maßstäbe besitzt, nach denen man sich richten kann. Diese Maßstäbe hat der Verfasser in geistreicher Lebendigkeit, unter Heranziehung vieler Beispiele, anzugeben und zu begründen gesucht. Durch klare, kurze Zusammenfassungen hat er die Ergebnisse seiner Erörterungen recht einprägsam gestaltet und nirgends einen Zweifel über seinen Standpunkt, seine eigentliche Meinung aufkommen lassen.

Mit dieser positiven Bemühung um die Feststellung der richtigen Maßstäbe aller Kritik geht der Kampf gegen die falschen oder die Vorurtheile, die üblen Folgen einer Trägheit im Denken oder einer Nachlässigkeit in den Verbindungen und Unterscheidungen der Begriffe Hand in Hand. Dieser Kampf wird mit aller Schärfe und Rücksichtslosigkeit, aber rein sachlich geführt. Man wird dem Verfasser nicht vorwerfen können, daß er selbst gegen eine von ihm proclamirte, paradox klingende Regel verstoße, die lautet: Die größte Objectivität des Denkens und des Gedankenaustausches besteht darin, daß man sich streng an die subjective Wahrheit hält.

Vielleicht wird man nun noch nach den Maßstäben fragen, die Rasins aufgestellt hat, und eine Kritik der von ihm ausgeübten Kritik erwarten. Weder jener Frage noch dieser Erwartung geben wir Folge. Wir möchten recht Viele reizen, das Buch selbst zu lesen, und fürchten, ein magerer Auszug aus seinem reichen und originellen Inhalt würde diesen Erfolg mit Nichten erzielen. Andererseits ist es ein Buch für Solche, die selbst denken wollen und können, und diesen wäre mit einer dürftigen kritischen Betrachtung gar nicht gedient. Zur allgemeinen Charakteristik aber möchten wir noch darauf hinweisen, daß wir keine ernsthafte philosophische Arbeit in deutscher Sprache kennen, die uns an die großen englischen Vorbilder, die Schriften eines Locke, Berkeley, Hume, Hutcheson, Home, so lebhaft erinnert hätte, wie diese „Rechte und Pflichten der Kritik". Hier wie dort ungesuchte Selbständigkeit, unbefangener Sinn für die Thatsachen, unmittelbare Anknüpfung an die Probleme, ohne den Umweg über die Theorie Anderer zu nehmen, und — last not least — eine Form der Darstellung, die sich von der anspruchsvollen Unklarheit vieler deutscher Philosophen auf das Glücklichste fernhält. Möchte das Buch von dem Schicksal verschont bleiben, das einst auf dem Hauptwerk Hume's lastete — nicht gelesen zu werden!

O. Külpe.

Noch einmal Zarathustra.

Herr Professor Weber hat an meinen Aufsatz „Zarathustra" (September 1898) Bemerkungen geknüpft (Januar 1899, S. 139—142), welche betreffs vieler Fragen die für mich sehr erfreuliche Uebereinstimmung der Ansichten meines hochverehrten Lehrers mit den meinigen ergeben. An anderen Stellen erhebt er gegen mich Widerspruch. Mit diesem mich auseinander zu setzen, darf ich in der „Deutschen Rundschau" nicht versuchen. Ich muß dafür einen Ort wählen, an dem ich meine Ueberzeugungen in der Weise vertheidigen darf, wie philologische Ueberzeugungen allein wirksam vertheidigt werden können, mit den fachmäßigen Mitteln der Philologie. Nur über einen Punkt sei mir hier ein Wort gestattet. Professor Weber vermißt in meinem Aufsatz eine Darstellung der Beziehungen des Aveста zum Alten und Neuen Testament. Mir scheint, daß diese Fragen durch die natürliche Begrenzung meines Gegenstandes eher ausgeschlossen als eingeschlossen wurden. Für mich handelte es sich darum, zu zeigen, was die Lehre Zarathustra's war, und zu entwickeln, wie sie entstanden zu sein scheint. Hierfür war es unwesentlich, ob in späteren Jahrhunderten jüdische oder christliche Gedankenkreise dem Schicksal verfielen, von zarathustrischen Ideen beeinflußt zu werden. Die Einheit und Abgeschlossenheit des Bildes, das ich zu entwerfen versuchte, hätte, meine ich, durch solche Seitenblicke auf völlig andere geschichtliche Gebiete nur beeinträchtigt werden können. Und überdies, warum soll ich verschweigen, daß es mir ergeht, wie es wohl den meisten meiner Fachgenossen ergehen wird: daß ich mich schlechterdings nicht dazu ausgerüstet fühle, mich auf jenen Gebieten zu bewegen? Die Frage, ob irgend welche Elemente der alttestamentlichen Vorstellungswelt auf dem eigenen Boden dieser Welt erwachsen oder von außen eingeführt worden sind, ist in den meisten Fällen — und so offenbar auch in diesem — eine unendlich delicate. Ueber eine solche Frage eine Meinung auszusprechen, muß Bedenken tragen, wer sich nicht auf Grund seiner ganzen wissenschaftlichen Lebensarbeit im Besitz tiefer, sicherer Vertrautheit mit dem Gebiete des Alten Testaments fühlt. Mir ist solche Vertrautheit nicht eigen. Und so kann ich nur wünschen, daß die dankenswerthe Anregung Professor Weber's Jemanden, der besser legitimirt ist als ich, veranlassen möge, jene wichtigen Probleme eingehend und in ihrem vollen Zusammenhange vor einem Leserkreise wie dem der „Deutschen Rundschau" zu besprechen.

H. Oldenberg.

ρ. **Hohenzollern-Jahrbuch.** Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen. Herausgegeben von Paul Seidel. Zweiter Jahrgang. Berlin und Leipzig, Giesecke & Devrient. 1898.

In glänzender, artistischer sowohl wie typographischer, Ausstattung liegt der zweite Band dieses Jahrbuches vor, des großen vaterländischen Unternehmens, das bestimmt ist, die Forschung auf den Specialgebieten der brandenburg-preußischen Geschichte zu fördern und ihre Kenntniß in geschmackvoller Darstellung weiteren Kreisen zu vermitteln. Die berufensten Fachmänner, Historiker und Archivisten, haben unter der Leitung des verdienten Dirigenten der Kunstsammlungen in den königlichen Schlössern und Directors des Hohenzollern-Museums, Dr. Paul Seidel's, sich mit hervorragenden Künstlern, Malern und Architekten vereinigt, um in fortlaufender Arbeit ein Werk zu schaffen, das den Sinn für Vaterlandskunde beleben, wichtige Vorgänge der Gegenwart authentisch feststellen und die Vergangenheit aus zeitgenössischen Urkunden in Wort und Bild zur Anschauung bringen soll. Alles, was wir an illustrativem Schmuck empfangen, ist aus erster Hand und in so vollendeter Weise reproducirt — Gemälde, Sculpturen, Denkmäler, Medaillen, Waffen, Trachten, Hausgeräth, Innen- und Außenansichten historischer Bauten — daß auch das Auge dadurch erfreut wird. Ein wohlgelungenes Porträt Kaiser Wilhelm's II. eröffnet den Band, und ein Rückblick auf seine zehn ersten Regierungsjahre von Prof. Berner reiht sich an. Der Historiograph des preußischen Staates und Director seiner Archive, Prof. Koser, behandelt die Siegesallee-Denkmale des Berliner Thiergartens. Aus der Fülle der übrigen Beiträge heben wir hervor diejenigen des Herausgebers und des Prof. Skarbina über den Großen Kurfürsten und über Otto Christoph von Sparr, seinen „höchsten Officier", von Dr. Freiherrn von Schrötter, ferner den des Prof. Krauske über den Fürsten Leopold zu Anhalt-Dessau, den alten Dessauer, und die beiden sehr hübschen Aufsätze von Dr. Hörmann und Baurath Geyer über die Berliner Hofapotheke, den schönen Bau vom Ende des 16. Jahrhunderts, den wir leider, bis auf einen geringen Rest, vor etwa zehn Jahren haben verschwinden sehen. Den interessanten Beitrag des niederländischen Obersten De Bas über die Beziehungen der Häuser Hohenzollern und Oranien schmücken die Bildnisse der jungen Königin Wilhelmina und ihrer Mutter, Königin Emma; und stimmungsvoll schließt den Haupttheil des Bandes eine Studie von Prof. Erich Marcks, „Fürst Bismarck und das Haus Hohenzollern", mit dem wundervollen Bismarck-Porträt von Lenbach. Unter den beigegebenen Miscellen fesseln besonders die vom Archivrath Bailleu mitgetheilten Briefe der Königin Luise. Sie sind ganz in der reizenden Art, die man kennt, französisch, mit hier und da einem deutschen Wort, einem deutschen Satz, datirt aus Pyrmont, Juni und Juli 1806, und gerichtet an ihren Gemahl Friedrich Wilhelm III.

δφ. **Fürst Bismarck.** Neue Tischgespräche und Interviews. Herausgegeben von Heinrich Poschinger. Zweiter Band. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1899.

Der unermüdliche Herausgeber hat uns bereits vier Bände von „Fürst Bismarck und der Bundesrath" einen Band „Die Ansprachen des Fürsten Bismarck aus den Jahren 1848 bis 1894", dann drei Bände des „Bismarck-Portefeuille", endlich einen ersten Band von „Fürst Bismarck. Neue Tischgespräche und Interviews" vorgelegt, den letzteren in zweiter Auflage. Jetzt folgt ein zweiter Band eben dieses Werkes. — Es ist ganz eine Sache des Zufalls und des einzelnen Lesers, was ihm von dieser Sammlung bereits bekannt oder neu sein mag. Das Meiste (oder Alles?) war bereits zu seiner Zeit in den Tagesblättern mitgetheilt. Manches davon, und gerade das Bedeutsamste, ist inzwischen in die „Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst von Bismarck" aufgenommen und neuerdings veröffentlicht worden (so etwa die Begegnung Bismarck's mit dem Könige Wilhelm auf der Station Jüterbogk im October 1862). Daher wirkt das Ganze wie eine emsige Sammlung von Zeitungsausschnitten. Jedoch eine Sammlung von kostbarem Inhalt. Freilich verschieden im Einzelnen. Zumal verschieden je nach der Persönlichkeit der Interviewer und Berichterstatter, unter denen ja gerade seit der Entlassung des Fürsten Bismarck sich recht verschiedenartige Exemplare und Schattirungen an den großen Mann heran gemacht hatten, und in deren Spiegel die mächtige Persönlichkeit sich öfters wie in einem Hohlspiegel dem Publicum zeigt. Der Zauber der Persönlichkeit bleibt trotz alledem stark genug, so daß man gerne immer wieder zu solchem Bande greift, um alt Bekanntes neu zu begrüßen oder an sicherer Stelle neu wieder aufzufinden.

δφ. **Historische Bibliothek.** Herausgegeben von der Redaction der Historischen Zeitschrift. Siebenter Band: Die Berliner Märztage von 1848. Die Ereignisse und ihre Ueberlieferung. Von Dr. Wilhelm Busch, ord. Professor der Geschichte an der Universität Tübingen. München und Leipzig, Druck und Verlag von R. Oldenbourg. 1899.

Nachdem ein halbes Jahrhundert seit den Berliner Märztagen verflossen ist, hat sich in neuester Zeit auch das Quellenmaterial zur genaueren Feststellung der im Streite liegenden Ereignisse und Ursachen vergrößert. Mit gewandter Feder versucht, auf Grund dieses Materials, der Verfasser, eine beglaubigte Darstellung der Vorgänge zu geben, deren Erkenntniß durch der Parteien Haß und Gunst noch immer getrübt wird. Die letzte eingehende Erörterung der Märzereignisse hat Heinrich von Sybel in der „Historischen Zeitschrift" (1889) gegeben. Dieselbe ist wieder abgedruckt in dessen „Vorträgen und Abhandlungen" in der „Historischen Bibliothek". Mit ihr namentlich setzt sich Busch in einem kritischen Anhange, der die positive Darstellung erläutert, des Näheren aus einander. Die Denkwürdigkeiten des Generals von Gerlach, des Kriegsministers von Roon, die Lebenserinnerungen von Werner von Siemens, mancherlei, was in der „Deutschen Rundschau" veröffent-

licht in, und andere ähnliche Publicationen des letzten Jahrzehnts haben zur Ergänzung und Aufhellung der streitigen Fragen gedient.

) **Herzog Ernst von Coburg und das Jahr 1866.** Von Eduard Tempeltey. Berlin, Hermann Paetel. 1898

Zu dem Jansen-Sammer'schen Buche über Schleswig-Holsteins Befreiung (das in dieser Zeitschrift, 1897, Bd. LXXXXI, S. 458 ff., ausführlich besprochen worden ist) steht S. 618 der Satz zu lesen: „Herzog Ernst von Coburg wurde 1866 nur durch die Machtverhältnisse auf Preußens Seite gezwungen." Gegen diesen Satz tritt Tempeltey in der oben erwähnten Schrift den urkundlichen Gegenbeweis dafür an, daß Herzog Ernst nicht aus Zwang, sondern aus vollem freien Entschluß 1866 Preußens Sache ergriff: und das stand im Einklang mit seiner ganzen politischen Vergangenheit, mit seinem unerschütterlichen Glauben an den deutschen Beruf der Hohenzollern und des preußischen Staates, durch die er die Sehnsucht seines Herzens nach dem Deutschen Reiche und dem deutschen Parlament erfüllt zu sehen hoffte. Nur Uebelwollen hat ihm selbstsüchtige Pläne eines phantastischen Ehrgeizes untergeschoben, denen er bei dem nüchternen, praktischen Blick, der ihm eigen war, völlig fern stand: wenn von anderer Seite ihm solche Entwürfe nahe gelegt wurden, schob er sie mit kühlem Lächeln bei Seite. Tempeltey's Schrift ist ein werthvoller Beitrag zur Geschichte des Jahres 1866 und zur unbefangenen Würdigung eines patriotischen deutschen Fürsten; sie erreicht vollständig, was sie will: die Nachwelt darüber zu vergewissern, daß Herzog Ernst, der so gut wie Andere oder noch besser hätte der antipreußischen Strömung nachgeben können, aus eigener Entschließung heraus ihr widerstand, obwohl sein coburgisches Stammland den Bayern offen lag, und mit dem Augenblick, wo der Krieg unvermeidlich ward, sein (vom Bunde für Rastatt bestimmtes) Militär dem König Wilhelm zur Verfügung stellte. Daß er so handelte, obwohl er ursprünglich für den Herzog von Augustenburg gewesen war, gereicht ihm zu ewigem Ruhm: er war immer ein Anhänger Preußens — als der Vormacht Deutschlands.

) **Schlaglichter auf das Mittelmeer.** Von Otto Wachs, Major a. D. Berlin, Mittler & Sohn. 1898.

In acht Capiteln behandelt hier ein den Lesern der „Deutschen Rundschau" wohlbekannter Militärschriftsteller die schwere Frage, welche heute die Mittelmeer-Politik aufwirft, und die Voraussetzungen, welche für ihre Lösung vorhanden sind. Die Capitel betiteln sich: „Die Seewege von Gibraltar", „Die Seepässe zwischen Mittelmeer und Pontus", „Die Thore zwischen den beiden Mittelmeerbecken", „Der Suezkanal", „Das westliche und das östliche Becken", „Der Pontus", „Rückschau und Umschau". In vorzüglicher Weise sind geschichtliche, geographische, militärische und politische Gesichtspunkte von Wachs zur Geltung gebracht: seine Schrift ist ein interessanter und hervorragender Beitrag zur Erkenntniß der politischen Probleme der Gegenwart nicht bloß, sondern auch der nächsten und der ferneren Zukunft: man kann das Studium dieser Arbeit allen Denen, welchen es um tieferes Eindringen in das Verständniß weltgeschichtlichen Ringens zu thun ist, nicht genug empfehlen. Einen einzigen Zug aus der Fülle des Dargebotenen möchten wir nicht übergehen. Cromwell schrieb 1656 an Blake: „Wenn möglich, bemächtigen Sie sich der Stadt und des Castells von Gibraltar. Im Besitze dieses Platzes können wir unsern Handel schützen und den Spaniern alle möglichen Verlegenheiten bereiten; sechs Fregatten hier nützen uns mehr als anderswo eine ganze Flotte." Wie wächst das Bild des großen Protectors durch diesen neuen Erweis genialen Scharfblicks, und wie knapp und sicher sind von ihm in den paar Worten die Erwägungen ausgesprochen, von denen Englands Weltpolitik immerdar ausging und ausgehen wird!

) **Vasco da Gama und die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien.** Auf Grund neuer Quellenuntersuchungen dargestellt. Von Franz Hümmerich. München, C. H. Beck. 1898.

Das vierhundertste Jahr seit der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien ist nicht vorüber gegangen, ohne daß die noch unbezahlte Ehrenschuld an den Entdecker dieses Seeweges, die Darbietung einer guten Beschreibung seines Lebens und seiner Thaten, soweit als thunlich abgestattet worden wäre. Das 1882 in Lissabon erschienene Werk S. M. Latino Coelho's „Vasco da Gama" ist ja ebenso weitschweifig als oberflächlich, und eine andere Biographie gibt es von Gama überhaupt nicht. Nun ist, wie Hümmerich selbst zugesteht, eine Biographie im eigentlichen Sinne mit dem bis jetzt vorhandenen Material noch gar nicht zu schreiben; was aber möglich war, die vorhandenen Quellen zu sichten, namentlich die Frage nach dem Werth des sog. Roteiro und der Lendas da India des Correa zu lösen, das hat Dr. Hümmerich geleistet, und da es ihm überdies bei einem einjährigen Aufenthalt in Lissabon gelang, noch unbenutzte Quellen über Gama's zweite Indienfahrt zu ermitteln, so hat der wackere Gymnasiallehrer in Hof sich zweifellos um die Wissenschaft sehr verdient gemacht. Dem Buch ist ein Bild Gama's in einer schön ausgeführten Photogravüre beigegeben; im Anhang erhalten wir vornehmlich Quellenuntersuchungen und eine Uebersetzung des Roteiro, in dem Hümmerich die Hauptquelle für die erste Indienfahrt Gama's erblickt. Die 105 Seiten umfassende Darstellung selbst ist vom gelehrten Ballast befreit und in fließenden, oft fesselnder Sprache vorgetragen. Gama war nach Hümmerich ein Mann von großer seemännischer Tüchtigkeit, unbeugsamem Muth, harter Thatkraft und zwingender Macht der Persönlichkeit; ohne solche Eigenschaften hätte er die theoretisch schon vor ihm als möglich erkannte, praktisch aber schwierige Fahrt nach Indien nicht vollbracht, und da die Entdeckung des Seewegs nach Indien an Bedeutung hinter der Entdeckung Amerika's nicht zurücksteht, so ist Gama eine weltgeschichtliche Gestalt, nicht bloß ein Held der Portugiesen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 14. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adam. — La force. Par Paul Adam. Onzième édition. Paris, Paul Ollendorff. 1899.

Albalat. — L'art d'écrire enseigné en vingt leçons. Paris, Armand Colin et Cie. 1899.

d'Argenson. — La France au milieu du XVIIIe siècle (1747—1757) d'après le journal du Marquis d'Argenson. Paris, Armand Colin et Cie. 1898.

Bamberger. — Bismarck Posthumus. Von Ludwig Bamberger. Berlin, „Harmonia", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. 1899.

Becher. — Traumbilder. Dichtungen von K. Becher. Neuwied, J. H. Heuser. 1899.

Benz. — Ewig oder zeitlich? Eine philosophische Abhandlung von Friedr. Benz. Zweite Auflage. Zürich, Caesar Schmidt. O. J.

Berr. — L'avenir de la philosophie. Par Henri Berr. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1899.

Birnbacher. — Aus dem Sanatorium. Erzählung von Andrea Birnbacher. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1899.

Biblioteca storico-critica della letteratura Dantesca diretta da G. L. Passerini e da P. Papa — I. Paget Toynbee. Ricerche e note Dantesche. Serie prima. Bologna, Nicola Zanichelli. 1899.

Bleibtreu. — Paris 1870—1871. Von Carl Bleibtreu. Illustrirt von Chr. Speyer. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Blüthen chinesischer Dichtung. Mit 21 reproducirten chinesischen Original-Pinselzeichnungen. Aus der Zeit der Han- und Sechs-Dynastie. Aus dem Chinesischen metrisch übersetzt von A. Forke. Magdeburg, Commissionsverlag: Faber'sche Buchhandlung. 1899.

Boileau. — Die Dichtkunst. Von Boileau. Getreu übersetzt von Peter Lang. Mit Boileau's Bildniß. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. 1899.

Bolliger. — Der Weg zu Gott für unser Geschlecht. Ein Stück Erfahrungstheologie von Dr. Adolf Bolliger. Frauenfeld, H. Huber. 1899.

Borcherding. — Der Heidedichter August Freudenthal. Eine literarische Charakterskizze von Gustav Borcherding. Bremen, Rühte & Schlenker. 1899.

Brandes. — Julius Lange. Von Georg Brandes. Uebersetzt von Alfred Forster. Leipzig, H. Barsdorf. 1899.

Buddhistischer Katechismus zur Einführung in die Lehre des Buddha Gótamo. Von Subhadra Bhikschu. Sechste Auflage. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1898.

Conrad. — Grüße an meine Freunde in New-York. Zum Besten des Deutschen Hospitals. Von Dr. L. Conrad. New-York, Dryfen & Pfeiffer. 1899.

Daudet. — Fahrten und Abenteuer des jungen Shakespeare. Historischer Roman von L. A. Daudet. Autorisierte Uebersetzung von A. Berger. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. O. J.

Deutscher Sprache Ehrenkranz. Was die Dichter unserer Muttersprache zu Liebe und zu Leide singen und sagen. Berlin, Verlag des Allgemeinen deutschen Sprachvereins (F. Berggold). 1898.

Elias. — Das neue Evangelium oder: Die Statue des Menschen. Das Drama der Zeit von C. H. Elias. Zürich, Caesar Schmidt. 1898.

Engel. — Die größten Geister über die höchsten Fragen. Aussprüche und Charakterzüge erster, nicht-theologischer Autoritäten des 19. Jahrhunderts. Zusammengestellt von Dr. phil. H. Engel. Zweite, stark vermehrte Auflage. Leipzig, A. Wehner. O. J.

Fischer. — Russisches Uebungsbuch. Im Anschluß an seine „Russische Sprachlehre" zusammengestellt von A. Fischer. Zweites Heft. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1898.

Friedrichs. — Gesammelte Werke von Hermann Friedrichs. Vier Bände. Berlin, Freund & Jeckel. 1899.

Gatti. — Der König der Juden. Roman von Emerich von Gatti. Zürich, Caesar Schmidt. 1898.

Goethe's Satyros und Prometheus, translated by John Gray and edited by Alexander Tille. Glasgow 1898 (Publications of the Glasgow Goethe society No. II).

Goldstein. — Urchristenthum und Socialdemokratie. Von Dr. Ferdinand Goldstein. Zürich, Caesar Schmidt. 1899.

Gotthelf. — Beiträge zur Erklärung und Geschichte der Werke Jeremias Gotthelfs. Bis zur fünften Lieferung. Bern, Schmidt & Francke. 1898.

Gotthelf. — Volksausgabe seiner Werke im Urtext. Vierter Band. Besorgt von Fr. Kronauer. Bern, Schmidt & Francke. 1898.

Gottwald. — Bismarcks Humor. Heiteres aus dem Leben und Wirken des Altreichskanzlers. Von Alfred Gottwald. Berlin, W. Pauli's Nachf. 1898.

Groos. — Die Spiele der Menschen. Von Karl Groos. Jena, Gustav Fischer. 1899.

Gutfeldt. — Warum? Lieder, Balladen und Romanzen von Ina Gutfeldt. Dritte, bedeutend veränderte und erweiterte Auflage. Bromberg und Leipzig, Erich Hecht. O. J.

Gutfeldt. — „Zirp, Zirp". Waldmärchen von Ina Gutfeldt. Bromberg und Leipzig, Erich Hecht. O. J.

Haacke. — Bau und Leben des Thieres. Von Dr. Wilhelm Haacke. Leipzig, B. G. Teubner. 1899.

Hanstein. — Die Frauen in der Geschichte des deutschen Geisteslebens des 18. und 19. Jahrhunderts von Dr. Adalbert von Hanstein. Erstes Buch. Leipzig, Freund & Wittig. 1899.

Hart. — Der neue Gott. Ein Ausblick auf das kommende Jahrhundert. Von Julius Hart. Mit Kopfleisten von W. Caspari. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. 1899.

Hermann. — Rückblicke und offene Worte über die Errungenschaften der Medicin im 19. Jahrhundert. Vom Primararzte Dr. Josef Hermann. Teschen und Leipzig, Eduard Feitzinger. 1899.

Hirschberg. — Ein deutscher Seeoffizier. Dritte Abtheilung. Aus den hinterlassenen Papieren des Corvetten-Capitän Hirschberg. Herausgegeben von seiner Wittwe. Zweite Auflage. Mit einer Heliogravüre, 14 Karten und 33 Abbildungen im Text. Wiesbaden, Selbstverlag der Herausgeberin. 1898.

Hoffmann. — Julius Sturm. Von Dr. Ferdinand Hoffmann. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1898.

Hoffmann. — Das Gymnasium zu Stolpenburg. Novellen von Hans Hoffmann. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1899.

Hohenzollern-Jahrbuch. — Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen. Herausgegeben von Paul Seidel. Zweiter Jahrgang. Berlin u. Leipzig, Giesecke & Devrient. 1899.

Jackson. — Zoroaster, the prophet of ancient Iran. By A. V. Williams Jackson. New-York, The Macmillan Company. 1899.

Jacobsen. — Kreuz, wende dich! Roman von Friedrich Jacobsen. Leipzig, Georg Wigand. O. J.

Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1898. Fünfter Jahrgang. Herausgegeben von Emil Vogel. Leipzig, C. F. Peters. 1899.

Jugend-Gartenlaube. Farbig illustrirte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend. Herausgegeben von Otto Albrecht. Band XIV. Leipzig, E. Kempe.

Kupelwieser. — Die Kämpfe Oesterreichs mit den Osmanen vom Jahre 1526—1537. Von L. Kupelwieser. Mit 5 Kartenskizzen und einer Beilage. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1899.

Lacroma. — Noli me tangere! Roman von Paul Maria Lacroma. Dresden u. Leipzig, E. Pierson. 1899.

Las Cases. — Napoleon I. Tagebuch von St. Helena. Geführt von Las Cases. Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Zwei Bände. Leipzig, Schmidt & Günther. 1899.

Lintilhac. — Conférences dramatiques. Par Eugène Lintilhac. Troisième édition. Paris, Paul Ollendorff. 1898.

Lipps. — Die ethischen Grundfragen. Zehn Vorträge von Theodor Lipps. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1899.

Lotz. — Ormuzd und Ahriman. Die ethische Frage im Lichte der dualistisch-idealistischen Weltanschauung. Von Rudolf Lotz. Athen, in Commission bei Barth & von Horst. 1898.

Mayer. — Die Bücher Kains vom ewigen Leben. Eine Dichtung von Eduard von Mayer. Zürich und Leipzig, Karl Henckel & Co. O. J.

Merckel. — Die Ingenieurtechnik im Alterthum. Von Curt Merckel. Mit 261 Abbildungen im Text und einer Karte. Berlin, Julius Springer. 1899.

Messer. — Die moderne Seele. Von Max Messer. Leipzig, Hermann Haacke. 1899.

Meyer. — Aus einem Tagebuche des sechszehnten Jahrhunderts. Von Dr. Christian Meyer. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1898.

Meyer. — Das deutsche Volkstum. Unter Mitarbeit von Dr. Hans Helmolt, Prof. Dr. Alfred Kirchhoff u. A. Herausgegeben von Dr. Hans Meyer. Mit 80 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung. Neuer Abdruck. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1899.

Meyer's kleines Konversations-Lexikon. Bd. II, Heft 1—9. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1899.

Meyer. — Kunstverständniß und gesunder Menschenverstand. Ein Vortrag von Prof. Dr. Peter Meyer. Mit Textabbildungen. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Mikalowitsch. — Die Gottwerdung des Menschen. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Von Nikolai Mikalowitsch. Chicago, Im Selbstverlag 1898.

Mirbach. — Die Reise des Kaisers und der Kaiserin nach Palästina. Drei Vorträge von Ernst Freiherr von Mirbach. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1899.

Moeller-Bruck. — Die moderne Literatur in Gruppen- und Einzeldarstellungen. Band 1: Tschandala Nietzsche. Von Arthur Moeller Bruck. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1899.

Müntz. — Leonard de Vinci. L'artiste, le penseur, le savant. Par Eugène Müntz. Ouvrage contenant 238 reproductions dans le texte, 20 planches en taille-douce et 28 planches en couleurs ou en noir dans d'après les œuvres du maitre. Paris, Hachette et Cie. 1899.

Offermann. — Die verfassungsrechtliche Vervollkommnung Oesterreichs. Von Alfred Freiherr von Offermann. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1899.

Pick. — Erfurter Theatervorstellungen in der guten alten Zeit. Von Dr. Albert Pick. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Potocka. — Comtesse Aura Potocka. Voyage d'Italie (1826—1827). Publié par Casimir Stryienski. Paris, Librairie Plon. 1899.

Puttkamer. — Aus Vergangenheiten. Ein elsässisches Balladenbuch von Alberta von Puttkamer. Mit reichem Bilderschmuck von C. Spindler. Straßburg, Schlesier & Schweikhardt. 1899.

Ragnisco. — I dolori della cività e il loro significato. Di Pietro Ragnisco. Venezia, C. Ferrari. 1898.

Rickert. — Culturwissenschaft und Naturwissenschaft. Ein Vortrag von Dr. Heinrich Rickert. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1899.

Rommel. — Das Recht zu leben oder der Völkerfrühling. Sociale Betrachtungen über Krieg, menschliches Elend, Duelle, Todesstrafen und Tödtungen in Nothwehr und Nothstand. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage von Dr. jur. O. Rommel. München, August Schupp. 1899.

Rosenstengel. — Hebung des Schulturnens durch Vereinfachung desselben zu Gunsten des Spiels und der volksthümlichen Uebungen. Von Arthur Rosenstengel. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Ruederer. — Wallfahrer-, Maler- und Mördergeschichten. Von Josef Ruederer. Erstes und zweites Tausend. Berlin, Georg Bondi. 1899.

Ruland. — Ueber musikalische Erziehung. Von Dr. Wilhelm Ruland. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Schenk. — Schönheit und Liebe. Ein philosophischer Versuch. Von Dr. phil. Josef Schenk. Meran, F. W. Ellmenreich. 1899.

Schwann. — Sophia, Sprossen zu einer Philosophie des Lebens. Von Mathieu Schwann. Leipzig, C. G. Naumann. 1899.

Schmidt. — Das Gesetz der deutschen Prosa. Mahnwort für Schriftsteller und Journalisten. Von Julius Schmidt. Wien, Friedrich Beck. 1898.

Siebs. — Deutsche Bühnenaussprache. Ergebnisse der Berathungen zur ausgleichenden Regelung der deutschen Bühnenaussprache, die vom 14. bis 16. April 1898 im Apollosaale des Königlichen Schauspielhauses zu Berlin stattgefunden haben. Im Auftrage der Commission herausgegeben von Theodor Siebs. Berlin, Köln und Leipzig, Albert Ahn. 1898.

Simonsfeld. — Wilhelm Heinrich Riehl als Culturhistoriker. Festrede von Henry Simonsfeld. München, Verlag der königl. bayer. Akademie. 1898.

Strockrjan. — Adler oder Dannebrog? Eine Antwort gegen die dänische Lostrennungspartei Nordschleswigs von Karl Strockrjan. Berlin, Hermann Walther.

Tews. — Die Entwicklung des preussischen Volksschulwesens in dem Jahrzehnt 1886—1896. Von J. Tews. Bonn, Berlin und Leipzig, F. Soennecken. (Sammlung pädagogischer Vorträge. Band XI, Heft 10.)

Tschudi. — Kunst und Publicum. Rede zur Feier des Allerhöchsten Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs am 27. Februar 1899 in der öffentlichen Sitzung der Königl. Akademie der Künste, gehalten von Prof. Dr. Hugo von Tschudi. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Voirol. — En vue du desarmement (Autour d'un projet). Par Sebastien Voirol. Paris, A. Challamel. 1899.

Walther. — Bismarck in der Caricatur. 230 französische, englische, russische, italienische, amerikanische, österreichische, deutsche, Schweizer ꝛc. Caricaturen. Gesammelt und mit erläuterndem Text versehen von M. Walther. Stuttgart, Franck'sche Verlagsbuchhandlung.

Wenzel. — Gemeinschaft und Persönlichkeit. Ihr Zusammenhange mit den Grundzügen geistigen Lebens. Ethische und psychologische Studien. Von Dr. Alfred Wenzel. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder).

Wolf. — Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation. Von Gustav Wolf. Erster Band. Zweite und dritte Abtheilung. Berlin, Oswald Seehagen's Verlag (Martin Hoefer).

Wolff. — Grundriß der preußisch-deutschen socialen und Volkswirthschafts-Geschichte vom Ende des dreißigjährigen Krieges bis zur Gegenwart (1640—1898). von Emil Wolff. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1899.

Wölfflin. — Die classische Kunst. Eine Einführung in die italienische Renaissance. Von Heinrich Wölfflin. Mit 110 erläuternden Abbildungen. München, F. Bruckmann A.-G. 1899.

Zerfall, Der, der conservativen Partei im Kampf Preußens gegen Deutschland. Zürich, Caesar Schmidt. 1898.

Zinnow-Klemm. — Verbannt. Trauerspiel in fünf Acten. Von Karl Zinnow und Wilhelm Klemm. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1899.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING SECT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.98

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY